Cyclus

historisch-romantischer Schilderungen

aus

Oesterreichs neuester Geschichte.

Band 11 bis 13:

Zwischen Krieg und Frieden

oder

Nach Custozza und Königgrätz.

Band 1 bis 3 enthält:

1866 oder Custozza und Königgrätz.

Band 4 bis 6:

Banditen im Frack.

Band 7 bis 10:

Mexiko oder Republik und Kaiserreich.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

Zwischen Krieg und Frieden

oder

Nach Custozza und Königgrätz.

Historisch romantisches Zeitgemälde

aus

Oesterreichs neuester Aera

von

Lurian Herbert.

A. Hartleben's
Verlag
Wien & Pest

Zwischen Krieg und Frieden

oder

Nach Custozza und Königgrätz.

Historisch-romantisches Zeitgemälde

aus

Oesterreichs neuester Aera

von

Lucian Herbert.

Erster Band.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1868.

Vorwort.

Als ich genau vor einem Jahre dieses Werk zu schreiben begann, befand sich Oesterreich in einer eigenthümlichen Uebergangssituation. Wie Rußland nach dem Falle von Sebastopol, so zog es sich nach der Katastrophe von Königgrätz auf sich selbst zurück — es begann sich zu sammeln. Wozu es bereits nach Solferino einen leider nur zu schwachen und kurzathmigen Anlauf genommen, das schien es nach dem Unglück von Königgrätz mit aller Kraft und Energie vollführen zu wollen. Es schickte sich an, Ordnung zu machen in seinem Hause.

Das Chaos, welches in Oesterreich eine traurige Permanenz erlangt hatte, fing an, sich zu klären; der Höhepunkt der Verwirrung, die nur jener vergleichbar war, welche einst beim babylonischen Thurmbau geherrscht, war überwunden; der Pessimismus, der sich wie eine Boa-Constrictor lebenzermalmend um alle Verhältnisse rankte, begann langsam zu weichen — kurz, Alles ließ erwarten, daß jene Schwarzseher nicht Recht behalten sollten, welche den unheimlichen Vers Dante's: „lasset alle Hoffnung fahren", zur Devise Oesterreichs machen wollten.

Noch war freilich das Ei des Columbus nicht aufgestellt, die Einigung der Nationen nicht ganz erzielt — aber der Ruf: „Land! Land!" der nach endlos scheinender Fahrt die Freunde des Columbus so entzückt, ertönte doch im Frühling 1867 bereits vernehmlich; die archimedische Schraube, welche die Reichshälfte jenseits der Leitha wieder an Oesterreich binden sollte, war gefunden, wenn auch der Schöpfungsproceß Neu-Oesterreichs noch nicht so weit gediehen war, daß wir festen Boden unter uns gehabt hätten. Noch zitterte der Angstschrei der Völker nach Licht, nach mehr Licht in der Luft, ohne daß

man mit Bestimmtheit hätte sagen können, ob dem heißen Völkerwunsche auch wirklich die befriedigende Formel Antwort geben würde: „und es ward Licht!"

Im Frühling 1868 aber ist es Licht geworden — in dem Augenblicke, wo ich diese Zeile schreibe, trägt der Telegraph die Kunde nach allen Windrosen, daß Wien in einem Lichtmeere strahlt, um die denkwürdige Abstimmung der österreichischen Lords zu feiern, welche Bresche in das Concordat geschossen.

Ja, es ist Licht geworden im Frühling 1868; der Ausgleich zwischen Ost- und West-Oesterreich ist eine vollzogene Thatsache, und das so viel verleumdete Institut der Delegationen hat sich als lebenskräftig erprobt. Oesterreich hat eine freisinnige Verfassung, und seine Lords sind, was den Ausbau dieser Verfassung anlangt, in glückverheißender Uebereinstimmung mit dem Volkshause und dem parlamentarischen Ministerium.

Das vorliegende Werk schildert nun, wie sich dieser Umschwung zum Besseren vorbereitet hat, wie die Rückschrittspartei nicht müde wurde, ihre Fäden im Geheimen zu spinnen, um den Neubau Oesterreichs zu hindern oder wenigstens aufzuhalten, wie das starre non possumus, welches Feudalismus und Clericalismus dem Constitutionalismus entgegensetzten, endlich doch wie ein Schaum in wesenloses Nichts zerfloß und die Reaction mit ihren Plänen schließlich doch Fiasco machte.

Ich habe jetzt nur noch den Titel des Werkes zu rechtfertigen.

„Zwischen Krieg und Frieden" nannte sich die politische Lage Oesterreichs und Deutschlands, seit der letzte Kanonenschuß von Königgrätz verhallt war — und noch heute steht Deutschland auf der Wacht und kann sich des Friedens nicht recht freuen, weil es noch immer ungewiß ist, ob ihm der Franzmann diesen Frieden auf die Länge gönnen wird. Wer kann sagen, ob der Trommelschall Deutschlands Söhne nicht über Nacht zum Kampfe ruft, damit sie Lücke nach Lücke in die Reihen des Feindes reißen wie 1813? Wer kann sagen, ob es nicht schon morgen gilt, mit der deutschen Zündnadel gegen die

halbe Million der Chassepots anzustürmen, die ihre Mündungen gegen den Rhein kehren?

Diese Zeit der Ungewißheit sollte das vorliegende Werk zur Anschauung bringen, indem es dem Leser den Einblick eröffnete in die Welt jener geheimnißvollen Vorgänge, deren mephistophelische Tendenz dahin ging, den unbehaglichen Zustand von „Zwischen Krieg und Frieden" in's Endlose zu verlängern, Oesterreichs Kräftigung und Deutschlands Einigung möglichst lange hinauszuschieben, während auf der anderen Seite eine ehrliche Gegenbewegung die großen Fragen, welche die Gegenwart erfüllen, möglichst rasch zum Austrag zu bringen suchte.

Indem ich den modernen Bestrebungen in Oesterreich und Deutschland das Wort redete, versuchte ich alle jene großen und aufregenden Fragen, welche heute die Welt bewegen, in das Bereich der Discussion zu ziehen. Ich habe die orientalische wie die römische Frage gestreift, und alle großen Ereignisse, welche sich seit Königgrätz zugetragen, zu einem möglichst einheitlichen Ensemble zu verweben gesucht, welches ich durch prägnante, zeitgenössische Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben der in den Gang der Handlung eingreifenden historischen Persönlichkeiten noch mehr zu beleben trachtete.

Die Luxemburger Affaire, die Moskaufahrt, die ungarische Königskrönung, das Attentat Berezowsky, Napoleon's Salzburgfahrt, die fortgesetzten Bestrebungen der feudalen und kirchlichen Partei, den Fortschritt der Dinge in Oesterreich zu hindern, das Hangen und Bangen in schwebender Pein, ob der innere Ausgleich in Oesterreich wirklich zu Stande kommt, ob sich auf den Trümmern des Concordates ein neues, frisches Staatsleben erheben wird: das waren die Bausteine, die ich als Grundlagen für mein auf den verschiedensten Schauplätzen, in Paris, Berlin, Wien, Salzburg, Pest, Prag, Agram, Krakau und auf ziemlich durchsichtig angedeuteten Schlössern der österreichischen Aristokratie sich abspielendes Werk benützt habe, in welchem ich Persönlichkeiten, wie Napoleon, Bismark, König Wilhelm, hochgestellte österreichische und ungarische Cavaliere und Kirchenfürsten auftreten, und Frauen der Aristokratie den Faden der Intrigue ge-

schäftig spinnen ließ, Alles vermeidend, was das Werk zu einem gewöhnlichen, auf die bloße Neugierde spekulirenden Sensationsroman hätte herabdrücken können.

Wer von meinen früher erschienenen zeitgenössischen Romanen Notiz genommen hat, wird leicht erkennen, daß sich „Zwischen Krieg und Frieden“ als neues Glied an jenen, die Geschichte unseres Jahrhunderts in populärer Romanform widerspiegelnden Cyclus historischer Romane anreiht, der mit meinem „Louis Napoleon“ und „Napoleon III.“ beginnt, sich im „Carlo Alberto“ und „Victor Emanuel“ fortsetzt, und in „Nikolaus und Metternich“ und dem vorliegenden Werke ausklingt.

Prag, am Tage nach der Abstimmung des österreichischen Herrenhauses über das Concordat.

Lucian Herbert.
(Julius Gundling.)

I.

Das Nachtlager von Prag.

Der Friede von Nikolsburg war geschlossen.

Der König von Preußen hatte die zwischen den beiden Ministern Mensdorff und Bismark vereinbarten Punktationen kaum unterschrieben, als er sich auch schon in den Wagen setzte, um nach seinen Staaten zurückzukehren, welche er vor fünf Wochen verlassen hatte.

Am ersten Juli hatte er Böhmen betreten, am ersten Juli hatte er sein erstes Nachtquartier auf österreichischem Boden aufgeschlagen — am dritten August wollte er zum letzten Male in einer österreichischen Stadt übernachten.

Was lag nicht Alles zwischen jenem Nachtlager von Sichrow am Vorabend der Schlacht von Königgrätz und zwischen diesem Nachtlager von Prag, dem der König nun eben so leichten Muthes entgegen ging, als er sich mit schwerem Herzen in Sichrow zur Ruhe gelegt! Damals war er einem Riesenkampfe, einer Entscheidungsschlacht entgegengegangen, von deren Erfolge es abhängen sollte, ob die von dem Hause Hohenzollern seit fünfzig Jahren mit zäher Beharrlichkeit angestrebte Suprematie in Deutschland zur Wahrheit werden oder in Nebel und Dunst zerrinnen würde — heute war die alte deutsche Fehde zu seinen Gunsten entschieden, der große Sieg durch einen Frieden besiegelt, der Preußen Alles gewährte, was seine Diplomaten in ihren kühnsten Träumen angestrebt, der es zur führenden Macht in Deutschland machte.

Als König von Preußen hatte Wilhelm der Erste, von Berlin kommend, am ersten Juli Böhmen betreten . . . als er sich jetzt, von Nikolsburg kommend, Böhmen wieder näherte, war er der faktische Kaiser von Deutschland.

Nur der Titel fehlte noch — alles Andere war fertig, trotz der Fiction der Mainlinie, die den Diplomaten in Nikolsburg so viel zu schaffen gemacht.

Während sich österreichische und französische Staatsmänner in Nikolsburg im Schweiße ihres Angesichtes abmühten, die Mainlinie durch recht feste, uneinnehmbare papierene Bollwerke zu sichern, lächelte der König, lächelte sein Premier, und lächelnd unterschrieben beide die Friedenspräliminarien . . . das Papier ist ja geduldig . . . wie viele „ewige" Friedensschlüsse sind nicht schon unterschrieben worden mit dem Hintergedanken, sie nur so lange und in soweit zu halten, als es dem, der das Heft in Händen hat, eben convenirt . . . warum sollte der Sieger von Königgrätz vor dem Main nicht Halt machen — auf dem Papiere?

Der Mann, der vor sechs Jahren den Frieden von Villafranca schloß und ihn so loyal hielt und ausführte, hat ja seine Hand auch in Nikolsburg im Spiele . . . er ist es, dem an der Mainlinie so viel gelegen ist, der ein großes, einiges Deutschland an seinen Grenzen nicht vertragen kann . . . er mag sich beruhigen, die Lehre von Villafranca ist keine verlorene.

Die Fürsten von Toscana und Modena kehren in ihre Staaten zurück, sagte der gewandte Mann, der in Nikolsburg vermittelte, nicht so in Villafranca?

Warum hätten sich König Wilhelm I. und Bismark in Nikolsburg nicht verpflichten sollen, die Mainlinie zu respektiren? Sie brauchten nur an Villafranca zu denken . . . unterschreiben und halten ist zweierlei.

Und sie dachten an Villafranca und unterschrieben.

Jetzt fahren sie nach gut vollbrachtem Werke strahlenden Gesichtes durch die Straßen von Prag. Im Bahnhofe hat sie der Bürgermeister empfangen, ihre Soldaten machen Spalier in der Bahnhofstraße, Hurrahrufe erfüllten die Luft, das Bataillon, welches vor dem Gasthofe „zum blauen Stern" aufmarschirt ist, präsentirt das Gewehr, die Musik stimmt das „Heil Dir im Siegeskranz" an — die Kutschen biegen in den Thorflur ein, Soldaten säubern den Platz vor dem Hotel und drängen die tausendköpfige Menge zurück. Diese weicht nur mit Widerstreben vom Platz, und Aller Augen klammern sich an die Fenster des Gasthofes, auf dem mit schwarzweißen Fahnen geschmückten Balkon, hinter welchem man die für den König reservirten Zimmer vermuthet.

In der That erscheint der König, bald nachdem er sein Zimmer betreten, an einem der Fenster, um einen Blick auf die Straße zu werfen, in welcher das bunteste Gewühl herrscht. Kaum daß sich die Wä-

gen, welche die Suite des Königs nach den für sie ausgemittelten Wohnungen führen, durch das Pêle-mêle von blauen Uniformen, bürgerlichen Röcken und Crinolinen Bahn zu brechen vermögen, denn auch hier hat das schöne Geschlecht zu der Schaar der Neugierigen, die heute Nacht nicht schlafen könnten, wenn sie den König und „den Bismark“ nicht gesehen hätten, ein tüchtiges Contingent geliefert.

Der Zug der Wagen will kein Ende nehmen, Fiaker nach Fiaker rollt dahin und die Stadt hat deren nahezu hundert beigestellt, um das in den buntesten und malerischesten Uniformen steckende Gefolge des Königs unter Dach zu bringen.

Während die Menge die preußischen Offiziers-, Hof- und Beamten-Uniformen studiert, tauschen zwei preußische Soldaten, die in der Gegend des in schwarzweißem Fahnenschmucke prangenden Pulverthurmes Posto gefaßt, folgende Bemerkungen aus:

„Der König sieht gut aus!“ sagt der Eine, den die gelben Kragenlitzen als Unteroffizier kenntlich machen, mit einem Blicke auf den König. „Er scheint auch ziemlich heiter zu sein.“

„Hat auch Ursache dazu!“ stimmte der Andere zu. „War das nicht der Prinz Carl, mit dem er sich eben unterhalten hat?“

„Alleweil derjenige, welcher!“ sagte der Unteroffizier in scherzhaftem Tone. „Der jetzt zum König tritt, das ist der Stadtcommandant General Erich. Sehen Sie mal, wie er lebhaft gestikulirt, ganz so, als ob er auf dem Rathhause wäre und von den Vätern der Stadt Entschädigung dafür verlangte, daß die Garnison von Theresienstadt einen Ausfall gemacht hat.“

„Vielleicht erzählt er dem König von diesem Ausfall!“ meinte der Andere. „Aber guck mal im zweiten Stock — das Gesicht mit dem Klemmer auf der Nase, — ist das nicht Bismark?“

„In der That — das ist der feine Mann! Wie er auslugt — was denken Sie, bringen wir ihm ein Hurrah?

„Lassen wir's ein stilles, innerliches sein!“ entgegnete der Andere mit einem schlauen Lächeln.

„Was er sich vor unser stilles Hurrah kauft!“ lachte der Unteroffizier. „Na, dann nicht, wenn Sie das laute Hurrah genirt!“

„Wie sich die Zeiten ändern!“ bemerkte der Andere. „Wenn wir ihn vor zwei Monaten, als er eben daran war, den Krieg anzuzetteln, in unserer Gewalt gehabt hätten, würden wir ihm am liebsten den Hals umgedreht haben!“

„Ja wohl!“ ergänzte der Unteroffizier. „Und jetzt sagen wir: darum keine Feindschaft nicht!“

Während sich die beiden Soldaten in dieser harmlosen Art vom Könige und von Bismark unterhielten, setzten sich diese im Speisesaale des blauen Sterns zur Tafel.

Während derselben geschah es zum ersten Male, daß der König einen Premier mit Graf anredete.

Der Kronprinz hatte eine Anekdote erzählt, die den König ungemein belustigte. Der Premier, der seine Aufmerksamkeit eben nach einer andern Seite hin gerichtet und die Erzählung des Kronprinzen überhört hatte, wurde durch den ungezwungenen Heiterkeitsausbruch des Königs zum Aufhorchen vermocht. Er streckte den Kopf neugierig vor, als bedaure er, daß ihm etwas Interessantes entgangen sei, und als brenne er vor Begierde, das Versäumte nachzuholen. Der König nahm von der Begierde seines Premiers Notiz und wandte sich an seinen Sohn mit den Worten:

„Erzähle das noch einmal dem Grafen Bismark!“

Kommende Ereignisse pflegen ihre Schatten vorauszuwerfen — durch den Speisesaal des blauen Sterns in Prag huschte in diesem Augenblicke der Schatten künftiger Standeserhöhung und . . . Dotation!

Das Diner, welches der König von Preußen im blauen Stern einnahm, ist aber noch nach einer anderen Richtung hin zu einer gewissen Celebrität gelangt.

Es entspann sich nämlich darüber später der berühmte Streit, ob es der König bezahlt habe. Ein Pariser Blatt behauptete nämlich das Gegentheil und es wurde ihm deßwegen auf Andringen der preußischen Gesandtschaft in Paris der Prozeß gemacht, der mit der Verurtheilung des Blattes endigte. Der Pächter des blauen Stern's gab den Gerüchten, daß der König von Preußen vergessen habe, in Prag seine Zeche zu bezahlen, ein kategorisches Dementi durch eine in den Blättern veröffentlichte Erklärung, daß Alles in Ordnung sei. Später meldete der Pächter aber doch bei der Commission, welche die Kriegsschäden zu ermitteln hatte, den Ersatzanspruch auf eine Summe an, die sich auf den Aufenthalt des Königs in seinem Hotel bezog. Für diese Summe langte jedoch bald darauf vollständige Deckung aus Berlin an.

Während sich der König von der Tafel erhob, näherte sich ihm ein Adjutant mit der Meldung, daß ein Offizier aus dem baierischen

Hauptquartier eingetroffen sei, der Seiner Majestät vorgestellt zu werden wünsche.

Der König winkte seinen Premier herbei und gab ihm den Auftrag, mit dem baierischen Abgesandten zu verhandeln, während er eine Fahrt nach dem Hradschin unternehmen würde, wo der preußische Generalgouverneur Vogel von Falkenstein und der Stadtcommandant wohnten, und die preußischen Militärkanzleien untergebracht waren.

Der König nahm in einem einfachen Fiaker Platz und bediente sich des biedern Rossebändigers zugleich als Cicerone. So oft ihm während der Fahrt ein Gebäude besonders auffiel, erkundigte er sich bei dem Kutscher, wem es gehöre. Zuweilen richtete er die betreffenden Fragen selbst an den Fiaker, zuweilen diente ihm sein Adjutant, der neben ihm saß, als Dolmetsch.

In der Neuen Allee ließ er in der Nähe des Schlick'schen Palais einen Augenblick halten, um einige Worte mit dem Prinzen Carl zu wechseln, der die Stadt zu Fuße durchwanderte, und eben in Begleitung mehrerer Offiziere aus einem Handschuhmacherladen trat.

Die Handschuhmacher gehörten zu jenen Handwerkern und Geschäftsleuten, welche während der preußischen Occupation die glänzendsten Geschäfte machten. Noch besser erging es freilich den Geschäften, die Nippsachen, Meerschaumartikel und dergleichen führten. Die preußischen Offiziere und Soldaten kauften in Prag an Meerschaumpfeifen und Cigarrenspitzen zusammen, was sie nur auftreiben konnten, und nahmen dabei manche Meerschaumimitation gläubig in den Kauf.

Ein in Prag wegen seiner Aehnlichkeit mit einer bekannten Persönlichkeit sehr bekannter Hausierer verfiel auf die geniale Idee, am Abend von Gasthaus zu Gasthaus, von einem Restaurationsgarten zum andern zu gehen, und überall Licitationen seines ambulanten Waarenlagers zu veranstalten, welches aus lauter Cigarrenspitzen aus nachgemachtem Meerschaum bestand. Er kannte die Schwäche der preußischen Krieger für Meerschaum eben so gut wie ihre geringe Unterscheidungsfähigkeit der Echtheit der Waare, und war um pompöse Namen nie verlegen.

„Meine Herren," rief er, sich in die Mitte des Saales oder Gartens stellend, „neueste Sadowa-Cigarrenspitzen, echter Meerschaum, fünfzig Kreuzer das Stück — wer gibt mehr? Fünfzig Kreuzer zum ersten Mal — sechszig Kreuzer — siebzig — achtzig — ein Gulden — ein Gulden zehn Kreuzer zum ersten — zum zweiten — ein

Gulden zwanzig Kreuzer zum ersten, zum zweiten, zum — dritten Male! Hier ist die Sodowa-Meerschaumspitze, mein Herr! Hier habe ich noch eine viel schönere — siebzig Kreuzer zum ersten Mal — fünfundsiebzig — neunzig."

So ging es fort, die Soldaten überboten einander, und der schlaue Hausirer wurde in einem Handumdrehen ein Dutzend Cigarrenspitzen los. Jeder deutsche Krieger wollte aus den böhmischen Quartieren eine Erinnerung nach Hause bringen, und als solche empfahl sich durch ihre pompöse Etikette, ihre Nützlichkeit, Wohlfeilheit und ihr schönes, jungfräulich weißes Aussehen eine S a d o w a - Cigarrenspitze von unzweifelhaft echtem Meerschaum am besten.

Wir aber dürfen über dieser kleinen Abschweifung den König nicht aus den Augen verlieren, der jetzt einen Blick auf die Sparcassa wirft, die zu den schönsten Gebäuden Prags gehört.

Ihre weiten, schönen Räume sind verödet, ihre Beamten sonnen sich in Ischl, ihre Cassen ruhen sicher in Linz, wohin man sie Angesichts des anrückenden Feindes in ruhigen Gewahrsam gebracht hat. An den Straßenecken kleben zwar Plakate, welche preußische Lockrufe enthalten, und allen Geldinstituten freies Geleite und unbehinderte Gebarung garantiren — aber die Geldhüter trauen dem Landfrieden noch nicht ganz und denken: sicher ist sicher. Sie stellen sich gegen die Syrenenrufe schwerhörig, die Nationalbank sagt zur Escomptebank, diese wieder zur Sparkassa: Hiesel, geh' Du voran, Du hast hohe Stiefel an — und da Niemand vorangehen will, so bleiben vorläufig alle wo sie sind.

Der König fährt nun über die Kettenbrücke und den Augezd — in letzterem Stadttheile fällt ihm die Gensdarmeriecaserne und das derselben gegenüberliegende fürstlich R o h a n'sche Palais auf.

Bezüglich der ersteren belehrt ihn der Fiaker, daß in der jetzigen Caserne ehedem die Post, und vor dieser ein Theater untergebracht gewesen.

Was aber das Palais des Fürsten R o h a n betrifft, so braucht der Cicerone nur den Namen des Fürsten anklingen zu lassen, um den König nachdenklich zu machen.

Dieser kennt den Fürsten, der die stolze Devise Rohan je suis im Wappen führt, und eine der liebenswürdigsten und populärsten Persönlichkeiten Prags ist, persönlich genau. Er hat in den Tagen der Gasteiner Conferenz fast täglich mit dem Fürsten gejagt, der seine

ausgebreiteten Jagdreviere im Salzburger Hochlande hat, und in einem Rohan'schen Leibstutzen steht eingravirt, daß der König von Preußen mit demselben in Gastein im Herbst 1865 sechs Gemsen geschossen habe.

„Erinnern Sie sich noch unseres Einzuges in das Schloß des Fürsten Rohan am Abend des ersten Juli?" frug der König, während der Fiaker langsam am Rohan'schen Palais vorüberfuhr, aus dessen Fenstern, so weit sie nicht dicht verhängt waren, preußische Offiziere heraussahen, den Adjutanten, der neben ihm saß.

„Sehr genau, Majestät!" entgegnete dieser. „Wir haben selten so schön logirt wie in Sichrow."

„Ja, ja," gab der König lächelnd zu, „Fritz hat das sehr gut mit uns gemeint, als er mir telegraphirte, ich möge nicht in Reichenberg im Schloße des Grafen Clam-Gallas übernachten, sondern nach Sichrow kommen, wo er im Schloße des Fürsten Rohan sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es ist schön in Sichrow — man sieht bei jedem Schritte, daß ein kunstsinniger Mann dort waltet — ich möchte es wohl einmal in ruhiger Zeit wiedersehen! Haben Sie damals nicht vergessen, dem Fürsten Rohan zu telegraphiren?"

Die Frage des Königs bezog sich auf einen Vorfall, der sich während seines Aufenthaltes in Sichrow zugetragen hatte.

Daselbst hatte in den letzten Junitagen der Prinz Friedrich Carl sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er hatte die Zimmer des Fürsten mit Beschlag belegt, und seine Leute untersuchten die fürstlichen Weinkeller so gründlich und eingehend, daß von achtzehnhundert Flaschen bald nur eine einzige übrig blieb. Nebst dem Weine ließen sie sich ganz besonders das Eingesottene schmecken. Das waren natürlich harmlose Delikatessenrazzien, die sich leicht verschmerzen ließen. Aber es stand ungleich Werthvolleres auf dem Spiele. Wenn die Preußen den herrlichen Wildpark verwüsteten, so konnten Hunderttausende verloren gehen.

Der fürstliche Hofrath kam daher, als ein treuer Diener seines Herrn, auf den Einfall, sich den Besuch des Königs zu Nutzen zu machen. Nachdem er am Abend des ersten Juli den König durch die Zimmer der Fürstin bis zu dem Schlafzimmer dieser letzteren geführt hatte, in welchem heute der König schlafen sollte, erbat er sich von letzterem die Gnade, dem Fürsten telegraphiren zu dürfen, daß in Sichrow trotz der Invasion Alles unversehrt sei.

Der König hatte die Bitte nicht übel vermerkt und es auf sich

genommen, dem Fürsten selbst nach Werfen, wo er sich eben aufhielt, in beruhigendem Sinne zu telegraphiren. Zugleich hatte er, den wahren Sinn der Bitte errathend, Befehl gegeben, daß Sichrow in jeder Beziehung und von jeder preußischen Truppe, die es fernerhin noch betreten würde, nach Möglichkeit geschont werde.

Der fürstliche Rath hatte daher seinen Zweck, das Schloß gleichsam unter den Specialschutz des Königs zu stellen, erreicht.

Der Adjutant war in der Lage, die Frage des Königs, ob er das Telegramm damals besorgt habe, bejahen zu können.

Der König setzte seinen Weg nach der Hradschiner Königsburg fort — an der Statue des Vaters Radetzky vorbei, wo ihn eine Truppe preußischer Landwehr begrüßte, und die steile Spornergasse hinan, in welcher aus den Palästen der böhmischen Cavaliere preußische Offiziere und Soldaten hinaussahen.

Als er nach einem halbstündigen Aufenthalte in der Burg in sein Hôtel zurückkehrte, gab er dem Fiaker, den selbstverständlich die Stadt beigestellt hatte, einen Dukaten als Trinkgeld.

Bismark erwartete den König und dieser frug ihn, als er sich mit ihm allein sah:

„Was will der bairische Offizier?“

„Er kommt von München und hat die Mission, die Willensmeinung Euerer Majestät über den Ort auszuforschen, wo die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten gepflogen werden sollen!“

„Er kommt aus Baiern und kann nur für Baiern das Wort führen — haben Sie ihm das begreiflich gemacht?“ sagte der König herb und bestimmt.

„Ich habe es ihm gesagt!“ entgegnete Bismark. „Für uns gibt es wohl einen Südstaatenbund der Zukunft — wenigstens haben wir einen solchen in Nikolsburg im Principe concedirt — aber keine süddeutsche Kriegsgenossenschaft. Will Würtemberg den Frieden, muß es für sich wegen desselben unterhandeln, ganz so wie es Baden und Hessen bereits thun. Wir müssen Baiern die Großmannsgedanken austreiben und ihm den Glauben benehmen, daß wir es als natürlichen Wortführer der kleineren süddeutschen Staaten gelten lassen!“

Der König nickte zufriedengestellt mit dem Kopfe.

„Ich sagte ihm weiter, Baiern möge seine Diplomaten nach Berlin schicken, wenn es den Frieden will!“ fuhr Bismark fort. „Nachdem ich ihn ausgeholt und mich überzeugt hatte, das er unmittel-

bar vom König komme, und von diesem und vom Minister von der Pfordten angewiesen sei, selbst die vertraulichsten Mittheilungen entgegenzunehmen, schlug ich auf den Strauch und machte oberflächliche Andeutungen."

„Vorsichtig, Bismarck, vorsichtig!" sagte der König in besorgtem Tone, indem er dem Premier mit dem Finger drohte.

„Majestät können unbesorgt sein!" beeilte sich Bismarck zu bemerken. „Ich beschränkte mich darauf, dem Abgesandten gegenüber hinzuwerfen, daß wir es mit Baiern so oder so halten wollen, je nachdem es sich so oder so zu uns stellt!"

„Sie haben nicht viel riskirt mit Ihrer vertraulichen Eröffnung!" lachte der König.

„Da es sich nur um einen Wink handelte, glaube ich genug gesagt zu haben!" meinte Bismarck, in das Lachen mit einstimmend. „Haben wir den baierischen Unterhändler erst in Berlin, werden wir deutlicher zu ihm sprechen. Dort wollen wir ihm reinen Wein einschänken und ihm sagen, was wir von der Mainlinie denken und wie wir sie auffassen. Dort wollen wir Baiern die Alternative stellen: entweder eine Gebietsabtretung, an der es verbluten soll, oder ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen. Es mag wählen."

Der König nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Würtemberg stellen wir vor dieselbe Wahl. Ich glaube, es wird sich eben so wenig besinnen."

„Halb ziehen wir es, halb sinkt es hin!" bemerkte Bismarck sarkastisch. „Baden ist bereits in unsere Arme gesunken. Nachdem wir so die Feinde von gestern zu unseren Verbündeten für die Zukunft gemacht, können wir ruhig abwarten, wie sich Frankreich gegen uns stellt. Will es uns behandeln wie Italien, will es sich dafür bezahlt machen, daß wir gewachsen sind, so werden wir ihm eine Ueberraschung bieten, auf die es nicht gefaßt war. Wir werden Napoleon zeigen, daß er sich denn doch geirrt habe, wenn er einmal gesagt hat, „Deutschland werde es sich, selbst wenn es sich einmal in Marsch setze, unterwegs gar bald wieder bequem machen und bei der ersten Station Halt machen, wenn es nicht einfach wieder umkehrt."

Die letzten Worte waren eine boshafte Anspielung auf einen Ausspruch, den Napoleon beim Empfange der Nachricht gethan hatte, daß der Kaiser von Oesterreich im Sommer 1863 die Initiative in der deutschen Frage ergriffen, und den deutschen Fürsten ein Rendezvous in Frankfurt gegeben habe.

Der Kaiser der Franzosen rief damals aus:

„Mein gutes, altes Deutschland! Es begibt sich auf die Reise, und diesmal unter der Führung eines jungen Fürsten. Aber Deutschland ist gewohnt, es sich unterwegs bequem zu machen, und bei der ersten Station wird es Halt machen, wenn es nicht einfach wieder umkehrt."

„Wenn wir aber auch im Stillen unsere Stellung Frankreich gegenüber befestigen, so liegt es doch nicht in unserem Interesse, Frankreich zu reizen und herauszufordern!" nahm der König wieder das Wort. „Herausfordern würden wir es aber jedenfalls voreilig und vorzeitig, wenn wir unser Eisen am hellen Tage schmieden und die Einigung Nord- und Süddeutschlands an die große Glocke hängen würden. Das ist der Punkt, Bismark, wo ich Sie nicht genug zur Vorsicht mahnen kann! Sie gehen mir oft zu rücksichtslos vor!"

Der König sah seinen Faiseur mit bedenklicher Miene an.

„Ich gebe Euerer Majestät die Versicherung," beeilte sich Bismark die Besorgnisse des Königs zu zerstreuen, „daß die Fäden, die ich mit den Südstaaten in Berlin demnächst spinnen will, so fein sein werden, daß sie kein Unberufener wahrnehmen soll, bis er über sie stolpert."

Der König schien sich, Angesichts dieser bestimmten Zusicherung, zufrieden zu geben, und sprang von dem ernsten Thema, das er bisher behandelt, auf ein leichteres über, indem er sich lächelnd erkundigte, ob der bairische Sendbote nicht wisse, was der Bundestag mache.

„Ich konnte mir auch nicht das Vergnügen versagen, mich nach ihm zu erkundigen!" entgegnete Bismark in scherzhaftem Tone. „Da hörte ich denn, daß auch der letzte Gesandte Augsburg verlassen habe. So klanglos schied der Bundestag, der noch vor sechs Wochen mit vollen Rede- und Notenbacken das Feuer gegen uns anblies, von der Welt, daß man von seinem Verscheiden in Baiern nicht einmal so viel sprechen soll, wie von dem Scheiden des baierischen Feldmarschalls und Bundesfeldherrn von seiner Armee!"

„Der arme, alte Prinz Carl hätte in Tegernsee bleiben sollen," warf der König mit einem gewissen Mitgefühl ein; „er würde sich viel Kummer erspart haben!"

Man kann sich in der That kein größeres und gewagteres Saltomortale denken, als jenes, welches der siebzigjährige Prinz Carl von Baiern unternommen, da er das Stillleben von Tegernsee mit dem Commando der Reichsarmee vertauschte

Ja, der König von Preußen, der dem Prinzen, welcher gegen ihn als Bundesfeldherr am Main die Waffen geführt, persönlich aus früherer Zeit wohlgewogen war, hatte ganz recht, er hätte in Tegernsee, er hätte der Friedensfürst bleiben sollen, als welcher er zu den glücklichsten Menschen auf Erden zählte.

In Tegernsee bewegte er sich wie ein Vater unter seinen Kindern. Dort kannten und liebten ihn Alle, dort trug man ihn auf den Händen, weil er die Vorsehung der ganzen Gegend war.

Eines Tages hatten ihn die Bewohner von Tegernsee gebeten, er möge es nicht zugeben, daß man die Bahn von Holzkirchen weiter nach Tegernsee führe, weil das den Fuhrwerkhältern in Tegernsee Schaden bringen würde. Die bereits projektirte Bahn ging wirklich in die Brüche, weil der Prinz seinen ganzen Einfluß gegen das Unternehmen geltend machte, welches die Entfernung zwischen München und Tegernsee auf zwei Stunden reduzirt hätte.

Die Schiffer von Tegernsee vergötterten ihn nicht weniger als die Fuhrwerkhälter, denn so oft er sich über den See rudern ließ, von welchem das malerisch an den Ufergehängen aufsteigende Städtchen den Namen führt, gab er dem Schiffer regelmäßig einen blanken Dukaten.

Er konnte es thun, denn er war unermeßlich reich. Lange Jahre hatte er mit seinem Bruder, dem Dichterkönig Ludwig, um mehrere Monstreherrschaften processirt, auf die er Erbansprüche hatte, welche der bairische Fiscus bestritt. Der ältere Bruder machte dem Processe endlich ein Ende, indem er mit dem jüngeren ein Arrangement schloß, welches diesem für seine Lebenszeit die Einkünfte der Herrschaften Tegernsee und Kreuth sicherte.

Diese beiden wunderschön gelegenen Herrschaften warfen jährlich mehrere Hunderttausende ab.

Der Prinz kam alljährlich im Frühlinge nach Tegernsee, und blieb daselbst bis tief in den Spätherbst. Er wohnte in der ehemaligen Abtei, denn das Schloß von Tegernsee, welches seine Hauptfronte dem See zukehrt, war vor Jahren ein Benediktinerkloster gewesen. Wie überall, wo sich Geistliche in früheren Jahrhunderten seßhaft gemacht, so hatten sie sich auch hier einen schönen Erdenwinkel zu ihrer Residenz ausgewählt. Die Abtei von Tegernsee reihte sich den herrlich gelegenen Stiften am Rhein, an der Donau u. s. w. würdig an. Man kann Tegernsee ohne Uebertreibung den Himmel auf Erden nennen. Himmelanstarrende Berge rahmen nach einer Seite hin den schönsten aller Gebirgsseen

ein, der sich nach der entgegengesetzten Seite in eine sanfte Landschaft verliert. An diesem See zu wohnen, auf diese Berge zu blicken, von diesen Bergen auf die reizenden Land- und Ortschaften niederzusehen, das gehört zu den Hochgenüssen, wie sie nur wenigen glücklichen Sterblichen beschieden sind, und die alten Mönche hatten die Empfänglichkeit für solche Genüsse und das feine Auge, ihre Niederlassungen stets nach solchen Gegenden zu verlegen, die ihnen ähnliche Genüsse boten.

Es kommen alljährlich viele tausend Menschen ihrer Gesundheit wegen nach Tegernsee, obwohl es kein eigentlicher Curort ist, wie das hochgelegene Bad Kreuth, das man von Tegernsee in zwei Stunden erreicht und das seinen ganzen Comfort dem Prinzen zu verdanken hat, der es hegt und pflegt wie seinen eigenen Augapfel. Aber unter Allen, die da mitunter aus weiter Ferne kommen, beschreitet gewiß Niemand so rüstig die Berge wie der Prinz. Wenn man ihn gehen sieht, würde man nicht sagen, daß er siebzig Jahre alt sei, so elastisch ist sein Schritt. Während Andere im Schweiße ihres Angesichts den Berg hinankeuchen, der zu dem Westerhofe führt, von dem man die schönste Fernsicht über den See und die Uferortschaften hat, tänzelt der alte Mann leichtfüßig hinauf und läßt sich, droben angelangt, von der Westerhofbäuerin ein Glas Milch geben, um dann gleich wieder weiter zu eilen.

Jetzt kennt ihn schon die Westerhofbäuerin — aber die Art, wie sie ihn kennen lernte, war originell.

Sie war noch ein blutjunges Mädchen, als der Vater eines Tages zu ihr sagte: Ich habe einen Gang in's Städtle, wenn mittlerweile der Millimann kommt, der unsere Kuh kaufen will, so zeigst Du sie ihm." — Der Vater war nicht lange fort, so kam ein einfach gekleideter Mann den Berg herauf und auf den Hof zu. Das ist der Millimann dachte das Mädchen, welches den Milchhändler nicht kannte, der mit dem Vater wegen der Kuh in Unterhandlung stand. Die Kleine ging dem Fremden entgegen und frug ihn treuherzig, ob er wegen der Kuh komme. Der bejahte freundlich und ließ sich in den Stall führen, wo er die Kuh besah und prüfte. Während er noch dastand und mit dem Mädchen über dies und jenes sprach, kam ein Knecht aus einem benachbarten Hofe daher. Der sah kaum den Millimann, als er auch schon seinen Hut ehrfurchtsvoll zog. — „Was grüßest Du so artig den Millimann?" fragte die Kleine den Knecht. „Das ist kein Millimann," gab dieser zurück, „das ist unser Prinz!" So lernte die Westerhofbäuerin den Prin-

zen kennen und bewahrt noch heute den Dukaten, den er ihr damals in die Hand drückte, als er ging.

Aber nicht blos gegen die einheimische Bevölkerung ist der Prinz die Leutseligkeit selbst — den Fremden, die zu ihrer Erholung nach Tegernsee kommen, ist er nicht weniger zugethan.

Er braut das beste Bier in Baiern und hat die größte Freude, wenn es den Leuten schmeckt. Wenn er hört, daß sich ein bekannter Mann in Tegernsee aufhalte, so begibt er sich zu ihm in's Bräustübchen, unterhält sich mit ihm und freut sich kindisch, wenn die notable Persönlichkeit das Bier lobt, das unverfälscht eben nur im Bräustübchen zu haben ist, einem kleinen immer mit Zechern vollgestopften Raume im Schloße, dicht neben der Kirche und in der unmittelbaren Nähe der herzoglichen Gemächer.

Von dem Schloße führt durch den Garten ein langer Laubengang, der seines Gleichen nicht hat. Wenige Schritte von der Stelle, wo er in die Straße mündet, erhebt sich eine reizende Villa, die der Prinz für seine Gemahlin erbauen ließ, eine ehemalige Schauspielerin, mit der er bis zu ihrem erst vor kurzem erfolgten Tode in morganatischer Ehe lebte. Der Schloßgarten ist wohl dem Publikum geöffnet, aber über der Eingangsthür hängt ein Zettel, der diesen Laubengang halb und halb für den Prinzen reservirt. Das Publikum wird nämlich durch das Plakat aufmerksam gemacht, daß es wohl gestattet sei, den Gang zu passiren, nicht aber, sich auch auf den Ruhebänken niederzulassen, welche in reichlicher Anzahl rechts und links stehen. Wenn nun doch jemand auf einer dieser Bänke Platz genommen hatte und es sich gerade fügte, daß der Prinz durch den Laubengang kam, so geschah es wohl zuweilen, daß ein übereifriger Gensdarm den harmlos Sitzenden, der vielleicht den Prinzen gar nicht kannte, ersuchte, sich zu erheben und den Gang zu verlassen. Wenn der Prinz etwas Aehnliches bemerkte, so winkte er nicht nur den Gensdarm ab, sondern er lud oft selbst freundlich den gemaßregelten Spaziergänger ein, sich nicht im Geringsten Zwang anzuthun und den ihm durch das allzugewissenhafte Aufsichtsorgan gekündigten Sitz wieder einzunehmen.

So gemüthlich lebte der gute, alte Herr Jahr aus, Jahr ein in Tegernsee — so gemüthlich könnte er noch heute dort leben, wenn er nicht den unglückseligen Gedanken gehabt hätte, sich noch einmal das in jungen Jahren mit Ehren geführte Schwert umzuschnallen, und das Commando einer in aller Eile zusammengewürfelten Armee zu übernehmen, deren Untergenerale einander selbst befehdeten.

Würde König Max noch gelebt haben, hätten sich die Dinge vielleicht ganz anders gestaltet. Er würde sicherlich dahin gewirkt haben, daß die Führung der Bundesarmee jugendlicheren, kräftigeren und erfahreneren Händen anvertraut worden wäre. Der junge König von Baiern hatte in der Schule des Lebens noch zu wenig profitirt, um den großen Ereignissen, die einander drängten, das richtige Verständniß entgegen zu tragen. In der Welt der Ideale mehr zu Hause als in der realen Welt, ließ er den Dingen ihren Lauf, ohne auf ihre Gestaltung Einfluß zu nehmen.

Daß er nicht ohne Energie war, das hatte er schon oft bewiesen, aber die Sphäre, innerhalb deren er seinen Willen zur Geltung zu bringen wußte, war eine eng begrenzte.

Es ist bekannt, mit welcher Zähigkeit er sein Verhältniß zu dem Compositeur Wagner aufrecht erhielt. Weniger bekannt ist die Festigkeit, die er entwickelte, als man ihn nach seiner Thronbesteigung bestimmen wollte, die Wohnung, die er als Kronprinz inne gehabt, mit einer anderen, prächtigeren zu vertauschen.

Aus dem dritten Stocke, in welchem er als Kronprinz gewohnt, hatte er den Blick auf die Alpen gehabt, und er erklärte, diese Aussicht auch als König nicht missen zu wollen.

„Ich werde im ersten Stocke empfangen, da ich meinen Unterthanen nicht zumuthen kann, in den dritten hinaufzusteigen, wenn sie mich sprechen wollen," sagte er, „aber ich werde nach wie vor drei Treppen hoch schlafen, weil ich nur von dort die Sonne über den Alpen aufgehen sehe, die ich so sehr liebe!"

Eines Tages hatte der Leibarzt dem jungen König Vorstellungen darüber gemacht, daß er zu lange, anstrengende Ritte mache. Es war nämlich eine Lieblingspassion des Königs, von Hohenschwangau oder sonst einem Gebirgsschlosse, in dem er sich eben aufhielt, scharfe Ritte in die weitesten Umgebungen zu unternehmen. Er saß dabei oft acht bis zehn Stunden im Sattel, und hatte nur seinen Kammerdiener zum Begleiter. Oft blieben Herr und Diener die ganze Nacht unterwegs, denn der erstere liebte es, bei Mondschein zu reiten. Dann machten sie, wenn sie bis zur Erschöpfung müde waren, mitunter mitten im Walde Halt, banden die Pferde an die Bäume und gingen daran, sich aus mitgenommenen Rohmaterialien unter freiem Himmel ein frugales Mahl zu bereiten.

Bei solchen Gelegenheiten erkältete sich der König oft so, daß

sein Leibarzt den Rheumatismus, an welchem er litt, ähnlichen improvisirten Bivouaks zuschrieb.

Der König hörte die Rathschläge, die ihm der für seine Gesundheit besorgte Arzt ertheilte, anscheinend mit lebhaftem Interesse an. Kaum hatte ihm der Letztere jedoch den Rücken gedreht, so wandte er sich zu seinen Kammerdiener, um ihn aufzufordern, die Pferde zu satteln.

Und ein neuer Parforceritt ging in Scene, als ob nie ein Leibarzt seine warnende Stimme erhoben hätte.

An Willenskraft fehlte es also dem König nicht, aber man verengte ihm das Terrain, auf dem er sie geltend machen konnte, so, daß er sie nur im Kleinen spielen lassen konnte.

Wenden wir uns von diesem Seitenblicke auf einen entfernten Schauplatz und auf Persönlichkeiten, die in die welterschütternden Begebenheiten des Jahres 1866 gleichfalls, wenn auch nicht glücklich, eingriffen, wieder den Glücklichen zu.

Diese Glücklichen sind König Wilhelm und Bismark.

Der Letztere meldete dem König, ehe er sich von ihm trennte, noch, daß der Frankfurter Senator Müller in Prag angekommen sei und um eine Audienz gebeten habe.

„Bestellen Sie ihn nach Berlin!" entschied der König. „Es schadet den Frankfurtern nicht, wenn sie sich noch eine Weile ängstlich winden und drehen, sie haben uns genug zu schaffen gemacht."

„Und es wird lange dauern, ehe wir sie zur Liebe zwingen!" fiel der Minister dem König in die Rede. „Ihr Hangen und Bangen in schwebender Pein wegen der Contribution, mag so lange dauern, bis sie erfahren, daß sie Preußen werden. Dann können wir ihnen die bittere Pille, die sie jetzt hinabschlucken müssen, versüßen, indem wir einen guten Theil der Schuld, die sie aufnehmen müßten, um uns zu befriedigen, in das Buch der preußischen Staatsschuld eintragen!"

Der König nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Während sich der König mit seinem Alter Ego im ersten Stocke des blauen Sternes in dieser Art unterhielt, welche durchblicken ließ, daß die Annexion Frankfurts und wohl auch der anderen eroberten Länder schon damals eine von Beiden beschlossene Sache war, conferirten im dritten Stock der französische Gesandte am Hofe zu Berlin, Benedetti, und der italienische Gesandte an demselben Hofe, Graf von Barral, mit einander.

Beide befanden sich seit zwei Tagen in Prag, da es bereits be-

kannt war, daß daselbst die eigentlichen Friedensverhandlungen gepflogen werden sollten.

Der Franzose hatte sich alle Mühe gegeben, den Italiener zu überzeugen, daß die Cession Venedigs an Napoleon von Seite Oesterreichs keinen demüthigenden Beigeschmack für Italien habe, und daß dieses seinen Vortheil verkennen würde, wenn es über Venedig hinausgriffe, und Ansprüche stellte, die den definitiven Friedensschluß verzögern würden.

Die Diplomaten waren eben daran, auseinander zu gehen, ohne sich gegenseitig verständigt und von der Richtigkeit ihrer Argumentation überzeugt zu haben, wie dies Diplomaten sehr oft ergeht, als der italienische Gesandte, auf ein gefälligeres und minder wichtiges Thema überspringend, sagte:

„Der König hat heute beim Diner Herrn von Bismark mit Graf titulirt. Es ist allgemein aufgefallen.“

Der Franzose zerstreute sofort die Illusion des Italieners, daß er da etwas Neues erzählt habe, indem er zu erkennen gab, daß er über das, was vor drei Stunden an der königlichen Tafel gesprochen worden, noch viel genauer unterrichtet sei als sein College.

„Es ist um so mehr aufgefallen,“ sagte Benedetti, „als der Anlaß, bei welchem der König Herrn von Bismark indirekt von seiner Standeserhöhung in Kenntniß setzte, ein geringfügiger war!“

„Um was handelte es sich?“ fragte der Italiener neugierig, da er den Anderen nun einmal besser informirt sah.

„Der Kronprinz erzählte eine unbedeutende Anekdote!“ entgegnete Benedetti. „Der verstorbene Großherzog von Sachsen-Weimar pflegte regelmäßig, so oft er mit jemandem speiste, mit dem er bis dahin noch nicht zusammengekommen war, zwei Räthsel aufzugeben. Das eine lautete: Was würden Sie machen, wenn Sie ein Taucher wären? Die Antwort darauf war: ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen. Das zweite Räthsel lautete: Was würden Sie machen, wenn Sie Zahnarzt wären?“

„Dieses zweite Räthsel ist wo möglich noch geistreicher als das erste!“ lachte der Italiener. „Nun — die Auflösung?“

„Ich würde der Zeit den Zahn ausziehen!“ sagte Benedetti, in das Lachen seines Collegen einstimmend. „Die beiden Räthsel erlangten eine gewisse Berühmtheit in Deutschland und noch weiter hinaus. Selbst dem Kaiser Nikolaus kamen sie zu Ohren. Als derselbe einmal

mit dem Großherzog von Weimar in Berlin zusammenkam, wollte dieser sein Licht bei der Tafel leuchten lassen, und frug den Czar, der nicht weit von ihm saß: was würden Eure Majestät machen, wenn Sie Taucher wären? — Der Kaiser, der sich sofort erinnerte, was folgen würde, wenn diese erste Frage beantwortet wäre, anticipirte das zweite Räthsel, indem er dem verdutzt dreinsehenden Großherzog lakonisch zur Antwort gab: ich würde der Zeit den Zahn ausziehen!"

Die beiden Diplomaten lachten.

„Die Geschichte ist nicht übel!" sagte der Italiener.

„Herr von Bismark hatte sie überhört," bemerkte Benedetti, „und der König lud seinen Sohn ein, sie dem Grafen Bismark noch einmal zu erzählen!"

Die Diplomaten trennten sich — die Anekdote kannten sie — daß der preußische Premier den Grafentitel so gut wie in der Tasche habe, wußten sie auch . . . . was nützte ihnen aber dieses Wissen . . . wie viel hätten sie darum gegeben, wenn sie hätten erfahren können, was heute bei verschlossenen Thüren im blauen Stern verhandelt worden . . . .

Am folgenden Morgen verließ der König die böhmische Hauptstadt, die Bahn benützend, auf welcher vor acht Tagen bei dem Ausfalle der Oesterreicher aus Theresienstadt eine Brücke so beschädigt worden war, daß die Bahn auf lange hinaus unfahrbar war.

Der König stieg vor dem gesprengten Brückenpfeiler aus dem Waggon, überschritt die schadhafte Stelle, die mit Brettern bedeckt und auf diese Weise gangbar gemacht worden war, und stieg am jenseitigen Ufer in den daselbst bereitgehaltenen Zug ein.

Eine Stunde später kam er über Schlachtfelder, die er noch nicht kannte, wie jene von Jitschin und Sadowa . . . .

Hier ragen die gelben Kreuze am Ufer der Iser . . . .

Das eine deckt den braven Offizier vom Regimente Prinz von Preußen, der in dem Augenblicke die tödtliche Kugel in seine Stirne aufnahm, als er die Fackel schwang, mit der er die Brücke von Podol, die nicht länger zu halten war, in Brand stecken wollte . . . . er stürzte kopfüber in den Fluß, die Fackel, die einzige, die zur Stelle war, mit ihm . . . Die Brücke blieb stehen, die Preußen konnten an's jenseitige Ufer gelangen . . . .

Der Zug fährt langsam, denn der König will den Schauplatz des mörderischen Nachtkampfes, der den Krieg im Großen auf dieser Seite gleichsam inaugurirte, genau betrachten . . . er kann da drüben

im Obstgarten auch das große Grab sehen, in welchem die braven Oesterreicher ruhen .....

Dann kommt Münchengrätz ....

Münchengrätz mit dem schönen Schlosse auf stolzer Höhe, in welchem vor dreiunddreißig Jahren die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen lange und ernste Conferenzen abgehalten hatten ... Kaiser Franz, der damals am Abend seines Lebens stand, hatte seinen Sohn den Kronprinzen Ferdinand bei sich, und empfahl ihn in Münchengrätz dem freundschaftlichen Schutze des russischen Kaisers, des preußischen Königs, die beide um so viel älter und erfahrener waren als Ferdinand ....

„Seid meinem Sohne Freunde, wie Ihr es mir gewesen!" hatte der greise Franz damals im Jahre 1833 im Schlosse zu Münchengrätz zu den mit ihm verbündeten Fürsten gesagt und beide hatten zugesagt ... beide hatten sich verpflichtet, die heilige Allianz auch weiterhin aufrecht zu erhalten ....

Ob König Wilhelm, als er jetzt die Zinnen des münchengrätzer Schlosses erblickte, an jene ergreifende Scene dachte, in welcher sein Vater vor dreiunddreißig Jahren eine Rolle gespielt?

Nach Münchengrätz folgt Turnau ....

Der König ist da angekommen, wo er, am zweiten Juli von Sichrow kommend, den Eisenbahnwaggon verlassen hatte, um den Postwagen zu besteigen, der ihn nach Jitschin bringen sollte ...

Er sucht mit dem Auge die Jitschiner Straße ....

Dort zieht sich der weiße Faden hin ... dort drüben ragt Trosky, die Basaltburg, in die Höhe ....

Ehe der Zug weiter geht, stellt der General Vogel von Falkenstein, der den König bis zur Grenze begleitet, diesem eine junge Dame vor, die in einem Lazareth in der nächsten Nähe verwundete Oesterreicher und Preußen pflegt .... die ganze Gegend ringsherum ist ja ein Lazareth!

Jitschin, Turnau, Libun, Münchengrätz, Reichenberg, Bad Wartenberg wimmeln von Verwundeten ....

Der König empfängt die Dame, die ihm der General-Gouverneur von Böhmen vorstellt, mit Wohlwollen, denn sie ist Preußin und die Tochter eines preußischen Stabsoffiziers, der ein vertrauter Freund des Generals von Falkenstein gewesen.

Als dieser die Dame aus dem königlichen Waggon hinausbegleitet, sagt diese in lebhaftem Tone zu ihm:

„Der Freund meines Vaters wird mir verzeihen, wenn ich noch eine Bitte an ihn zu richten wage!“

„Sprechen Sie, Fräulein, sprechen Sie ungescheut!“ sagte der sonst so strenge und gefürchtete Mann wohlwollend zu dem Mädchen. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Es handelt sich um einen armen, zerschossenen österreichischen Offizier, den ich pflege!“ sagte die Dame rasch.

Der General strich mit der Hand durch den schneeweißen Vollbart, der sein Gesicht einrahmte und sah das Mädchen nachdenklich an, das ängstlich zu ihm aufsah und hastig fortfuhr:

„Man sagt, daß jene verwundeten österreichischen Offiziere, die den Revers unterschrieben haben, binnen Jahr und Tag nicht gegen Preußen zu dienen, worauf sie sich nach ihrer Heimat begeben durften, von österreichischer Seite zur Verantwortung gezogen werden sollen. Mein Pflegling, der an zwei schweren Wunden lebensgefährlich darniederliegt, und wenn er überhaupt davon kommt, vor einem halben Jahre kein Glied wird rühren können, hat auch einen solchen Revers unterschrieben. Excellenz müssen ihn mit den übrigen in Händen haben. Wäre es nicht möglich, daß mein Pflegling den Revers, der für ihn üble Folgen haben kann, zurück erhielte?“

Der General sah noch einen Augenblick sinnend vor sich hin, dann ergriff er die Hand der Bittstellerin und sagte:

„Sie werden von mir hören — leben Sie wohl!“

Einige Tage später lud der General-Gouverneur von Böhmen die in preußische Gefangenschaft gerathenen und in ihre Heimat zurückgekehrten österreichischen Offiziere nach Prag ein, um dort ihre Reverse in Empfang zu nehmen, falls sie in die Kriegsgefangenschaft zurückkehren wollten. Die Schwerverwundeten brauchten nicht zu erscheinen, sondern nur ihren Aufenthaltsort dem Generalgouvernement bekannt zu geben, damit dieses ihnen die Reverse zusenden könnte.

Man wußte sich im Publikum die betreffende Publikation des Generalgouverneurs, die in Plakatform an den Straßenecken und an der Spitze aller Prager Journale erschien, nicht zu erklären .... Niemand wußte, daß sich hier wieder einmal ein Akt des Dramas: „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ abgespielt habe.

Die Dame, welche die Sache angeregt, erhielt einen lakonischen

Brief von ihrem hochgestellten Gönner, der neben der Kundmachung nur die Worte enthielt:

„Sind Sie mit mir zufrieden, mein Fräulein?"

Wenn je auf österreichischer Seite die Absicht bestanden hatte, die kriegsgefangenen Offiziere wegen Ausstellung jener Reverse einem Verfahren zu unterziehen, so mußte jetzt natürlich von jedem Schritte abgesehen werden, der wie eine Verfolgung ausgesehen hätte ..... Noblesse oblige ... man darf sich vom Feinde nicht beschämen lassen ....

Der Hofzug aber braust weiter ....

Dort tauchen schon die Zinnen des Schlosses Sichrow auf, strahlend im Mittagssonnenschein ....

Aus den Fenstern des im schottischen Style erbauten Schlosses sehen Preußen heraus — im Parke lagern auf sonniger Fläche Rehe, die scheu auseinanderstäuben, als der Zug über den Viadukt dahinjagt ... Der mächtige Mann, der drinnen im glänzenden Salon-Waggon sitzt, tritt an das Fenster und blickt ernst nach der schönen Burg hinüber, die sein erstes Nachtquartier auf österreichischem Boden gewesen ... jetzt hatte er das letzte glücklich hinter sich ... noch einige Stationen und er ist zu Hause ...

Reichenberg ist die letzte österreichische Stadt, in welcher der Zug hält. Wenn der König vom hochgelegenen Bahnhofe einen Blick auf die Stadt der hundert Schlote wirft, fällt ihm vor Allem ein schönes Schloß in's Auge, dessen Besitzer er auch aus den Tagen her kennt, in denen es Preußen noch angezeigt fand, bundesfreundlich mit Oesterreich zu kosen — es gehört dem Grafen Clam-Gallas.

II.

Die Hyäne.

In einem Hause der Leopoldstadt hatte sich seit einigen Tagen ein Mann eingemiethet, der sich Ferdinand Haselhorst nannte und für einen Privatier ausgab.

Er hatte eine Wohnung von drei Zimmern inne, die beim Her-

annahen der Preußen gegen Wien von einer ängstlichen Familie über Hals und Kopf verlassen worden war.

Der Hausmeister, der von den Flüchtlingen die Vollmacht erhalten hatte, die verlassenen Räume ganz oder theilweise zu vermiethen, wenn sich ein Liebhaber für dieselben fände, hatte Herrn Ferdinand Haselhorst seinem ganzen Auftreten nach so vertrauenswürdig gefunden, daß er ihm ohne Zögern die drei Zimmer einräumte, deren Lage und Einrichtung seinen Wünschen so ganz zu entsprechen schien. Wenigstens drückte der Miether seine Zufriedenheit darüber aus, daß man zu der Wohnung vom Hofe aus gelangen konnte, ohne die Haupttreppe des Hauses benützen zu müssen, die auf offene Gänge mündete, welche an vielen Fenstern vorüberführten.

Es bleibt freilich zweifelhaft, ob der wackere Hausmeister den Herrn Ferdinand Haselhorst mit derselben Zuvorkommenheit behandelt und mit derselben Bereitwilligkeit in das seiner Obhut anvertraute Haus aufgenommen hätte, wenn er das bewegte Vorleben desselben gekannt hätte, wenn er namentlich über den Spitznamen orientirt gewesen wäre, den ihm seine Freunde und Bekannten in Brünn, wo er sich Jahre lang aufgehalten, beigelegt hatten.

Wir wären sogar geneigt anzunehmen, daß der ehrenwerthe Phylax des halbverlassenen Hauses in der Leopoldstadt ein gelindes Gruseln empfunden hätte, wenn er gewußt hätte, daß man Herrn Haselhorst in der mährischen Hauptstadt nur unter dem schauerlichen Namen die Hyäne kannte.

Eine so seltene und geschätzte Species von Menschen in jenen Tagen, wo sich alle Leute, die irgendwie unabhängig waren, aus dem Staube gemacht hatten, Persönlichkeiten auch sein mochten, die auf verlassene Wohnungen reflektirten, der Hausmeister hätte es sich dennoch sicherlich zweimal überlegt, ehe er eine Hyäne in das Haus aufgenommen hätte, für dessen Frieden und Sicherheit er verantwortlich war.

Durch seine Antecedentien empfahl sich Haselhorst aber eben so wenig wie durch seinen Spitznamen.

Seinem ursprünglichen Metier nach war er Kellner gewesen, und hatte als solcher das Kopfrechnen in einer so ungebundenen, allen Regeln Hohn sprechenden Weise betrieben, daß die Gäste, die er bediente, nur zu oft Gelegenheit hatten, sich über ihn zu beklagen.

Da er nicht aufhörte, die Grundprincipien zu verleugnen, auf welchen das Additionssystem beruht, so duldete man ihn zuletzt in

keinem anständigen Lokal, und er sank zum vacirenden Kellner herab, den sich nur zeitweise ein Wirth auf zwölf Stunden ausborgte, wenn er einen außergewöhnlichen Andrang von Gästen erwartete, und sein festes Personal zur Bedienung nicht ausreichend fand.

So kam der gute Ferdinand immer seltener dazu, seinen bereits vom Strapatzlack angehauchten Frack anzulegen, und wehe dann den Gästen, die ihm bei Gartenfesten oder auf stark besuchten Bällen in den Speiselokalitäten in die Hände fielen — er verstand es, beim Addiren den Einheiten den Rang von Zehnern zu octroyiren, die Zehner so geschickt zu Hundertern hinaufzuschrauben, daß man zuletzt nicht wußte, wer mehr lackirt war: ob Ferdinand's Frack oder der Gast, den er bediente und mit dem er rechnete.

Da man ihn als Kellner immer weniger würdigte, so sah er sich nach einem anderen Erwerbszweige um.

Er hatte sich im Rechnen so oft als geschickter Escamoteur bewährt, daß er Vertrauen zu sich selbst und den Gedanken faßte, es als wirklicher Escamoteur zu versuchen. Er verband sich mit einem Taschenspieler, und nachdem er demselben Einiges abgeguckt, veranstaltete er Productionen in den Vorstädten, und brachte es namentlich in der Behandlung der sogenannten Hermann'schen Flasche, der er unterschiedliche Liqueursorten zu entlocken wußte, zu einer gewissen Virtuosität.

Dem naiven Publikum, welches die Lokale besuchte, in denen er seine Kunststücke machte, gefiel es, aus dieser geheimnißvollen Flasche, deren Tastatur der Künstler mit Virtuosität handhabte, mit Kümmel, Curaçao, Rum, Vanille, Maraskin und Anisette bedient zu werden, wenn es sich schließlich auch gestehen mußte, daß alle diese diversen Liqueure mit ihren pompösen Namen sich doch nur auf eine Sorte verschiedentlich gefärbten Branntweins zurückführen ließen.

Der Zuspruch, den der Escamoteur eine zeitlang fand, verringerte sich jedoch bald so, daß er sich in Kürze wieder einem anderen Nahrungszweige zuwenden mußte.

Er versuchte es mit der Photographie.

Da er jedoch als Photograph keine Meisterwerke lieferte, so sah er sich gezwungen, den Schauplatz seiner künstlerischen Thätigkeit in kleine Städte zu verlegen, und sich darauf zu beschränken, genügsame Landbewohner zu conterfeien.

Auf diesen Irrfahrten machte er in einem Garnisonsstädtchen die Bekanntschaft eines hübschen Mädchens, das sich eben von einem

reichen Cavallerie-Officier, der sie bis dahin ausgehalten hatte, verlassen sah.

Haselhorst hatte eine angenehme Persönlichkeit und gefällige Manieren. Da er zu jener Zeit auch Einnahmen erzielte, die ihm erlaubten seiner Garderobe eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, so präsentirte er sich äußerlich als ein feiner Mann, der wohl geeignet war, Frauenherzen einzunehmen, zumal wenn dieselben von anderen Seiten bereits früher mit Leichtigkeit eingenommen worden waren, und sich überhaupt gern einnehmen ließen.

Haselhorst heiratete die verlassene Schöne und sah bald darauf seinen Hausstand um ein kleines Wesen vermehrt, für welches die Alimentationsgebühren regelmäßig einliefen.

Auch zu einer Abfindung hatte sich der untreue Cavallerie-Officier bereitwillig verstanden, und Haselhorst's Speculation war daher eine gelungene zu nennen.

Sein Grundsatz war von jeher gewesen, daß man nur dann arbeiten müsse, wenn einem das Wasser in den Mund läuft. Sobald er daher Geld im Hause wußte und sich für die nächste Zukunft gesichert sah, hing er sein Geschäft an den Nagel und begab sich wieder nach der Hauptstadt zurück, um dort eine zeitlang den Privatier zu spielen.

Sein Vorgehen hatte aber von jetzt an etwas Geheimnißvolles an sich, und wir stehen vor einer Periode seines Lebens, die nie ganz aufgeklärt worden. Vielleicht war er besser als sein Ruf; aber was man sich über ihn in's Ohr raunte, klang nicht sehr erbaulich.

Die Mittel, in deren Besitz er durch seine Heirat gelangt war, gaben ihm Gelegenheit, mit Lebemännern aus den verschiedensten Ständen zusammenzukommen. Er machte sich an öffentlichen Orten an junge Leute, die Geld hatten, half es ihnen verthun, spielte in gefälliger Weise den Vermittler, wenn sie neue Fonds brauchten, und lenkte dabei langsam und wie absichtslos die Aufmerksamkeit derselben auf seine Frau.

Diese war für die Galanterien, die ihr die Freunde ihres Mannes zuflüsterten, nicht taub, und spielte sie auch anfänglich die Spröde, so gab sie doch nach und nach von den strengen Grundsätzen, die sie im Mund führte, bald da, bald dort ein Atom preis, und machte zuletzt ihren Verehrern solche Avancen, daß dieselben bereits am Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein glaubten, als Haselhorst dazwi-

schen trat, den eifersüchtigen und in seiner Hausehre gekränkten Gatten spielte, und diese letztere nur durch eine Summe Geldes, die er dem an die Wand gedrückten Hausfreunde erpreßte, für wiederherstellbar erklärte.

Das speculative Ehepaar, welches offenbar unter einer Decke spielte, ging in der Auswahl der Opfer so listig vor, daß ungefähr ein Jahr lang ein wahrer Geldregen in Haselhorst's Taschen floß.

Neben jungen Lebemännern aus guten Häusern wurden blasirte Ehemänner herangezogen, und immer wurde das Netz nur nach solchen Leuten ausgeworfen, die es ihren Familien schuldig zu sein glaubten, es auf keinen Eclat ankommen zu lassen.

Der Krug geht jedoch so lange zum Wasser, bis er bricht. Die Kunde von den Erpressungen, welche Haselhorst übte, hatte zur Folge, daß er, seine Frau und sein Haus gänzlich gemieden wurden, und daß er der allgemeinen Verachtung verfiel.

Mit der Verachtung kam von Neuem die Verarmung.

Haselhorst mußte sich, um leben zu können, nach einem neuen Wirkungskreise umsehen, trat zuerst, da ihm vor jeder anstrengenden Arbeit graute, als Agent in die Dienste einer Assecuranzgesellschaft, und wurde später, nachdem er sich als Assecuranz-Agent einige einkassirte Beträge annexirt hatte, Colporteur in einem Kunstverlag.

Aber auch in letzterer Eigenschaft schien er sich nicht sonderlich das Interesse seines Principals angelegen sein zu lassen. Er verlor seinen Posten, trieb sich noch eine Weile unstät umher, und wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn nicht im Jahre 1864 der Krieg in Schleswig-Holstein ausgebrochen wäre.

Oesterreich und Preußen zogen gemeinschaftlich aus, um das meerumschlungene deutsche Schmerzenskind von dem Drucke seiner Bedränger zu befreien.

Die Oesterreicher holten den Preußen die Kastanien aus dem Feuer, und erst als sie tüchtig unter den Dänen aufgeräumt hatten, vollendeten die Preußen das von den Oesterreichern mit so viel Bravour in Angriff genommene Werk, um es ganz zu ihrem Vortheil zu lenken und auszubeuten.

Damals geschah es eines Tages, daß die Dänen, als sie zu nächtlicher Stunde Friedericia räumten, mit Kreide auf die Wände ihrer Blockhäuser schrieben:

„Messieurs les Autrichiens, pourquoi travaillez pour le roi de Prusse?“

„Meine Herren Oesterreicher, warum arbeiten Sie für den König von Preußen?“

Als die österreichischen Offiziere diese Worte lasen, schüttelten sie die Köpfe . . . zu spät erkannte man in Oesterreich, wie recht die Dänen gehabt . . . zu spät . . .

Dem Verfasser dieses Werkes kommt gerade bei diesem Zu spät eine kleine Geschichte in den Sinn, welche das Schlagwort eigenthümlich illustrirt.

Wenige Wochen vor dem Ausbruche des Krieges von 1866 war in dem alterthümlichen Palais des Grafen Clam-Gallas in der Prager Jesuitengasse eine überaus glänzende Gesellschaft versammelt.

Man spielte wieder einmal Theater, wie das im Hause des Commandirenden von Böhmen oft vorkam, da die Gemalin desselben, eine eben so schöne als kunstsinnige Dame, für das Theater leidenschaftlich eingenommen ist, so daß sie einmal im Scherze erklärt haben soll, wenn sie nicht Gräfin Clam-Gallas wäre, wünschte sie Schauspielerin zu sein.

Es wurde „Wallenstein's Lager“ gegeben, in welchem man aus Rücksicht für den eingeladenen Cardinal-Fürsterzbischof Schwarzenberg die drastische Figur des Kapuziners gestrichen hatte.

Die Gräfin spielte einen der holkischen Jäger.

Nach der Vorstellung saßen der Hausherr, dessen Adlatus, der General Graf Gondrecourt und noch ein paar Herren beisammen und unterhielten sich über Politik und über die Chancen von Krieg und Frieden, denn auch damals befand man sich in dem unbehaglichen Zustande „zwischen Krieg und Frieden.“

Einer der Herren lenkte das Gespräch auf das Zündnadelgewehr und seine verheerenden Wirkungen.

General Gondrecourt, der diese Wirkungen in Schleswig-Holstein zu beobachten Gelegenheit gehabt, saß mit verschränkten Armen in aristokratischem Schweigen da und verlor kein Wort.

Der Graf Clam-Gallas, der nicht in Schleswig-Holstein gewesen, sagte wenigstens, als einer der Herren bemerkte, daß man doch einen Versuch mit Hinterladungsgewehren hätte machen sollen, indem er mit den Achseln zuckte:

„Jetzt ist es zu spät dazu!“

Wohl war es zu spät dazu . . .

Seltsam bleibt nur, daß einfache Soldaten, die in Schleswig-

Holstein neben den Preußen gekämpft, die richtige Ansicht vom Zündnadelgewehre hatten.

Was der Verstand der Generale nicht sah, das ahnte in Einfalt des einfachen Soldaten kindliches Gemüth . . .

Beweis dessen war jener naturwüchsige Sohn der Pußta, der kurz vor Beginn des Krieges in einem Prager Hause einquartiert gewesen. Er gehörte zur eisernen Brigade, die sich in Schleswig-Holstein so brav geschlagen, die bei Podol, von zehnfacher Uebermacht überrumpelt, förmlich dezimirt wurde. Den ganzen Tag las er in seinem Gebetbuche, und wenn ihn Mitglieder der Familie, bei der er bequartirt war, fragten, warum er gar so traurig sei, so pflegte er zu antworten: „wenn es wirklich gegen die Preußen geht, dann kommen Wenige von uns zurück — die haben Waffen! . . .“

Dieser Krieg in Schleswig-Holstein, in welchem wir so viel hätten lernen können und weniges lernten, erwies sich für Haselhorst sehr vortheilhaft.

Er kam, da er eben ganz abgewirthschaftet hatte, auf den Gedanken, ihn in origineller Weise auszubeuten.

Er gründete seine Speculation auf Leichen, studirte die Listen der Gefallenen, notirte sich die Namen Derjenigen, welche wohlhabenden Familien angehörten und begab sich frischweg zu ihren Angehörigen, um ihnen die Proposition zu machen, man möge ihm die Exhumirung und den Transport der theuren Leiche in die Heimat übertragen.

Wer hätte seine lieben Todten nicht gerne bei sich? wer würde ihnen nicht, wenn man die Mittel dazu hat, eine letzte Ruhestätte auf heimatlichem Boden gönnen?

Haselhorst's Anträge wurden daher nur in den seltensten Fällen und nur von ganz gefühllosen Leuten zurückgewiesen.

In den meisten Familien hatte man sich ohnehin schon mit dem Gedanken getragen, die Reise nach dem fernen Kriegsschauplatze zu unternehmen, um den theuren Todten zu reklamiren und mit sich zu nehmen — hier fand Haselhorst natürlich das bereitwilligste Entgegenkommen, als er sich bereit erklärte, die Sache besorgen zu wollen.

Mit Geldmitteln reichlich ausgestattet, begab sich der unternehmende Mann nach den Schlachtfeldern am Belt, grub Todte aus, brachte sie nach Oesterreich, reiste wieder ab, um neue Leichen zu holen und wurde für seine Mühewaltung natürlich immer reichlich belohnt.

Da er so immer in Gräbern wühlte, so erhielt er den Spitznamen: „die Hyäne.“

Aber auch das lucrative Geschäft, welches Haselhorst zuletzt betrieben hatte, gerieth endlich in's Stocken und er kam immer mehr herab.

Zu seinem Glücke kam jedoch bald wieder ein Krieg — und welch' ein Krieg! Ein Krieg, der, wenn man ihn mit speculativem Sinne erfaßte, eine ganz andere Ausbeute versprach, als der Miniaturkrieg von 1864!

Haselhorst zögerte keinen Augenblick, aus den günstigen Verhältnissen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

Diesmal wollte er die Sache systematisch angreifen, und für einen Betrieb im Großen war Wien das geeignetste Terrain. Sobald nun die Residenz durch den Friedensabschluß zugänglich geworden war, begab er sich nach derselben, und sah sich zuerst nach einem verläßlichen Helfershelfer um, da er das, was er jetzt unternehmen wollte, nicht allein ausführen konnte.

Er wollte sich die reellere Seite des Geschäftes vorbehalten, ein Anderer sollte das auf sich nehmen, was in das Bereich des Schwindels einschlug.

Leichen ausgraben und in die Heimat transportiren, die Orte feststellen, wo dieser oder jener geblieben war, dem seine Angehörigen ein Denkmal setzen wollten, das repräsentirte die honnete Seite des Haselhorst'schen Geschäftes und diesem Departement vorzustehen, das Unternehmen nach dieser anständigen, so zu sagen humanitären Richtung hin persönlich zu vertreten, das nahm er ausschließlich auf sich.

Zu diesem Behufe miethete er sich auch in einer anständigen Wohnung ein, deren Aussehen bei jedem Besucher Vertrauen erwecken mußte.

Haselhorst wollte das Geschäft jedoch auch noch nach einer anderen, zweideutigeren Richtung hin cultiviren, von welcher er sich gerade das ausgiebigere Erträgniß versprach. Und für diesen neuen Zweig, dem er nur intellectuell vorzustehen beabsichtigte, suchte und fand er in einem ehemaligen Kellnercollegen einen gewandten und raffinirten Compagnon.

Scheberle hieß der Mann, dessen sich Haselhorst zu seinen Zwecken bedienen wollte.

Scheberle lebte seit Jahren in Wien, war ungleich tiefer herab-

gekommen als Haselhorst und hatte bereits einige kleine Conflicte mit den Strafbehörden gehabt. Er war der Mann, der für Geld Alles that, wenn es keine physische Anstrengung kostete. Er war daher auch der Mann nach dem Herzen Haselhorst's, der ihm eine Goldernte vorgaukelte, um ihn an sich zu fesseln und zum gefügigen Werkzeug zu machen.

In dem Augenblick, wo wir Haselhorst in seiner Wohnung aufsuchen, ist Scheberle bei ihm.

Er hält ein weißes Sacktuch in der Hand und macht Haselhorst auf die Stickerei aufmerksam, welche die Initialen T. und P. zeigt.

„Theodor Preinhalter — es ist richtig!" sagte Haselhorst mit einem zufriedenen Kopfnicken. „Sie haben Ihre Sachen gut gemacht, Scheberle! Wie sind Sie zu dem Tuche gekommen?"

„Auf die einfachste Art von der Welt!" entgegnete Scheberle lächelnd. „Sie wissen, daß der Großhändler Preinhalter in Hietzing wohnt. Das ist weit besser, als er wohnte in der Stadt, dachte ich mir, und schickte meine Resi auf Kundschaft aus. Sie fand das Landhaus, in welchem die Familie Preinhalter ganz allein wohnt, für den Zweck, über den ich sie vorher orientirt hatte, ganz gut gelegen. Der Garten geht auf einen wenig begangenen Landweg hinaus und in diesem Garten pflegen die Dienstmädchen an gewissen Tagen der Woche die Wäsche zu trocknen."

„Ich verstehe!" fiel Haselhorst dem Anderen in die Rede. „Ihre Geliebte sah sich einen solchen Tag aus —"

„Stellte sich den Preinhalter'schen Dienstmädchen als Hausierin vor und wußte so schlau zu manövriren, daß sie in den Garten kam!" ergänzte Scheberle Haselhorst's Rede. Dort raffte sie, nachdem sie die Aufmerksamkeit der Mädchen von sich abgelenkt, das eine mit dem Spitzencarton zur Frau in's Haus geschickt, und dem anderen die Zähne nach einem Seidenbande wässerig gemacht hatte, das sie ihr um das halbe Geld verkaufen wollte, einige kleinere Wäschstücke zusammen, die sie geschickt zu verstecken wußte. Sie konnte natürlich nicht wählen, sie wußte kaum, was sie erraffte, denn sie mußte den günstigen Augenblick benutzen und nehmen, was sich ihr bot. Es handelte sich auch nur darum, einen Leinwandfetzen zu erlangen, welchem die Anfangsbuchstaben T. und P. eingestickt waren.

„Ganz richtig!" stimmte Haselhorst zu. „Wir können aber vom Glücke sagen, daß Ihre Geliebte zufällig ein Schnupftuch des

Herrn Preinhalter erwischt hat! Ein Schnupftuch leistet uns die besten Dienste, der gebliebene Preinhalter hieß auch Theodor —"

„Ich habe sogar noch mehr herausgebracht!" fiel Scheberle seinem Geschäftscompagnon triumphirend in die Rede. „Ich habe, ohne Ihnen etwas davon zu sagen, die Nähterin ausgeforscht, welche für die Familie Preinhalter arbeitet. Resi begab sich unter dem Vorwande zu ihr, daß sie von einer Dame geschickt sei, die sie beschäftigen wolle. Nun, Sie können sich denken, was für schlimme Zeiten die Nähterinnen hatten, während Alles, was Geld hatte, von Wien geflohen war. Die armen Wesen aßen schmale Bissen und waren außer sich vor Freude, wenn sich eine Aussicht auf Beschäftigung zeigte. Auch die arme Kleine, die für Preinhalter's näht, wurde gesprächig und thaute auf, als ihr Resi Arbeit vorgaukelte. Diese lenkte das Gespräch auf die Familie Preinhalter, indem sie sich erkundigte, für wen sie zu arbeiten pflege, und war erst einmal der Name Preinhalter angeschlagen, so war es Resi ein Leichtes, das Gespräch auf den vermißten Preinhalter zu bringen. Die Nähterin sagte theilnahmsvoll, daß es ihr sehr leid thue um den hübschen jungen Herrn, der kaum Soldat geworden, auch schon so elendiglich in's Gras beißen mußte.

„Was dem Einen Schaden bringt, das bringt dem Andern Nutzen!" warf Haselhorst gemüthlos dazwischen.

Scheberle nickte mit dem Kopfe und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Resi bemerkte der Nätherin gegenüber, daß sie wohl auch die Wäsche für den jungen Herrn Preinhalter besorgt habe. Die Nähterin bejahte harmlos und meinte, daß die Wäsche des alten Herrn Preinhalter ganz dieselben gestickten Merkzeichen hatte, wie die des jungen Herrn, und daß blos zur Unterscheidung, da beide denselben Taufnamen hatten, bei der Wäsche des alten Herrn unter den weißgestickten Anfangsbuchstaben rothgestickte arabische Ziffern angebracht wurden, während die Wäsche des jungen Herrn auch in den Ziffern weiße Stickerei hatte."

„Vortrefflich!" rief Haselhorst mit strahlendem Gesichte, indem er seinen Compagnon auf die Schulter klopfte. „Sie sind ein genialer Mensch, Scheberle, daß Sie das so geschickt herausgedüftelt haben! Ich werde Sie und Ihre Resi königlich belohnen! Die ist uns ja eine Verbündete, die nicht mit Gold zu bezahlen ist!"

Scheberle lächelte geschmeichelt.

„Hier haben wir also ein Schnupftuch des alten Herrn Preinhalter!“ nahm Haselhorst wieder das Wort, indem er das Tuch besichtigte. „Der Siebzehner unter dem T und P ist roth — wir brauchen die rothen Ziffern nur herauszutrennen, so kann das Schnupftuch für das des vermißten jungen Preinhalter gelten, von welchem die trostlosen Eltern, seit er in der Königgrätzer Schlacht spurlos verschwand, keine Nachricht, und nicht den Schatten eines Anhaltspunktes haben, der ihnen Aufschluß gäbe, ob der Vermißte überhaupt noch lebt, ob er gefangen, ob er verwundet sei.“

„Ehe man das Schnupftuch der Familie vor Augen bringt,“ warf Scheberle ein, „kann man es ja so zurichten, daß der Theil, wo die Ziffern waren, ganz weggerissen erscheint. Dann ist die Täuschung eine vollständige und keinem Zweifel Raum geboten.“

Haselhorst stimmte dem Vorschlage zu und sagte:

„Aus diesem Schnupftuch soll sich für uns eine Goldgrube entwickeln. Ich habe genaue Erkundigungen über die Stimmung der Familie Preinhalter eingezogen, die Dinge können nicht günstiger für uns liegen. Die Mutter des Vermißten kann zu keiner Ruhe kommen, so lange sie nicht weiß, was aus ihrem Sohne geworden sei. Sie hat wiederholt erklärt, daß Sie ihr halbes Vermögen demjenigen gibt, der sie auf eine verläßliche Spur leitet. Die Gewißheit, daß ihr Sohn in der Schlacht geblieben sei, hätte weniger Entsetzenvolles für sie, als diese fürchterliche Ungewißheit, die sie martert und um den Verstand zu bringen droht, zumal sie auch noch die Vorwürfe ihres Gatten zu ertragen hat, der dagegen war, daß sein Sohn die militärische Carrière einschlug.“

„Die Mutter ist gewiß eine eitle Frau, die für glänzende Uniformen eingenommen ist!“ sagte Scheberle. „Der Alte wird gewollt haben, daß sein Sohn studire, oder in's Comptoir eintrete — dem Jungen wird weder das Eine noch das Andere sonderlich behagt haben, er steckte sich hinter die Mutter, deren Liebling er vermuthlich war, und setzte es mit ihrer Hilfe durch, daß er Soldat wurde.“

„Sie haben es getroffen,“ stimmte Haselhorst zu. „Mit der Mutter können wir anfangen, was wir wollen — die haben wir ganz in der Tasche. Aber auch der Vater ist trostlos, daß er nicht einmal das Grab seines Sohnes kennen soll. Beide werden das Geld nicht ansehen, und es sich Tausende kosten lassen, wenn wir ihnen einmal eine Spur in die Hände gespielt haben. Es gilt nun, den richtigen

Mann zu suchen, der das Schnupftuch überbrächte. Ich hoffe, ihn in der Gegend der Schlachtfelder zu finden, wohin ich mich morgen begeben will. Zuvor stelle ich mich noch dem Ehepaare Preinhalter vor. Ich bin neugierig, was ich da auf den ersten Anprall herausschlage, wenn ich erkläre, daß ich mich der Mühe unterziehen will, an Ort und Stelle Nachforschungen nach dem Verschollenen anzustellen. Da man gesagt hat, daß nur Kränklichkeit die Mutter zurückhalte, sich selbst nach den böhmischen Schlachtfeldern aufzumachen und nach dem verlorenen Kinde zu forschen, so glaube ich, daß man mich im Hause Preinhalter mit offenen Armen aufnehmen, und reichlich ausstatten wird."

„Ich kann Ihnen in unserem gemeinschaftlichen Interesse nur glückliche Verrichtung bei Preinhalter's wünschen!" meinte Scheberle. „Ich bin so geldbedürftig, daß ich hoffe, Sie lassen mir, wenn Sie nach Böhmen abreisen, ein erkleckliches Sümmchen zurück — sonst wüßte ich wirklich nicht, wovon ich mich und Resi in der Zwischenzeit ernähren sollte."

Haselhorst zog seine Brieftasche heraus und machte schon Miene, sie zu öffnen, als er sich noch rechtzeitig besann und mit einem gewissen Mißtrauen im Tone sagte:

„Haben Sie den Wechsel von dem Juden Freut erhandelt?"

„Sie kränken mich, wenn Sie glauben, daß ich das Geld, welches Sie mir zu diesem Zwecke gegeben haben, anderweitig verwendet habe!" sagte Scheberle, ein zerknittertes Papier aus der Westentasche herausziehend. „Ich möchte ja noch länger mit Ihnen zusammen arbeiten. Wegen lumpiger dreißig Gulden, würde ich Ihre Freundschaft nicht in die Schanze schlagen. Hier ist der Wechsel."

Scheberle hatte den Papierstreifen geglättet, und reichte ihn seinem Geschäftsfreunde, der ihn ansah und bemerkte:

„Der Jude hat sich den Wisch theuer genug bezahlen lassen. Der Wechsel lautet auf hundert Gulden. Lebende gleichen oft mit zehn Prozent aus — wenn ein Vermißter dreißig für hundert gibt, so ist das mehr als honnet.

„Sicherlich!" sagte Scheberle, in das Lachen des Andern mit einstimmend. „Freut meinte aber, daß der Wechsel fünfzig Gulden unter Brüdern werth sei. Es sei wohl wahr, daß der Acceptant seit der Jitschiner Schlacht verschollen sei, und, wie so viele Vermißte, vielleicht nie wieder zum Vorschein kommen werde; er habe jedoch einen reichen

Vater, der sicherlich so viel Ehrgefühl besitzen werde, um die Wechsel seines gefallenen Sohnes einzulösen."

„Auf diesen reichen Vater speculiren wir eben auch!" murmelte Haselhorst schmunzelnd. „Zu ihm muß ich auch noch heute gehen und mich ihm antragen. Ich weiß kaum, wo mir der Kopf steht, so viel habe ich noch vor meiner Abreise zu thun. Und die Leute wohnen auf ganz entgegengesetzten Seiten — Preinhalter in Hietzing, der Rentier Krüger in Döbling. Ich glaube, dieser wird denjenigen, der ihm verläßliche Kunde über das Schicksal seines Sohnes bringt, auch nicht mit leeren Händen abziehen lassen. Er muß mir übrigens gleich einen hübschen Vorschuß geben, wenn ich mich ihm vorstelle, denn ich muß vor Allem darauf bedacht sein, die dreißig Gulden, die mich der Wechsel kostete, hereinzubekommen."

„Die Photographie der Tänzerin Natalie hat auch fünfzig Kreuzer gekostet!" fiel Scheberle ein, ein kleines Bild aus der Tasche ziehend.

„Haben Sie das Bild aufgetrieben?" rief Haselhorst in freudiger Aufwallung. „Sie sind ein Tausendkünstler und es ist nur billig, daß ich für Ihr gutes Auskommen während meiner Abwesenheit sorge, die übrigens nur zehn bis zwölf Tage dauern dürfte. Es wäre ein Unglück für mich, wenn ich Sie inzwischen verlieren sollte. Hier haben Sie einstweilen hundert Gulden!"

Scheberle schien, seinem strahlenden Gesichte nach zu schließen, höchlich contentirt zu sein und sagte, die Banknote einsteckend:

„Ich erinnerte mich, daß die Tänzerin Natalie vor einigen Jahren eine gewisse Rolle im Josefstädter-Theater gespielt, und daß ich damals ihre Photographie zuweilen ausgestellt gesehen habe. Ich ging daher jetzt, wo Natalie für uns als die letzte Geliebte des vermißten Krügert eine gewisse Bedeutung erlangt hat, von einem Laden zum andern, bis mir endlich wirklich ein Kunsthändler das Porträt der Tänzerin aus einem staubigen Wuste von Bildern hervorsuchte. Jetzt spielt Natalie an einem der Vorstadt-Theater eine so untergeordnete Rolle, daß sich im Publikum Niemand mehr um sie kümmert."

„Die fünfzig Kreuzer, die wir für ihr Bild ausgelegt haben, sollen uns fünfzig, ja vielleicht fünfhundert Gulden tragen!" rief Haselhorst in der heitersten Laune, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Wenn wir dem Vater nach meiner Rückkunft von den böhmischen Schlachtfeldern einen von seinem Sohne unzweifelhaft unterschriebenen

Wechsel und das Bild der Maitresse seines Sohnes bringen und vorgeben, daß wir beide Sachen bei Bauern entdeckt haben, welche nach der Schlacht die Todten begruben, so müßte es mit seltsamen Dingen zugehen, wenn man uns nicht für unseren kostbaren Fund reichlich belohnen und mit neuen Mitteln ausstatten sollte, damit wir die Spur des Verschollenen weiter verfolgen."

„Wechsel und Bild müssen natürlich eben so Blutspuren an sich tragen, wie das Schnupftuch, das Preinhalter bekommen wird," ließ sich Scheberle vernehmen. Ich werde übrigens während Ihrer Abwesenheit noch trachten, eine Locke von Fräulein Natalie zu erhalten. Das wird uns die Sache vollends erleichtern — die Tänzerin hat ein Haar von so auffallender Farbe, daß man es mit keinem andern verwechseln kann."

„Es könnte nicht schaden, wenn wir die Locke hätten," bemerkte Haselhorst. „Wie glauben Sie aber, sich in den Besitz derselben setzen zu können?"

„Resi wird es nicht schwer werden, mit der Friseurin bekannt zu werden, welche in dem betreffenden Vorstadt-Theater den Tänzerinnen die Köpfe zurecht setzt. Und Geld und gute Worte werden die Friseurin sicherlich geneigt machen, Natalien um eine Locke zu bringen. Natürlich schreiten wir erst dann zu diesem Attentat auf Natalien's Haare, wenn wir auf Umwegen erfahren haben werden, daß Natalie wirklich ihrem Geliebten einmal eine Locke gegeben — aber wo gäbe es ein Liebespaar, das solche kleine wohlfeile Zärtlichkeiten nicht ausgetauscht hätte!"

„Ich glaube, es liege zuletzt gar nichts daran, wenn der junge Krügert von Natalien auch keine Locke erhalten hätte!" wandte Haselhorst ein. „Der ganze Apparat, Wechsel, Photographie und Locke, ist doch nur für den Vater berechnet — wer weiß, ob Natalie überhaupt etwas davon erfährt. Der Vater kennt wohl die Tänzerin, da er, wie ich hörte, einmal einen Versuch gemacht haben soll, sie zu bestimmen, auf seinen Sohn zu verzichten — er wird sich aber kaum bewogen finden, sie aufzusuchen und ihr anzukündigen was man ihm aus dem Nachlasse seines Sohnes zugebracht."

„Sie haben Recht!" gab Scheberle zu. „Es war übrigens eine geniale Idee von Ihnen, den Wechsel von dem Juden zu acquiriren, mit dem der Vermißte zuweilen Geldgeschäfte zu machen pflegte, wenn er eben vom Vater nicht so viel Geld herausschlagen konnte, als er

brauchte. Wenn die Photographie und die Locke den alten Krügert in üble Laune versetzen sollten, so wird ihn der Wechsel wieder weich machen. Die Sorge, die sein Sohn daran wandte, bevor er in's Feld zog, sein Accept einzulösen, und sich finanziell zu rangiren, wird ihn rühren, und die Ueberzeugung, daß er eine wahre Perle von einem Sohne verloren habe, wird ihn hoffentlich um so freigebiger gegen uns machen."

„Ich will annehmen, daß Sie gut calculirt haben," lachte Haselhorst, indem er zum Abschiede Scheberle die Hand reichte.

Haselhorst hatte gut lachen — außer den, eine reiche Zukunftsernte versprechenden Geschäften zweideutiger Natur, wie deren einige soeben zwischen ihm und seinem Gehilfen verhandelt worden waren, hatte er artige Summen in der Tasche für ein halbes Dutzend zu exhumirender Leichen, deren Transport nach Wien er übernommen hatte. Dabei hatte er von mehreren Familien Aufträge erhalten, nach diesem oder jenem theuren Angehörigen zu forschen, den man verwundet wußte, ohne noch das Spital zu kennen, in welchem er verpflegt wurde.

III.

Der Missionsprediger.

In einem Adelssitze jenes Theiles von Böhmen, der von der preußischen Invasion frei geblieben, haben sich mehrere Cavaliere ein Rendezvous gegeben.

Sie kamen aus verschiedenen Provinzen, und mehrere derselben hatten ihre Familien bei sich, so daß auch viele schöne Frauen und Mädchen in dem alterthümlichen und romantisch gelegenen Schlosse versammelt waren.

Wie es in der betreffenden Gegend hieß, so waren die Herrschaften zum Theil aus entfernten Ländern nach dem böhmischen Schloße gekommen, um den Pater Cornelius Giesebrecht zu hören, welcher daselbst eine Reihe von Missionspredigten halten wollte, da er seine Kanzel nicht gut in der noch immer von den Preußen besetzten Hauptstadt aufschlagen konnte.

Pater Cornelius Giesebrecht war ein berühmter Kanzelredner, an welchem besonders die Signoria ihr Wohlgefallen hatte. Der Zusammenfluß so vieler Mitglieder derselben an einem Orte, den sich der Prediger ausersehen hatte, um von demselben aus seine Fäden weithin zu spinnen, erklärte sich daher auf die natürlichste Weise.

Pater Cornelius war ein Redner nach dem Herzen Derer, welche den verlorenen Privilegien nachweinten und sich im Stillen mit dem Gedanken trugen, von denselben so viel als möglich zurückzuerobern. Die Auflösung aller Unterordnungsbande war das Lieblingsthema Giesebrecht's. Er konnte diese Auflösung nicht genug bedauern und verdammen, die Ueberhebung jener Gesellschaftsclassen, welche früher eine untergeordnete Rolle gespielt, jetzt aber den ehemals bevorzugten Ständen über den Kopf zu wachsen drohten, nicht genug beklagen.

Er liebte es, die Consequenzen dieser den höheren Ständen natürlich ziemlich unangenehmen socialen Umwälzung mit möglichst grellen, schreienden Farben auszumalen, und die Haltlosigkeit und Verwirrung, welche auf politischem Gebiete herrschte, auf diese sociale Revolution zurückzuführen. In ihr suchte und fand er zu großer Genugthuung seiner vornehmen Zuhörer die Ursachen des Liberalismus, der mit seiner falschen, gleisnerischen Theorie die ganze Welt zu umstricken drohte.

Wenn er der liberalen Zeitströmung mit feuriger Zunge den Krieg erklärte und sie als die Mutter alles Uebels, als die durch ihren giftigen Biß alle Verhältnisse zersetzende Schlange bezeichnete, wenn er über die falschen Propheten der nach seiner Anschauung falschen Lehre, über die Büchermacher und Zeitungsschreiber herzog: dann jauchzten im Stillen seine Zuhörer und wandten ihre ganze Sympathie dem Manne zu, der ihnen aus der Seele sprach.

Sein energisches, von einem sonoren Organ unterstütztes Wort wirkte aber auch mächtig auf die Frauen, denn Pater Cornelius war außerdem, daß ihm eine bestechende Rednergabe zu Gebote stand, auch ein schöner, stattlicher Mann in den besten Jahren. Und was noch mehr war — er hatte ein bewegtes Vorleben hinter sich. Eine abenteuerliche Vergangenheit übt aber immer ihre Wirkung auf die Herzen und Gemüther der Frauen aus. Wer ein interessantes Leben hinter sich hat, in welchem namentlich die Liebe eine hervorragende Rolle spielt, kann mit Sicherheit auf Sympathien auf dieser Seite, auf ein bereitwilliges Entgegenkommen rechnen.

Pater Cornelius Giesebrecht, der jetzt ungefähr achtundvierzig Jahre zählen mag, war erst in reiferem Alter Geistlicher geworden. Er war schon nahe an dreißig Jahre alt, als er sein Damascus fand, den Saulus abstreifte und Paulus wurde. Und der Sage nach war es eine erschütternde Katastrophe, welche die Bekehrung bei ihm hervorbrachte.

Da Pater Giesebrecht eine Rolle in unserer Erzählung spielt, und die Art, wie er sich innerlich läuterte, wie er aus einem frivolen Weltkinde ein ernster, dem Welttreiben, dem er fast bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre mit Vorliebe gehuldigt, abgewandter Mann wurde, auf die früheren Zustände in Oesterreich ein helles Licht wirft, so wollen wir uns die Vergangenheit des gefeierten Kanzelredners näher besehen.

Er stammte aus einer freiherrlichen Familie, die in früheren Zeiten in Mähren begütert gewesen. Er selbst hatte noch so viel zu verzehren, daß er die Stelle eines überzähligen Kreiscommissärs, deren Last auf seinen kräftig gebauten Schultern ruhte, mit Anstand repräsentiren konnte.

In der vormärzlichen Zeit wurde es bekanntlich jungen Cavalieren, die in den Staatsdienst eintraten, wenigstens bezüglich der Titulatur, sehr leicht gemacht. Während der Bürgerliche nach absolvirten Rechtsstudien sich durch die Hungerjahre eines im besten Falle fünfzehnjährigen Practikantenthums hindurchwinden mußte, ehe er zu Titel und Gehalt kam, wurde der Adelige, kaum daß er die Studien hinter sich hatte und beeidigt war, sofort überzähliger Kreiscommissär.

Die Stelle trug wohl nichts ein, aber sie gab dem Inhaber doch ein schönes, sociales Relief und einen gewaltigen Vorsprung vor seinem bürgerlichen Collegen. Der Uebergang vom überzähligen zum wirklichen Kreiscommissär war ein sicherer, und so zu sagen nur eine Zeitfrage.

Da der politische Dienst den Adeligen, die ihn betraten, so lockende Chancen bot, und da derjenige, der sich ihm zuwandte, auch weniger strenge Prüfungen zu bestehen hatte als der Aspirant für den Justizdienst, so war die politische Carrière die von jungen Cavalieren, die möglichst wenig lernen und das Leben genießen wollten, gesuchteste.

Freiherr Kunibert von Giesebrecht — denn damals hieß Giesebrecht noch nicht Cornelius, welchen Namen er erst, als er Geistlicher wurde, angenommen — war ein geborener Kreiscommissär.

Bei jedem Oberamtmann, bei jedem Burggrafen, bei jedem Bürgermeister und Justiziär war er wie zu Hause.

Alle Streitigkeiten, und wenn sie sich, von weitem besehen, noch so drohend angekündigt hätten, schrumpften in seiner gewandten Hand zu nichtssagenden Kindereien zusammen. Alle Commissionen wurden einem gedeihlichen Ende zugeführt zur Zufriedenheit der respectiven Parteien — nämlich eines löblichen Kreisamtes einerseits und des Herrn Oberamtmannes oder Justiziärs andererseits.

Es herrschte ja damals eben noch die goldene Patrimonialgerichtsbarkeit mit Allem, was drum und dran hing: mit der Robot, den Prügelbänken, mit Paschawillkür auf obrigkeitlicher Seite, mit absoluter Abhängigkeit auf Seite der Unterthanen, die damals, wo die Obrigkeiten keine Steuern zahlten, wirklich eine misera contribuens plebs waren.

Was lag an dieser misera contribuens plebs?

Die zählte nicht als Partei — sie wurde unparteiisch behandelt. Freilich wäre mancher allzustrenge Philantrop geneigt gewesen, diese unparteiische oder parteilose Behandlung der Häusler, Viertelbauern und ähnlicher, in der menschlichen Gesellschaft vor 1848 für Nichts zählender Geschöpfe eine rücksichtslose zu nennen — aber was frug die praktische Welt je nach Philantropen?

Der Kreis, in welchem Freiherr Kunibert von Giesebrecht amtirte, war jederzeit der erste mit seinem vollständigen Rekrutencontingente auf dem Platze — und merkwürdiger Weise bereiste der überzählige Kreiscommissär Giesebrecht die zur Tagsatzung bestimmten Orte mit einem Postzuge von prächtigen Rappen, wenn er nicht einen feurigen Apfelschimmel zum Entzücken aller Oberamtmannstöchter ritt, während sich die Ställe einiger größeren bäuerlichen Grundbesitzer, die sich wehrhafter, assentirungsfähiger Söhne erfreuten, um eben so viele schöne Zug- oder Reitpferde ärmer herausstellten.

Und bei all den unleugbaren Verdiensten um das allgemeine Kreiswohl, bei seiner an einem Cavalier, der es nicht nöthig hatte, nicht genug zu lobenden Aufopferung im Dienste des Vaterlandes hatte der überzählige Herr Kreiscommissär eine sehr angenehme Art zu manipuliren sich zu eigen gemacht, die wahrscheinlich das Resultat seiner genialen Auffassung der gegebenen Verhältnisse war.

Er fand es ganz überflüssig und dem zarten Teint seines sechs-

undzwanzigjährigen Milchgesichtchens nachtheilig, einige Stunden täglich in einer dunstigen Kanzleistube zuzubringen.

Oder hätte er dem Staate auch ein gesundheitliches Opfer bringen sollen, nachdem er seinen Neigungen und seinem Hange zur Bequemlichkeit schon so weit den Zügel anlegte, daß er, schon um die achte Vormittagsstunde dem Schlummer entsagend, in anderthalb Stunden seine Toilette beendigte, schnurstraks sein Cabriolet bestieg, und trotz Hitze und drohenden Wolken selbst kutschirend dem Orte der Tagsatzung zuflog?

Ein solches Opfer hätte Niemand von ihm fordern können — der bürgerliche Kreishauptmann, der froh sein mußte, wenn er den adeligen Kreiscommissär bei guter Laune erhielt, am allerwenigsten.

Der überzählige Kreiscommissär machte alle Geschäfte so zu sagen im Cirkel der Damen ab, deren Gast er eben war, flüsterte hier der Oberamtmannsgemahlin ein galantes Wort in's Ohr, deklamirte dort der Tochter vom Hause eine zarte Anspielung aus einem Dichter vor, spielte an diesem Tische eine Partie Boston, blätterte an jenem in einem Album, verewigte sich in diesem Stammbuche mit einem Verse, raubte dort im lauschigen Winkel eine Locke, ließ sich hier selbst nach einigem Widerstande eine abnehmen, aß dann einen Fasanflügel, schlürfte ein Glas Champagner dazu, es auf die Gesundheit der Dame, die es ihm credenzt hatte, mit einem unvergleichlichen Lächeln leerend — und die Commission war beendet, wie der vertrauliche Händedruck zeigte, den er beim Scheiden mit dem überglücklichen Oberamtmann oder Justiziär austauschte, diese Herren mit edler Gönnermiene über die Unvergänglichkeit seines freundschaftlichen Wohlwollens für sie beruhigend.

Und wie denn geniale Persönlichkeiten klüfteweit getrennte Extreme auf die unbefangenste Weise harmonisch zu vereinigen wissen, so war der überzählige Herr Kreiscommissär an der Tafel des Prälaten oder Bischofs derselbe liebenswürdige Gesellschafter, als welcher er sich im Kreise der Damen bewährt hatte.

Die mitunter lüstern zugespitzten Scherz- und Witzreden sprudelten, durch den Johannesberger flüssig gemacht, wie die Feuerruthen aus einer Rakettenbatterie aus dem freiherrlichen Munde, und die Commission wurde hier mit derselben anmuthvollen und ungezwungenen Leichtigkeit zu Ende geführt, wie dies bei den töchtergesegneten Vätern der Fall gewesen, nicht anders, als ob der Herr Baron sechs liebenswürdige Koketten statt eben so vieler Domherren vor sich gehabt hätte.

Der vortreffliche Herr Kreiscommissär! Der unschätzbare Herr Kreiscommissär! War er nicht das Prototyp des altösterreichischen Beamtenpascha's?

Und für all' die Mühseligkeiten und Beschwernisse seines Amtes bezog er durch vier Jahre keinen Heller, er that Alles zur Ehre des Vaterlandes und höchstens der mit einer schönen Besoldung verbundenen Kreishauptmannsstelle wegen, die ihm bei der baldigst zu erhoffenden Pensionirung seines gegenwärtigen Vorstehers bei so evidenten Verdiensten unmöglich entgehen konnte.

Wer weiß, wie lange der Freiherr noch so in dulci Jubilo fortgelebt hätte, wenn nicht jene Katastrophe, die wir vorhin angedeutet, seinem Leben plötzlich eine veränderte Richtung gegeben hätte.

Wer in Prag gelebt hat, der kennt gewiß das schöne Haus am Graben, dem Palais Kolowrat gegenüber.

Heute ist es ein einfaches Privathaus, in der Zeit, von der wir sprechen, war es ein Gasthof ersten Ranges und führte das Schild: aux trois tilleuls — zu den drei Linden.

Cavaliere von echtem Schrott und Korn, die sich nicht mit dem Volke amalgamiren wollten, wählten die drei Linden in der Erinnerung des altaristokratischen Schimmers, den sie ausstrahlten, mit Vorliebe zu ihrem Absteigequartier. Sie waren sicher, daselbst nur hohe und höchste Herrschaften zu Zimmernachbarn zu haben. Wohnten doch selbst gekrönte Häupter, wenn sie nach Prag kamen, nirgends anders als bei den drei Linden.

Echte Prager Kinder erzählen noch heute mit Behagen, wie der König von Preußen in den Tagen der heiligen Allianz regelmäßig, wenn er von Teplitz kam, in den drei Linden logirt, wie der Dardanellenprätendent der vierziger Jahre, Fürst Leuchtenberg, und viele andere hohe und höchste Herrschaften den Gasthof mit ihrem Besuche beehrt, dem sich neugierig auf der Straße herumtreibenden Volke gnädigst zugenickt, und den Militärmusikbanden, die unten unermüdlich spielten, für die präcise Exekutirung einige Dukaten huldreichst herabgeschickt haben!

Wie ernst die Schildwachen vor dem Thore umhergingen, mit welch' gleichgiltigen Blicken sie das sich drängende Volk maßen!

Solche Ereignisse, die sich alljährig wiederholten, umgaben die Linden mit einem gewissen Glorienschein und veranlaßten gewöhnliche Leute, den Namen „drei Linden" mit einer Beimischung von Ehrfurcht im Tone auszusprechen.

In einem auf den Graben hinausgehenden Zimmer dieses histori-schen, leider nicht mehr vorhandenen Gasthofes saß in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre an einem stürmischen Februartage der Frei-herr von Giesebrecht. In einen bequemen Lehnstuhl geworfen, ergötzte er sich an dem Knistern der lustigen Ofenflammen, das einen ange-nehmen Contrast gegen das Wüthen des Februartages bildete, der die Nachwintergrüße in ganzen Fluthen von Regen an die unter dem Sturme erzitternden und erdröhnenden Fenster warf.

Der Freiherr war in die Lecture der officiellen Prager-Zeitung vertieft, wenn wir diesen Ausdruck da anwenden dürfen, wo wir von einer Zeit sprechen, in welcher im Grunde jede Zeitung officiell war, von dem Pilat'schen Beobachter bis zu dem letzten belletristischen und wohlcensorirten Provinzjournal herab.

Ob der überzählige Kreiscommissär in seiner bequemen Lage den Offenbarungen der k. k. Politik nachforschte, oder ob er in der Liste der neuerlich Pensionirten vielleicht den Namen seines verehrten Kreis-chefs suchte, das lassen wir unentschieden, wären aber geneigt, das Letztere anzunehmen, weil der Leser bald mißmuthig und unbefriedigt das Blatt weg warf, die Füsse kreuzweis vor sich hinstreckte mit der weißbehandschuhten Hand eine Havannacigarre anzündete, und schließlich noch einen Zug aus dem Champagnerkelche that, der nebst einer halb-leeren Flasche vor ihm stand, die, dann und wann eine Blase nach der Oberflache werfend, mit dem ganzen feuerigen Hochmuth einer Champagnerbouteille auf die nüchterne, glutlose Prager-Offizielle hinabsah.

Jetzt legte der Cavalier, um seine behagliche Stellung zu vervoll-ständigen, den sorfältig frisirten Kopf zurück, schloß die Augen, und nach der äußerlichen Ruhe zu schließen, mochte in der Seele des Zukunfts-staatsmannes nicht viel mehr von Stürmen wahrzunehmen sein.

Er saß, oder vielmehr er lag da, ein Bild harmlosesten Comforts. Nicht ein Fältchen verunstaltete die glatte Stirn, über welcher die pomadegetränkten Locken in Wellenlinien sich furchten. Der Mund lächelte so sorglos heiter, als hätte er nie ein trockenes juristisches Wort ausge-sprochen; so träge ruhte die Hand auf der Lehne des Fauteuils, so ganz nach Lebemannsart war der Körper zurückgesunken, daß ein echter Arbeiter im Weinberge des Staates, ein Beamter, der normalmäßig die Carrière vom Conceptspractikanten hinaufgemacht, und nun erst, wo er um zehn Jahre älter war als der dasitzende Bonvivant, bei der

Seufzerbrücke eines Adjutums von dreihundert Gulden angelangt war, beim Anblicke des freiherrlichen Commissärs die vom Federhalten schwieligen Hände über dem halbgrauen Kopfe zusammengeschlagen, und sich viel eher entschlossen hätte, trotz des schmalen Gehaltes von dreihundert Gulden, der kaum hinreichte ihn selbst zu ernähren, einen Heiratsantrag zu stammeln, als daß er es gewagt haben würde, den cavaliermäßig aussehenden Mann mit dem Worte „Collega“ zu begrüßen.

Eine halbe Stunde ungefähr mochte sich der Baron an dem ungestörten Spiele seiner Gedanken ergötzt haben, als ihn ein leises wiederholtes Klopfen an die Zimmerthür aus seinem Hindämmern weckte. Etwas mißmuthig hob er den Kopf, drehte ihn langsam gegen die Thür, und ohne seine übrige Haltung auch nur um eine Linie zu verrücken, rief er mit lauter Stimme: „Herein!“

Dem Rufe folgte ein bescheidenes, stilles Oeffnen der Thüre und auf der Schwelle dieser letzteren erschien ein hoher Mann in der einfachen Sonntagstracht eines Bauers; die gelblederne Hose war von dem heftigen Regen braun gefärbt und die schweren Tropfen rannen langsam über die hohen Stiefel herab, bis sie von dem Leder eingesogen wurden.

Der breitkrämpige Hut war sorgfältig von der Nässe gereinigt, und noch, während der Eingetretene dem Herrn eine demüthige Verbeugung machte, fuhr er mit dem Aermel der Pelzjacke wie bürstend über den Hut, als wollte er ängstlich jeden Tropfen entfernen, der dem eleganten Gemache des Cavaliers mit Verunreinigung drohte.

Der entblößte Kopf des Mannes zeigte spärliches, weißes Haar, das in dünnen, kurzen Büscheln über die Stirne hinabhing und die tiefen Furchen, die breitspurig über ihre ganze Fläche sich hinbreiteten, hier und da unterbrach und so den leidenden, gedrückten Ausdruck des Gesichtes milderte, indem es ihm einen hervorstechend ehrwürdigen, ergebenen Anstrich verlieh.

Der Bauer wagte eben nur, nachdem er die Thür eben so geräuschlos, wie er selbe geöffnet, hinter sich geschlossen, einen Schritt vorzutreten, und sprach dann stille stehend und sich zum zweiten Male verneigend, leise und mit gesenktem Haupte den böhmischen Gruß:

„Ich küsse unterthänigst die Hand, gnädiger Herr!“

Der Cavalier maß den Störer gleichgiltigen Blickes; einen Augenblick nur schien es, als wäre sein Auge mit einer gewissen Spannung auf die Thür gerichtet, nicht anders, als ob ihm das Erscheinen des

ländlichen Gastes ein Anrecht auf die Erwartung gegeben hätte, daß jener noch einen Begleiter bei sich habe.

Da sich die Thür jedoch nicht wieder öffnete und der Bauer im Schweigen verharrte, gleichsam die Erlaubniß zum Reden und weiteren Auseinandersetzen seiner Angelegenheit erst von einem Winke des gnädigen Herrn erwartend, richtete der Kreiscommissär den etwas ungeduldig gewordenen Blick auf das Antlitz des Greises, und fragte nun im gleichgiltigsten Tone, als hätte er es mit einem ihm gänzlich unbekannten Manne zu thun:

„Was wollt Ihr?"

Der nachlässigen Frage folgte ein eben so nonchalantes Wegblasen der Cigarrenasche nach der Richtung, in welcher der Alte stand.

Dieser schloß ruhig die Augen, stäubte dann einen Funken, der sich in eine der grauen Locken verfangen hatte, herab, und begann langsamen, schweren, gedrückten Tones:

„Der gnädige Herr wissen, daß wir arm sind. Von der ganzen vorjährigen Ernte habe ich nichts nach Hause gebracht als zwanzig Strich Erdäpfel, gnädiger Herr, Sie wissen das!

„Hm," meinte der Baron, seine Cigarre, da selbe nunmehr von aller Asche gesäubert war, welche jetzt Gesicht, Haare und Jacke des Bauers verunstaltete, von Neuem ansetzend, „hm — da hättet Ihr zehn Strich verkaufen und von dem Erlöse die Steuern bezahlen sollen."

„Der gnädige Herr wissen," fuhr der Greis mit Ruhe fort, „daß mein Weib bereits durch zwölf Wochen krank und arbeitsunfähig an das Strohlager gefesselt ist, und daß sie schwerlich aufkommen wird. Das sollten Euer Gnaden in der Milde Ihres Herzens besonders bedenken!"

„Zwölf Wochen, das ist in der That eine lange Zeit, erinnere mich davon gehört zu haben!" murmelte der Baron und dehnte sich behaglich im Fauteuil, als stelle er im Geiste eine Vergleichung zwischen dem Krankenlager und seiner epikureischen Position im Lehnstuhle an.

„Nicht einmal der Arzt, der früher jede Woche kam, sieht mehr in unsere Hütte!" fuhr der Bauer tonlos fort. „Er ist schon durch vierzehn Tage ausgeblieben und mein Weib kann das Fieber aufzehren!"

Der Alte fuhr mit der Hand über das Auge — es war naß.

„Er gibt sie auf!" meinte der Baron achselzuckend. „Warum sollte er sich umsonst die Zeit und Euch das Geld für die Medica-

mente stehlen. So lange Ihr Euer Weib mit Kartoffeln füttert, hilft kein Arzt — und etwas Anderes könnt Ihr ihr doch nicht geben!"

„Und das wissen Sie, gnädiger Herr!" fuhr der Bauer, mit einem wilden Blicke das Gesicht des Edelmanns messend, auf und seine Stimme schwoll drohend an, und seine Faust ballte sich krampfhaft. „und das wissen Sie, und schicken mir zwei Mann Steuerexecution — zwei Mann mit Ober- und Untergewehr, die ich füttern muß?"

„Ihr hättet drei bekommen sollen!" entgegnete der Baron gleichgiltig, ohne von der Aufregung des Gastes Notiz zu nehmen, „Ihr hättet als besonders Säumiger und zudem auch noch renitenter Steuerrestant drei Mann bekommen sollen — ich habe Euch den Nachlaß des dritten ausgewirkt!"

Der Bauer besann sich und lächelte traurig.

„Gnädiger Herr," sagte er in drängendem Tone, „haben Sie Mitleid, nehmen Sie auch die zwei fort, gleich fort, ehe sie mich ganz und gar zu Grunde richten — vielleicht helfe ich mir dennoch, wenn ich der täglichen Mitesser los bin!"

Der Baron überlegte einen Augenblick — dann richtete er sein Auge mit stechendem Ausdrucke auf den Greis und fragte scheinbar gleichgiltig:

„Auch wenn die Commission Euren Sohn assentirt? Ich glaube, er ist für einen der nächsten Tage auf das Kreisamt vorgeladen!"

Der Alte schwieg einen Augenblick wie zerschmettert.

Den Sohn hatte er, während sich seine Gedanken ausschließlich mit dem kranken Weibe und seiner trostlosen Lage beschäftigten, und bei der Möglichkeit einer Erleichterung dieser letzteren, einer Rettung verweilten, ganz vergessen. Jetzt trat die erschreckende Gewißheit vor seine Seele, ohne meinen Sohn bin ich gelähmt, und diese Gewißheit vereinigte sich mit dem eben so entsetzensvollen: er geht mir verloren, denn man hat es einmal auf mich — auf ihn abgemünzt!

Der Greis faltete die mageren, schwieligen Hände über der Brust zusammen und sagte leise, in vorwurfsvollem Tone:

„Der gnädige Herr wissen sehr genau, was meinem Sohne bevorsteht — ich hätte nicht gedacht, daß so vornehme Herren solchen Antheil an uns armen Leuten nehmen!"

Der Kreiscommissär zuckte mit den Achseln und meinte ruhig:

„Er kann ja auch davon gehen — die Commission wird sich um Eures Sohnes willen keinen Schritt bemühen — er kann nach Ame-

rika gehen — da er im militärpflichtigen Alter ist, kann ich ihm freilich keinen Auswanderungspaß geben — aber er kann ja insgeheim durchbrennen!“

Des Alten Kopf richtete sich bei diesem in höhnischem Tone gegebenen Rath stolz in die Höhe, und er sagte mit einem Anfluge von Trotz und Kraft in der Stimme:

„Wenn ich meine Alte auf den Beinen hätte, ich ließe einem löblichen Kreisamte und dessen bewaffneten Abgesandten Hütte und Grund, und zöge mit Sohn und Tochter fort — dorthin, wo der Mensch, wenn er schon einmal zertreten werden soll, wenigstens von Bestien und nicht von seines Gleichen zertreten wird!“

In diesem Augenblick unterbrach der heisere Ton einer Trommel die Stille, die bis dahin auf der Straße geherrscht.

Der Baron verließ den Lehnstuhl und näherte sich dem Fenster.

Nachdem er hinausgesehen hatte, sagte er, sich gleichgiltig gegen den in wortloser Verzweiflung hinbrütenden Bauer wendend:

„Kommt her, Brixa!“

Der Alte zögerte einen Augenblick.

Er deutete die Einladung als eine Aufforderung zu einer vertrauten Unterredung und in der innerlichen Gewißheit, was da zur Sprache kommen würde, ging er mit sich zu Rathe, ob er sich dem Baron nähern sollte.

„So kommt doch!“ rief der Herr gebietend und machte dem Schwanken des Greises ein Ende, der in schmerzlicher Resignation und mit einem Seufzer an die Seite des Beamten trat.

„Seht da hinaus!“ sagte der letztere und begleitete die gleichgiltigen Worte mit einer leichten Kopfbewegung, indem er nämlich, die unbequemere Handbewegung verschmähend, den Blick auf den Gegenstand richtete, auf den er die Aufmerksamkeit des Nachbars lenken wollte, und diesen Blick mit einem Aufwerfen des Kinnes und der Lippen begleitete.

Der Alte starrte hinaus.

Sein Auge, die angewiesene Richtung einschlagend, blieb auf den einer größeren Truppe waffenlos folgenden Soldaten haften, welche Ruthen trugen, er sah im Geiste Blutflecken auf diesen Ruthen . . .

Ein fröstelnder Schauer durchrüttelte sein Gebein.

Er war einmal selbst Soldat gewesen — er kannte diese Ruthen, er kannte diese Blutflecken . . .

Er fuhr mit der flachen Hand über Auge und Stirn und kehrte dem Fenster den Rücken.

Der Baron streifte ihn mit einem triumphirenden Blicke und sagte dann herrisch:

„Also was wollt Ihr denn eigentlich von mir?"

Dabei zog er eine goldene Cilinderuhr heraus, und warf einen ernsten Blick auf die Zeiger, als wäre seine Zeit gemessen.

Der Alte näherte sich der Thür, indem er halblaut vor sich hinmurmelte:

„Ruthen — Gassenlaufen — der Junge hält es nicht aus. — Die Lise wird ihn zu sehr nach dem Dorfe zurückziehen — er wird davon laufen — sie werden ihn blutig — halbtodt schlagen!"

Er ballte die Faust und wie er früher über dem Elend seines Weibes das seinem Sohne bevorstehende Loos vergessen hatte, so dachte er jetzt wieder nur an den Sohn. Nicht einmal ein Gedanke leicht verzeihlichen Eigennutzes mischte sich in seine Vorstellungen, es fiel ihm nicht ein zu denken: ich kann den Sohn in der Wirthschaft nicht entbehren, ich muß mit meiner Familie zu Grunde gehen, wenn ich ihn nicht habe, denn ich bin alt und schwach. Das fiel ihm in dem Augenblick gar nicht ein, wo er nur das Gefühl seines Kindes in die Wagschale legte, und sich sagte, der weiße Rock würde dessen Unglück werden.

Heftig und unentschlossen drückte er den Hut in der rechten Hand, während die linke zu mehreren Malen heftig nach der Thürklinke fuhr und immer wieder zurückzuckte.

Plötzlich ging er auf den Baron zu, der mit dem Rücken an die Fensterbrüstung gelehnt, sich der harmlosen Beschäftigung hingab, an dem ersterbenden Feuer der zum Stumpf herabgebrannten Cigarre eine andere anzuzünden.

Die Spannung und Bewegung des Greises zeigte einen ergreifenden Contrast gegen die Ruhe des noblen Mannes.

Jetzt legte der Erstere seine Hand auf die Schulter des Letzteren und rief in scharfem Tone:

„Sie nehmen die Execution aus meiner Hütte? Sie nehmen die Soldaten fort, gnädiger Herr!"

„Ich glaube, ich habe es Euch schon einigemal gesagt!" entgegnete der Baron ruhig. „Aber Ihr scheint einen störrischen Kopf zu haben. Also noch einmal — so oder so — entweder, oder — Ihr habt die Wahl!"

„Also,“ stotterte der Alte, während eine brennende Röthe über seine Wangen flog und die Stirn fast blutig färbte, daß es schien, als schwämmen die weißen Locken, die sie beschatteten, im Blute, „also wenn ich in meine Schande eingehe, so nehmen Sie die Soldaten fort — befreien meinen Sohn von der Recrutirung und erwirken mir aus der obrigkeitlichen Casse einen Nothstandsvorschuß, damit ich mein Weib auf die Beine bringe?“

Die Augen des Greises rollten wild im Kreise, während er die Worte mit überstürzter Hast hinauswarf, und hafteten dann mit glotzendem, unheimlichen Ausdrucke auf dem kalten Zuhörer, der ruhig entgegnete:

„Ich werde thun, was sich nur immer für Euch thun läßt.“

Der Greis senkte das Haupt so tief, daß es die Brust berührte, faltete die Hände, dachte noch einmal an sein Weib, dem er den Sohn erhalten wollte — dann dachte er an ein anderes Kind, das er zur Schlachtbank führte, zu einer weit entsetzlicheren, als jene war, die vielleicht des Sohnes auf den Schlachtfeldern harrte, wenn er hier nicht einschlüge — und dann — er dachte nichts mehr — es war nur noch ein Blick verzweiflungsvoller Resignation, den er gegen den Himmel richtete, als der Gedanke an einen helfenden Gott sein arbeitendes Hirn durchzuckte — aber es lag eine so bittere Anklage in dem stummen Pressen der Hände gegen das Herz — dann gegen die Stirn — es sprach ein so ernster Vorwurf aus dem dumpfen, krampfhaften Tone, mit dem er die Worte ausstieß: „So fahre hin — ein verdorbenes Weib mehr oder weniger — wie die Sachen stehen, entgehst Du den Wölfen doch nicht — ein elender Vater — ein Lump mehr oder weniger — was liegt daran — fahre hin!“

Ein eisiges Lächeln glitt über das zuckende Gesicht, der arme Mann drehte sich langsam von seinem Peiniger ab, öffnete die Thür — noch ein Moment der Unschlüssigkeit — halber Reue — ein Seufzer — ein Murmeln: aber sie ist erst siebzehn Jahre alt — mein Gott — mein Gott! — Da streckte ihm wieder sein Weib die fleischlose Hand entgegen, deren Lieblingskind der Sohn war — das zum Scelett zusammen geschrumpfte Wesen röchelte ihm gleichsam als letzte Bitte die Worte entgegen: „nicht wahr — Du läßt den Franz nicht von mir“ — und er riß die Thür auf und rief:

„Toni!“

Der Ruf war nicht wild und doch fuhr das Mädchen, dem er

galt, und das nichts von den Verhandlungen im Gemache des gnädigen Herrn ahnte, da es draußen auf dem Gange gewartet und gefroren hatte, während der Vater drinnen unterhandelte, zusammen — es lag etwas so unendlich Trauriges, Wehmüthiges in des Vaters Stimme — mit demselben melancholischen Accent hatte der Vater, als er vor Jahren von schwerer Krankheit befallen dem Sterben nahe war, dem achtjährigen Kinde das „Toni" wie zum Abschiede zugerufen; seither war der trübe Ton immer in ihrer Seele nachgeklungen — jetzt hörte sie ihn wieder — er bedeutete sicher etwas Trauriges — das Mädchen war mit einem Sprunge beim Vater und ihn an der Hand fassend, und ihr schönes Antlitz an seine Brust drückend — denn das zartgebaute, niedliche Geschöpf reichte dem hochgewachsenen Mann knapp bis zur Brust — flüsterte es schmeichelnd:

„Gewiß, Vater, sie wollen uns die Soldaten nicht fortnehmen, ach, wenn sie nur die arme Mutter sehen könnten, wie sie jeder Fluch, den die wilden Gesellen in jeder Stunde zehnmal ausstoßen, erschreckt — die Leute sind böse, Vater — aber tröste Dich — gehen wir zu einem anderen, höheren Herrn, da werde ich mit Dir bitten — vielleicht wird es da gehen."

Und das Kind wollte den Alten fortziehen, als dieser sich heftig losmachend rief:

„Du irrst, T o n i! der gnädige Herr ist gut, er hat mir Alles bewilligt, um was ich ihn gebeten habe, es war ihm nur nicht recht, daß Du nicht mit mir gebeten hast. Darum, Kind, geh' hinein und bedanke Dich schönstens bei ihm — bei dem gnädigen Herrn."

Der Greis hätte brüllen mögen vor Ingrimm und Schmerz, aber er preßte Lippen und Zähne zusammen und zog das Mädchen der Thüre zu.

Dieses sträubte sich und sah mit seinen großen blauen Augen sanft und mild, aber auch ängstlich in sein verstörtes Gesicht:

„Vor diesem Herrn fürchte ich mich!" sprach sie leise und kopfschüttelnd.

„Hast keine Ursache, Kind!" rief der Vater wild auflachend. „Er ist der beste Herr von der Welt — geh' nur — geh' Dich bedanken."

Und er stieß die Widerstrebende in das Gemach.

Da stand sie — blaß — athemlos — wogenden Busens — gesenkten Hauptes, nicht wissend, wie ihr geschehen war.

Sie ahnte nichts Gutes, denn der Baron hatte sich ihr schon oft mit Anträgen genähert, die sie stets mit Entrüstung zurückgewiesen.

Als sie ihn jetzt die Thür verschließen sah, erfaßte sie eine unbeschreibliche Angst; ihr erster Gedanke war, ihn zu hindern, sie hier einzuschließen — ihr zweiter, um Hilfe zu rufen — aber die Kraft, eines oder das andere auszuführen, versagte ihr, sie fühlte sich plötzlich wie gelähmt und von einem Zittern befallen, ihre Gedanken verwirrten sich ....

Niemand hat je erfahren, was eigentlich in dem verschlossenen Zimmer zwischen den Beiden vorgegangen ist ...

Leute, die zufällig in dieser Stunde den Platz vor dem Gasthofe passirten, hörten plötzlich einen erschütternden Aufschrei — darauf wurde ein Fenster im ersten Stock aufgerissen — noch ein Moment — und auf dem Straßenpflaster lag ein Mädchen, das sich aus dem Fenster gestürzt hatte.

Man hob die Schwerverletzte auf und brachte sie in's Krankenhaus.

Hinter der Bahre ging ein alter Mann in Bauerntracht, der von der Sterbenden, die nicht mehr zur vollen Besinnung kam, nicht wich, bis sich ihre Augen zum ewigen Schlafe schlossen ....

Der Alte wußte, wie Alles gekommen war, wie die Sache zusammenhing — er ahnte, daß sein Kind den freiwilligen Tod der Schande vorgezogen — aber er sprach kein Wort darüber ....

Er sprach überhaupt nicht viel mehr in seinem Leben, da er unmittelbar nach der Katastrophe, die ihn in seinem Innersten erschüttert hatte, unheilbarem Trübsinne verfiel.

Nicht einmal der Tod seines Weibes machte Eindruck auf ihn.

Der Mann, der die entsetzensvolle Katastrophe veranlaßt hatte, sorgte dafür, daß der gebrochene Greis im Irrenhause Aufnahme fand. Den Sohn befreite er durch seinen Einfluß von der Militärverpflichtung und griff ihm auch sonst unter die Arme, so daß sich sein Vermögenszustand bald wieder besserte und seine Wirthschaft wieder aufblühte.

Die Verzweiflungsthat des Mädchens wurde als ein Ausfluß plötzlich eingetretenen Wahnsinnes hingestellt, eine Auffassung, die dadurch an Wahrscheinlichkeit gewann, daß der Vater auf seine alten Tage dem Irrenhause verfiel.

Erblicher Wahnsinn hieß es ... in wenigen Wochen gehörte die Geschichte zu den verschollenen — es war Gras über sie gewachsen und

Niemand kümmerte sich mehr darum, ob es dabei mit rechten Dingen zugegangen war oder nicht.

Auf den Baron hatte das Ereigniß einen tiefen Eindruck gemacht. Er fühlte lebhafte Gewissensbisse, und die Selbstvorwürfe, die er sich machte, waren durch nichts zu bannen.

Er war fortan wie ausgewechselt. Der Lebemann wurde ein Ascet von strenger, puritanischer Lebensweise.

Er fühlte sich in seiner Stellung unbehaglich, strebte zuerst eine Versetzung an und trat bald darauf aus dem Staatsdienste. Das Jahr 1848, welches mittlerweile gekommen war, hatte dazu beigetragen, ihm die früher mit so vieler Vorliebe gepflegte Carrière unleidlich erscheinen zu lassen. Er sah die absolute Beamtenautorität plötzlich untergraben, den alten Anschauungen stellte sich überall die schroffste Opposition entgegen, von Gesellschaftsclassen ausgehend, die früher nichts zu sagen gehabt.

Giesebrecht fühlte sich mit seinen aristokratischen Ansichten in der neuen Ordnung nicht zurecht, und weil ihm diese letztere nicht paßte, so haßte er sie, und hätte gewünscht, ihr lebhafter und energischer entgegentreten zu können, als es seine amtliche Stellung erlaubte. Daß er in dieser der neuen Strömung hätte huldigen müssen, war ein Grund mehr für ihn, auf seinen Posten zu resigniren.

Zu der Verbitterung über das Hereinbrechen einer neuen Zeit, für welche ihm das Verständniß fehlte, gesellte sich der innere Unfriede, dem er verfallen war, seit sein Auge auf dem Straßenpflaster die zerschellten Glieder des jungen Wesens erschaut hatte, dessen Verführung er angestrebt.

Er suchte nach einem Auswege, der ihm das verlorene Gleichgewicht, der ihm seine Seelenruhe wieder geben könnte, und er verfiel auf die Kirche.

Mit dreißig Jahren begann er Theologie zu studieren und versenkte sich in seine neue Stellung mit einem Eifer, der bald die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

Er verschmähte es, gewöhnliche Bahnen einzuschlagen, nach einer festen Stellung zu streben. Er fand einen ihm viel besser zusagenden Wirkungskreis in dem regellosen Schweifen von Ort zu Ort, in dem Ausstreuen seines Wortes an verschiedenen Stätten. Ein blendender Vortrag kam ihm hiebei eben so zu Statten, wie das tiefe Wissen, das er sich angeeignet, und das er in eine schöne, fesselnde, selbst für den

Gebildeten genießbare Form zu kleiden wußte. Dabei war sein Lebenswandel ein reiner und musterhafter, seine Mäßigkeit, selbst was die gewöhnlichen Genüsse des Lebens anlangte, eine sprichwörtliche. Man sagte ihm nach, daß er so mäßig lebe, daß nie ein Tropfen Wein über seine Lippen komme, daß er selbst die Tasse schwarzen Kaffees, die sein tägliches Frühstück bilde, zur Hälfte mit Wasser versetze.

So ging ihm von Stadt zu Stadt der Ruf eines sittenstrengen Mannes, eines ausgezeichneten Kanzelredners voraus und alle Welt suchte, wenn er wirklich kam, Zutritt zu seinen Vorträgen, in welchen die modernen, liberalen Strömungen der Zeit sehr schlecht wegkamen.

Da er vom Hause aus Cavalier war, so war es ihm leicht, unter seinen Standesgenossen allerlei Verbindungen anzuknüpfen, zumal die Anschauungen, die er vertrat, mit denen der durch Geburt bevorzugten Stände übereinstimmten, und jede seiner öffentlichen Reden ein Schmerzensschrei war, der die neue, zerfahrene Zeit mit ihren künstlich aufgestachelten Prätensionen — so pflegte sich Pater Cornelius auszudrücken — verdammte und der schönen Einfachheit der alten Sitten mit ihrer Standesgliederung das Wort sprach.

Die Drangsale, welche der deutsche Krieg über Oesterreich gebracht, boten ihm in dieser Richtung neue Anhaltspunkte gegen die liberale Zeitströmung energisch zu eifern. Er stellte die Verwicklung, welche den unseligen Krieg hervorgerufen, nur als eine natürliche Folge des Kokettirens mit dem Liberalismus hin. Dieser gipfele in Deutschland, und hätte man nicht, um ihm zu schmeicheln und auf diese Art die Stimmung in Deutschland sich geneigt zu machen, eine Concession nach der andern gemacht, so wäre Oesterreich der große Conflict, der zur Besetzung so vieler schönen Provinzen durch einen unersättlichen Feind führte, erspart geblieben. Oesterreich müsse sein Unglück als eine Art Strafe hinnehmen, weil es immer wieder den Versuch gemacht habe, mit liberalen Ideen zu paktiren.

In diesem Sinne hatte Pater Cornelius Giesebrecht auch in dem böhmischen Schlosse gesprochen, in welchem wir seine Bekanntschaft gemacht haben. Und er hatte seine Rede so eindringlich und überzeugend zugespitzt, daß ihm seine Zuhörer nach beendetem Vortrage in lebhaftester Weise ihre Sympathien und ihre unbedingte Uebereinstimmung mit seinen Anschauungen und Bestrebungen zu erkennen gaben.

Herren und Damen umdrängten ihn, drückten ihm dankbar die Hand, baten ihn um seine Photographie und reichten ihm ihre Gebet-

bücher mit dem Ersuchen hin, ihnen dieselben dadurch noch werthvoller zu machen, daß er einige Worte auf die weiße innere Fläche des Umschlages schreibe.

Auch an der schönen Gräfin von Hermannsburg schien der gefeierte Redner eine warme Proselytin gewonnen zu haben.

Sie nahte sich ihm, nachdem ihr die übrige Gesellschaft, die ihm eben in so rückhaltsloser Weise gehuldigt hatte, von ihm gewichen war, mit Thränen in den Augen, ergriff bewegt seine Hand, küßte sie und reichte ihm ein Albumblatt mit der Bitte, ihr zur Erinnerung an die weihevolle Stunde, in der er sie so sehr erbaut, einige Zeilen darauf zu schreiben.

Wer den Pater Cornelius in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde sicherlich das freudige Aufblitzen seiner Augen gewahrt haben. Er freute sich sichtlich, gerade auf das Gemüth dieser schönen Frau, die sich eines außerordentlichen Einflusses auf die Kreise, in denen sie sich bewegte, rühmen durfte, einen nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben.

Hier hatte er einen Faden in der Hand, an den er anknüpfen konnte.

Er bat die Gräfin, ihm in die Sacristei zu folgen, und nachdem er die Thür hinter sich geschlossen und sich überzeugt hatte, daß er unbelauscht sei, sagte er lebhaft:

„Ich sehe eine wunderbare Fügung des Himmels darin, daß Sie meine schlichte Predigt so ergriffen hat! Eine innere Stimme sagt mir, daß ich in Ihnen das Rüstzeug gefunden habe, durch welches sich auf die Schwachen und Zweifelhaften einwirken läßt. Deren gibt es so viele, daß die Gestaltung der nächsten Zukunft in Oesterreich wohl davon abhängen wird, auf welche Seite sie sich schlagen werden. Wir müssen alle Hebel ansetzen, diese Schwachen und Zweifelhaften zu uns herüberzuziehen, wir müssen um jeden Preis verhindern, daß sie das Lager unserer Feinde verstärken helfen. Unsere Feinde aber sind die Liberalen, und es sind alle Anzeichen vorhanden, daß sie bald Sturm laufen werden gegen uns!“

„Wir haben die Regierung für uns!“ wandte die Gräfin ein, die eine enragirte Parteigängerin der Sistirungspolitik war, welche in Oesterreich nach dem Friedensschluße noch in voller Blüte stand. „Wer sollte uns beikommen, wer unsere Stellung erschüttern können? So lange Belcredi am Ruder ist, haben wir nichts zu fürchten. Wir halten

das weiße Blatt in der Hand und haben die Macht, darauf zu schreiben, was uns gefällt!"

„Wie lange werden wir diese Macht noch haben? — das frage ich mich besorgt!" warf Pater Cornelius ein. „Blicken Sie zurück, wie war es nach Solferino? Durchbrach damals nicht die lange eingedämmte Bewegung alle Schranken so ganz, daß wir in einem Handumdrehen weggeschwemmt waren? Folgte der Niederlage unserer Waffen nicht die Verleihung der Verfassung auf dem Fuße? Mußten wir uns nicht bescheiden, jahrelang eine untergeordnete Rolle zu spielen, ehe die von uns gegen die Verfassung gelegten Minen explosionsfähig waren?"

„Dafür haben unsere Minen die Verfassung aber auch für immer über den Haufen geworfen!" fiel die Gräfin dem Priester triumphirend in die Rede. „Dafür beherrscht jetzt unsere Partei die Situation und hält das Heft in Oesterreich mit starker Hand fest. Wir unterhandeln mit den Ungarn —"

„Wir unterhandeln viel zu lange schon, als daß ich von diesen Unterhandlungen noch viel des Guten für uns erwartete!" fiel Pater Cornelius der Gräfin rasch in's Wort. „Wie, wenn uns in dem Augenblicke, wo wir uns dem Ziele zu nähern glauben, die Fäden aus der Hand schlüpfen? Der Graf Esterhazy kommt mir wie ein Mann vor, der schon auf schwankendem Seile tanzt — lassen Sie ihn das Gleichgewicht verlieren und fallen — was dann?"

„Dann verschanzen wir uns wieder hinter die Verwirkungstheorie!" warf die Gräfin trotzig ein. „Die Verfassungsexperimente werden dann auch in Ungarn ein Ende haben, und die durch einen absoluten Willen festgekittete Monarchie ist wieder fertig. Die Ordnung wird wieder in Oesterreich herrschen wie in den Jahren 1850 bis 1858, und wir werden obenauf sein!"

„Ich fürchte, Gräfin, Sie sehen die Lage, so weit sie uns betrifft, in viel zu rosigem Lichte!" wandte Pater Cornelius ein. „Ich bin weniger sanguinisch und wittere Sturm, wo Sie nur Sonnenschein sehen. Ich sehe voraus, daß uns ein Anprall aller freiheitlichen Elemente in Oesterreich bevorsteht. Lassen Sie erst den Feind das Reich verlassen, und Sie werden sehen, daß man uns die Niederlage in die Schuhe schieben wird. Die Deutschen werden schreien: Ihr habt damit, daß Ihr die Freiheit in Oesterreich ersticktet, daß Ihr die Verfassung aufhobt, das Elend herbeigeführt!"

„Haben wir die Deutschen nicht mundtodt in Oesterreich gemacht?"

frug die Gräfin in zuversichtlichem Tone. „Haben wir uns nicht der Czechen versichert? Haben wir uns nicht geschickt einer Nationalität gegen die andere bedient, und die Karten so fein gemischt, daß es mit seltsamen Dingen zugehen müßte, wenn wir die Dinge in den deutsch-slavischen Erbländern nicht so lenken sollten, wie es uns gefällt? Haben wir die Völker nicht glücklich wieder zu Marionetten herabgedrückt, die wir bewegen, denen wir unseren Geist einhauchen, während sie uns nach dem ihren modeln zu können glaubten? Und lassen Sie selbst das Schlimmste eintreten, lassen Sie Ungarn durch irgend einen Zufall dem von uns gesponnenen Netze entschlüpfen — setzt uns dies nicht in den Stand, die Maschen dieses Netzes dann nur noch fester über der anderen Reichshälfte zusammen zu ziehen? Nein, nein, Hochwürden, es soll Ihnen nicht gelingen, mich kleinmüthig zu machen! Unsere Partei braucht nur noch den letzten Schritt zu thun, — und Belcredi wird ihn thun — er wird die seit einem Jahre sistirte Verfassung förmlich aufheben — er wird auf die Slaven gestützt, den Reichsrath der Februarverfassung ganz über Bord werfen, und, nachdem er so in die Verfassung selbst Bresche geschossen, einen neuen einberufen, mit dem wir uns ganz gut vertragen werden, weil unsere Freunde und Parteigänger die Majorität darin haben werden."

„Sind Sie dessen so sicher, Gräfin?" frug Pater Cornelius ernst. „Das ist eben der Punkt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit lenken wollte. Von der Art, wie unsere Partei in der nächsten Zeit zusammenhält, und namentlich davon, ob es ihr gelingt, solchen Einfluß auf die Zweifelhaften, ja selbst auf diejenigen zu nehmen, die uns bisher als Gegner gegenüber standen, dürfte es zumeist abhängen, ob wir uns in unserer vortheilhaften und dominirenden Stellung behaupten werden. Darum sähe ich es gern, wenn sich unsere Partei noch fester organisirte, wenn die Gleichgesinnten in den verschiedenen Provinzen sich enger aneinander schlössen, wenn in die Operationen mehr Uebereinstimmung, mehr Gemeinschaftlichkeit käme. Ich habe im Sinne dieses einheitlichen solidarischen Vorgehens in Mähren, in Tirol gewirkt — ich bin hierhergekommen, um auch hier Impulse zu kräftigem, offensivem und defensivem Zusammenstehen zu geben. Das Interesse der Kirche geht in dieser großen Frage der Umgestaltung des Reiches auf streng conservativer Grundlage Hand in Hand mit dem Interesse des Adels, dem Alles daran gelegen sein muß, die Stellung, das Ansehen, die politische Bedeutung, die ihm die Liberalen nahezu entwunden haben, und vollends zu

entwinden streben, zurück zu erobern. Der Adel darf nicht länger der dienende sein — er muß wieder dahin kommen, gemeinschaftlich mit dem Clerus die Situation zu beherrschen."

„Sie sehen mich bereit, Alles zu thun, was die Stellung des Standes, dem ich angehöre, zu kräftigen vermag!" rief die Gräfin lebhaft, von der Auseinandersetzung des Priesters hingerissen. „Glauben Sie also, daß es unserer gemeinschaftlichen Sache Nutzen bringt, wenn ich von Schloß zu Schloß reise und alle Künste der Ueberredung in's Treffen führe, um unserer Partei neue Proselyten zu werben, um die Zweifelhaften vollständig zu bekehren, die Schwachen fest und ausdauernd zu machen, die Energie der Starken noch mehr anzuspornen, so will ich keine Anstrengung scheuen und jeder Bequemlichkeit willig entsagen! Ich will der commis voyageur der Idee werden, die wir beide vertreten und ich hoffe, daß das Glück mit mir sein wird!"

„Gewiß wird es das!" schloß der Priester die Unterhaltung, nachdem er die Gräfin, die sich als Witwe vollständiger Unabhängigkeit zu erfreuen hatte und durch ihren Geist und ihre Willensenergie großen Einfluß auf den weitgezogenen Kreis ihrer Bekannten übte, dahin gebracht hatte, wo er sie haben wollte.

Die Propaganda für die vollständige Anbahnung des Absolutismus in Oesterreich, der durch die Septemberacte des Jahres 1865 geschickt inaugurirt worden, war in die besten Hände gelegt.

IV.

Auf dem Wischehrad.

Der freundliche Leser wird sich wohl noch jener zwei preußischen Soldaten erinnern, welche zu der Zeit, als der König von Preußen seinen Einzug in den Gasthof zum blauen Stern bewerkstelligte, in der Nähe des Pulverthurmes standen und in humoristischer Weise ihre Glossen über die Personen machten, welche an den Fenstern des Hotels sichtbar wurden.

Die beiden waren in einem kleinen Hause der unteren Neustadt einquartirt, das in der Nähe des Porschitscher Thores lag und einem

Beamten gehörte, der sich erst kürzlich wieder verheiratet hatte, nachdem er einige Jahre die Annehmlichkeiten des Witwerlebens gekostet hatte.

Während die zwei Soldaten, kräftige, wohlgestaltete Männer von einnehmenden Gesichtszügen und Manieren, langsam ihrer Behausung zuschlendern und unterwegs noch einen Abstecher zu dem Photographen machen, bei dem sie sich vor einigen Tagen hatten aufnehmen lassen — wo wäre der Preuße, der sich in den böhmischen Sommerquartieren nicht hätte aufnehmen lassen? — wollen wir uns die Häuslichkeit ihres Quartiergebers etwas genauer besehen. Wir finden dieselbe räumlich sehr beengt, da Herr Florian Wurzbacher das Schönste von seinen vier Zimmern an die Preußen hatte abgeben müssen. Diese thaten es nun einmal nicht anders, sie suchten sich in den schönsten Straßen die schönsten Häuser und in diesen die schönsten Zimmer aus, welche die Aussicht auf die Straße hatten. Wurden sie in Wohnungen bequartirt, die ihnen nicht zusagten, so wußten sie es stets so einzurichten, daß sie bald in comfortablere Räume kamen.

Herr Wurzbacher konnte sich in dieser Beziehung gratuliren denn er war bisher auf sehr gemüthliche Leute gestoßen. Er hatte zuerst einen bescheidenen Landwehrofficier bekommen, der nicht einmal die ihm reglementsmäßig gebührenden Weinflaschen und Cigarren verlangte. Aber auch die zwei Soldaten, die er jetzt beherbergte und die wir bereits kennen, waren genügsame, nette Leute, die der Hausfrau nicht viel Ungelegenheit verursachten, sich vielmehr bemühten, sie bei guter Laune zu erhalten.

Und das war keine leichte Arbeit, denn Frau Petronilla Wurzbacher war eine enragirte Preußenfeindin.

Sie war eine niedliche, kleine Frau von ungefähr dreißig Jahren, die ihre czechische Abstammung nicht verleugnen konnte. Ihr zierlich aufgestülptes Näschen predigte diese Abstammung deutlich genug, obwohl der Beobachter dieselbe auch schon aus dem lebhaften, jähzornigen Temperament und aus dem Dialekt der immer aufgeregten Frau leicht errathen konnte.

Einer urczechischen Gegend entstammt, war sie auf die Deutschen nie gut zu sprechen gewesen, und selbst ihr Mann, der zur deutschen Seite neigte, hatte sie nicht auf andere Gedanken zu bringen vermocht, zumal er sich ihr gegenüber eine arge Blöße gegeben hatte, die sie berechtigte, ihm „deutsche Perfidie“ vorzuwerfen.

Jede politische Debatte — und die beiden national-antagoni-

stischen Eheleute debattirten täglich dreimal über die Frage, ob Oesterreich föderalistisch oder centralistisch zu gestalten wäre, nämlich beim Frühstück, beim Mittagmahl und beim Nachtmahl — schloß die Frau mit der im erregten Tone gesprochenen Aeußerung:

„Mit Dir ist gar keine Rede — Du hast Dich so perfid bei mir eingeschlichen, wie die Deutschen überhaupt in Böhmen!"

Und diese Schlußbemerkung machte Herrn Florian Wurzbacher regelmäßig verstummen.

Die „deutsche Perfidie," die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, reduzirte sich darauf, daß er seiner Frau, als er sich um ihre Hand bemühte, verschwiegen hatte, daß er fünf Kinder habe.

Er hatte nur von ein paar Kindern gesprochen und diesen elastischen Ausdruck, den die Braut wörtlich nahm, nie genauer definirt, wobei ihn der Umstand begünstigte, daß seine Braut in einem Landstädtchen wohnte, das fünfzehn Meilen von der Hauptstadt entfernt war.

Wohl war sie einmal nach Prag gekommen, um den Hausstand zu inspiziren, dem sie in Zukunft vorstehen sollte: Wurzbacher hatte aber dafür gesorgt, daß sie bei dieser entscheidenden Gelegenheit wirklich nur ein Paar Kinder in seiner Wohnung vorfinde. Und zwar hatte er die ältesten und artigsten ausgesucht und die minder präsentationsfähigen Exemplare mittlerweile bei Verwandten außer Hause untergebracht.

Wer beschreibt nun das Staunen der jungen Frau, als nach der Hochzeit die so perfid verleugneten Kinder plötzlich zu Tage kamen — nicht auf einmal, sondern Stück nach Stück, denn Herr Wurzbacher zog es vor, ihr das Gift tropfenweise beizubringen. Er machte es wie der, welcher seinem Hunde täglich nur ein Stück seines Ohres abschnitt, damit der arme Hund nicht auf einmal so viel leide, nicht auf einmal das ganze Ohr verliere.

Jeden Tag kam ein neues Kind zum Vorschein, so daß die arme Frau zuletzt sagte: „Jetzt kommt es auf eines mehr oder weniger nicht mehr an — hast Du nicht noch ein „Paar" in Reserve?"

Wurzbacher erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten, um seine Frau zu versöhnen, und wenn er sich im Verlaufe der Zeiten manches gefallen ließ, und es duldete, daß Frau Wurzbacher den Pantoffel schwang, so waren daran nur die „perfid" verschwiegenen Kinder schuld, die er alle Tage und bei jedem Streite auf dem Präsentirteller aufgetischt bekam, wenn sich auch die Kinder selbst über ihre Stiefmutter

nicht im Geringsten zu beklagen hatten, denn Frau Wurzbacher behandelte sie gut und ließ sie die „Perfidie“ des Vaters nie fühlen.

Mit seiner Frau hätte sich Herr Wurzbacher trotz nationaler Differenzen und verschwiegener Kinder immer wieder friedlich zurecht gefunden, wenn nur nicht die Schwiegermutter im Hause gewesen wäre.

Diese konnte ihm die Kinderverleugnung nie verzeihen und haßte ihn bitter. So gern sie es gesehen hatte, daß ihre Tochter die Gemahlin eines Beamten und Prager Hausbesitzers wurde, so sehr kränkte und verdroß es sie, daß sie der Schwiegersohn im Punkte des ihm anklebenden Kindersegens hinter's Licht geführt habe. Hatte sie doch ihrer Tochter zu bedenken gegeben, ob sie sich auf zwei Kinder einlassen solle, da sie es bei ihrem Vermögen nicht einmal nöthig habe, einen Witwer zu nehmen — fünf Kinder hätten aber sicherlich eine unübersteigliche Schranke gebildet, über die Herr Wurzbacher nie hinweg voltigirt wäre.

Die Schwiegermutter bedauerte es auch, daß sie Wurzbacher fünftausend Gulden gleich mitgegeben, und sich blos ausbedungen hatte, daß er sie zugleich mit diesen fünftausend Gulden übernähme.

Da saß sie denn in ihrer goldenen Haube im Kinderzimmer und ärgerte ihren Schwiegersohn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, so daß er zuletzt sagte, er würde, wenn das so fortginge, in dem gemeinschaftlichen Zimmer einen Kreidestrich oder gar einen effektiven Strick ziehen, wie das in den jüdischen Theilwohnungen der Fall sei, über welchen die Schwiegermutter nicht hinaus dürfe.

Dabei war es noch ein wahres Glück für ihn, daß er kaum den zehnten Theil dessen verstand, was die alte Frau den langen Tag über zusammenkeifte. Da sie der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig war, so führte sie ihr Raisonnement, dessen Pointen sich immer gegen den Schwiegersohn kehrten, zumeist in der zweiten Landessprache, in welcher sie sich mit einer Geläufigkeit auszudrücken wußte, die sie vollkommen qualifizirt hätte, an der czechischen Zukunftsuniversität die Lehrkanzel der Beredsamkeit einzunehmen.

Man denke sich nun Wurzbacher's Stimmung, als ihn die preußische Einquartierung zwang, der gefürchteten Schwiegermutter näherzurücken, die nun auch jene Räume unsicher machte, von denen er sie bisher glücklich fern zu halten gewußt hatte.

Unter solchen Umständen wurde ihm die Nachtfrequenz, die sein

Präsident während der Dauer der Occupation der Hauptstadt durch die Preußen eingeführt hatte, zu einer wahren Erholung.

Ehe die Preußen in sein Haus gekommen, ehe er ihnen das bisher von der Schwiegermutter occupirte, schönste Zimmer seiner Wohnung hatte abtreten müssen, war ihm die Nachtfrequenz ein Gräuel gewesen — jetzt segnete er sie, weil sie ihm den Anblick der verhaßten Schwiegermutter ersparte.

Wie schön war das Dienen gewesen, ehe die Preußen kamen!

Da ging Herr Florian Wurzbacher erst um halb neun in's Bureau und las daselbst angelangt in aller Gemüthlichkeit erst die Tagesblätter, hielt dann mit seinen Collegen über das Gelesene einen kleinen Plausch, fegte hierauf seinen Schreibtisch blank, spitzte die Bleistifte, den schwarzen und den rothen, inspizirte die Stahlfeder und vertiefte sich endlich in ein Aktenstück, welches er nach einer Weile vielleicht wieder zu den übrigen legte, um die Erledigung desselben auf morgen zu verschieben.

Dazwischen rauchte er seine Cigarre, gab einer Partei in herablassender Weise eine Audienz und machte wohl auch einen Abstecher in ein benachbartes Bureau, dessen Insassen gleichfalls nicht mit Arbeit überhäuft zu sein schienen.

Da kamen die Preußen und machten diesem bequemen Stillleben ein Ende. Die Schreckenslosung lautete jetzt: permanente Amtsfrequenz am Tage, so daß man sich sogar das Essen in die Kanzleistube bringen lassen mußte, und des Abends ein so langes Verweilen im Amte, bis der Präsident von Bureau zu Bureau sagen ließ, daß sich die Herren für heute entfernen könnten.

Da wurde es oft zehn, elf Uhr Nachts, ehe das befreiende Wort ertönte, und nicht selten ereignete es sich sogar, daß der Präsident im Drange der Geschäfte vergaß, die erlösende Formel zu sprechen, und sich nach Hause begab, ohne die gleichsam zu Gefängnissen gewordenen Bureaux vorerst von den Subalternen leeren zu lassen, denen nun nichts übrig blieb, als es sich für den Rest der Nacht auf zusammengeschobenen Sesseln nach Möglichkeit bequem zu machen.

Und kam man auch einmal früher als gewöhnlich aus dem Bureau, da bis zum Abend keine preußischen Requisitionen eingelaufen und auch keine Fuhrwerke beizustellen waren, so war damit die Nacht doch nicht gerettet, denn zu Hause lag sicher die Vorladung, sich für die nächste Nacht zum freiwilligen Patrouillendienste einzufinden.

Da mußte man gemeinschaftlich mit den uniformirten Bürgern bis zum Morgengrauen das holprige Pflaster der entlegensten, unsichersten Stadttheile beschreiten und zuhören, wie die Uniformirten ihrem Schmerz Ausdruck gaben, daß ihnen die Preußen die Gewehre abgenommen, wie sie über diejenigen Cameraden räsonnirten, die aus Prag fortgelaufen waren, und wie sie die Vorzüge des Zündnadelgewehres gegenüber den österreichischen zurückgebliebenen Waffen hervorhoben und betonten, daß man wenigstens wie in Baiern hätte „Powidelgewehre" anschaffen sollen, hinter welcher naiven Wortverdrehung der Kundige Mühe hatte, die Podewilsgewehre herauszufinden.

Was Herr Florian Wurzbacher am meisten beklagte, das war, daß er durch die Occupation um seinen Urlaub kam.

Er hatte es bisher nie unterlassen, jährlich auf Urlaub zu gehen und sich zu diesem Zwecke stets diejenigen Sommermonate ausgesucht, welche die wenigsten Feiertage hatten, denn ein Feiertag war immer ein natürlicher Ferialtag, an welchem man nicht in's Bureau kam.

In der letzten Zeit hatten die Urlaube für ihn einen doppelten Werth, indem sie ihn nicht nur davon dispensirten, Aktenstaub schlucken zu müssen, sondern indem sie ihm auch den Schlüssel zu den goldenen Tagen in die Hand drückten, die für ihn heranbrachen, sobald er die Schwiegermutter nicht zu sehen brauchte.

Die Erholung, die ihm der Urlaub gewährte, war also eine doppelte — um so größer war daher auch sein Schmerz, als ihm die Occupation alle Urlaubshoffnungen abschnitt.

Aber diese Occupation sollte Herrn Wurzbacher — und noch mehr seiner preußenfeindlichen Gemahlin — noch ärgere Prüfungen auferlegen.

Um diejenige, welche zunächst über das Haus Wurzbacher hereinbrach, gehörig würdigen zu können, müssen wir die bei ihm einquartirten preußischen Soldaten, die wir in dem Augenblick, wo sie in das photographische Atelier einbogen, aus den Augen verloren, wieder aufsuchen.

Beide scheinen mit ihren Porträten sehr zufrieden zu sein und der Unterofficier sagt zu seinem Gefährten:

„Hören Sie mal, Magdeburg, ich wäre der Ansicht, wir überraschten Madame Wurzbacher mit einem Bilde und bäten sie, unsere edlen Physiognomien ihrem Album einzuverleiben!"

„Einverstanden!" stimmte der Andere lachend zu, und setzte bei:

„sie hat es um uns verdient, daß wir sie auszeichnen, denn sie hat uns stets ein sehr appetitliches Essen vorgesetzt — zuletzt ließ sie sich sogar schon herbei, uns den Gurkensalat mit Zucker zu bestreuen!“

„Dagegen hat sie sich am längsten gesträubt!“ lachte der Unterofficier. „Sie konnte lange nicht begreifen, daß sich in einem wohlorganisirten preußischen Magen Essig und Zucker ganz gut mit einander vertragen.“

„Eine andere Frage ist es,“ meinte der Andere, „ob Madame Wurzbacher deutsche Krieger für würdig halten wird, in ihrem Album zu prangen!“

„Ich bin geneigt zu glauben, daß sie mit uns eine Ausnahme machen wird!“ sagte der Unterofficier. „Wenn sie uns auch bei jedem dritten Wort zu verstehen gibt, daß die Preußen bei ihr gleich nach dem Gottseibeiuns kommen, so scheint sie doch eine wohlwollende Affektion speciell für uns zwei zu haben!“

„Das kommt daher, weil wir uns so vortrefflich benommen haben!“ schloß Magdeburg die Unterhaltung, indem er sich scherzhaft in die Brust warf. „Nur immer intelligent — das imponirt!“

Die Beiden hatten inzwischen die Straße betreten, in welcher Herrn Wurzbacher's Haus stand, und waren sehr erstaunt, in derselben ein Gewimmel von Soldaten wahrzunehmen, die einem Regimente angehörten, das eben erst einmarschirt sein mußte.

Die Soldaten belagerten, zum Theil noch in voller Rüstung, die Hausthüre und die Beiden hatten Mühe, sich zu ihrem Quartiere durchzuarbeiten.

Magdeburg legte sich schon im Geiste die Rede zurecht, die er bei Ueberreichung seiner Photographie an Frau Wurzbacher halten würde.

Er konnte gewählt sprechen, wenn er wollte, denn er war Bauzeichner und pflegte scherzhaft von sich zu sagen, daß seine Redeblumen seinen Façaden an Schönheit und Schwung nichts nachgäben.

Auch der Unterofficier Weizsäcker gehörte den besseren Ständen an

Er war bei einer Bahn in der Provinz Sachsen bedienstet und erfreute sich einer feinen Bildung.

Das Wort, das Magdeburg an die Hausfrau richten wollte, erstarb ihm auf der Zunge, als er sie weinend und händeringend in ihrem Paradezimmer fand, von zwölf Soldaten umgeben, die ihre Tornister, Gewehre und Pickelhauben abgeworfen hatten, und in

malerischer Gruppirung auf dem Sopha und auf der Erde umherlagen.

Ermüdung malte sich auf allen Gesichtern und spiegelte sich in den unterschiedlichen, mitunter grotesken Stellungen wieder, welche die staubbedeckten Krieger zum unsagbaren Jammer der Hausfrau eingenommen hatten.

Nur ein kleiner, kaum fünf Fuß hoher Mann, mager wie eine Sardelle, schien nichts von Müdigkeit zu wissen, stand fest auf seinen dünnen, kurzen Beinen und wurde nicht müde, zu demonstriren, wie nothwendig es sei, daß Madame Wurzbacher sofort ein kräftiges Essen herbeischaffe.

„Woher bekomme ich jetzt Fleisch für zwölf Personen!“ wehklagte Frau Wurzbacher.

„Geben Sie mal jedem von uns fünfzehn Silbergroschen auf die Hand und wir gehen in's Gasthaus!“ proponirte der Kleine, der sehr possirlich aussah, weil ihm Alles, was er auf dem Leibe hatte, zu groß war und namentlich die Pickelhaube ihm fast auf der Nase saß, und nur durch den Vorsprung, den diese bildete, vor noch tieferem Fall bewahrt zu werden schien.

„Wie sind Sie zu den zwölf Mann gekommen, Madame?“ erkundigte sich Magdeburg.

„Weiß ich's denn?“ jammerte Frau Wurzbacher. „Auf einmal waren sie da und ergoßen sich, ohne Quartieranweisungen zu haben, über alle Räume!“

„Wozu brauchen wir Quartieranweisungen?“ schrie der Kleine. „Wir sind die Sieger, wir können uns niederlassen, wo wir wollen! Auf dem Rathhause hatte man uns Zettel gegeben, die auf eine Landgemeinde lauteten — wir waren heute schon acht Stunden marschirt und hätten nun noch eine Stunde laufen sollen. Da sagte unser Major, als wir bei diesem Thore angelangt waren, welches einen unaussprechlichen Namen trägt: Kinderchen, halt! Wir gehen nicht weiter! Wir suchen uns selbst Quartiere — werft Euch in die nächsten Häuser, zählt die Fenster ab, auf jedes Fenster, das auf die Straße hinausgeht, kommt ein Mann. Dieses Haus hat zwölf Fenster und darum hat es die Ehre, unser zwölf zu beherbergen und zu verköstigen!“

„Sagte ich's nicht, daß uns diese Preußen noch ganz ausfressen werden?“ rief Frau Wurzbacher weinend. „Wie können wir zwölf Mann unterbringen und nähren, wo wir schon zwei Soldaten im Hause

haben! Zwei Mann ist das Aeußerste, das solch ein kleines Häuschen verträgt!"

„Was soll das Gewinsel?" schrie der Kleine, sein Zündnadelgewehr mit mächtigem Schlage auf den Erdboden auffallen lassend, daß er erdröhnte. „Wir wollen essen! Fleisch her! Wurst her! Bier her! Cigarren —,

Er war nicht in der Lage, den angefangenen Satz zu vollenden, denn der Unterofficier Weizsäcker ließ seine kräftige Hand wuchtig auf seine Schulter niederfallen, als er eben wieder einmal, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe sprang, und sagte zu ihm:

„Hören Sie mal, Sie müssen Schneider sein, daß Sie hier so ungeberdig herumspringen und so laut schreien!"

„Und wenn ich Schneider wäre — was dann?" kehrte sich der Gemaßregelte zornig gegen den Unterofficier, dessen gelbe Kragenlitzen ihm nicht imponirten, weil er auf den Achselbändern eine Regimentsnummer sah, die ihn nichts anging.

„Dann würde ich Ihnen empfehlen, mehr Intelligenz zu entwickeln!" sagte der Unterofficier kaltblütig.

„Es ist wahr, Sie sollten das arme Madamchen ein wenig zu Athem kommen lassen!" nahm sich Magdeburg der Hausfrau an.

„Der Schneider macht uns immer Schande!" ließ sich einer der Zwölf vernehmen. „Ueberall fängt er Krakehl an. Im letzten Quartier hat er gedroht, die Kinder zu spießen, wenn er nicht zum Nachtmal frischen Braten bekäme."

Der Schneider wandte sich mit einer grimmigen Geberde gegen den Cameraden, der ihn zurechtgewiesen hatte und schrie:

„Ich habe die Kinder nicht spießen wollen, ich habe der Quartierfrau nur zu bedenken gegeben, daß sie sich glücklich schätzen könne, es mit so gebildeten Leuten zu thun zu haben — die Franzosen hätten es kürzer gemacht und gleich die Kinder gespießt!"

Der Schneider schien bei seinen Cameraden nicht besonders beliebt zu sein, denn es erhob sich noch Einer gegen ihn, der alsbald zehn Lacher auf seiner Seite hatte, als er sagte:

„Im vorletzten Quartier, wo Sie sich den Spitznamen süßer Wilhelm holten, haben wir auch wenig Ehre mit Ihnen aufgehoben. Erinnern Sie sich noch, wie Sie das Silbergeld, das der Kaufmann, bei dem wir einquartiert waren, in einem Syrupfasse verborgen haben

sollte, aus dem Fasse herausfischen wollten und in den Syrup hineinfielen? Erinnern Sie sich noch daran, süßer Wilhelm?"

Als Alle lachten und der Schneider, dem gegenüber endlich die Formel gefunden schien, die seine Großmäuligkeit zusammenschrumpfen machte, sich davonschleichen wollte, rief ihm der Unterofficier Weizsäcker nach:

„Wenn Sie sich daran erinnern, so zügeln Sie ein wenig Ihr vorlautes Wesen und kehren Sie den intelligenten Schneider heraus!"

Auf Frau Petronilla Wurzbacher hatte die Anspielung auf das Syrupfaß eine elektrische Wirkung ausgeübt.

Sie raffte sich aus ihrer Schmerzlethargie auf, eilte auf den Unterofficier zu und bat ihn, ihr auf einen Augenblick in das benachbarte Zimmer zu folgen.

Nachdem sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, flüsterte sie in ängstlichem Tone:

„Sie sind nun schon vierzehn Tage bei uns und haben sich, eben so wie Ihr Camerad, als ein anständiger, ehrenhafter Mann bewährt; Ihnen kann ich schon das Geheimniß vertrauen, Sie werden mir rathen; wer weiß, was das für Leute sind, diese Zwölf — wer weiß, wie lange wir sie im Hause werden behalten müssen — ich fürchte mich besonders vor dem gefräßigen Schneider — er hat eine wahre Galgenphysiognomie."

„Seien Sie ruhig, Madame, so lange ich da bin, haben Sie den Schneider nicht zu fürchten!" sprach Weizsäcker der Verstörten Muth zu. „Ich übernehme es, ihn im Zaume zu halten."

„Ich danke Ihnen, aber Sie sind nicht immer da, und wir haben unser bischen Silber und Schmuck versteckt, Ihnen kann ich sagen, wo — Sie sind verläßlich."

„Sie brauchen mir nicht erst zu sagen, wo Sie Ihr Silber und Gold versteckt haben, ich weiß es bereits!" fiel der Unterofficier der Frau lächelnd in die Rede.

„Sie wissen es?" stammelte diese verstört.

Weizsäcker nahm die Hausfrau bei der Hand, führte sie zum Fenster, erhob die Hand und sagte:

„Sehen Sie, da oben zwischen der Mauer und dem Brette, an dem die Rouleaux befestigt sind, ist eine Fuge, dort stecken Ihre Dukaten und Thaler, Ihre Granaten und Perlen!"

„Das — wissen — Sie?" dehnte die Frau mit weit herausgewälzten Augen. „Wer konnte Ihnen das sagen?

„Ihr Dienstmädchen, Madame!“ lautete die lakonische Antwort. „Hüten Sie sich vor demselben, es scheint ein bezahlter Feind zu sein. Aber das ist nicht Alles, was ich weiß!“

„Nicht Alles?“ stöhnte die arme Frau.

Weizsäcker schüttelte mit dem Kopfe, nahm Frau Wurzbacher bei der Hand, führte sie in einen Winkel des Zimmers, zeigte auf eine Stelle in der Wand, und sagte:

„Hier ist ein geheimes Fach in der Mauer, hier steckt Ihr Silberzeug, Madame!“

„Das wissen Sie auch von dem Dienstmädchen?“

„Nein! Das hat mir eine Ihrer Miethparteien gesagt, die Ihre Wohnung genau zu kennen scheint! Ich glaube, Sie haben Leute um sich und im Hause, vor denen sie sich mehr zu fürchten Ursache haben als vor den Preußen!“

Während Frau Wurzbacher sich noch immer nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß sie von ihren eigenen Leuten verrathen und verkauft worden sei, fing der kleine Schneider im Nebenzimmer wieder zu rumoren an. Er hatte die Küche inspicirt, und da er in derselben weder Feuer auf dem Herde, noch sonst ein Anzeichen gefunden, das auf eine baldige Fütterung hätte schließen lassen, so haranguirte er seine Cameraden, sich diese auf ihre Aushungerung berechnete Unthätigkeit der Hausfrau nicht länger gefallen zu lassen.

Um den Sturm zu beschwören, der nun wirklich im Anzuge war, weil die Hungrigsten unter den Zwölf mit dem Schneider Chorus machten, gab Frau Wurzbacher den Murrenden die Reste eines Monsterschinkens preis, die unter normalen Verhältnissen noch ausgereicht hätten, die ganze Wurzbacher'sche Familie wenigstens an zwei einander folgenden Abenden zu sättigen.

Sobald der Schneider den Schinken sah, gab er sich für den Augenblick zufrieden, nahm die Versicherung der Hausfrau, daß sie sogleich die ordentliche Mahlzeit anrichten lassen würde, sobald das Dienstmädchen vom Wischehrad zurückgekehrt sein würde, wohin sie es entsendet, um die Wäscherin zu holen, mit Befriedigung zur Kenntniß, und erbot sich sogar, selbst inzwischen das Dienstmädchen zu substituiren und einige Maß Bier, natürlich auf Rechnung des Hauses Wurzbacher, aus dem nächsten Bräuhause herbeizuholen.

„Wir sind nicht so schlimm, Madamchen;“ sagte er, als er mit zwei Riesenkrügen zurückkehrte, die alsbald von Hand zu Hand gingen, „aber

essen und trinken wollen wir reichlich, glauben Sie, Madamchen, Ihre Croaten und Sereschaner hätten in Berlin gefastet, wenn sie das Glück gehabt hätten, dahin zu kommen? Wir sind einmal die Sieger, und da ist's wohl das Geringste, daß wir verlangen uns satt zu essen!"

„Aber nicht so, daß die Mägen platzen!" grollte Frau Wurzbacher verdrießlich.

Weizsäcker und Magdeburg lachten, als sie die gepeinigte Frau das Thema von den geplatzten Preußenmägen anschlagen hörten. Sie wußten, daß das ihr Lieblingsthema war, und daß es ihr eine Erleichterung gewährte, wenn sie die Unmässigkeit der ungebetenen Gäste, die der Krieg in's Land gebracht hatte, recht grell ausmalen konnte.

Es war in der That in der nächsten Umgegend ein preußischer Soldat so plötzlich gestorben, daß seine Cameraden alsbald mit der Behauptung bei der Hand waren, er sei von seinem Quartiergeber vergiftet worden. Die Obduction des Leichnames hatte jedoch ergeben, daß der Mann an Magenberstung gestorben sei.

Aus diesem geborstenen Magen wußte die Preußenfeindin Capital zu schlagen, und die bei ihr Einquartierten mußten sich zahllose Anspielungen auf diese Catastrophe gefallen lassen.

Weizsäcker und Magdeburg, welche die Schwäche der Hausfrau kannten, waren gutmüthig genug, der Sache stets die humoristische Seite abzugewinnen.

Der Schneider war in diesem Punkte weniger liberal, und nahm von dem geplatzten Magen sofort Veranlassung zu neuem Krakehl.

„Madamchen," schrie er, einige Schinkenschnitte von ziemlich großen Dimensionen, die er eben mit seiner Gabel gespießt hatte, in der Luft schwingend, „lassen Sie mal gütigst unsere Mägen in Ruhe! Ich sage Ihnen, ein echter preußischer Magen verdaut so gut, daß alles Schlimme, was Sie ihm nachsagen mögen, pure Verleumdung ist! Anstatt schlechte Witze auf unsere Mägen und deren Verdauungsfähigkeit zu machen, sollten Sie sich glücklich schätzen, mit so coulanten Feinden zu thun haben! Denken Sie, statt uns wären Russen da, und Sie hätten Kosaken im Quartier, die sich gar nichts daraus machen, mit ihren kleinen Pferdchen die Stiegen hinaufzureiten! So ein donischer Kosak wäre capabel, aus Ihrem Salon einen Stall zu machen! Erinnern Sie sich mal gefälligst, wie es die französische Garde machte — sie plünderte nicht, aber jeder Mann mußte täglich unter seinem Teller einen harten Thaler finden, — wehe dem Quartiergeber, wenn der Thaler nicht da war!"

Der Schneider stopfte endlich seinen weiten Mund mit dem Schinkenstück, das er bis dahin auf der Gabel aufgespießt gehalten, und nachdem er einen kräftigen Zug aus dem Bierkruge gethan, verschwand er wieder auf eine Weile.

„Ein entsetzlicher Mensch!" jammerte Frau Wurzbacher; „wenn ich Den nur los hätte, — die übrigen elf ließe ich mir noch gefallen, wenn ich auch nicht weiß, wo ich sie die Nacht über unterbringen soll!"

Der Schneider war schon wieder da. Er trug diesmal bei seinem Erscheinen einen in ein Sacktuch eingezwängten Pack Wäsche unter dem Arme, und da er den letzten Theil des Stoßseufzers der Hausfrau gehört hatte, so streckte er die Hand, die er frei hatte, aus und rief:

„Geben Sie mir mal zwanzig Silbergroschen, Madamchen, und ich werde trachten, mich die Nacht über in einem Gasthause mit einem bescheidenen Lager zu behelfen."

Frau Wurzbacher beschloß den Vorschlag in Erwägung zu ziehen, da ihr Alles daran gelegen war, sich den unfriedfertigen Gesellen wenigstens für die Nacht vom Halse zu schaffen, damit er nicht demoralisirend auf seine zahmeren Cameraden wirke, und sie nicht zu ungestümen und ungemessenen Anforderungen aufreize.

„Ehe ich gehe," setzte der Schneider hinzu, „müssen Sie aber noch die Güte haben, Madamchen, diesen Pack Wäsche zu übernehmen. Sie sagten vorhin, daß Sie Ihre Wäscherin erwarteten — geben Sie ihr mal diese Sachen. Da wir wenigstens drei Tage hier bleiben, so hat sie Zeit, sie rein zu machen! Fürchten Sie sich nicht, Madamchen, es sollen Ihnen keine Spesen aus Ihrer Vermittlung erwachsen — ich bezahle Alles!"

Frau Wurzbacher, welche die Aussicht, die Zwölf drei Tage lang beherbergen und verköstigen zu müssen, vollends aus Rand und Band brachte, übernahm die Wäsche und wurde mit dem Schneider handelseinig, daß er sich gegen eine Aufzahlung von fünfzehn Silbergroschen — fünf ließ er nach, um zu zeigen, daß er ein coulanter Mann sei — im nächsten Gasthause ein Nachtquartier suche.

„Jetzt wird er sein altes Manöver ausführen," bemerkte einer der Soldaten, „und sich unter dem Vorgeben, daß ihm das ihm ursprünglich angewiesene Quartier nicht convenirt habe, in einem anderen Hause einzuschmuggeln suchen! Hier nimmt er die Abfindung, belästigt andere Leute und hat schließlich den Vortheil, daß er auf zwei Seiten zu essen bekommt, denn in dem neuen Quartier wird er wieder den Hung-

rigen spielen, der noch keinen Bissen bekommen hat! Der süße Wilhelm ist ein gar schlauer Patron, der sich auf diese Art in den böhmischen Quartieren schon manches Thälerchen erschwindelt hat!"

Inzwischen war das Dienstmädchen und die Wäscherin gekommen, und Frau Wurzbacher machte sich mit Beider Hilfe — sie benützte die Wäscherin, eine arme alte Witwe, oft als Aushilfsdienstboten, wenn ihr die häusliche Arbeit über den Kopf wuchs — an die Bereitung einer compacten Mahlzeit.

Der Schneider versäumte nicht, sich zu derselben einzufinden.

Instinctmäßig hatte er den richtigen Moment errathen, ließ sich die „Knödel" mit Kraut und Selchfleisch, welche Frau Wurzbacher in aller Eile improvisirt hatte, gut schmecken, jedoch nicht ohne früher das Kraut mit Zucker bestreut zu haben.

Diesmal krakehlirte er auch nicht, denn so lange er ein gutes, ausgiebiges Essen vor sich hatte, zügelte er seine Streitsucht. Seine Zunge aber vermochte er nie ganz ruhen zu lassen, und so gab er auch jetzt, während er die Klöße in erstaunlich großen Stücken hinabwürgte, einige seiner Ansichten über die Weltlage zum Besten.

„Sehen Sie mal, Madamchen," sagte er zu Frau Wurzbacher, als sie eine neue Schüssel voll Knödel auf den Tisch setzte, „Sie nehmen es uns übel, daß wir gesiegt haben! Ich sehe es Ihnen an. Aber bedenken Sie mal, Madamchen, konnte es anders kommen? Denken Sie sich zwei Männer, die einen wichtigen Posten anstreben, dessen Erreichung von dem Ausfalle einer strengen Prüfung abhängt. Beide wissen, daß sie das Examen, welches über ihre Zukunft entscheiden soll, werden bestehen müssen. Der Eine bereitet sich darauf ernstlich vor, lernt Tag und Nacht und spart sich die Prüfungstaxe am Munde ab, der Andere lebt sorglos in den Tag hinein, geht Unterhaltungen nach, statt zu studiren, und gibt sein ganzes Geld aus, statt es für die Taxe zu sparen. Wer, glauben Sie nun, Madamchen, daß bei der Prüfung bestehen und die Stelle bekommen wird? Sehen Sie, gerade so war es mit Preußen und Oesterreich — beide wußten, daß es einmal zum entscheidenden Duell zwischen ihnen wegen der Hegemonie in Deutschland kommen müsse — wir Preußen bereiteten uns auf den unvermeidlichen Kampf ernsthaft vor, sparten, lernten — Sie aber lebten in Saus und Braus und warfen das Geld zum Fenster hinaus — fragen Sie selbst, Madamchen, konnte es anders kommen?

Frau Wurzbacher mußte sich sagen, daß der Schneider nicht

so ganz Unrecht habe, und weil er den Nagel auf den Kopf getroffen, fühlte sie eine noch größere Abneigung gegen ihn, und war nun doppelt froh, daß sie ihn nicht um sich haben mußte.

Während Frau Wurzbacher damit beschäftigt war, das Zimmer ihres Gatten zur Aufnahme der Elf herzurichten, die bereits das Paradezimmer in Rauch und Dampf gehüllt hatten, kam Herr Wurzbacher aus dem Bureau nach Hause, um einen kleinen Imbiß einzunehmen und seiner Frau anzukündigen, daß er heute bis eilf Uhr Nachts werde im Bureau bleiben müssen. Von Mitternacht an aber habe er Patrouillendienst in seinem Wohnbezirke.

„Ich kann Dir jetzt nichts zu essen geben, denn die Preußen haben Alles weggegessen — da sieh selbst die Bescheerung!“ sagte Frau Wurzbacher, indem sie die Thür zum Salon öffnete und dem Gatten das Lagerbild aufrollte.

Der prallte zurück und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Da hast Du's nun!“ rief Frau Wurzbacher. „Sag' nun selbst, Du Cisleithaner, ob ich nicht Recht hatte, wenn ich sagte, die Preußen werden uns noch ganz arm machen? Habe der Mensch nur ein Haus!“

Frau Wurzbacher hatte für ihren Gatten den Spitznamen Cisleithaner erfunden, seit er ihr im Verlaufe der politischen Debatten, die er täglich mit ihr führte, hatte beweisen wollen, daß sich Oesterreich, wenn es sich nun einmal nicht ganz centralistisch constituiren könne, zu zwei großen Gruppen formiren müsse — Cisleithanien hier, Transleithanien drüben.

Diese beiden Schlagworte, die Herr Wurzbacher seit einiger Zeit im Munde führte, waren der unter normalen Verhältnissen aufgeräumten und munteren Frau endlich so spaßhaft vorgekommen, daß sie sich aus denselben eines schönen Tages eine Waffe gegen ihren Mann schmiedete, und nun regelmäßig jede Debatte mit den Worten schloß:

„Laß' mich im Frieden, Du Cisleithaner!“

Wenn sie ihn recht ärgern wollte, so brauchte sie ihn nur zu fragen, ob er für seine allmälig heranwachsende Tochter nicht bereits einen cisleithanischen Bräutigam suche? Sie setzte dann lachend hinzu, durch die Erfindung der Schlagworte Cisleithanien und Transleithanien gehe das sociale Leben einem totalen Umschwunge entgegen, denn ein

cisleithanisch gesinnter Vater werde in Zukunft seine Tochter keinem Manne geben wollen, der Cisleithanien nicht anerkenne.

Wurzbacher steckte auch heute den Cisleithaner kleinlaut ein, und schätzte sich fast glücklich, daß er die Nacht hindurch amtiren und patrouilliren müsse, so sehr imponirten ihm die Elf, deren Ueberwachung er herzlich gern ausschließlich seiner Frau überließ.

„Und den Aergsten kennst Du gar nicht!“ sagte die Frau. „Den habe ich glücklich zum Hause hinausgebracht, indem ich ihm einen Gulden in die Hand drückte.“

Wurzbacher seufzte.

„Jetzt muß ich noch einige Strohsäcke, Kopfpölster und Decken kaufen, da mir das Lagerzeug für so viele Leute fehlt!“

Wurzbacher seufzte noch tiefer.

„Ja, seufze nur, Cisleithaner!“ rief die Frau. „Dreißig Gulden wird der Spaß kosten, das, was die Elf verzehren, vertrinken und verrauchen, natürlich nicht mitgerechnet! Deine Casse wird bald so leer werden wie die cisleithanische und — die transleithanische!“

Wurzbacher kratzte sich am Kopfe und entschloß sich, hungrig abzuziehen. Seine Frau versprach ihm, das Dienstmädchen um zehn Uhr Nachts mit einem Beefsteak in's Bureau abzufertigen, damit er wenigstens gekräftigt zum Patrouillendienst einrücke.

Der Rest des Tages verlief ruhig, denn Frau Wurzbacher hatte die Elf mit einem Nachtmahle bedacht, das sie zufrieden stellte, und über die Unebenheiten des improvisirten Nachtlagers hinwegsehen ließ, und das Dienstmädchen hatte auch schon mit dem Beefsteak die Reise in das Bureau angetreten.

Die geplagte Hausfrau glaubte aufathmen und sich zur Ruhe legen zu können, als plötzlich an der geschlossenen Hausthüre gepoltert wurde.

„Aufmachen! Um Gottes Willen aufmachen!“ ertönte von unten eine Stimme, während Schlag auf Schlag auf die Thüre fiel.

„Das ist der Schneider!“ stammelte Frau Wurzbacher schreckensbleich.

Der Einlaßbegehrende hörte nicht auf, ungestüm zu poltern, zu pochen und zu läuten.

Er lief förmlich Sturm auf das Haus.

„Was mag er nur wollen — ich habe nicht den Muth, ihm zu öffnen!“ jammerte Frau Wurzbacher und fühlte sich sehr erleichtert,

als Weizsäcker, nachdem er bescheiden angeklopft, den Kopf durch die Thür steckte, die er halb geöffnet hatte und sagte:

„Der Schneider will herein, Madame! Man scheint ihn dort, wo er sich einlogirt hat, hinausgeworfen zu haben!“

„Was soll ich mit ihm beginnen? rief die Hausfrau rathlos.

„Lassen Sie mich mit ihm unterhandeln!“ proponirte der Unterofficier, indem er den Hausschlüssel und ein Licht ergriff und auf die Stiege zuschritt.

Frau Wurzbacher war so aufgeregt, daß sie sich setzen mußte.

Zitternd und in athemloser Spannung wartete sie die Entwicklung der Dinge ab. In ihrem ganzen Leben hatte sie wohl noch Niemanden so gefürchtet, wie den kleinen Schneider.

Der stürzte jetzt in größter Aufregung in ihr Zimmer, denn Weizsäcker hatte ihn nicht aufzuhalten vermocht. Er war an ihm, ohne ihm Rede zu stehen, vorbeigeschlüpft und hatte, je zwei, drei Treppenstufen mit einem Satze nehmend, immer nur geschrieen:

„Mein Fünfundzwanzigthalerschein! Ich bin verloren, wenn ich meinen Fünfundzwanzigthalerschein nicht bekomme!“

Und als er jetzt vor Frau Wurzbacher stand, vermochte er im ersten Augenblicke auch nichts Anderes herauszubringen, als:

„Mein Fünfundzwanzigthalerschein!“

Sobald Frau Wurzbacher sah, daß der Schneider sein Gewehr, seinen Tornister und seine Pickelhaube nicht bei sich habe, daß er es also aller Wahrscheinlichkeit nach nicht darauf abgesehen habe, in ihrem Hause übernachten zu wollen, fühlte sie ihre Fassung wiederkehren und frug:

„Haben Sie einen Fünfundzwanzigthalerschein verloren?“

„Ja — nein — ja — wie man es nimmt!“ warf der Schneider rapid die Worte heraus. „Madame, wo ist Ihre Wäscherin.“

„Die ist vor einer Stunde fortgegangen!“

„Mit meiner Wäsche?“ stammelte der Schneider verstört.

„Natürlich! Sie wird die Wäsche bereits eingeweicht haben!“

Der Schneider machte einen Satz, der seinen Kopf fast mit der Zimmerdecke in Conflict brachte und winselte:

„Eingeweicht! Meinen Fünfundzwanzigthalerschein eingeweicht! Ich bin ein ruinirter Mensch!“

„Was hat Ihr Fünfundzwanzigthalerschein mit der Wäscherin zu schaffen?“ erkundigte sich Frau Wurzbacher.

„Viel, sehr viel — er war in meinem Hemde eingenäht!" entgegnete der Schneider in kläglichem Tone. „Ich habe ihn ganz vergessen, als ich das Hemd auszog und in den Wäschballen that! Jetzt ist er hin und mit ihm Alles, was ich nach und nach in den böhmischen Quartieren zusammensparte — ich bringe nichts nach Hause — gar nichts!"

Frau Wurzbacher fühlte eine Anwandlung von Schadenfreude, als sie vernahm, daß die böhmischen Ersparnisse des Schneiders dahin waren, denn abgesehen davon, daß sie sich über diese Ersparnisse ihre eigenen Gedanken machte und sie für nicht ganz reell hielt, so verursachte ihr auch jeder Schade, den ein Preuße erlitt, ein gewisses Vergnügen.

Als sie aber die Jammergestalt, die sich vor ihr bewegte, betrachtete — der Schneider hatte sich offenbar, als er die Entdeckung gemacht, daß der Fünfundzwanzigthalerschein hin war, nicht einmal die Zeit genommen, seinen Rock anzuziehen, sondern war nur mit der Uniformhose und dem Hemd bekleidet und in Pantoffeln aus seinem Quartier fortgelaufen — regte sich alsbald wieder ihre natürliche Gutmüthigkeit und sie sagte:

„Es ist auch möglich, daß die Wäscherin erst morgen Früh die Wäsche einweicht!"

Der Schneider fühlte sich neubelebt und schrie:

„Wo wohnt sie? Ich will gleich hingehen — vielleicht rette ich den Fünfundzwanzigthalerschein noch! Schrecklich, wenn er bereits zerweicht wäre — wenn seine Atome im Waschtroge umherschwämmen — wenn man ihn nicht mehr zusammensetzen könnte — wo — wo wohnt die Wäscherin?"

„Auf dem Wischehrad!"

„Wo ist das?"

„Eine gute halbe Stunde von hier! Sie finden sich nicht in der Stadt zurecht, da Sie erst heute hier eingerückt sind — wie wollen Sie bei Nacht den Wischehrad finden? Und wenn Sie sich auch bis zum Wischehrad durchfragen sollten, so finden Sie das Haus der Wäscherin nicht! Es klebt an den Festungsmauern und ich selbst kenne die Nummer des Hauses nicht!"

„Aber Sie kennen das Haus, Madamchen? — Sie orientiren sich auf den Wischehrad — retten Sie mich!" rief der Schneider in flehendem Tone. „Helfen Sie mir zu meinem Fünfundzwanzigthalerschein — morgen ist es zu spät! Erbarmen Sie sich meiner zwei Kin-

der, wenn ich Sie nicht zu rühren vermag — ein Fünfundzwanzigthalerschein ist ein Vermögen für einen Schneidergesellen, dessen Weib in Berlin während der Abwesenheit des Mannes auf die zwei Silbergroschen täglicher Unterstützung angewiesen ist, die der Staat den Frauen der verheirateten Soldaten auswirft!"

Aller Preußenhaß, der Frau Wurzbacher's Herz für gewöhnlich umpanzerte, schmolz, als sie den Mann, der noch vor wenigen Stunden als ein von Selbstbewußtsein strotzender Krakehler vor ihr gestanden, in so kläglichem, fast weinendem Tone winseln hörte, und sie sagte mit einem Blick auf Weizsäcker, der ein stummer Zeuge der Scene gewesen war, deren Details ihm mehr als einmal ein Lächeln abgelockt hatten:

„Wenn Sie mich begleiten wollten, so würde ich dem trostlosen Mann das Opfer bringen, und die Wäscherin aufsuchen!"

„Sie sind ein Engel, Madamchen!" jauchzte der Schneider in überwallender Dankbarkeit auf.

„Das sagen Sie jetzt, morgen aber, wenn Sie Ihren Fünfundzwanzigthalerschein wieder haben, werden Sie fortfahren, mich zu malträtiren!"

„Sie kennen mir nicht, Madamchen!" rief der Schneider gekränkt. „Verschaffen Sie mir meinen Fünfundzwanzigthalerschein und Sie sollen mein Gemüth kennen lernen! Aber gehen wir — gehen wir gleich — jede Minute der Zögerung kann für den Fünfundzwanzigthalerschein verhängnißvoll werden!"

„Ich habe mich schon erklärt," meinte Frau Wurzbacher, „wenn der Unterofficier die Güte hat mich zu begleiten, gehe ich — sonst nicht!"

„Bin ich Ihnen nicht Schutz genug, Madamchen?" rief der Schneider, der trotz der Situation, die ihn von fremder Gnade abhängig machte, doch schon wieder nicht übel Lust zeigte, sich in die Brust zu werfen und Krakehl anzufangen.

Ein lakonisches „Nein" der Hausfrau wies ihn in die Schranken zurück.

Weizsäcker fand sich bereit, Frau Wurzbacher das Geleite zu geben, indem er ihren Muth und ihre Gutherzigkeit mit warmen Worten belobte und denjenigen, der eine so ausgezeichnete Quartierfrau noch fernerhin zu malträtiren im Stande wäre, einen „Schweinehund" nannte, der es mit ihm zu thun bekäme.

Der Schneider steckte den drohenden Blick, den Weizsäcker

auf ihn richtete, ruhig ein und setzte sich in Marsch, um an der Expedition nach dem Wischehrad theilzunehmen.

Weizsäcker verhielt ihn dazu, sich früher noch Rock und Pickelhaube aus seinem Quartier zu holen — dann möge er immerhin mittraben, um über das Schicksal seines Fünfundzwanzigthalerscheines je eher, je lieber in's Reine zu kommen.

Es war halb elf Uhr, als die drei ihre nächtliche Wanderung nach dem Wischehrad antraten.

Als sie bei dem Gasthofe zum „blauen Stern“ vorbeikamen, fuhr gerade ein Fiaker vor, aus welchem ein junger, schlanker Mann in preußischer Uniform heraussprang, dem ein zweiter Offizier auf dem Fuße folgte.

Weizsäcker und der Schneider setzten sich, als sie den jungen Mann, welcher der Erste den Wagen verlassen hatte und jetzt im Thorflur des Gasthofes verschwand, erblickten, in stramme Positur und salutirten.

„Unser Kronprinz!“ sagte Weizsäcker zu Frau Wurzbacher, als sie ihren Weg wieder fortsetzten.

Der Kronprinz war im Palais des Grafen Clam-Gallas gewesen, in welchem der Prinz Friedrich Carl, der Obercommandant der ersten Armee, die ihren Rückweg in die Heimat zum größten Theil über Prag nehmen sollte, vor wenigen Stunden sein Absteigequartier genommen hatte.

Während die Preußen die glänzenden Räume des Palastes überfluthen, über dessen Portal das goldene Vließ hängt, das zu tragen der Graf Clam-Gallas berechtigt ist, muß sich dieser in Wien vor dem Kriegsgerichte verantworten, das seine Kriegführung zu untersuchen hat.

Herbe Prüfungen sind über den Mann gekommen, dem bis dahin immer nur das Glück gelächelt hat, und dem sich, man mag über ihn als Feldherrn urtheilen wie man will, eine einnehmende persönliche Liebenswürdigkeit nicht absprechen läßt.

Seine Paläste in Prag, Friedland und Reichenberg sind vom Feinde überschwemmt und er selbst muß in der Alsercaserne, in welcher sich die Commission etablirt hat, die seine Kriegführung zu begutachten hat, Rede und Antwort stehen . . . .

Glück und Glas, wie leicht bricht das . . .

Die Gänge nach der Alsercaserne, wohin ihn die Vorladungen des

Kriegsgerichtes riefen, mögen dem bis dahin vom Glücke getragenen Manne sauer genug angekommen sein und er wird sich vielleicht manchmal die Frage gestellt haben, ob er nicht klüger gethan und sich manchen Kummer erspart hätte, wenn er die hohe Hofcharge, die ihm vor einigen Jahren angetragen worden, angenommen hätte . . . .

Damals glaubte er sich, wie man sagt, diesem Hofposten nicht gewachsen, weil er zuweilen an Zerstreutheit litt und namentlich Namen nicht gut behalten konnte.

So lange er als Friedensgeneral in Prag lebte, war er eine beim Militär und beim Civil nicht unbeliebte Persönlichkeit. Nicht blos, daß er ein glänzendes, gastfreies Haus führte, in welchem namentlich Künstler stets gern gesehen und gut aufgenommen wurden, so wandte er auch den Armen große Summen zu, die sich jährlich leicht auf zwanzig, dreißig tausend Gulden beziffern konnten.

In welch' glänzender, fürstlichen Weise im Palais Clam-Gallas Haus geführt wurde, mag daraus entnommen werden, daß der Kaiser von Frankreich den Koch des österreichischen Feldzeugmeisters engagirte.

Der Koch Napoleon's III. ist aus Oesterreich, aus Prag, nach Paris importirt worden und Napoleon III. ist ein Feinschmecker . .

Er hat einen feineren Gaumen, als sein großer Oheim, der erste Napoleon, von welchem sein Koch mit Geringschätzung sagte:

„Man sieht ihm den Parvenu an, wenn er ißt — er ißt schnell und ist mit Allem zufrieden, was man ihm vorsetzt!“

Napoleon III. ist als Kind der Tuilerien kein Parvenu mehr, obwohl er sich selbst so genannt hat, er hat als ein Prinz von Geblüt, bei dessen Geburt die Kanonen der Invaliden gelöst wurden, die natürliche Berechtigung, ein Feinschmecker zu sein.

Der Koch Napoleon's III. hat Passionen, die seinem jeweiligen Herrn theuer zu stehen kommen, und denen er bereits im Palais Clam-Gallas gehuldigt hat.

Seine schönsten Ideen, seine herrlichsten Combinationen kommen ihm so zu sagen im Schlafe, oder doch wenigstens während der Nacht, wenn Alles schläft und tiefe Stille um ihn herrscht.

Dann duldet es ihn nicht in seinem Bette, er erhebt sich wie von einer Inspiration geleitet, steigt in die Küche hinab, zündet alle Gasflammen an und beginnt nun, wenn eine wahre Tageshelle ihn umstrahlt seine culinarischen Experimente zu machen, zu sieden, zu schmoren und zu braten.

Er legt sich nicht eher zur Ruhe, als bis ihm die neue Speisencombination, die er ersonnen, gelungen ist.

Einen Koch, der zur mise-en-scene seiner Ideen einen so kostspieligen Apparat braucht, kann nicht jeder aushalten — der Graf Clam-Gallas war reich genug, seinen kostspieligen Manipulationen freie Bahn gönnen zu können, und Napoleon III. kann den Mann auch ernähren.

Aber es ist Zeit, daß wir die drei nächtlichen Wanderer wieder aufsuchen, die wir einen Augenblick aus dem Auge gelassen haben.

Weizsäcker nimmt von der Begegnung mit dem Kronprinzen Anlaß, zu seiner Quartierfrau zu bemerken:

„Dessen Frau wird auch froh sein, ihn wieder bei sich zu haben — morgen um diese Zeit ist er in Berlin und sie braucht sich nicht mehr um ihn zu fürchten!“

„Wer weiß, ob Berlin für ihn nicht gefährlicher ist als das Kriegs- und Lagerleben!“ warf Frau Wurzbacher lächelnd ein. „Die Augen schöner Frauen verwunden leichter als Kugeln — und wie viele schöne Augen mögen sich in Berlin vielleicht nicht in ganz harmloser Absicht auf den Kronprinzen richten!“

„O, dessen Frau ist auf ihrer Hut, seit er ihr einmal Ursache zur Eifersucht gegeben hat!“ lachte der Unterofficier. „Es war bald nach der Hochzeit des jungen Pärchens. Der Kronprinz wandte seine Aufmerksamkeit einem Hoffräulein zu und kaufte einen kostbaren Schmuck, den er der Dame seines Herzens verehren wollte. Er deponirte ihn in einer Schublade seines Schreibtisches, die er abzusperren vergaß. Seine Gemahlin hatte ihm um diese Zeit eines Tages etwas mitzutheilen und suchte ihn in seinem Schreibzimmer auf. Sie fand ihn nicht in demselben und mußte ziemlich lange warten. Um sich die Zeit zu vertreiben, vielleicht auch, um ihre Neugierde zu befriedigen, öffnete sie den Schreibtisch und entdeckte den Schmuck. Sie war gerührt und ließ sich nichts merken, als ihr Gemahl endlich kam, da sie überzeugt war, daß es auf eine Ueberraschung abgesehen sei, und daß Fritz den Schmuck nur gekauft habe, um ihr denselben bei passender Gelegenheit zu schenken. Aber das mit Sicherheit erwartete Geschenk ließ lange auf sich warten, und eines Tages glaubte die Prinzessin sogar den Schmuck, auf den sie gerechnet hatte, an dem Busen und in den Ohren eines Hoffräuleins wahrzunehmen. Es kam noch auf dem Balle, auf welchem die Prinzessin diese peinliche Entdeckung gemacht,

zu leidenschaftlichen Erklärungen, Fritz konnte keine beruhigenden Aufschlüsse darüber geben, was aus dem Schmucke geworden sei, den er im Schreibtische gehabt, konnte die Existenz desselben aber auch nicht leugnen. Die beiden jungen Gatten trennten sich in gereizter Stimmung, und der Prinzessin ging die Sache so im Kopf herum, daß sie an die Mutter schrieb, sie wolle sie besuchen, um sie in der heiklichen Angelegenheit zur Schiedsrichterin zu machen. Die Königin von England telegraphirte sofort kategorisch: Du bleibst bei Deinem Manne. Doch nahm sie gleichzeitig die Sache in die Hand, applanirte sie, und ich glaube, der gewitzigte Fritz ist seither der musterhafteste Ehemann!"

Frau Wurzbacher amüsirte die Anekdote aus dem Berliner Hofleben, die vor fünf Jahren in Berlin sehr stark colportirt wurde, ungemein.

Weizsäcker aber nahm den Faden der Unterhandlung wieder auf, indem er sagte:

„Im Ganzen scheint jedoch der Kronprinz mehr seinem soliden Großvater Friedrich Wilhelm III., als seinem galanten Urgroßvater Friedrich Wilhelm II. nachzugerathen, der nichts liebte als die Frauen, den Wein, und statt des Gesanges, den Luther dem Weine und den Weibern als Drittes im Bunde poetisch zugesellt, ein gutes Essen. Der Prinz, der als Friedrich Wilhelm in Preußen der Fünfte sein wird, wenn er es nicht vorziehen sollte, als Friedrich Wilhelm I. die Reihe der neudeutschen Zukunftskaiser zu eröffnen, hat auch die liebenswürdige Gutmüthigkeit seines Großvaters."

„Gibt es auch liebenswürdige und gutmüthige Preußen?" warf Frau Wurzbacher sarkastisch ein.

„Geht nicht einer neben Ihnen, auf den sich beide Eigenschaftsworte anwenden lassen?" trumpfte Weizsäcker die Preußenfeindin lächelnd ab.

„Sie sind eine Ausnahme von der Regel!" kicherte Frau Wurzbacher.

„Ungemein, sehr, äußerst!" versicherte Weizsäcker mit Humor. „Aber glauben Sie mir, Madame, es gibt unter uns Preußen einige solche gutgeartete Ausnahmen, und der hochselige König Friedrich Wilhelm III., von dem Sie ja als Böhmin sicherlich gehört haben werden, da er die Sommer regelmäßig in Böhmen, in Teplitz, zuzubringen pflegte, war eine solche Ausnahme. Er war die Gutmüthigkeit selbst, und es kränkte ihn regelmäßig, so oft er Jemandem wehe gethan

zu haben glaubte. Mein Vater war Mitglied der königlichen Hofcapelle, und erzählte mir folgenden hübschen Zug von dem König. Eines Tages hatte dieser während der Tafel ganz gegen seine Gewohnheit das Gelüste, ein italienisches Musikstück zu hören. Er ließ dem Hofcapellmeister Neithardt sagen, er möge ein bestimmtes Stück von Donizetti aufspielen. Neithardt, der das verlangte Stück nicht bei der Hand hatte, dachte: ich werde das nicht erst dem Könige sagen, sondern ein ähnliches Stück von Donizetti spielen lassen — der König wird es nicht merken, denn diese Donizettiaden sind doch eine wie die andere. Gedacht, gethan — aber die Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Der König ließ sich nicht so leicht ein X für ein U vormachen, und das Stück war kaum zu Ende gespielt, als er verdrießlich ausrief: „Neithardt soll kommen!" — Neithardt wußte gleich, wie viel es geschlagen habe und schlich kleinlaut in den Speisesaal. Der König fuhr ihn an: Neithardt — warum nicht gespielt, was ich befahl? — Neithardt wollte eine Entschuldigung stammeln, der König schnitt ihm aber das Wort vom Munde ab, indem er brummte: Dummheiten! Dummheiten! Wenn Fritze aber einmal gesagt hatte: Dummheiten, Dummheiten, so war mit ihm nicht mehr zu reden. Das war das herbste, was er einem an den Hals hing. Neithardt sah sich schon in Ungnade gefallen und sagte zu seinen Musikern: Kinderchen, ich bin nicht in der Verfassung, weiter zu dirigiren — spielt, was Ihr wollt! Die Musiker spielten das erste beste gleichgiltige Stück, das ihnen eben unter die Hände kam, und hatten es kaum heruntergefiedelt, als der König in die Hände klatschte, zum Orchester hinaufsah und lächelnd sagte: Bravo, Neithardt, bravo — das hat er wieder gut gemacht! — So schnell hatte sich bei ihm das Bedauern darüber eingestellt, daß er Neithardt etwas Unangenehmes gesagt habe. Freilich war Neithardt der Compositeur des schönen Preußenliedes: Ich bin ein Preuße — kennt Ihr meine Farben?"

Weizsäcker summte zum Verdruße der Frau Wurzbacher die Melodie des Preußenliedes vor sich hin.

Die nächtlichen Wanderer durchschritten den selbst bei Tage unheimlichen Stadttheil, der von zwei Monstrekrankenhäusern, vom Irrenhause und von der Strafanstalt flankirt wird.

Vom Thurme des nahen Criminalgebäudes schlug es elf.

Der Schneider beschleunigte seine Schritte noch mehr, wie er denn überhaupt die beiden Anderen mehr als einmal zur Eile angespornt

hatte. Hätte er die Richtung des Weges, der sich jetzt gegen das Armenhaus und den Botizbach hinab senkte, welch' letzterer die Grenzscheide zwischen der Hauptstadt und der Bergstadt Wischehrad bildet, gekannt, so wäre er sicher vorangelaufen, so sehr zitterte er für seinen Fünfundzwanzigthalerschein, der, ein Miniaturgegenstück zu dem zwischen Himmel und Erde hängenden Sarge Mahomed's, zwischen dem festen Lande und dem Wasser mitten inne schwebte und vielleicht schon von den Fluthen des Waschtroges umspült und zersetzt wurde.

Der Schneider hatte es in Brünn, wo er zuletzt mehrere Tage hindurch bequartirt gewesen, ungemein schlau anzustellen geglaubt, wenn er seine ganzen böhmischen Ersparnisse in das eine leicht transportable Papier umsetzte und dieses in einem Kleidungsstücke so zu sagen niethund nagelfest unterbrachte, das vorläufig nicht von seinem Körper kommen sollte; jetzt verwünschte er bei jedem Schritte die Idee, die ihm in Brünn so vortrefflich geschienen.

Weizsäcker kümmerte sich nicht um die Stoßseufzer des Schneiders und fuhr fort, seiner Quartierfrau die Zeit durch Erzählung von Zügen aus dem Leben des hochseligen Königs von Preußen, den er sehr hoch hielt, zu verkürzen.

„Eines Tages," sagte er, „tafelte Friedrich Wilhelm III. in Sanssouci. Es war ein heißer Tag und der Kutscher hatte einen enormen Durst. Er stand mit dem königlichen Wagen gerade vor dem ebenerdig gelegenen Speisesaale, und da ihn ein Blick, den er in den letzteren durch die offenen Fenster geworfen, belehrt hatte, daß die hohe Gesellschaft noch im besten Toastiren begriffen sei und nicht sobald auseinander gehen dürfte, beschloß er, in aller Eile eine kühle Blonde hinter die Binde zu gießen. Er eilte in die kaum fünfzig Schritt entfernte Restauration, hatte aber sein Bierglas kaum in Empfang genommen, als er zu seinem Schrecken gewahrte, daß der König beim Wagen stehe und einsteigen wolle. Er ließ natürlich das Bier stehen und rannte über Hals und Kopf zu dem Wagen, neben welchem der König ungeduldig wartete. — Wo gewesen? rief ihm der König zornig entgegen. — Majestät, stammelte der Unglückliche, geruhen zu verzeihen — es war so heiß, — ein Glas Weißbier — Dummheiten! Dummheiten! fiel ihm der König in die Rede und stieg ein. Er fuhr sonst in einem Zuge von Potsdam nach Berlin — denn eine Eisenbahn gab es zwischen den beiden Städten damals noch nicht — diesmal ließ er jedoch auf halbem Wege, in Zehlendorf, vor dem Wirthshause halten. Der Wirth

stürzte entzückt darüber, daß ihn der König auch einmal mit seinem Besuche beehre, zum Wagen und erkundigte sich nach Seiner Majestät Befehlen. — Ein Glas Weißbier! rief der König. Der Wirth wollte es ihm selbst credenzen, der König machte aber eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte: Dem Kutscher geben — der hat Durst — heißer Tag heute!"

„Ja wohl, heißer Tag heute — für mich wenigstens!" eignete sich der Schneider die Phrase an, die der König in Zeberndorf gebraucht hatte, um seinem Kutscher bemerklich zu machen, daß er ihm nicht mehr grolle.

Der Schneider wischte sich den Angstschweiß von der Stirn, als Frau Wurzbacher jetzt erklärte, daß sie fast am Ziele seien.

Der entscheidende Moment war also da — es mußte sich bald zeigen, ob der Fünfundzwanzigthalerschein noch existire und in einem Zustande sei, der Hoffnung gebe, daß ihn die königliche Bank von Berlin anerkennen würde, wenn er ihr präsentirt werden sollte.

Vor den Pilgern erhob sich düster und schwarz die Citadelle des Wischehrad, die auf Felsen ruht, welche mit ihren Grundlagen tief im Moldauflußе wurzeln, der hier gefährliche Stromschnellen bildet.

Frau Wurzbacher bog in eine schmale Gasse ein, die von kleinen, winkeligen Häusern eingefaßt war.

Vor einem derselben, das am armseligsten aussah, blieb sie stehen und klopfte an ein Fenster.

Nachdem sie das Geräusch einigemal wiederholt hatte, schien es sich in der Stube zu regen, das Fenster wurde von innen aufgestoßen und eine weibliche Stimme erkundigte sich, wer da sei.

„Lassen Sie uns in das Haus, Frau Wunderlich," ließ sich Frau Wurzbacher vernehmen.

Der Schneider, dem die hellen Perlen auf der Stirne standen, schob Frau Wurzbacher zur Seite, drängte sich an's Fenster und stammelte endlich mit gebrochener Stimme, nachdem er mehrere vergebliche Anläufe zum Sprechen genommen hatte, welche insgesammt die Aufregung, in der er sich befand, erstickt hatte:

„Hören Sie, Madame — sagen Sie mal — wie steht's mit meiner Wäsche — haben Sie sie schon eingeweicht?"

Der Schneider schnappte nach Athem und erwartete mit weit heraus gewälzten Augen die entscheidende Antwort.

Anstatt sich auf eine solche einzulassen, begnügte sich die Wäscherin auszurufen:

„Ah, Sie sind es, gnädige Frau Wurzbacher — was führt Sie um Mitternacht zu mir — ich will Ihnen gleich aufmachen — lassen Sie mich nur Licht machen!"

Der Schneider maß das offene Fenster mit dem Blicke, als prüfte er, ob er nicht durch dasselbe einsteigen könnte.

Es schien ihm zu lang zu dauern, bis das Hausthor aufgemacht werden würde.

„Ich kann es nicht erwarten," gurgelte er mühsam hervor, „zu erfahren, wie mein Fünfundzwanzigthalerschein aussieht — wenn er überhaupt noch ein Aussehen hat!"

Die Wäscherin hatte inzwischen das Haus geöffnet.

Vom Flur aus sah man zwei kleine Thüren — die eine, welche rechts lag, führte zu der ebenerdigen Wohnung der Wäscherin, die andere, links vom Flur gelegene, schien den Eingang in eine andere, nicht minder armselige Wohnung zu bilden.

Die Wäscherin hatte kaum Zeit, Frau Wurzbacher einzuladen, bei ihr einzutreten, denn der Schneider bestürmte sie schon mit Fragen nach der Wäsche.

„Ist sie eingeweicht?" rief er. „Sagen Sie nur ein Wort — sie ist eingeweicht — nein — ja — sie ist nicht eingeweicht?"

Der letzte Ausruf, der unmittelbar auf das die Frage verneinende Kopfschütteln der Wäscherin folgte, war ein Jubelruf, — sie war nicht eingeweicht!

Ein Alp war von der Seele des armen Schneiders genommen, er sprang deckenhoch vor Freude, was bei dem niedrigen Zimmer allerdings kein allzugroßes Kunststück war, und bestand darauf, daß ihm augenblicklich sein Hemd gebracht werde.

Und als er es vor sich hatte, als er den Fünfundzwanzigthalerschein aus der inneren Fläche der Brustseite herausschälte, wo er ihn in einem kleinen Leinwandsäckelchen eingenäht gehabt, das durch einige feste Stiche mit dem eigentlichen Hemde zusammenhing, da jauchzte er vor Freude und schwur hoch und theuer, daß er Frau Wurzbacher, die ihm durch ihre persönliche Aufopferung wieder zu seinem Schatze verholfen, nie wieder irgendwie lästig fallen wolle.

Während der Schneider den geretteten Fünfundzwanzigthalerschein in einen Zipfel seines Sacktuches einband und Frau Wurzbacher schon

den Fuß auf die Schwelle gesetzt hatte, um die Wohnung der Wäscherin zu verlassen, wurde die gegenüberliegende Thür plötzlich von innen aufgerissen, so daß man aus dem Hausflur den Einblick in eine kleine, niedrige, durch ein dünnes Talglicht schwach erleuchtete Stube erhielt, in welcher ein ältlicher Mann und ein junges Mädchen miteinander zu ringen schienen.

Der Mann hatte das Mädchen bei den Haaren erfaßt, und schien es an denselben in die Stube zurückschleifen zu wollen, während das Mädchen durch die Thür zu entkommen suchte.

Das Mädchen war also offenbar diejenige Person gewesen, welche die Thür aufgerissen hatte.

Die Beiden hatten keine Ahnung davon, daß sie von der gegenüberliegenden Wohnung aus beobachtet wurden, und befanden sich überhaupt in einer solchen Aufregung, daß sie kaum wußten, was um sie herum vorging, und sich nur um sich kümmerten.

„Du bleibst!" rief der Mann, der seine ganze Kraft und Autorität daran setzte, das Mädchen zurückzuhalten. „Du setzest keinen Fuß vor die Thür! Bin ich endlich Deinen Schleichwegen auf die Spur gekommen? es ist nicht das erste Mal, daß Du Dich bei Nacht aus dem Hause schleichst! Du warst auch in der vergangenen Nacht außer Hause! Ich hörte Dich Früh kommen und schöpfte gleich Verdacht — wenn ich Dich nicht sofort zur Rede stellte, so geschah dieß nur, weil ich mir Gewißheit schaffen und Dir jede Möglichkeit abschneiden wollte, Dich herauszulügen! Darum blieb ich heute in meiner Schlafkammer so lange wach, bis ich in der Wohnstube ein Geräusch hörte, welches mir anzeigte, daß Du Dich in der Meinung, ich schliefe längst fest, davon machen wolltest!"

„Spion!" zischte das Mädchen mit heiserer Stimme, nachdem es demselben endlich gelungen war, sich dem Griffe des Mannes zu entwinden, der ihr das Haar so in Unordnung gebracht hatte, daß die Zöpfe halb aufgelöst über den Nacken herabhingen.

„Wenigstens bin ich kein preußischer Spion!" gab der Mann zurück. „Du aber verkehrst so viel mit den Preußen, daß der Titel, den Du mir soeben beigelegt hast, vielleicht besser auf Dich als auf mich paßt! Wenn ich Dich aber schon nicht hindern kann, Dich am Tage unter den Preußen herumzuschlagen, so sollst Du ihnen doch wenigstens nicht bei Nacht und Nebel nachlaufen, so lange ich es hindern kann! Denn wohin sonst willst Du laufen, als zu ihnen? Kannst

Du leugnen, daß Du auch die verflossene Nacht unter ihnen zugebracht hast? Wo wärst Du sonst gewesen?"

Das Mädchen warf einen finstern Blick auf den Mann, der ihr mit so leidenschaftlicher Heftigkeit zusetzte, und sagte trotzig:

„Du hast kein Recht mehr, darnach zu fragen! Ich trenne mich von Dir! Wenn ich jetzt dieses Haus verlasse, kehre ich nicht mehr in dasselbe zurück! Ich will nicht länger von Dir abhängig sein! Wenn Du glaubst, mich mißhandeln zu können, weil ich mich auf meine eigenen Füße stellte und meinen eigenen Weg ging, so sollst Du Dich geirrt haben!"

Der Mann erhob die Hand gegen das Mädchen und schrie:

„Ist das der Ton, in welchem man mit dem Vater spricht?"

Das Mädchen wich durch eine rasche Bewegung dem Schlage aus, den ihr der Andere zugedacht hatte, und sagte höhnisch:

„Laß mich in Frieden mit Deiner Vaterschaft! Sie hat Dir wenig Unkosten gemacht. Meine arme Mutter hast Du so mißhandelt, daß sie bald in's Grab biß, und mir bist Du Stiefvater im vollen Wortsinne gewesen — echt stiefväterlich hast Du mir das Blutgeld abgenommen, das ich in der Zündhölzchenfabrik verdient habe — ich mußte zwölf Stunden des Tages arbeiten und die giftigen Phosphordämpfe einathmen, damit Du Dir die halbe Nacht auf der Wirthshausbank gütlich thun könntest!"

„Undankbare Kröte!" schrie der Mann, die Faust gegen die Stieftochter ballend. „Wer hat Dich ernährt, seit Du nicht mehr in der Fabrik arbeitest? Hättest Du in den sechs Wochen, seit die Fabrik des Krieges wegen gesperrt wurde, nicht zehnmal verhungern müssen, wenn ich nicht gewesen wäre?"

„Es ist wahr — seit einiger Zeit hast Du Geld!" sagte das Mädchen in einem so eigenthümlichen Tone, daß der Andere unwillkürlich stutzte. „Aber ich brauche Dein Geld nicht mehr — wenn ich schon von einem Sündengelde leben will, so lebe ich doch lieber von dem, was ich mir selbst verdiene!"

„Was willst Du mit dem Sündengelde sagen?" stammelte der Stiefvater.

„Zwinge mich nicht, deutlicher zu reden!" fertigte ihn das Mädchen in drohendem Tone ab. „Lasse mich in Frieden gehen und gib Dich mit der Versicherung zufrieden, daß ich Dir nie wieder zur Last fallen werde!"

Das Mädchen machte eine Bewegung gegen die Thür, sah sich aber im nächsten Augenblick von dem Stiefvater zurückgerissen, der wüthend fragte:

„Und wenn ich Dich nicht gehen lasse — was dann?"

Das Mädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber sagte es resolut:

„Dann sage ich aller Welt, daß Du ein Dieb bist."

Der Mann prallte zurück und starrte das Mädchen mit einem Blicke an, als ob er es in der Luft zerreißen wollte.

Das Mädchen gab ihm den Blick unerschrocken zurück.

„Ein Dieb?" wiederholte der Mann wuthschäumend, indem er sichtlich nach Fassung rang.

„Ja — ein Dieb!" beharrte das Mädchen in bestimmtem Tone.

Der Mann machte einen wilden Satz gegen sein Stiefkind und streckte seine Hände gegen den Hals desselben aus, als ob er ihn umkrallen wollte.

„Rühre mich nicht an, oder hast Du die Absicht, mich zu erwürgen?" rief das Mädchen zurücktretend. „Diebe sind sonst feig, und den Mord könntest Du nicht so still eingraben, wie den Diebstahl!"

„Wer sagt, daß ich ein Dieb bin?" tobte der Mann. „Wen habe ich bestohlen?"

„Das weißt Du vielleicht selbst nicht!" fiel das Mädchen in verächtlichem Tone ein. „Ich weiß es auch nicht — aber ich könnte es erfahren, wenn ich wollte!"

„Unverschämte!" schrie der Mann. „Wann habe ich gestohlen — wo habe ich gestohlen."

Indem er die Fragen hervorgurgelte, machte er Miene, sich von Neuem auf das Mädchen zu stürzen, das wieder geschickt auswich und mit eisiger Ruhe sagte:

„Wenn Du es denn durchaus wissen willst, so will ich Dir's sagen! An dem Sonntag, als halb Prag aus Furcht vor den Preußen davonlief, hast Du gestohlen — brauche ich Dir noch das Wo zu sagen?"

Der Mann taumelte zurück, als ob der Stich getroffen hätte.

Doch erholte er sich bald wieder von seinem Schrecken und seiner Verblüffung und brüllte:

„Beweise Deine Behauptung — beweise sie — oder ich drehe Dir für Deine Verleumdung den Hals um!"

Das Mädchen brachte mit einer raschen Bewegung einen Tuchlappen zum Vorschein, den sie am Busen verborgen gehabt, hielt ihn dem Manne vor die Augen und sagte:

„Kennst Du den Fetzen?"

Der Mann wollte die Hand nach dem Lappen ausstrecken.

Das Mädchen brachte ihn blitzschnell wieder in Sicherheit und rief hohnlachend:

„Bemühe Dich nicht — meine Beweise bekommst Du so leicht nicht in die Hand!"

„Ich erwürge Dich, wenn Du mir den Fetzen nicht gibst!"

„Hast Du ihn erkannt?"

Das Mädchen hielt den Mann mit einem triumphirenden Blicke fest.

„Gib ihn her!" schrie der Mann.

„Du erhältst ihn nicht, so lange ich lebe — rührst Du mich aber auch nur mit einer Fingerspitze an, so schreie ich, daß die ganze Nachbarschaft erwacht! Dann gebe ich aber auch das Tuchstückchen der Polizei und diese wird sicherlich den Rock finden, zu welchem die Tasche gehört, die Du am ersten Juli im Smichower Bahnhof an Dich gerissen hast!"

Der erste Juli 1866 war jener Sonntag gewesen, an welchem in Prag die enorme Panik geherrscht hatte, welche die halbe Bewohnerschaft in die Flucht jagte.

Den ganzen Tag über hüllte eine Staubwolke die zum Westbahnhofe führenden Straßen ein, da durch dieselben eine ununterbrochene Reihe von Fuhrwerken aller Art dahinjagte, ärarische und private, Omnibus, Equipagen, Fiaker, Droschken, Vorspannswägen, Postcabriolets, Handwägen . . . Alles bunt durcheinander, nebeneinander.

Man zahlte zehn, zwanzig, dreißig Gulden für einen Einspänner; die reichsten Leute schleppten ihre Koffer selbst nach dem Bahnhofe, als es hieß, daß am Abend der letzte Zug abgelassen und unmittelbar darauf die Bahn zerstört würde.

Die jüdischen Bankiers brachten ihre glänzenden Carossen, die sie noch vor acht Tagen im Baumgarten zur Schau ausgestellt hatten, in Sicherheit, indem sie mit ihnen die Budweiser Straße einschlugen . . . auf dieser Straße rollte eine prächtige Equipage hinter der anderen dahin, jagte ein Omnibus, ein Fiaker den andern.

Die Fiaker ließen sich für die Fahrt nach Budweis hundert Gulden, für die Fahrt nach Beneschau, das nur fünf Meilen von Prag entfernt ist, fünfzig Gulden bezahlen.

Im Westbahnhofe drängten sich Tausende an den Cassen — man gab den Packern Trinkgelder zu fünf, zehn, zwanzig Gulden, nur damit man für seinen Koffer die Vergünstigung erhalte, daß er früher übernommen werde, als der des Nebenmannes.

Man drängte, raufte, stieß und balgte sich, die elegantesten Leute ohrfeigten einander, Gräfinnen nahmen im Kohlenwagen Platz. Herrenlose Koffer standen zu Hunderten umher . . . Alles schien aus den Fugen zu gehen.

An diesem bewegten Tage hatte sich der Mann, den wir so eben im heftigen Wortwechsel mit seiner Stieftochter belauscht haben, in das Gewühl geworfen, das auf den Westbahnhofe herrschte.

Der dunkle Gedanke, seine kritische Lage zu verbessern, leitete ihn. Die Sache wurde ihm sehr leicht gemacht, denn während die Leute im Schweiße ihres Angesichtes Fahrkarten zu erobern suchten, achteten sie wenig auf ihr Eigenthum. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, und hatte so wenig Interesse für den Nebenmann, daß er vielleicht keine Hand gerührt hätte, wenn dieser auch vor seinen Augen ausgeplündert worden wäre.

Es gehörte an diesem Tage gar keine Kunstfertigkeit dazu, Jemandem im Gedränge eine Tasche aus dem Rock herauszuschneiden — und die Taschen Derer, die da flüchteten, waren mit Banknoten und Staats- und Industriepapieren gespickt, da jeder sein ganzes mobiles Vermögen in aller Eile zusammengerafft und zu sich gesteckt hatte.

Der Mann, den wir eben durch seine Stieftochter in die Klemme getrieben sahen, hatte die Papiere, die er in der annektirten Rocktasche gefunden, zu nächtlicher Stunde in dem Garten, der zu seinem Wohnhause gehörte, vergraben — den Tuchlappen aber hatte er unvorsichtiger Weise weggeworfen, da er auf ihn kein Gewicht legte.

Die Stieftochter hatte ihn im Zimmer gefunden und aus ihm auf das Vorgefallene geschlossen, da sie den Charakter des Stiefvaters kannte, und wußte, wessen man sich von ihm versehen konnte.

Jetzt benützte sie das Rockfragment als Einschüchterungsmittel gegen ihren Stiefvater, und dieser ließ sie wirklich unbehelligt ziehen und begnügte sich, ihr einige Flüche nachzusenden, die sie mit Hohnlachen erwiederte.

Frau Wurzbacher gönnte dem Mädchen, das sich um halb zwölf Uhr Nachts allein in die Straße hinauswagte, einen Vorsprung und trat dann von Weizsäcker geleitet und von dem überglücklichen Schneider umtänzelt den Heimweg an.

Es war Mitternacht, als sie ihre Wohnung erreichte und der Schneider unter emphatischen Dankesäußerungen von ihr Abschied nahm.

V.

Die Leiche im Seminar.

Mitternacht war's, aber auf der Insel, auf welcher sich in gewöhnlichen Zeiten das elegante Prag zu versammeln pflegte, ging es noch so bunt und lebhaft zu, als ob die Sonne eben erst untergegangen wäre.

Die Gartenmusik war wohl längst verstummt, aber um so ungenirter unterhielt man sich an den Tischen, in den versteckten Laubengängen, auf den einsamen Bänken, und in den Bosquets ....

Da gingen, saßen und standen flüsternde Gruppen, da tönte lautes, übermüthiges Lachen aus dem dichten Gebüsch, da huschten Pärchen hin in enger Umschlingung, Küsse tauschend, kichernd, scherzend, singend.

Was war aus der schönen Insel geworden, auf welcher sich noch vor sechs Wochen die feinste Gesellschaft einigemal in der Woche ein Rendezvous gegeben — jetzt floh jeder anständige Mensch den Ort, auf welchem die wildesten Orgien gefeiert wurden, sobald die Sonne unterging.

Dann kamen die preußischen Krieger schaarenweise herbei, und ihnen nach zog die ganze Demimonde .... Venus Vulgivaga baute sich hier ihren Tempel im Freien ....

Oede und verlassen stand der schöne Saal, in welchem die Elitebälle abgehalten zu werden pflegen, in welchem für gewöhnlich harmlose Lust und Fröhlichkeit ihren Tummelplatz aufgeschlagen haben, inmitten des wüsten, ausgelassenen, frechen Treibens, das man bis dahin in der auf Anstand und Sitte haltenden Stadt nicht gekannt hatte .... ganz außergewöhnliche Ereignisse und Verhältnisse mußten eintreten, um ein so ungezügeltes, ungebundenes Leben möglich zu machen ....

Nach dieser Insel, der schönsten unter den vielen Prager Inseln, die wie Zaubergärten aus dem Wasser aufsteigen, und mit ihrer reizenden, abwechslungsvollen und üppigen Vegetation, mit ihren trefflich gedeihenden, Schatten spendenden Baumriesen ganz darnach angethan sind, an heißen Sommerabenden Tausende anzulocken, lenkte auch das Mädchen, das sich so eben in wenig freundlicher Weise von ihrem Stiefvater getrennt hatte, seine Schritte.

Ein lustiges Halloh empfing dasselbe, als es sich, auf der Sophieninsel angelangt, einem Tische nahte, um welchen mehrere preußische Soldaten saßen, die von flotten Damen umschwirrt wurden.

„Die Jenny ist unser Mädchen!" schrien die Soldaten, als sie den Ankömmling erblickten, und machten ihm Platz, ohne sich weiter um die Schönen zu kümmern, mit denen sie sich bis dahin unterhalten hatten, und die nun gekränkt davonschlichen, nicht ohne früher dem Mädchen, das der Tischclubb in so eclatanter Weise für seinen Liebling erklärt hatte, einige giftige Blicke zugeworfen zu haben.

„Wenn die Regimentstöchter nicht aus der Mode gekommen wären und einen überwundenen Standpunkt repräsentirten, würde ich darauf antragen, Jenny zur Compagnietochter bei unserer Compagnie zu ernennen!" ließ sich ein Sergeant vernehmen, der so manövrirt hatte, daß er das Mädchen an seine Seite bekam.

„Sie hat sich um unser gemeinschaftliches Vaterland ohnehin bereits so verdient gemacht, daß wir sie als die Unsere betrachten können!" rief der zweite Nachbar Jenny's, indem er seinen Arm ungenirt um die Taille des Mädchens schlang, das sich diese Vertraulichkeit ohne Weiteres gefallen ließ.

„Ist Conrad nicht da?" erkundigte sich Jenny, nachdem sie die Tafelrunde durchgemustert hatte.

„Auf diese Frage waren wir Alle gefaßt," rief der Sergeant lachend, „so kränkend es für uns ist, daß wir so sehr hinter Conrad zurückstehen sollen! Aber dem Herzen läßt sich nicht gebieten, und da Jenny's Herz nun einmal für Conrad schlägt, so wollen wir die arme Jenny nicht erst muthwillig auf die Folter spannen, sondern ihr gleich sagen, daß Conrad um halb ein Uhr kommen wird, da er bis Mitternacht Wachdienst hatte!"

Das Gesicht des Mädchens heiterte sich auf, als ihm so die Perspective auf das baldige Erscheinen des Geliebten eröffnet wurde.

„Ihr seid noch immer beim Biere?“ lachte das Mädchen, den Gerstensaft geringschätzigen Blickes musternd.

„Wir haben heute schon so viel getrunken,“ meinte der Sergeant, „daß der Wirth morgen nicht mehr seine stereotype Anzeige: sechshundert Eimer Eisbier liegen in meinen Kellern — auf die Anschlagzettel wird setzen lassen können.“

Die Bemerkung bezog sich auf die naive, auf den Annoncen stets mit Riesenlettern ersichtlich gemachte Phrase: „Sechshundert Eimer Eisbier lagern in meinen Kellern,“ welche sich durch acht Wochen gleichblieb, obgleich täglich wenigstens zwanzig Eimer Eisbier auf der Insel ausgetrunken wurden, der Vorrath also längst so zusammengeschmolzen war, daß die sechshundert Eimer nur noch eine Mythe waren.

„Das muß anders werden!“ rief Jenny, mit der Schneide einer Messerklinge das nächstbeste Glas so stark berührend, daß es weithin klang. „He, Kellner — Wein her!“

„Ungarischen!“ mischte der Sergeant ein.

„Ofner, Adelsberger!“ specificirte ein anderer Soldat den Allgemeinwunsch noch genauer.

Die Preußen liebten den Ungarwein sowohl wegen seines Gehaltes als seiner Wohlfeilheit, so daß sie ihn in großen Mengen vertilgten, und sich ihn später, obwohl ihn der Zoll sehr vertheuerte, nachkommen ließen.

Jenny konnte leicht bewirthen — sie hatte die Taschen voll Geld.

Der Leser wird vielleicht bereits aus einer Bemerkung, welche Jenny's Nachbar gemacht, entnommen haben, daß die Tischgesellschaft die Quelle kannte, aus welcher dieses Geld geflossen war.

Es kam aus der preußischen Staatscasse und war ein wahrer Sündenlohn — Jenny gestand sich das selbst ein, denn hatte sie nicht zu ihrem Stiefvater gesagt: wenn ich schon von einem Sündengelde leben will, so lebe ich doch lieber gleich von dem, was ich mir selbst verdient habe!“

Vor fünf Wochen war Jenny noch die Geliebte eines österreichischen Soldaten gewesen, wie sie jetzt die Geliebte eines preußischen Soldaten war.

Bei ihr hieß es eben: aus den Augen, aus dem Sinn.

Jenny's Geliebter war unter denjenigen Soldaten gewesen, welche Prag am frühen Morgen des zweiten Juli räumten, die Stadt sich selbst und ihrem guten Glücke überlassend.

Wer das Schauspiel dieser Räumung nicht gesehen, der kann sich nicht leicht einen Begriff von den unheimlichen, deprimirenden Umständen machen, unter welchen sie vor sich ging.

Um drei Uhr Früh wurden am zweiten Juli die Bewohner des Roßmarktes durch ein dumpfes Geräusch geweckt .... ein Bataillon nach dem andern marschirte auf dem großen Platze auf und nahm mit der Fronte gegen die Franziskanerkirche Aufstellung.

Es waren lauter Depotbataillone und Depotcompagnien verschiedener Regimenter, verschiedener Truppensorten, Infanterie, Jäger, Alles bunt durcheinander.

Keine Musik .... kein Trommelschall .... Alles wäre lautlos vor sich gegangen, wenn nicht einzelne Commandoworte die Luft durchschwirrt hätten, und wenn nicht von Zeit zu Zeit das Pflaster unter dem wuchtigen Schritte der Massen erdröhnt hätte, die ihre Aufstellung veränderten, weil immer neue Abtheilungen kamen.

Es mochten zuletzt viertausend Mann auf dem Platze stehen.

Der Morgen war schwül, die Soldaten hatten Durst und warfen sehnsüchtige Blicke auf die Fenster der Häuser, hinter deren herabgelassenen Vorhängen noch lauter Schläfer lagen.

Doch öffneten sich nach und nach einzelne Hausthore, und Dienstmädchen erschienen mit Wasserkrügen, die Soldaten zu laben.

Vom Civile waren keine hundert Personen auf dem Platze.

Allmälig fanden sich einige Bretzelmänner und Schnapsweiber ein und setzten ihre Waare in einem Handumdrehen ab. Die Soldaten waren hungrig und hatten einen tüchtigen Marsch vor sich, denn die Bahnen waren in der Nacht zerstört worden und die Truppen mußten zu Fuße nach Pilsen und Budweis marschiren.

Die interessante Pointe dieses Morgens war aber, daß uneingekleidete Truppen auf dem Platze erschienen.

Ganze Rotten von Männern in Civilkleidern kamen in Reihe und Glied und nahmen militärische Aufstellung.

Dann fuhren Wagen auf, die Uniformen enthielten, die Civilsoldaten warfen sich auf dieselben, zogen ihre bäuerlichen Röcke aus, warfen ihre Kappen weg und zogen Waffenröcke an und setzten Tschakos auf.

Da standen sie plötzlich zu Jägern metamorphosirt.

So wurde es vier Uhr und die Generale kamen, die Truppen zu inspiciren.

Noch eine Viertelstunde und diese schwenkten gegen die Obstgasse ab und auf die Kettenbrücke zu . . . .

Prag war ohne Garnison . . . .

Jenny's Geliebter war, wie gesagt, unter Denen gewesen, welche an diesem Morgen abzogen. Als er Tags zuvor noch einmal mit Jenny zusammengetroffen war, um von ihr Abschied zu nehmen, hatte er die harmlose Bemerkung gemacht, daß heute jenes kostbare Laffettenholz, das man nicht mehr von Prag hatte fortbringen können, am Wischehrad eingemauert worden war.

Dieses Laffettenholz, aus den herrlichsten Eichen geschnitten, trocknete nun schon Jahrzehende und repräsentirte einen Werth von vielen Hunderttausenden.

Wochenlang waren hunderte von Fuhrwerken mit Vorspannspferden müssig auf den Invalidenplatze gestanden — man hätte die Laffettenhölzer ganz bequem wegschaffen können — man that es nicht und ließ sie eben so gemüthlich in Prag wie jene zwanzigtausend Paar Schuhe, die später auch den Preußen in die Hände fielen.

Dagegen hat man das werthlose Holzgerumpel aus den Kasernen fortgeschafft — Tische und Bänke von weichem Holze, Spucknäpfe, Nachttöpfe waren sorgsam auf Vorspannswagen fortgeführt worden und an das Werthvolle, geradezu Unersetzliche dachte Niemand, und die Laffettenhölzer waren unersetzlich, denn sie müssen, ehe sie verwendet werden können, einen Trocknungsproceß durchmachen, der nach Jahrzehenden zählt.

Die, welche in Prag lagerten, waren hart wie Eisen, von einem Material, wie man es nur selten bekommt.

Sie blieben in Prag und die weichen Tische und die Spucknäpfe gingen auf Reisen. . . . .

Tausend Vorspannswagen nahmen in den letzten Junitagen ihre Richtung auf das Land — fünfhundert hätten genügt, das kostbare Material zu retten — statt dessen dirigirte man sie an Orte, wohin die Corps, denen sie Lebensmittel zuführen sollten, nie hinkamen . . . der Verfasser dieses Werkes hat sich die Schicksale einer solchen vielhundertachsigen Vorspannswagencolonne von dem Civilleiter derselben schildern lassen und so ein Bild der beispiellosen Verwirrung erhalten, die auf diesem Gebiete herrschte.

Hungrige Truppenabtheilungen stießen auf ihrem Vormarsche und noch öfter auf dem Rückzuge auf Proviantcolonnen, deren Führer das Ansinnen, ihnen etwas von den unermeßlichen Vorräthen, die da lager-

ten und verdarben, abzutreten, mit dem Bedeuten zurückwiesen: „Das ist für das Corps X oder Y bestimmt.“

Das Corps X oder Y kam aber nie in die Gegend, wo der Proviant für dasselbe aufgestapelt war, und die, welchen dieser Proviant mittlerweile hätte zu gute kommen, denen er neue Kraft, neuen Kampfesmuth hätte zuführen können, mußten mit knurrendem Magen weiterziehen. . . . .

Aber lassen wir diese trüben Reminiscenzen, die in Oesterreich nur zu oft die Begriffe Organisirung und Verwirrung als gleichartige erscheinen lassen, und wenden wir uns wieder Jenny zu, die durch eine zufällige, harmlose Mittheilung ihres Geliebten in die Kenntniß eines nicht geringen Geheimnisses gekommen war.

Anfänglich dachte Jenny nicht im Entferntesten daran, aus diesem Geheimnisse irgend welchen Nutzen zu ziehen, ja es fiel ihr in den ersten Tagen nicht einmal ein, daß das, was sie so zufällig erfahren, überhaupt darnach angethan sei, ausgebeutet werden zu können. Wohl hatte in den unheimlichen Tagen der Spionenriecherei, die in dem Augenblicke, als die Sachen auf dem Kriegsschauplatze schief zu gehen anfingen, ihren Culminationspunkt erreichte, das Wort Spion zehnmal im Tage an Jenny's Ohren angeschlagen, die sich, seit die Fabrik, in der sie beschäftigt gewesen, geschlossen worden war, müssig in den Straßen umhertrieb — aber die Scenen einer mitunter grotesken Spionenjagd, die vor dem Einzuge der Preußen an der Tagesordnung waren, hatten sie gleichgiltig gelassen, zumal sie keinen klaren Begriff davon hatte, was eigentlich in Kriegszeiten ein Spion sei, da der fragliche Ausdruck in jenen Tagen eine so allgemeine Anwendung fand, daß man jeden, der das Unglück hatte, durch sein Benehmen, seine Sprache, seine Kleidung oder sonst durch einen hervorstechenden Zug in seiner Haltung auffälliger hervorzutreten, kurzweg für einen Spion erklärte und demgemäß behandelte.

So sehr hatte die Spionenriecherei um sich gegriffen, daß Fälle vorkamen, daß sich bei Leuten die fixe Idee entwickelte, sie seien Spione und würden als solche unbarmherzig verfolgt.

Die Entdeckung, daß sich ihr Stiefvater in der allgemeinen Verwirrung des Fluchttages ohne sonderliche Gefahr zu laufen bereichert habe, regte bei Jenny zuerst den leisen Wunsch an, gleichfalls auf leichte Art zu viel Geld zu kommen. Je mehr Behagen sie an dem müssigen Leben, an dem unbeschäftigten Umhertreiben auf den Straßen fand,

in denen es in jenen Tagen stündlich etwas Neues zu sehen gab, desto mehr widerstand ihr die Abhängigkeit von ihrem Stiefvater, der sie nach wie vor knapp hielt, obwohl sie überzeugt war, daß er jetzt sein Schäfchen im Trockenen habe und ihr nicht die Kreuzer so karg zumessen müßte, nachdem sie ihm jene, die sie sauer genug verdient, Jahre lang gewissenhaft abgegeben hatte.

Mit so gelockerten Grundsätzen sah sie die Preußen in Prag einziehen.

Es waren schöne Männer darunter, welche die Taschen voll klingender Thaler hatten.

Ein flottes, reizvolles Leben winkte Jenny, wenn sie mit ihrer Vergangenheit brach, wenn sie vergaß, daß ihr Herz im dießseitigen Lager engagirt sei.

Die Scene auf der Sophieninsel hat uns bereits belehrt, daß der Bruch Jenny's mit der Vergangenheit ein vollständiger war, daß sie jede Erinnerung an ihren früheren Geliebten wie einen Ballast, der sie an ihrem Fortkommen hinderte, über Bord geworfen habe, um sich an den Mann zu hängen, den seine Cameraden kurzweg Conrad nannten.

Einmal auf so abschüssiger Bahn dahinrollend, kam ihr bald auch die Erkenntniß für Dinge, für welche ihr in harmloseren Tagen das Verständniß abgegangen.

Conrad gab den Anstoß dazu, indem er eines Tages erzählte, daß ein Arbeiter die preußische Stadtcommandantur auf die Spur von verborgen gehaltenen Lebensmittelvorräthen geleitet habe, die dem kaiserlichen Aerar gehört hatten.

Jenny ging ein Licht auf — zum ersten Male fiel ihr ein, daß sich das Geheimniß von dem eingemauerten Laffettenholze verwerthen lassen könnte.

„Hat der Angeber etwas dafür bekommen, daß er aus der Schule geschwatzt?“ erkundigten sie sich lebhaft.

„Allerdings — hundert Thaler!“ lautete die Antwort.

Die hundert Thaler gingen ihr im Kopf herum.

Hundert Thaler waren ein Vermögen für sie, die zwölf Stunden hatte in der Fabrik arbeiten müssen, um einen halben Papiergulden zu verdienen ....

Wenn sie hundert Thaler bekäme, brauchte sie den Stiefvater nicht, brauchte sie von Niemandens Laune abzuhängen ....

Die Versuchung war groß, und der Stiefvater hatte ihr eben ein so böses Beispiel gegeben.

War es ein Wunder, daß sie es ihm nachmachte und das Geld nahm, wo sie es fand?

Es lag gleichsam auf der Straße — es hätten andere Grundsätze dazu gehört als die ihrigen, es da nicht aufzuheben!

Und sie hob es auf!

Sie zog Conrad in das Geheimniß, der den Werth desselben natürlich noch besser zu würdigen wußte, als sie, und sie sofort veranlaßte, mit ihm auf die Stadtcommandantur zu gehen und dort anzugeben, was sie um das Versteck des kostbaren Materiales wußte.

Die Untersuchungen, welche auf ihre Eröffnungen hin sofort eingeleitet wurden, führten auf die Spur frisch vermauerter Stellen in der Wischehrader Citadelle.

Jenes herrliche Holzmaterial, das einen Werth von fast einer halben Million Gulden repräsentirte, kam zur unsagbaren Freude der Preußen zu Tage....

Vierzehn Tage hindurch sah man das Laffettenholz jetzt den Weg vom Wischehrad zum Bahnhofe nehmen....

In ununterbrochenem Zuge rasselten die Trainwagen dahin, die es verschleppten, und obwohl sie mit sechs Pferden bespannt waren, lagen doch nur fünf, sechs Bohlen auf einem Wagen, so massiv und schwer war das Holz.

Die Stadtcommandantur belohnte das Mädchen, welches diesen Schatz in ihre Hände gespielt hatte, reichlich und auch Conrad erhielt, als der moralische Urheber des Geschäftes — eines der besten, das die Preußen in Oesterreich gemacht — einen guten Lohnantheil.

Die beiden hatten also mit einem Male Geld in Hülle und Fülle und die Sophieninsel war der beste Ort, es zu verthun.

Dort hatte Jenny bereits einige Nächte zugebracht, ehe ihr Stiefvater ihren nächtlichen Wegen auf die Spur gekommen war.

Als Conrad heute endlich kam, theilte ihm Jenny mit, daß sie mit ihren Vater einen Auftritt gehabt, in Folge dessen es ihr unmöglich sei, zu ihm zurückzukehren.

„Dann gehst Du einfach mit mir!“ sagte Conrad. „Das Seminar ist groß und hat Raum für uns Beide!“

Die Tafelrunde lachte und johlte Beifall. — Jenny selbst hatte gegen den Vorschlag nichts einzuwenden.

Es war zwei Uhr, als die Soldaten, welche insgesammt im Seminar bequartirt waren, sich von dem Tische erhoben, um die Insel zu verlassen, welche jetzt schon still und öde dalag.

Die Lichter waren erloschen, Lachen und Gesang längst verstummt, durch die Laubengänge huschten aber immer noch kosend einzelne Pärchen dahin, welche hier übernachten zu wollen schienen. Conrad und Jenny gingen über den Quai nach dem Seminar, dessen schweres, felsenfestes Gemäuer festungsartig aus dem Boden aufsteigt.

Es ist ein Jesuitenbau und scheint der Ewigkeit trotzen zu wollen, wie Alles, was die Jesuiten bauten, wie sie selbst . . .

Wohl haben sie aus den imposanten Hallen, die sie vor Jahrhunderten zur größeren Ehre Gottes — ad majorem Dei gloriam — aufgerichtet haben, so hoch und mächtig, daß sich noch heute kein moderner Prachtpalastbau mit diesen alten Klostercitadellen zu messen vermag, weichen müssen — aber sie sind noch immer da und klopfen an die alten, massiven, wohlbekannten Pforten.

Jetzt aber lagern Preußen in den Räumen, welche die Schüler Loyola's einst bewohnt haben . . .

Wo sonst nur die frommen Gesänge der Alumnen ertönten, da wiederhallen die Mauern jetzt von körnigen militärischen Schlagworten und mitunter auch von Flüchen . . .

An Stelle der exilirten Gebetbücher lagen Tornister, Pickelhauben und Zündnadelgewehre umher; die Hörsäle, in welchen in normalen Zeiten die Liturgie, die Homiletik, das canonische Recht gelehrt wird, sind in Casernstuben umgewandelt, in welchen nur der Codex jenes Canonenrechtes gilt, das auf den Schlachtfeldern vorgetragen wird und dem Stärkeren das Heft in die Hände drückt. . . .

In dem Saale, in welchem die Logik entwickelt zu werden pflegt, denn im Prager Seminar ist neben der theologischen Fakultät auch die philosophische untergebracht, liegen auf improvisirten Lagerstätten jene bärbeißigen Soldatengestalten, welche die leidige Logik der Thatsachen in's Land gebracht hat . . . in den Räumen, in welchen für gewöhnlich Weltgeschichte docirt wird, schnarchen jetzt jene schwerfälligen Männer, welche, als sie unaufhaltsamen Schrittes über das Feld von Sadowa marschirten, ein neues Capitel der Weltgeschichte fertig brachten . . .

Alle Räume des alten, corridorreichen Seminars sind von den Preußen überfluthet, nur die Bücher haben ihren alten Platz behauptet . . . die Bibliothek, eine der reichhaltigsten in Europa, und nach hun-

derttausenden von Bänden zählend, was die alte Forschung anbelangt, steht unangetastet inmitten des Wirrwarrs, der in dem alten Jesuitenbau die Dinge auf den Kopf gestellt, Theologenzellen in Casernen, Hörsäle in Schlafsäle verwandelt hat . . .

In der Nacht, in welcher Conrad seine Geliebte in das Seminar bringt, hält auch die Cholera ihren Einzug in dasselbe . . .

Sie tritt in dem überfüllten, tiefgelegenen, dem Fluße zugewandten Hause so rapid auf, daß bei den Personen, die von ihr befallen werden, der Tod der Erkrankung nahezu auf dem Fuße folgt . . .

Der Schrecken herrscht im Seminar und seiner nächsten Umgebung . . . der Prinz Friedrich Carl übersiedelt am nächsten Tage in aller Eile mit seinen Kanzleien aus dem Palais Clam-Gallas, welches dem Seminar gegenüberliegt, in das Palais des Grafen Waldstein auf der Kleinseite . . .

Unter den Leichen, die an diesem Tage aus dem Seminar in die Anatomie übertragen werden, befindet sich auch eine weibliche — die Leiche des Fabriksmädchens Jenny, die der entsetzlichen Seuche wenige Stunden, nachdem sie das mit Miasmen erfüllte Haus betreten, erlag.

Der erste Choleratodesfall unter der Civilbevölkerung Prags ist constatirt . . . . der Tod hält fortan die reichste Ernte in Privathäusern, Civil- und Militärspitälern . . . . man sagt, daß dreitausend preußische Soldaten in Prag allein binnen sechs Wochen der Krankheit erlegen seien, darunter mehrere Generale . . . .

Der Prinz Friedrich Carl hielt sich bald auch im Palais Waldstein für nicht mehr sicher und übersiedelte nach dem hochgelegenen Garten des Fürsten Kinsky vor dem Augezder Thore.

In den Straßen Prags sieht man nur Begräbnisse neben preußischen Militärparaden, die ein großartiges Gepräge annehmen, als die Garde auf ihrer Heimkehr in Prag Halt macht und ihr zwei andere Armeecorps auf dem Fuße folgen, als jeder Tag eine neue Revue bringt, neue zehntausend Mann über die staunende Stadt ergießt, die aus den Massen, die sie mit klingendem Spiele durchziehen, einen Schluß ziehen kann auf die Kräfteentwicklung, deren der Feind in entscheidender Stunde auf den Schlachtfeldern fähig war.

VI.

Der Adamit.

Wenn man im östlichen Böhmen die Reichenberg-Pardubitzer Bahn ungefähr bei Falgendorf verläßt und die Richtung gegen Paka einschlägt, so kommt man in ausgedehnte Waldbestände, welche selten der Fuß eines Fremden betritt.

In diesen öden, unwegsamen Forsten, deren Stille nur zuweilen der Aufschrei eines Raben, das Gebell eines Hundes, der Schuß eines auf einsamen, steilen Pfaden dahinschreitenden Jägers oder der Axtschlag eines Holzhauers unterbricht, haben sich zufällig zwei Männer zusammengefunden, die ihrer äußeren Erscheinung und ihrem ganzen Wesen nach so zu einander zu passen scheinen, daß man sich schier wundert, daß sie sich erst hier kennen gelernt haben, nachdem sie der menschlichen Gesellschaft aus ganz verschiedenen Ursachen den Rücken gekehrt haben.

Beide sind Greise.

Die eingefallenen Wangen des einen, der eine kräftige, gedrungene Gestalt und einen unverwüstlichen Knochenbau hat, sind von einem struppigen, weißgrauen Vollbart eingerahmt. Sein spärliches, graues Hauptthaar flattert ungeordnet im Winde, sein Anzug ist der des böhmischen Bauers, doch zeigt er überall Spuren des Verfalles.

Der Andere, ein kleiner, sehr schmächtiger Geselle, hat eine auffallend edle Physiognomie; seine scharf gebogene Nase bildet einen angenehmen Gegensatz zu der wulstigen und plump aufgeworfenen seines Cameraden; sein schwarzes Auge blickt, von dichten, grauen Brauen umbuscht, noch immer feurig, während das wasserblaue seines Genossen matt und erloschen in den Höhlen liegt; seine hoch und schroff aufsteigende Stirn ist zwar in der Mitte kahl, aber zu beiden Seiten fallen die langen, weißen Haare wie Silberwellen gegen das Hinterhaupt zurück.

Die Beiden können nicht einmal miteinander sprechen, denn der Eine ist ein Böhme, der Andere ein Italiener, aber da sie in ihrer

Hilfsbedürftigkeit ausschließlich auf einander angewiesen sind, so wird es ihnen nicht schwer, sich über das Nothwendigste zu verständigen.

Und dieses Nothwendige beschränkt sich auf das Auffinden dessen, was sie beide zur Erhaltung des Lebens unumgänglich benöthigen.

Dabei gehen sie instinctmäßig nach Möglichkeit menschlichen Wohnungen aus dem Wege, denn beide betrachten die Menschen als ihre Feinde.

Dem Einen, dem Italiener, haben die Menschen im Laufe seines langen Lebens wirklich so hart mitgespielt, daß er zuletzt um den Verstand kam — er hat also in der That keine besondere Veranlassung, sie zu lieben.

Der Andere müßte wohl, wenn er gerecht sein wollte, mehr sich selbst als die Menschen anklagen, sobald es einen Rückblick auf sein einförmiges Leben gilt, das sich vielleicht ganz anders hätte gestalten können, wenn er nicht einmal von einem räthselhaften religiösen Fanatismus erfaßt worden wäre. Wohl hatte er später, wenigstens äußerlich, wieder in regelrechte Bahnen eingelenkt, aber das düstere Lebensintermezzo hatte doch seinen Wohlstand für immer untergraben, seinen inneren Frieden für alle Zeiten gestört.

In der letzten Zeit war aber auch über ihn ein schweres, unverschuldetes Unglück hereingebrochen.

Er hatte seinen kleinen Besitz in der Gegend gehabt, über welche die Kriegsfurie hinweg gegangen war.

Nach der Riesenschlacht des dritten Juli 1866 sah er sich von Leichen umgeben neben eingestürztem, rauchenden Gebälke, welches die Trümmer seiner kleinen Hütte darstellte, die ihm über dem Kopfe angezündet worden war, während stundenlang ein Kugelregen auf das Dorf, in dem er wohnte, niederprasselte, und das einzige Wesen, mit dem er in Gemeinschaft gelebt, eine Tochter von ungefähr sechsunddreißig Jahren, todt zu seinen Füßen niederstreckte.

Da saßen die beiden alten Männer, die in den böhmischen Wäldern, in welchen sie sich nun schon seit drei Wochen ziellos umhertrieben, eine Art Freundschaftsbund zu Schutz und Trutz geschlossen hatten, um ein kleines Feuer, welches sie sich mit Mühe angemacht hatten, und quälten sich ab, einen seltsamen Braten, den der Italiener in den Waldschluchten aufgestöbert hatte, gar zu rösten.

In den Tagen, wo der Italiener in Krain beim Fabriksbau beschäftigt gewesen, und später, nachdem die Fabrik in Fanovitsch fertig

geworden war, sich als Tagarbeiter an dem Bahnbaue betheiligt hatte, war er oft, übersättigt von der ewigen Polenta, die seine und seiner Landsleute tägliche Nahrung bildete, in die Berge gegangen, um irgend eine Delikatesse aufzutreiben, die einige Abwechslung in die Polenta-monotonie gebracht hätte.

Damals hatte er mehr als einmal von seinen Wanderungen eine Schlange mitgebracht, die er mit seinen Cameraden am Spieße röstete und als wohlschmeckenden Braten verzehrte.

Was er in den Krainer Bergen gleichsam zum Vergnügen getrieben, das kam ihm jetzt in den Tagen der Noth, wo der Hunger erfinderisch machte, in den böhmischen Wäldern zu Statten.

Wenn man sich von dem nähren muß, was einem der Zufall bietet, verlernt man wählerisch zu sein und wird vielmehr raffinirt in der Auftreibung dessen, was das Leben zu fristen vermag.

Der Böhme aber ließ seinen findigeren Gefährten willig für Beide sorgen, und nahm dankbar das hin, was ihm dieser brüderlich spendete, und was ausreichte, seinen Hunger zu stillen und ihm die Fortsetzung des Aufenthaltes in der Einsamkeit zu ermöglichen, die er nur höchst ungern verlassen hätte, um sich menschlichen Wohnungen zu nähern, und deren Bewohner um etwas anzusprechen.

Während sich die beiden Greise ihr einfaches, absonderliches Mahl bereiten, wollen wir einen Blick auf ihre interessante Vergangenheit werfen.

Fassen wir zuerst den Italiener in's Auge.

Seine Wiege stand in Venedig, und Venedig gehörte von jeher sein ganzes Herz. Er war, so zu sagen, das verkörperte Schmerzens-kind Venedig.

Sein Geburtsjahr war zugleich das Jahr, in welchem Venedig seine Selbstständigkeit, seine durch vierzehn Jahrhunderte ruhmvoll behauptete Verfassung verlor.

Die Franzosen hatten Venedig eingenommen und im Frieden von Campo Formio an Oesterreich abgetreten, welches seine Truppen am 18. Januar 1798 in die Lagunenstadt einrücken ließ.

Der Wiederschein jener Flammen, welche das goldene Buch der Republik umzüngelten, röthete das Antlitz des jungen Weltbürgers, als er in der Wiege lag. Die Franzosen hatten vor ihrem Abzuge von Venedig dieses goldene Buch am Fuße des von ihnen errichteten Freiheitsbaumes verbrannt.

Düstere Verzweiflungsworte waren es, welche der Vater des kleinen Ambrosio Calzolari — so heißt unser Venetianer — der das Schmerzenskind säugenden Mutter in's Ohr flüsterte. Der Alte erzählte seinem Weibe, was er auf dem Markusplatze gesehen — schilderte ihr, wie der letzte Doge Venedigs, Manin, in dem Augenblick, wo er dem Kaiser von Oesterreich den Eid der Treue leisten sollte, besinnungslos zu Boden stürzte, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein Vaterland, das einst so groß gewesen, nun für immer in Abhängigkeit gebannt sein sollte.

Als Ambrosio heranwuchs, setzte sich ein glühender Haß gegen Oesterreich in seinem Herzen fest, das nur für Venedig und Venedig's Befreiung schlug.

Er ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, gegen Oesterreich zu conspiriren, und die carbonaristische Verschwörung der zwanziger Jahre, deren Fäden Oesterreich bald in die Hand bekam, fand an ihm einen lebhaften Parteigänger.

Während der österreichische Feldmarschall Frimont, der schon 1815 das neapolitanische Reich Murats über den Haufen geworfen hatte, im Sturmschritte gegen Neapel vorrückte und die daselbst eingesetzte constitutionelle Regierung auseinander jagte, machte Oesterreich den im Lombardischen und Venezianischen aufgegriffenen Verschworenen den Prozeß.

Sie wanderten insgesammt, Pallavicini an der Spitze, nach dem Spielberg, wo die Meisten in tiefen, unterirdischen Kerkern schmachteten, bis Kaiser Ferdinand der Gütige bei seinem Regierungsantritte die allgemeine Amnestie erließ.

Die minder Gravirten, Unbedeutenderen waren bereits im Jahre 1830 bei Gelegenheit der Krönung des Kronprinzen Ferdinand zum König von Ungarn, begnadigt worden. Man sagte damals, daß der junge König von Ungarn diese theilweise Amnestie bei seinem strengen Vater durch seine eindringliche Fürsprache erwirkt habe.

Diese Krönung Ferdinand's zum König von Ungarn, — die letzte Königskrönung, die in Preßburg stattfand — leitete jene Trias von Krönungsfesten ein, deren Schauplätze in rascher Aufeinanderfolge Preßburg, Prag und Mailand waren.

Im Jahre 1830 wurde Ferdinand die Krone des heiligen Stefan, im Jahre 1836 die Krone des heiligen Wenzel, im Jahre 1838 die eiserne Krone auf das Haupt gesetzt.

Die Krönungen in Preßburg und Prag gingen unter nicht ganz freundlichen Auspicien in Scene, denn in beiden Städten waren die Feste und der mit denselben zusammenhängende Zusammenfluß von Menschen, gleichsam das Signal zum Ausbruche der Cholera. Nur in Mailand wurde das Krönungsfest durch keinen peinlichen Zwischenfall getrübt, und doch war es gerade die eiserne Krone, welche schon zehn Jahre später auf dem Haupte ihres erlauchten Trägers zu schwanken anfing, um zuletzt ganz verloren zu gehen . . .

Zu welchem Nachdenken regt aber die Zeit an, die zwischen den beiden ungarischen Königskrönungen mitten inne liegt ... 1830 und 1867 ...

Wer hätte es selbst noch vor einem Jahre, als das Kriegsgewitter sich über Oesterreich entlud, und vor den Thoren der ehemaligen Krönungsstadt Preßburg blutige Schlachten geschlagen wurden, für möglich gehalten, daß die Sonne des Jahres 1867 einem friedlichen Krönungsfeste in Buda-Pest leuchten würde, das die unlösbar scheinenden Wirren von Jahrzehenden mit einem Schlage zu frohem, befriedigenden Abschlusse bringt!

Seltsame Verkettung von Umständen! Nach dem Treffen von Blumenau, der letzten Affaire in dem blutigen Kriege, die den Feind bald nach Preßburg gebracht hätte, nimmt Napoleon III. die Vermittlung in die Hand — sechsunddreißig Jahre früher spielt Napoleon II. während der Krönung Ferdinands zum König von Ungarn eine gewisse Rolle in Preßburg!

Napoleone Camerata, eine exaltirte Verwandte Napoleons II. — oder wie er damals hieß, des Herzogs von Reichstadt — benützte die Zeit der Krönungsfeste, um hinter dem Rücken der Polizei nach Preßburg zu kommen, und sich dem Sohne des auf Helena verstorbenen Kaisers zu nähern. Sie sprach feurige Worte zu ihm und fand ihn geneigt, aus Oesterreich zu fliehen und sich in Straßburg an die Spitze der französischen Nation zu stellen, die ihn nach den Versicherungen Napoleone Camerata's mit Sehnsucht erwartete.

Die Julirevolution hatte alle Leidenschaften in Frankreich eben erst entfesselt, Louis Philipp war noch von keinem Monarchen anerkannt und sein erst wenige Tage alter Thron stand selbst in Frankreich noch auf schwachen Füßen — wenn der Sohn des Kaisers plötzlich an den Grenzen Frankreichs aufgetaucht wäre und die Franzosen aufgerufen hätte, wäre das Kaiserreich in Frankreich unfehlbar schon damals neu etablirt worden.

Aber im entscheidenden Augenblicke verlor Napoleon II. den Muth; er theilte seinem Obersthofmeister mit, in welcher Richtung er von seiner Cousine haranguirt worden, und Alles war zu Ende. Kaiser Franz ergriff seine Maßregeln, der Herzog von Reichstadt wurde unter noch strengere Controle gestellt, um jede Annäherung an seine Person unmöglich zu machen, und statt nach Straßburg als Kronprätendent, wanderte er als k. k. österreichischer Obristlieutenant in eine kleine Garnisonsstadt, während die Agenten des Fürsten-Staatskanzlers Metternich, Napoleone Camerata in Preßburg aufgriffen und über die Grenze brachten.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder aus Ungarn nach Böhmen und zu Ambrosio Calzolari zurück, der sich unter jenen Italienern befand, die im Herbst des Jahres 1830 die Kerker des Spielbergs verlassen durften, in denen sie acht Jahre zugebracht.

Der Venezianer hatte an Händen und Füßen tiefe Einschnitte von den Kettenringen, die acht Jahre hindurch seine Glieder belastet hatten, aber er zögerte doch keinen Augenblick, sich wieder in die Reihen der Kämpfer für Italiens Freiheit zu stellen, als im Frühling des Jahres 1831 die Revolution im Kirchenstaate ausbrach.

Aber auch diesmal warfen die österreichischen Truppen, welche, ohne sich an die Proteste Frankreichs zu kehren, das die Politik der Nichtintervention vertrat, unaufhaltsam gegen Modena und die Romagna vorrückten, die freiheitliche Bewegung bald wieder zu Boden.

Ambrosio Calzolari, der sich in der Romagna jener Truppe angeschlossen hatte, bei welcher sich die beiden Prinzen Bonaparte befanden, wurde in einem Gefechte, in welchem die Aufständischen zersprengt wurden, gefangen, und in eine päpstliche Festung gebracht.

Es ist bekannt, daß der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der nachmalige Kaiser der Franzosen, in jenen Tagen nur mit Mühe der Gefangenschaft entging, während sein älterer Bruder den Mühseligkeiten des Kriegslebens erlag.

Während Louis Napoleon Bonaparte, vor den ihn verfolgenden Oesterreichern fliehend, manche Nacht unter freiem Himmel zubrachte, heute auf einem Steinhaufen an der Heerstraße schlief, morgen als Bedienter verkleidet durch die österreichische Vorpostenkette schlüpfte, wurde dem gefangenen Venetianer von den päpstlichen Behörden der Proceß gemacht. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode, der Papst begnadigte ihn jedoch zu zweimal lebenslänglichem Kerker.

Damals war nämlich noch im Kirchenstaate jene eigenthümliche Verschärfung der lebenslänglichen Kerkerstrafe an der Tagesordnung, welche diese Strafe verdoppelte, ja mitunter verdreifachte. Es war das ein Unicum, das sich in keiner zweiten Strafproceßordnung der Welt wiederholte.

An sich war eine solche Verdopplung oder gar Verdreifachung der lebenslänglichen Kerkerstrafe natürlich der reine Unsinn, da der Verurtheilte an der einmaligen lebenslänglichen Kerkerstrafe genug hatte, und doch nicht länger sitzen konnte, als er überhaupt lebte. Aber die auf den ersten Blick ganz unvernünftige Strafverschärfung hatte die praktische Bedeutung, daß der zu einer doppelten oder gar dreifachen lebenslänglichen Kerkerstrafe Verurtheilte nie, oder doch nur in den seltensten Fällen begnadigt wurde, da Begnadigungen überhaupt nur üblich waren, wenn in Rom ein Thronwechsel vor sich ging.

Der neugewählte Papst pflegte Kerkerstrafen zu erlassen, wenn er sein hohes Amt antrat, und da geschah es oft, daß die zu einmal lebenslänglichem Kerker Verurtheilten ihre Freiheit wieder erlangten. Den zu zweimaligem lebenslänglichen Kerker verurtheilten Verbrechern wurde bei solchen Anlässen wohl mitunter die Strafverschärfung nachgesehen, — aber was half es ihnen, wenn sie nur zu einmal lebenslänglichem Kerker begnadigt wurden? Sie mußten dann doch noch zeitlebens sitzen, außer sie erlebten noch eine zweite Papstwahl, und der neue Papst begnadigte sie dann vollends.

Der Venezianer war so glücklich, zwei Päpste sterben zu sehen. Unter Pius VIII. war er verurtheilt worden, Gregor XVI. nahm bei seiner Thronbesteigung die Strafverschärfung von ihm und Pius IX. begnadigte ihn, als er im Jahre 1846 zur Regierung kam, gänzlich.

Er war nun achtundvierzig Jahre alt und hatte genau die Hälfte seines Lebens im Gefängnisse zugebracht, acht Jahre auf dem Spielberg, sechzehn Jahre in der römischen Citadelle.

Man hätte denken sollen, daß er an diesen Erfahrungen genug habe — aber er verließ als derselbe Mensch den römischen Kerker, als welcher er ihn betreten hatte.

Mit der zähen Zuversicht eines Galilei, der da ausrief, „und sie bewegt sich doch,“ beharrte der Kerkerveteran auf dem leitenden Gedanken seines Lebens: Venedig muß doch frei werden!

Und siehe da — die Zeit schien ihm recht zu geben.

Er war kaum anderthalb Jahre auf freiem Fuße, so kam die große Völkerbewegung des Jahres 1848, und das Italia fara da se ertönte von Millionen Lippen.

Der unglückliche König Carlo Alberto schrieb es auf seine Fahnen neben das Motto, das er im Stillen führte, und das lautete: j'attends mon astre — ich erwarte meinen Stern!

Aber in den Sternen, denen der ritterliche König so sehr vertraute, stand es geschrieben, daß er die Freiheit Italiens wohl anbahnen, aber nicht erkämpfen sollte.

Seine Armee, auf die er so viel verwendet, die er durch fünfzehn Jahre auf die große Action, zu der er sie im Stillen ausersehen, vorbereitet hatte, wurde von Vater Radetzky's tapferen Soldaten in wenigen Wochen über den Haufen geworfen — seine Cavallerie, auf die er so viel hielt, die er der österreichischen so überlegen glaubte, daß er oft auszurufen pflegte, „ich bin auf den Augenblick begierig, wo meine Reiter mit den österreichischen zum ersten Mal zusammenstoßen werden," zerstob vor den ungarischen Reiterschaaren, — seine letzten glücklichen Augenblicke waren jene, wo er auf seinem Feldstuhle vor Peschiera saß, und mit Hilfe des Fernrohres stundenlang das Fortschreiten der Belagerungsarbeiten beobachtete.

Dann kamen für ihn die schlimmen Tage, wo eine Demüthigung die andere jagte, — er mußte froh sein, daß sich Radetzky mit Mailand begnügte und nicht auf Turin marschirte, er mußte sich die Verhöhnung in Mailand von Seite des gegen ihn erbitterten Pöbels gefallen lassen, mußte wenige Monate später auf Andringen der Actionspartei wieder zu den Waffen greifen — um noch einmal geschlagen zu werden.

Was mag in seiner Seele in jener verhängnißvollen Nacht vorgegangen sein, in welcher er nach der Niederlage von Novara bei den österreichischen Vorposten erschien und der österreichische General, der bereits von seiner Abdankung unterrichtet war, ihm den Paß mit den Worten einhändigte: Sire, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise!

Während Carlo Alberto bei Nacht und Nebel seine geschlagene Armee verließ, um seinen Schmerz und seine Enttäuschung nach dem fernen Portugal zu tragen, wo er bald darauf in ascetischer Vereinsamung starb, diente Ambrosio Calzolari in Venedig dem Diktator Manin.

Sein Lieblingsgedanke war zur Wahrheit geworden, Venedig hatte sich von Oesterreich losgerissen.

Aber Ambrosio's Freudentaumel hielt nicht lange nach. Mit dem Falle Mailand's war auch der Fall Venedigs entschieden. Schon warf Haynau die Bomben vom Fort Malghera in die alte Dogenstadt, welche, von Frankreich und England im Stiche gelassen, capituliren mußte.

Mit blutendem Herzen verließ Ambrosio Calzolari seine Vaterstadt, während die Oesterreicher in dieselbe einzogen. Er hätte mit Manin nach England gehen können, aber er folgte einer edleren Eingebung. Es widerstand ihm, als Müßiggänger im fremden Lande das Gnadenbrot zu essen, welches man ihm als italienischen Patrioten vielleicht mitleidig zugeworfen hätte.

„Ich habe ein Paar Hände und will arbeiten, bis Italien mich wieder braucht und ruft!" sagte er stolz und verdingte sich zuerst als Arbeiter bei einem Fabriksbaue und dann bei den Eisenbahnbauten, welche damals in Tirol, Krain und Steiermark unternommen wurden.

In Venedig selbst mochte er nicht leben, so lange die „Fremden" dort herrschten — aber er wollte doch nicht allzu weit von der Heimat entfernt sein, auf die sein geistiges Auge unausgesetzt schaute.

So verbrachte er zehn Jahre in harter Arbeit, bis Italien von Neuem die Kriegsfahne aufrollte.

Jetzt konnte es, wie er glaubte, nicht fehlen — stand doch das mächtige Frankreich Italien zur Seite, ließ doch Napoleon, sich des Schwures, den er vor dreißig Jahren als Carbonaro geleistet, erinnernd, seine Legionen über die Alpen niedersteigen.

Das Wort Napoleons: „Frei bis zur Adria," versetzte den sechzigjährigen Mann in eine solche Extase, daß er seine Jahre vergaß, nach Italien eilte und seine Einreihung in das Heer Victor Emanuels erwirkte.

Er zog mit der Armee in Mailand ein, nachdem er bei Magenta muthig gefochten hatte — bei Solferino gerieth er in österreichische Gefangenschaft.

Er folgte seinen gefangenen Cameraden in die böhmische Festung, nach welcher die gefangenen Italiener gebracht wurden, und trug die feste Zuversicht in sich, daß die vereinigte franco-sardische Armee ihren Siegesmarsch bis Venedig fortsetzen werde.

Da traf ihn die Nachricht von dem Friedensschlusse zu Villafranca wie ein Donnerschlag — seine Gedanken verwirrten sich, als er das Unglaubliche vernahm — er verfiel in tiefe Melancholie und mußte in eine Irrenanstalt gebracht werden.

Aber selbst in der Wahnsinnsnacht, die ihn jetzt umfing, drehten sich alle seine Gedanken und Phantasien um Venedig.

Er hatte die fixe Idee, daß er an der Spitze eines Comité's stehe, welches sich die Aufgabe gestellt, Venedig den Oesterreichern abzukaufen, und es so auf friedliche Art frei zu machen, da es auf gewaltsame Weise nicht ging.

Da saß der alte Mann zusammengekauert und in sich versunken in seiner Zelle, und lebte nur auf, wenn sich ihm Jemand näherte. Dann streckte er dem Fremden seine hagere Hand entgegen und sagte in flehendem Tone:

„Mein Herr, steuern Sie etwas für Venedig bei!"

Erkundigte sich der in solcher Weise Angesprochene theilnahmsvoll, woran Venedig leide, ob es abgebrannt, durch ein Erdbeben verwüstet oder von einer Epidemie heimgesucht sei, so sah ihn Calzolari ernst an und sagte in vorwurfsvollem Tone:

„Wissen Sie nicht, mein Herr, daß Venedig an Oesterreich krankt, und daß wir es freikaufen wollen? Aber Oesterreich hält das Festungsviereck so hoch — das Comité wird es ihm aber doch abkaufen! Tragen Sie einige Lire dazu bei, mein Herr — oder wenigstens einige Soldi!"

Wenn er nicht für Venedig sammelte, so malte er für Venedig.

Er nahm dann inmitten seiner Zelle auf einem Sessel Platz und bildete sich ein, eine Staffelei vor sich zu haben.

Frug man ihn, was er mache, wenn seine Hand durch die Luft fuhr, als ob sie Pinsel und Palette führe, so sagte er mit einem naiven Aufschlag seines großen schwarzen Auges:

„Ich male ein Bild, welches das Comité zum Besten Venedigs ausspielen wird! Das Festungsviereck ist theuer, mein Herr, aber das Comité wird nicht ruhen, bis es die nöthigen Fonds aufgetrieben hat."

Mitunter dichtete und componirte er auch für Venedig, gab seine vermeintlichen Producte im Subskriptionswege heraus oder suchte auch ein Concert zum Besten Venedigs zu veranstalten, und war dann unermüdlich in Versuchen, die Eintrittskarten abzusetzen.

So lebte er still brütend und immer mit der Befreiung Venedigs beschäftigt, zehn Jahre lang dahin. Wohlhabende Landsleute interessirten sich für den alten Mann und zahlten regelmäßig die Verpflegungsgebühr für ihn.

Da er ungefährlich war, so konnte er sich ziemlich frei bewegen, man beaufsichtigte ihn nicht sonderlich. Es fiel auch nicht auf, daß er mit der Zeit immer stiller und einsilbiger wurde. Man schrieb diese Erscheinung, wenn man sie ja hier und da bemerkte, vielmehr auf Rechnung seines Alters und seiner zunehmenden Gebrechlichkeit. In Wahrheit hatte sie aber einen anderen Grund.

Seit einiger Zeit hatte sich die Idee in ihm festgesetzt, daß er nun genug gesammelt habe und seine Schätze an eine sicheren Ort bringen müsse. Er wollte sie irgendwo vergraben und dann nach Wien gehen, um dort wegen der Uebergabe des Festungsviereckes zu unterhandeln.

Davon, daß mittlerweile wegen dieses Festungsviereckes ein neuer Krieg entbrannt war, hatte der Irre keine Idee.

Eines Tages entwich er aus dem Irrenhause.

Man schrieb den vierten Juli 1866.

Wunderbares Zusammentreffen der Umstände! An dem Tage, an welchem Oesterreich Venedig an den Kaiser der Franzosen schenkte, an welchem es das Festungsviereck freiwillig aufgab — an dem Tage, den Ambrosio Calzolari Jahrzehende hindurch mit einer Sehnsucht erwartet hatte, die zuletzt seine Geisteskräfte aufrieb, verließ der alte Mann insgeheim seinen unfreiwilligen Aufenthaltsort, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben, daß bereits seit Wochen um Venedig auf blutigen Schlachtfeldern gewürfelt wurde, und in der festen Absicht die immensen Schätze, die er gesammelt zu haben glaubte, in Sicherheit zu bringen und dann wegen des Ankaufes von Venedig zu unterhandeln.

Calzolari war in dem Lande, das er jetzt durchwanderte, ganz unbekannt, und doch war sein Wandern kein ganz planloses. Er suchte den Wald mit seiner Einsamkeit und Unbelauschtheit — seinem Schutze wollte er seine Schätze anvertrauen — im Schatten der böhmischen Wälder sollte der Kaufpreis für Venedig so lange vergraben ruhen, bis er in Wien Venedig erhandelt hätte.

Er jauchzte auf, als er den Wald von ferne sah, und als er ihn erreicht hatte, wurde er nicht müde, sich in seinen verstecktesten Schluchten die Plätze herauszusuchen, wo er seinen Schatz bergen wollte.

Er grub und grub, daß der Schweiß von seiner Stirne rann, und hielt in seiner Arbeit nur inne, wenn er menschliche Tritte oder menschliche Laute in seiner Nähe zu vernehmen glaubte.

Niemand bekümmerte sich um ihn, denn die Gegend, in der er

sich befand, war dem Kriegsschauplatze so nahe, daß man ihn für einen Flüchtling hielt, der im Walde ein schützendes Asyl suchte.

Eines Tages gesellte sich der alte Mann zu ihm, der ihn jetzt das Mahl bereiten hilft.

Calzolari sah ihn anfänglich mit mißtrauischen Augen an, gewöhnte sich jedoch bald an seine Gesellschaft, so daß er sich zuletzt gar keinen Zwang mehr anthat und seine Grabungen fortsetzte.

Durch eine jener unberechenbaren Combinationen, wie sie das geistige Leben der Irren zuweilen zu Tag fördert, hatte sich der Gedanke in ihm entwickelt, daß es besser sei, wenn er einen Begleiter bei sich habe, weil er dann nicht so leicht überfallen und seiner Schätze beraubt werden konnte.

Einmal von diesem Gedanken beherrscht, zeigte er dem Manne, der sich zu ihm gesellt hatte, ein so entgegenkommendes Benehmen, daß es auf das rauhe Gemüth des Andern unwillkürlich Eindruck machte, und ihn vermochte, sich noch fester an den Mann anzuschließen, der ihm an Hilflosigkeit gleich kam, ihm ein freundliches Gesicht zeigte und seine originellen Mahlzeiten, die heute in Schnecken, morgen in Schlangen bestanden, bereitwillig mit ihm theilte.

Wir wollen jetzt den Gefährten des Venezianers genauer in's Auge fassen.

Im Jahre 1847 gründete ein Webergeselle, der sich Felzmann nannte und längere Zeit in Chrast bei dem Weber Josef Riegel in Arbeit stand, im östlichen Böhmen eine Religionssekte, deren Bekenner von dem Volke Adamiten genannt wurden, weil sie angeblich Tanzbelustigungen abhielten, bei denen sie ohne Kleider erschienen.

Die Sectirer selbst nannten sich Maroccaner.

Sie hofften auf den maroccanischen Kaiser, der mit seiner Armee plötzlich in Europa einbrechen, Böhmen erobern, die Reichen vernichten und ihre Güter unter die Anhänger der Secte vertheilen würde.

Felzmann fand für seine communistischen Ideen einen empfänglichen Boden vor und gewann viele Anhänger, namentlich unter den ärmeren Bauern, den sogenannten Viertelbauern, Häuslern und Inleuten.

Die armen Leute, welche damals noch halbe Sclaven und robotpflichtig waren, trösteten sich über ihre gedrückte Lage mit dem Gedanken: es werden für uns bald bessere Zeiten kommen, bis uns nur erst der maroccanische Kaiser zu Hilfe kommt — wir erwarten ihn jeden Augenblick.

Auf den Herrschaften Hohenmauth, Zamrsk, Chozen u. s. w. wurde dies Schlagwort von dem Kaiser von Marocco bald so oft gehört, daß darüber große Streitigkeiten unter der Bewohnerschaft ausbrachen, und das Chrudimer Kreisamt sich genöthigt sah, die Sache in die Hand zu nehmen und Militäreinquartierung in die betreffenden Ortschaften zu legen.

Wenn man davon absah, daß die Maroccaner von absurden Voraussetzungen ausgingen und Tendenzen verfolgten, die zur socialen Revolution führen mußten, so waren sie die ruhigsten, fügsamsten Unterthanen.

Sie erfüllten ihre Pflichten der Obrigkeit und dem Staate gegenüber mit der größten Gewissenhaftigkeit, und gaben nie Anlaß zu Reibungen unter einander, denn die Streitigkeiten, um derenwegen das Uhlanenregiment Graf Civalart in die maroccanischen Ortschaften gelegt wurde, hatten ihre einzige Veranlassung in der Befehdung der Maroccaner durch jene Insassen, welche der neuen Irrlehre nicht beitraten und vernünftig genug waren, sich durch phantastische Theorien nicht verlocken zu lassen.

Man mußte übrigens den Maroccanern nachsagen, daß sie ungemein auf Rechtlichkeit hielten; ein notorischer Spieler oder ein Gewohnheitstrinker wurde in den maroccanischen Glaubensbund nicht aufgenommen.

Zu diesem Bunde gehörten Männer jeder Altersclasse. Die Theilnehmer des Bundes gingen sehr sorgfältig in der Wahl ihrer Weiber vor, die meistens jung, schön, kräftig und von sanfter Gemüthsart waren. Männer und Weiber waren sehr thätig, besorgten ihre Feldwirthschaft oder ihr Handwerk mit demselben Fleiße wie ihre häuslichen Arbeiten, kleideten sich auffallend reinlich und waren von schweigsamem, verschlossenen Wesen.

Untereinander hatten sie keine sie unterscheidenden Namen, sie nannten sich gegenseitig Adam und Eva.

Sie glaubten weder an Gott noch an die Unsterblichkeit der Seele und verwarfen den Eid. Maroccaner, die zum Militär assentirt wurden, weigerten sich den Fahneneid abzulegen und die Gewehre zu laden, weil sie vorgaben, sie hätten kein Recht, ein Menschenleben zu zerstören.

Ihre Weiber nannten die Maroccaner Gehilfinen, ihre Kinder Zweige.

Als im Jahre 1848 die Constitution verliehen wurde, kamen die Maroccaner haufenweise zu ihren katholischen oder protestantischen Seelsorgern, um den Glauben aufzukündigen. Sie äußerten, sich lieber tödten lassen, als einen in Oesterreich geduldeten Glauben annehmen zu wollen.

Frug sie der Seelsorger nach ihren Namen, so nannten sie blos ihre Hausnummern und setzten höchstens noch, wenn man in sie drang, hinzu:

„Vor Erkenntniß der Wahrheit hieß ich so und so, seitdem habe ich aber mit dem Glauben auch jeden Namen abgelegt."

Stellte ihnen der Seelsorger die Frage, ob sie an Gott, als den Lenker aller Dinge, glaubten, so gaben sie zur Antwort:

„Gott ist das große Alphabet, und das eigene Herz der einzige Lenker der Menschen und sein Schicksalsbuch."

Frug man sie, ob sie an den Messias glaubten, so entwickelten sie ihre Anschauungen über den maroccanischen Erlöser, dessen Ankunft in Böhmen sie entgegensahen, in folgender Weise:

„Es werden bald wieder große, blutige Religionskriege ausbrechen, die grausam verheerend wie eine Pest über den Erdball sich hinziehen werden. Wenn dann erst die Flüsse blutig gefärbt sein werden, wird der Erlöser kommen. Die Menschen werden dann ein paradiesisches Leben führen, Hader, Falschheit, Lüge und Bosheit werden verschwinden, die Menschen werden in den Naturzustand zurückkehren und sich liebend umschlingen."

Um diesen Naturzustand der Zukunft schon jetzt anzubahnen, kamen die Maroccaner in gewissen Nächten in einem bestimmten Hause um Mitternacht zusammen; jedem wurde nach einem leisen Klopfen an das Hausthor, nachdem er auf die Frage: wer sucht? die Antwort gegeben hatte: Adam oder Eva — je nachdem der Einlaß Begehrende ein Mann oder eine Frau war — die Pforte geöffnet. In der Vorhalle entkleideten sie sich und durchschwärmten dann gemeinschaftlich die ganze Nacht bis zum ersten Hahnenruf.

Wenn die Maroccaner ihr Haus verließen, verschlossen sie es nicht, denn sie betrachteten ihr Eigenthum auch als das Eigenthum eines jeden Anderen.

Der alte Mann, der sich in den Wäldern zwischen Paka und und Falgendorf mit dem Venezianer zusammengefunden hatte, war in den Jahren 1847 und 1848 einer der eifrigsten Maroccaner gewesen

und hatte auch an seiner Tochter eine begeisterte Glaubensgenossin gehabt.

Der Amtmann glaubte auf den Vater Einfluß nehmen und ihn zur Abschwörung des Irrglaubens bewegen zu können, wenn er die Tochter von ihm trennte. Er ließ sie daher verhaften und vor sich bringen. Als er sie behufs Aufnahme des Protokolles in üblicher Weise um ihren Namen befragte, sah sie ihn ruhig an, ohne zu antworten.

Nachdem das Mädchen auch auf seine wiederholte Frage nach dem Namen in Schweigen verharrte, schrie er ergrimmt:

„Bist Du taub?“

„Ich höre!“ lautete diesmal die in ruhigem Tone gegebene Antwort.

„Warum nennst Du mir denn nicht Deinen Namen?“ polterte der Amtmann.

„Weil ich keinen Namen führe!“

Dabei blieb das Mädchen stehen, und weder Ueberredung noch Drohungen waren im Stande, sie einzuschüchtern, so daß der Amtmann zuletzt befahl, die Verstockte in das Gefängniß zurückzuführen, und ihr dort so lange weder Speise noch Trank zu verabreichen, bis sie mürbe geworden sei.

Nach zwanzig Stunden ließ der Amtmann das Mädchen wieder vorführen, begegnete aber zu seiner Ueberraschung bei demselben derselben Ruhe, demselben passiven Widerstande wie ehedem.

Er ließ sie noch einmal vierundzwanzig Stunden hungern und dursten, und als auch diese neuerliche Tortur nichts fruchtete, entließ er sie endlich.

Der Vater erwartete sie vor dem Gefängnisse, empfing sie mit einem Kuße und verließ mit ihr Haus und Hof.

Während er sich mit der Tochter in den Wälderu umhertrieb, mußte das Amt seine Wohnung bewachen und sein Anwesen verwalten. Nach Monaten erst kehrte der Maroccaner zurück und erklärte, sich fügen und als Katholik leben zu wollen.

Er hielt sein Wort, besuchte mit seiner Tochter regelmäßig die Kirche und schien sich von dem Fanatismus, der ihn vordem beseelt hatte, eben so gründlich losgesagt zu haben wie seine Tochter, welche ledig blieb, wie alle seine früheren Wahngenossen, die sich mittlerweile wieder fast insgesammt in geregelte Verhältnisse eingelebt hatten.

Da kam der blutige Krieg des Jahres 1866 und ging verhee-

rend über den Besitz des alten Mannes hin, der sein Häuschen in Flammen aufgehen und sein Kind zu seinen Füßen todt niedersinken sah.

Die Katastrophe weckte bei dem Greise den alten Wahn zu neuem Dasein.

„Die Leute haben nicht an den Maroccaner geglaubt," sagte er düster vor sich hin, „jetzt werden sie dafür gezüchtigt. Dieser blutige Krieg ist die gerechte Strafe für ihren Unglauben!"

Wie vor achtzehn Jahren, so zog er sich auch jetzt wieder in die Wälder zurück, mehr als je überzeugt, daß der Maroccanerglaube der einzig richtige, untrügliche sei.

Es fiel ihm nicht ein, an den Wiederaufbau seiner Hütte zu denken. Er hatte mit dem Leben, mit der Heimat abgeschlossen — diesmal wollte er nicht wieder in die alten Verhältnisse zurückkehren wie damals, wo er zum ersten Male Haus und Hof verlassen hatte. Damals war es eben die Liebe zu seinem Kinde gewesen, die ihn zurückgetrieben hatte. Er hatte sich verantwortlich gefühlt für die Zukunft dieses Kindes und nach hartem Seelenkampfe beschlossen, lieber seinen Glauben und seine Ueberzeugung über Bord zu werfen und in die gewöhnlichen Bahnen wieder einzulenken, als die ganze Existenz und Zukunft seines einzigen Kindes in Frage zu stellen. Jetzt, wo dieses Kind todt war, brauchte er keine Rücksichten mehr zu nehmen, war er an die Scholle, die seinen Besitzstand bildete, nicht gebunden. Es war gleichgültig, wo er starb. In dem entsetzlichen Unglück, das ihn getroffen, sah er ohnehin nur eine Strafe für den wenigstens äußerlichen Abfall von dem Glauben, von dem er, nachdem er sich ihm einmal zugewandt, nie wieder hätte abfallen sollen, wie er sich jetzt unter herben Selbstvorwürfen sagte.

Wenn er in diesem Leben noch einen Wunsch hatte, so war es der, jenen Glaubensgenossen, die es im Jahre 1848 vorgezogen hatten, nach Amerika auszuwandern statt in der Heimat ihren Glauben abzuschwören, die Mittheilung zu machen, daß es in Böhmen drüber und drunter ginge und die Zeiten nicht mehr fern seien, wo der maroccanische Kaiser kommen würde, um die aus den Fugen gehende Welt in seiner Art und Weise wieder einzurenken.

Während er, sich von seiner Heimat immer mehr entfernend, die Wälder durchstreifte und menschlichen Wohnungen aus dem Wege ging, grübelte er über die Möglichkeit nach, Amerika zu erreichen.

Es fehlte ihm an allen Hilfsmitteln hiezu, denn wenn er sich

auch hätte entschließen können, noch einmal nach seinem Heimatsdorfe zurückzukehren, um seinen kleinen Besitzstand zu verkaufen, so mußte er sich doch sagen, daß Niemand eine abgebrannte Hütte und ein Grundstück kaufen würde, das eben vom Feinde verwüstet worden, und auf dem die Erde von den Kanonen und Reitermassen, die darüber hingerast waren, so zusammengestampft war, daß es wohl Jahre dauern konnte, ehe der Boden wieder ertragsfähig würde. Ueberdem fürchtete er auch, daß man ihn, wenn er sich in seiner Heimat wieder zeigte, dort zurückhalten und seinem freien Abzuge Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Sein durch seine Lebenserfahrungen gewecktes und genährtes Mißtrauen gegen die Menschen hatte eben jetzt den Höhepunkt erreicht.

So zog er es vor, in den einsamen Wäldern der Gefährte des nicht weniger menschenscheuen Venezianers zu bleiben, der ihn freilich zur Reise nach Amerika leicht mit den erforderlichen Mitteln hätte ausrüsten können, wenn er eben in Wirklichkeit jene immensen Schätze besessen hätte, die er zu besitzen sich einbildete. Doch hätte der Venezianer vielleicht selbst dann einen Verrath an Venedig zu begehen geglaubt, wenn er die zum Freikaufe von Venedig gesammelten Fonds hätte angreifen sollen — ganz abgesehen davon, daß der Adamit, der nur böhmisch und gebrochen deutsch sprach, gar nicht die Fähigkeit besaß, sich seinem Wandergefährten verständlich zu machen und ihn in seine Wünsche einzuweihen.

Es ging auf die natürlichste Weise von der Welt zu, daß Herr Ferdinand Haselhorst auf der Reise, die er von Wien aus nach den böhmischen Schlachtfeldern unternommen hatte, durch die Wälder kam, in welchen sich der Venezianer und der Adamit umhertrieben.

Er war in Skalitz, Nachod und Trautenau gewesen und ging jetzt nach den Schlachtfeldern von Jitschin, Sobotka und Podol, um auch da nach Leichen zu forschen, deren Exhumirung sich auszahlte, und Verwundeten nachzuspüren, die reiche Angehörige hatten.

Der kürzeste Weg von Trautenau gegen Sobotka und Jitschin führt aber durch die Wälder von Falgendorf und Paka.

In diesen Wäldern stieß er, als er von dem sie durchschneidenden Hauptwege ablenkte, um einem Forsthause nachzuforschen, dessen Bewohner einem nahen Verwandten nachweinten, der seit der Schlacht von Skalitz verschollen war und den Haselhorst in einem Spital bei Nachod entdeckt hatte, auf die beiden Männer, die anfänglich Miene machten, vor ihm zu fliehen, ihm aber doch endlich Rede standen.

Haselhorst war des Adamiten kaum ansichtig geworden, als in ihm auch schon der Gedanke aufstieg, daß derselbe ganz der Mann dazu wäre, das Schnupftuch bei dem Banquier Preinhalter zu produziren. Der Adamit war mit seiner erbarmungswürdigen, verwitterten Figur so recht das Prototyp eines Menschen, den der Krieg um Alles gebracht und von Haus und Hof gejagt. Er sah auch in seiner Kleidung so herabgekommen aus, daß sich Haselhorst innerlichst freute, ein so verkommen und verwahrlost aussehendes Individuum gefunden zu haben, wie er es nicht besser für seine Zwecke hätte bestellen können.

Wenn dieser Mann der Frau Preinhalter das in Blut getauchte Schnupftuch, das die Initialen T. P. trug, präsentirte und angab, daß er es auf dem Schlachtfelde von Königgrätz bei einem todten Officier gefunden, den Andere bereits ausgeplündert und aller besseren Habseligkeiten beraubt hatten, so war es nicht möglich, seine Aussage anzuzweifeln, und eine glänzende Belohnung stand Haselhorst in Aussicht, der an Ort und Stelle den Mann ausfindig gemacht, der einen so wichtigen Anhaltspunkt für weitere Nachforschungen an die Hand gab. Er wurde dann sicherlich mit den großartigsten Mitteln ausgestattet, um diese Nachforschungen auf dem Schlachtfelde selbst anstellen zu können, wohin der angebliche Finder des Schnupftuches sein Führer sein sollte.

Haselhorst war entschlossen, den Mann, der so vortrefflich für seine Pläne paßte, nicht so leicht fahren zu lassen. Er wandte seine ganze Schlauheit an, um sich in das Vertrauen des Adamiten einzuschmeicheln, und ihm den Grund seines planlosen Umherschweifens in diesen Wäldern zu entlocken. Es gelang ihm auch wirklich, den Adamiten zum Reden zu bringen. Dieser war aber kaum aufgethaut und hatte kaum den schlauen Spekulanten einen Blick in seine Vergangenheit und in den einzigen Wunsch, der ihn jetzt noch beseelte, thun lassen, als Haselhorst auch schon mit sich im Reinen darüber war, wie er die Situation zu seinem Vortheil ausbeuten könnte.

Er wollte dem Adamiten versprechen, ihn mit den nöthigen Geldmitteln zur Reise nach Amerika auszustatten, wenn er sich herbeiließe, ihm nach Wien zu folgen und dort das Schnupftuch mit sammt dem dasselbe einbegleitenden Märchen an Mann zu bringen.

Den Adamiten brachte die Aussicht, Böhmen verlassen und zu seinen Glaubensgenossen, den Maroccanern, nach Amerika gelangen zu

können, in eine solche Extase, daß er sich zu Allem bereit erklärte, was auch immer von ihm verlangt würde, und seinen bisherigen Wandergenossen ohne Bedenken im Stiche ließ, um dem Fremden nach Wien zu folgen, das für ihn nur die Bedeutung einer Etape auf dem Wege nach Amerika hatte.

VII.

Pest und Agram.

Pater Cornelius Giesebrecht hält sich in Linz auf, und hat sein Quartier in einem adeligen Hause aufgeschlagen, dessen Eigenthümer sich glücklich schätzt, an dem berühmten Missionsprediger Gastfreundschaft üben zu können.

Wir finden ihn in einem mit allem Comfort eingerichteten Zimmer an einem Schreibtische sitzend, auf welchem Schriftenhefte in bunter Unordnung umherliegen, von denen jedes eine andere Handschrift zeigte.

Pater Cornelius blättert in den Heften, markirt hier eine Stelle, excerpirt dort eine Wendung, die auf ihn Eindruck macht, unterstreicht auf diesem Blatte eine Argumentation, die ihm besonders schlagend erscheint, biegt dann ein anderes Blatt ein, welches einen Passus mit anekdotenhafter Zuspitzung enthält, von dem er sich eine außerordentliche Wirkung verspricht, und fährt so mit unermüdlicher Geduld fort, die verschiedenen Handschriften zu entziffern, und sich aus denselben dasjenige zurechtzulegen, was er für seine Zwecke braucht.

Pater Cornelius arbeitet auf diese mühsame Art an einem Vortrag, den er in der nächsten Zeit halten wird, und dessen Pointe in der These gipfeln soll, daß die Dinge in Oesterreich im Argen liegen, und daß es des einheitlichen energischen Zusammenfassens aller conservativen Elemente bedürfe, um das Staatsschiff an den Klippen vorüber zu leiten.

Pater Cornelius Giesebrecht wäre der Mann dazu, über dieses Thema, welches ohnehin nur seinem Lieblingsgedanken Ausdruck gibt, und ihm also ganz geläufig ist, von ihm auch nach allen Seiten hin,

die sich dem Stoffe etwa neu abgewinnen ließen, erschöpfend durchdacht worden ist, geistreich und ergreifend zu sprechen, ohne hiebei fremder Nachhilfe zu bedürfen.

Aber die Gesellschaft, der er angehört, verlangt auch von dem begabtesten Parteigänger, daß er sich nicht nur auf sich selbst verlasse, sondern auch das in sich aufnehme, was Andere über das angeschlagene Thema zu Tag fördern. Dieses wird gleichzeitig einer großen Anzahl von Gesellschaftsmitgliedern zur Bearbeitung hinausgegeben, die ihre Elaborate demjenigen einsenden, der das Thema aufgeworfen, und es übernommen hat, dasselbe in öffentlichem Vortrage zu behandeln.

Auf diese Art fließt in den Händen des letzteren ein ungeheures Material zusammen, das er ordnen, nach Belieben ausnützen und mit seinen eigenen Zuthaten ausstatten kann.

Dieses Zusammenwirken vieler geistreicher Leute — denn nur bewährte Kräfte werden zu diesen Arbeiten herangezogen — verleiht dem Elaborate, das schließlich zu Stande kommt, und dessen Redaction immer in den Händen einer durch geistige Kraft und Schärfe der Dialektik hervorragenden Persönlichkeit liegt, jenes glänzende, bestechende und imponirende Colorit, das selbst auf den gebildetsten Menschen Eindruck macht und ganz geeignet ist, den naiven Zuhörer eben so gefangen zu nehmen, wie den kalten gewiegten Denker, der durch correcte Schlußfolgerungen überzeugt sein will und dessen sceptischer Blick sich nicht leicht blenden läßt.

Pater Giesebrecht hat schon nahezu den ganzen Schriftenwust, der vor ihm liegt, aufgearbeitet, als er auf eine Stelle kommt, die ihm vortrefflich zu passen scheint, um darauf seine Predigt zu bauen.

Der Verfasser des Vortrages, den Pater Cornelius eben in der Hand hält, bewegt sich in seinem Aufsatze ganz in jener anschaulichen, fesselnden, mit Anekdoten gewürzten Manier, der Cornelius selbst so sehr zugethan ist, weil sie unfehlbare Chancen für den Erfolg bietet.

Pater Cornelius liest die Stelle, die seine Aufmerksamkeit in solchem Grade erregt, mit schmunzelndem Behagen noch einmal, und zwar diesmal in einem Tone, als ob er schon auf der Kanzel stände.

„In einer preußischen Schule," liest Giesebrecht, „frug der Pastor seine jugendlichen Zuhörer, wo denn Berlin liege: In Preußen — antworteten sie natürlich, ohne sich zu bedenken. — Ganz richtig, meinte der Pastor, aber wo liegt denn nun Preußen? — Preußen liegt in

Deutschland! lautete die schnelle, zutreffende Antwort. Auch richtig, ließ sich der Pastor vernehmen, Preußen liegt in Deutschland. — Aber wo liegt denn nun Deutschland? — Wo denn sonst, als in Europa? gegenfragten die Kinder. Das läßt sich wieder nicht anfechten, stimmte der Pastor zu, Deutschland liegt unzweifelhaft in Europa, aber wo liegt denn Europa? — Ei, in der Welt, meinten die Kinder naiv, obwohl sie bereits zu stutzen anfingen. Jedenfalls, nickte der Pastor mit dem Kopfe, jedenfalls — Europa liegt in der Welt. Aber, wo liegt nun die Welt? — Unisono antworteten die Kinder, sich der berühmten Stelle im Briefe an die Corinther erinnernd: Die Welt liegt im Argen. — Das ist die Sache, die Welt liegt im Argen! erklärte sich der Pastor mit der biblischen Antwort einverstanden. Und wenn die Welt im Argen liegt, so liegt auch Europa, Deutschland und Preußen im Argen, und es muß nun untersucht werden, woher dies komme und wer es verschuldet habe!"

„Vortrefflich!" sagte Giesebrecht, das Heft auf den Tisch legend. „Schlagender kann ich nicht beginnen um auf mein Thema zu kommen, daß Oesterreich im Argen liege, und die Ursachen dieser Erscheinung zu beleuchten. Es ist doch gut, wenn mehrere Köpfe eine Sache in die Hand nehmen — wer weiß, ob mir bei allem Nachdenken ein Eingang von so sinnlicher, drastischer Wirkung eingefallen wäre, der noch den Vortheil hat, an Preußen anzuknüpfen, also an einen Gegenstand, um den sich das allgemeine Interesse dreht!"

Pater Cornelius erhob sich in bester Stimmung, um einen Gang durch das geräumige, saalartig hohe Gemach zu machen und darüber nachzudenken, wie er das weitere Material um die Einleitung, die ihm so wohl gefiel, am besten gruppiren könnte.

Er liebte es, seine Entwürfe zu machen, während er mit über dem Rücken gekreuzten Armen das Zimmer durchschritt, langsam zuerst, dann ein um so schnelleres Marschtempo einschlagend, je lebhafter sich die Gedanken in seinem Kopfe entwickelten, je festere, greifbarere Formen seine Combinationen annahmen, die er so im Auf- und Niedergehen bis in die innersten Details ausführte, so daß er fast mit dem Worte im Reinen war, das er dann mit blitzartiger Schnelligkeit zu Papier brachte.

Durch diese Art zu produciren erhielten seine Arbeiten ein Gepräge wie aus einem Guße, welches gar nicht den Gedanken aufkommen ließ, daß sie das Resultat des Gedankenganges Vieler seien. Er

übernahm das, was er sich aus den Concepten Anderer aneignete, so in sein Fleisch und Blut, daß es mit seinen eigenen Gedanken einheitlich zusammenwuchs, zumal er es verstand, dem so Verschmolzenen die schöne Darstellungsform zu geben, welche ganz sein Eigenthum war, und in der zum guten Theile das Geheimniß jener Wirkung wurzelte, die er stets mit seinen Vorträgen erzielte, mochte sein Zuhörerkreis aus welchen Elementen immer zusammengesetzt sein.

Diesmal sollte Pater Cornelius jedoch gar nicht dazukommen, eine schnellere Gangart einzuschlagen, denn er war in seinen Speculationen noch nicht gar zu weit gelangt, als ihn ein Pochen an seine Thür im Nachdenken störte.

Etwas unwillig über die Störung, sagte er „Herein“; sein Gesicht erheiterte sich aber alsbald, als er in dem Eindringling eine schöne Frau erkannte, die ihm wohl bekannt war.

„Ei, Frau Gräfin,“ rief er, dem reizenden Störenfried die Hand reichend, „was führt Sie nach Linz und in meine Zelle?“

„Wenn es nämlich erlaubt ist, dieses fürstliche Zimmer eine Zelle zu nennen!“ lachte die Gräfin von Hermannsburg, indem sie Pater Giesebrecht's warmen Händedruck erwiederte und auf dem Sopha Platz nahm, zu dem er sie geleitete.

„Die Woche fängt gut an, sagte der Inquisit, als man ihn am Montag zum Richtplatz führte!“ meinte Pater Cornelius lächelnd, indem er sofort in den heiteren, weltlichen Ton einging, den die Gräfin angeschlagen hatte. „Paßt der Stoßseufzer des Inquisiten nicht ganz auf mich? Welche Aussichten eröffnen sich bei dieser Unterredung für mich, wenn Sie dieselbe gleich damit anfangen, mich zu trumpfen? Aber Sie sollen nicht die Freude erleben, mich eingeschüchtert vor Ihnen stehen zu sehen, und so frage ich denn noch einmal: woher kommt dieser Glanz in meine arme Hütte?“

„Wenn ich Ihnen gesagt haben werde, was mich eigentlich zu Ihnen führt,“ entgegnete die Gräfin, „so werden Sie mich vielleicht auslachen und mir den Vorwurf machen, daß ich Gespenster am hellen Tage sähe! Aber sei es so!“

„Sie spannen meine Neugierde auf das Höchste, Gräfin!“ bemerkte Pater Cornelius in demselben scherzhaften Tone, in welchem die Unterhaltung bisher geführt worden war.

„Während ich in dem Schlosse des Grafen Kreuth im südlichen Böhmen Hilfsvölker für uns warb, und daran arbeitete, den Gra-

fen Kreuth, der sich gern auf den liberalen Cavalier spielt, für die Sistirungspolitik zu gewinnen, erhielt ich eine Nachricht aus Wien, welche mir, wenn sie auch fast unglaublich klingt, doch der Quelle wegen, aus der sie floß, wichtig genug erschien, um sie Ihnen so schnell wie möglich zu hinterbringen. Anfänglich wollte ich Ihnen schreiben, nachdem ich jedoch überlegt hatte, daß Schloß Kreuth kaum zehn Meilen von Linz entfernt sei, wo Sie sich, wie ich wußte, eben aufhielten, beschloß ich, Postpferde zu nehmen und Sie persönlich aufzusuchen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für dieses Opfer!" warf Pater Cornelius ein. „Es hing an einem Faden, daß ich Linz diesmal nur im Vorüberfluge berührt hätte. Ich wollte eigentlich zuerst in Graz predigen. Ihr Brief hätte dann leicht mich hier verfehlen und von Stadt zu Stadt wandern können. Also nochmals meinen Dank dafür, beste Gräfin, daß Sie sich selbst auf den Weg machten. Was ist's, das man Ihnen aus Wien schrieb?"

„Daß der sächsische Exminister Freiherr von Beust österreichischer Minister werden soll!"

Die Mittheilung machte sichtlichen Eindruck auf den Pater.

Die Heiterkeit schwand von seinem Gesichte, und seine Stirn legte sich in Falten.

„Beust, österreichischer Minister?" murmelte er nach einer Weile, den Kopf zurückwerfend. „Unmöglich!"

„Das sagte ich mir auch im ersten Augenblick!" stimmte die Gräfin bei. „Frappant, aber unmöglich!"

„Frappant — ja, das ist das rechte Wort!" sagte der Pater, mit dem Kopf nickend und die Augenbrauen wie im Nachdenken zusammenziehend. „Aus welcher Quelle stammt die pikante Nachricht?"

„Wie ich Ihnen bereits andeutete, aus einer solchen, daß man sich fast versucht fühlt, das Wort unglaublich, durch das man sich gegen sie schützen zu können glaubte, alsbald zurückzunehmen!"

„Die Quelle! Die Quelle!" rief der Pater ungeduldig, indem er mit dem Fuße stampfte.

„Meine Freundin, die Fürstin Egloffstein hat es mir als eine seit vierundzwanzig Stunden in Wiener Hofkreisen circulirende Sage mitgetheilt!" entsprach die Gräfin von Hermannsburg dem heftigen Andringen des Geistlichen.

„Die Fürstin Egloffstein ist in der Lage gut unterrichtet sein zu können!" sagte Pater Cornelius betreten.

Die Gräfin nickte mit dem Kopfe.

„Und doch — es kann nicht sein!" rief der Pater nach einigem Nachdenken. „Welches Ministerium könnte Baron von Beust in Oesterreich übernehmen? Das der auswärtigen Angelegenheiten? Hieße das nicht Preußen, mit dem man eben Frieden gemacht hat, in's Gesicht schlagen? Würde es Preußen ruhig hinnehmen, wenn der Mann, den es als den wahren Urheber der Verwicklung betrachtet, die zum Kriege geführt hat, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich übernähme? — Nein — noch einmal nein — es wäre eine förmliche Herausforderung Preußens — also kommen wir glücklich wieder auf das erste Wort: unmöglich zurück!"

„Hat Preußen durch den Krieg nicht so viel gewonnen, daß es seine Abneigung gegen den Mann leicht bezwingen kann, den es für einen der Urheber des Krieges ansieht, weil es ihm gelang, die deutschen Mittelstaaten mit sich in die antipreußische Strömung fortzureißen?" wandte die Gräfin ein.

Pater Cornelius war inzwischen mit seinen Gedanken schon weiter geeilt und erwog Beust's Chancen bereits in anderen Richtungen.

„Und Minister des Innern?" murmelte er. „Staatsminister? Pah, er kennt Oesterreich nicht! Dessen inneres Leben, dessen Nationalitäten- und Parteienzerklüftung ist ihm eine terra incognita —

„Wer weiß, ob ihm das nicht gerade zur Empfehlung dient?" fiel die Gräfin dem Geistlichen lebhaft in's Wort. „Wer weiß, ob man in Wien nicht einen Mann sucht, der außerhalb der Parteien und außerhalb der Kämpfe steht, die Oesterreich zerwühlen — einen Mann, den seine Vergangenheit in inneren Fragen nicht bindet? — Sie kennen ja das beliebte Schlagwort von der Freiheit der Action!"

„Sie sind ein weiblicher Mephistopheles, Gräfin, und tragen durch Ihre Einwürfe den Keim des Zweifels in meine Seele!" sagte der Pater, ein wenig aus der Fassung gebracht.

Die Gräfin lachte laut auf.

„Es ist mir gelungen, Sie unruhig zu machen!" sagte sie triumphirend. „Wie können Sie, der nüchterne Mann, nur einen Augenblick den abenteuerlichen Gedanken festhalten, daß Beust Minister des Innern in Oesterreich werden könnte? Steht Belcredi nicht fester als je? Feiert sein System nicht Triumphe dießseits der Leitha und versteht er es nicht ausgezeichnet, auch die ungestümen Dränger jenseits der Leitha in Schach zu halten?"

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, Gräfin, daß das Schaukelsystem in Ungarn nicht auf die Länge verfangen, nicht ewig dauern kann!“ widersprach der Pater in etwas gereiztem Tone der rosigen Anschauung der Dinge, welche die Gräfin an den Tag legte. „Der Kaiser hat das lebhafteste Verlangen, die Wirren in Ungarn endlich beendet, sich als König von Ungarn gekrönt zu sehen — wird Belcredi sich nicht gezwungen sehen, in der Richtung, die ihm der höchste Wille vorschreibt, den Ungarn Concessionen zu machen? Concessionen, welche auch in der westlichen Reichshälfte wilde Wünsche entfesseln werden? Mir schweben immer, bezüglich Ungarns, die Zeiten vor Augen, in welchen Kaiser Franz über die Beschwerden des ungarischen Landtages Jahrzehente lang hinwegsah, den Landtag endlich zehn Jahre hindurch gar nicht einberief, die ungarischen Regimenter ohne des letzteren Intervention ergänzen, ungarische Volksmänner einkerkern ließ — und was war das Ende vom Liede? Der ungarische Krönungslandtag von 1830, auf welchem der Kaiser nachgab und alle Wünsche der Ungarn erfüllte! Ich fürchte, ich fürchte, Gräfin, es kann trotz unserer Bemühungen eines Tages wieder so kommen, ich fürchte das plötzliche Auftauchen eines kühnen, entschlossenen Mannes, der den Grafen Esterhazy aus dem Sattel wirft und dem Kaiser räth, Frieden mit den Ungarn um jeden Preis zu machen — ganz so wie sein Großvater Franz! Und hört der Kaiser erst auf einen solchen Rath, dann sind, glauben Sie mir, auch Belcredi's Tage gezählt.“

„Hier gehen unsere Meinungen auseinander!“ wandte die Gräfin ein. „Ich bleibe bei dem, was ich schon bei unserem ersten Zusammentreffen Ihnen gegenüber betonte, Hochwürden — Belcredi steht hüben unerschüttert, was auch drüben in und mit Ungarn geschehen mag. Diesseits der Leitha ist er allmächtig auf lange hinaus — er wird länger Minister bleiben, als Bach und Schmerling zusammen!“

„Theilt der Graf diese feste Zuversicht?“ frug Pater Cornelius mit einem feinen Lächeln, dem ein Anflug von Ironie inne wohnte.

„Allerdings!“ beeilte sich die Gräfin die Frage zu bejahen. — „Wenn er in der westlichen Reichshälfte die Slaven, den Adel und den Klerus für sich hat, wer will wider ihn sein? Die Deutschen, losgelöst vom Reiche, gleichen einer Schaar Schiffbrüchiger, die unsicher hin und her fahren und vergeblich nach festem Lande ausschauen — sie sind nicht zu fürchten.“

„Wenn sie doch den richtigen Blick in die Zukunft hätten,

Gräfin!" seufzte Pater Cornelius. „Ich komme auf mein altes Wort zurück: ich kann die Dinge nicht so glatt nehmen, wie Sie — ich sehe überall die Dornen unter den Rosen, darum klingt mir auch das Wort, mit dem Sie sich mir heute nahten, noch immer unangenehm im Ohre nach."

„Welches Wort?" forschte die Gräfin.

„Das vom Baron Beust!" erwiederte Pater Cornelius besorgt. „Wenn trotz alledem etwas daran wäre — es wäre ein empfindlicher Schlag für uns, den wir nur schwer pariren könnten! Beust ist Deutscher und Protestant! Als Deutscher würde er sich an unsere politischen Gegner lehnen und sie zu kräftigen suchen — als Protestant würde er dem Concordat gefährlich sein!"

„Ich begreife Sie nicht, Hochwürden, wie Sie nur einen Augenblick an die Möglichkeit denken können, daß Beust den Grafen Belcredi verdrängen könnte!" warf die Gräfin mit einem Anflug von Unmuth dazwischen. „Wenn wir selbst den unwahrscheinlichen Fall annehmen wollen, daß der Freiherr von Beust wirklich in das österreichische Ministerium träte, so könnte es doch immer nur das Portefeuille des Auswärtigen sein, das ihm zufiele! Belcredi und sein System würde dadurch nicht berührt!"

Pater Cornelius schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Geschieht das Unerwartete und, wie ich noch immer zu unserem Troste annehmen will, das Unwahrscheinliche, setzt man sich in Wien über alle Rücksichten gegen Preußen hinweg, macht man den Freiherrn von Beust zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß Beust bald auch auf die innere Action Einfluß nehmen wird. Die auswärtigen Angelegenheiten bieten ihm jetzt kein großes Feld — das geschlagene, geschädigte Oesterreich muß sich auf sich selbst zurückziehen und sich sammeln."

„Beten Sie auch diese landläufige Phrase nach?" fiel die Gräfin dem Pater trotzig in die Rede. „Wer weiß, ob der Tag nicht ganz nahe ist, an welchem in Oesterreich die Losung ausgegeben wird: Revanche für Pavia! Frankreich rasselt mit dem Schwerte, wenn es Ernst macht gegen Preußen, wenn es marschirt, um sich Preußen nicht über den Kopf wachsen zu lassen — wird Oesterreich nicht gemeinschaftliche Sache mit ihm machen? Und werden Oesterreich und Frankreich nicht natürliche Alliirte an den im Augenblick von Preußen gewaltsam niedergehaltenen deutschen Stämmen finden, die sich nach der alten Ordnung

zurücksehnen und die gewiß die erste Gelegenheit, die sich ihnen darbieten wird, um sich an Preußen zu rächen, mit Begierde ergreifen werden?"

„Ich höre wieder die Sanguinikerin!" unterbrach Pater Cornelius den Redestrom der schönen Gräfin, welche nur den Anschauungen Ausdruck gegeben hatte, denen ihre Standes- und Parteigenossen huldigten, welche, nicht zufrieden damit, daß sie Oesterreich bereits in zwei blutige Kriege gejagt, gar zu gern noch einen dritten, gewaltigeren Krieg heraufbeschworen hätten, in welchem sie das verlorene Prestige zurückerobern zu können glaubten. Die Lehren von Solferino und Königgrätz waren an diesen Leuten spurlos vorüber gegangen. Sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen und schrieben nach wie vor die erschütternden Katastrophen einem unglücklichen Zufalle und nicht dem System zu, dessen Träger und Fürsprecher sie waren.

Pater Cornelius dachte eigentlich ganz so wie die Leute, deren Ideen und Hoffnungen die schöne Gräfin von Hermannsburg soeben getreu verdolmetscht hatte, aber weil er jene, mit denen er sympathisirte und deren Anschauungen er theilte, um eine Kopfhöhe überragte, kam er zu anderen Schlußfolgerungen. Die Prämissen waren bei ihm dieselben, aber mit einem entwickelten, scharfen Verstande begabt, rechnete er nicht mit instinktiven Rachegefühlen, weil er die Ohnmacht an dem zerrütteten Staatskörper, die jeden Gedanken an eine baldige Revanche gebieterisch ausschloß, so zu sagen mit Händen griff.

Niemand hätte die Dinge in Oesterreich lieber auf das Niveau der fünfziger Jahre zurückgeführt gesehen, als Pater Cornelius — Niemand hätte mit innigerer Freude Oesterreich das Racheschwert in die Hand gedrückt, damit es mit demselben alle modernen Ideen niedermähe und das alte Legitimitätsprincip überall wieder restaurire, als er: aber er sah ein, daß man nicht mit dem Kopfe gegen die Wand rennen könne. Er war eben besonnener als der gedankenlose Haufe einer Parteigenossen, die schon jetzt wieder schrieen: „Rache für Königgrätz," wie sie vor sechs Jahren fast unmittelbar nach der Katastrophe der Rache für Solferino entgegengelechzt hatten.

Wenn er jetzt die Gräfin von Hermannsburg mit der etwas geringschätzigen Phrase: „ich höre wieder die Sanguinikerin" kurz abfertigte, so enthüllte er ihr nicht den wahren Gedanken, der hinter dieser Abfertigung lag, und der ihn abhielt, mit den Anschauungen, welche die Gräfin soeben ausgekramt, laut Chorus zu machen, obwohl sie insgeheim seinen eigenen Ansichten nicht so antipathisch waren.

Pater Cornelius stellte in Allem das kirchliche Interesse obenan, und wenn er seinen innersten Gedanken der Gräfin gegenüber hätte aussprechen wollen, so hätte er eben sagen müssen: ich fürchte die Revanche und kann sie nicht herbeiwünschen, weil sie die Kirche leicht in empfindliche Mitleidenschaft ziehen könnte. Oesterreich hat sich ausgegeben und hat auf lange hinaus nicht die Mittel, einen Krieg zu führen. Das Staatspapiergeld hat diesmal mit knapper Noth vorgehalten — käme es zu einer neuen Action, müßte man noch einen Schritt weiter gehen, und wer weiß, ob dieser neue, verhängnißvolle Schritt nicht die Kirchengüter streifen könnte?

Die Besorgniß, daß man in Oesterreich, durch das böse Beispiel Italiens verführt, in einer neuen, gewaltigen Krise, wenn das Papiergeld nicht mehr verfangen sollte, eine Kirchengüterfrage aufstellen könnte, war der Dämpfer, der den klugen Mann verhinderte, in die Heißspornbahnen seiner Gesinnungsgenossen einzulenken.

„Sie glauben nicht, daß sich Oesterreich, trotzdem es eben erst Frieden geschlossen hat, doch noch immer in einem Zustande zwischen Krieg und Frieden befinde?“ frug die Gräfin lebhaft, an den Vorwurf des Sanguinismus, den ihr Pater Cornelius gemacht, anknüpfend.

Der Pater schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Ich bin viel eher der Ansicht, daß das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich in der nächsten Zeit eine Sinecur sein wird, weil sich Oesterreich zunächst wird begnügen müssen, nach Außen hin eine bescheidene, zurückhaltende, zuwartende Rolle zu spielen. Und darin liegt nach meiner Ansicht die Gefahr für uns, wenn der Freiherr von Beust das Portefeuille des Auswärtigen in Wien wirklich übernehmen sollte! Wird es ihm nicht widerstehen, eine bloße Sinekur zu verwalten? Wird es ihn nicht kitzeln, sich auch in einer anderen Richtung auszubreiten, die dankbarer werden kann, wenn man eine glückliche Hand mitbringt? Der Freiherr ist ehrgeizig, energisch — Sie sprachen vorhin von einem Zustande zwischen Krieg und Frieden, in dem sich Oesterreich befindet. Ich acceptire das Wort, übertrage es aber von der äußeren Frage auf die innere. Im Innern leben wir wirklich zwischen Krieg und Frieden — wie, wenn sich der Freiherr berufen fühlte, hier einzugreifen, wenn er ein Recept in der Tasche hätte, den Krieg Aller gegen Alle, wie er faktisch in Oesterreich, wenn auch nur mit friedlichen Waffen, unter den verschiedenen Stämmen und Parteien herrscht, zu Ende zu führen?“

Pater Cornelius ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

Die Gräfin erhob sich und sagte:

„Ich glaube, Sie machen sich unnöthige Sorgen! Der Graf Belcredi ist Mann genug, von seinem Ressort jede fremde Hand und jeden fremden Einfluß fern zu halten. Sein Gewebe ist überdies so fein und wohlberechnet, daß ich mir den Punkt nicht gut denken kann, von welchem aus Beust seine Fäden durchkreuzen könnte!"

„Ich habe Ihnen bereits angedeutet, daß es einen Punkt gibt, von welchem aus Belcredi mit Erfolg bekämpft werden kann!" kam Pater Cornelius mit einer gewissen Ungeduld auf seine alten Befürchtungen zurück. „Wenn er seinen Hebel bei der ungarischen Frage ansetzt, wird es Belcredi schwer werden, sich ihn vom Leibe zu halten. Es kann leicht geschehen, daß Belcredi dann umsonst ruft: noli tangere circulos meos — berühre mir meine Kreise nicht! Als Deutscher hat der Freiherr die Deutschen von vorne herein für sich — hat er dann wirklich bei seinem Eintritte in das österreichische Cabinet den Hintergedanken, bei dem archimedischen Punkte, der da Ungarn heißt, das Reich zu fassen und in eine neue Bahn zu lenken, so ist die Gefahr für uns eine imminente und wir haben vollauf Ursache, uns rechtzeitig gegen sie zu wappnen!"

Wieder war es ein geheimer Gedanke, der den Pater bewegte, ohne daß er ihn der Gräfin gegenüber betont hätte. Wenn er die Anschauung der Gräfin nicht theilte, daß man Ungarn im schlimmsten Falle sich selbst überlassen könnte, um sich dafür in der westlichen Reichshälfte um so wohnlicher einzurichten und dieselbe um so radikaler und dauernder für das Sistirungssystem zu appretiren, so war dabei wieder die Rücksicht für die Kirche bei ihm in erster Linie maßgebend.

Er mußte sich sagen, daß eine Wiederherstellung der ungarischen Verfassung so viel bedeute wie den Umsturz des Concordates. Ungarn würde dieses letztere, da es ohne sein Dazuthun abgeschlossen worden, nie anerkennen, — welche Consequenzen mußte aber eine solche Ignorirung von Seite der einen Reichshälfte auf die andere haben?

Diese Frage war es, die sich Pater Cornelius immer wieder mit Besorgniß stellte, so oft er an einen Umschwung der Dinge in Ungarn in liberaler Richtung dachte — und darum erschien ihm die ungarische Frage auch viel wichtiger als der Gräfin, die sie immer mit einer gewissen Nonchalance zu behandeln gewohnt war.

Die bestimmte, kategorische Betonung einer unmittelbar drohenden

Gefahr für die Partei der Gräfin, wenn sich Beust wirklich der ungarischen Frage bemächtigen sollte, schüchterte die Gräfin aber auch diesmal doch wieder ein, so daß sie mit einem ängstlichen Blicke auf den Pater Cornelius frug:

„Was können wir thun, um der Gefahr, die in der Luft schwebt, die Spitze abzubrechen, ehe sie festere Formen annimmt? Wie wollen wir einen Streich pariren, bezüglich dessen wir vorerst nur combiniren können, daß er gegen uns geführt werden kann?"

„Es wäre schon ein Gewinn, wenn man die ungarische Frage verwickelte!" meinte Pater Cornelius. „Je mehr Dornen sie umgeben, desto mehr wird es sich jeder bedenken, ehe er sie anfaßt. Und es gibt da ein Fangeisen, um das wir uns bisher viel zu wenig bekümmert haben!"

„Sie denken an Croatien?" warf die Gräfin rasch ein.

Der Pater nickte mit dem Kopfe.

„Lassen Sie uns die antiunionistische Bewegung in Croatien genauer in's Auge fassen," sagte er. „Vielleicht können wir sie zu rechter Zeit für uns ausnützen. Die czechischen Agitatoren haben uns in Agram schon die Wege gebahnt. Lassen Sie uns auf diesem Grunde weiter bauen und auf die Kreise einwirken, die uns zugänglich sind. Wäre es vor Allem nicht möglich, die Adelspartei, bei welcher sich eine magyarische Strömung kund gibt, in die entgegengesetzten Bahnen zu leiten und uns da einen Stützpunkt, eine Art Operationsbasis zu schaffen? Sollte sich unter den Persönlichkeiten, die in Agram Einfluß haben und nach Pest hinüberschielen, nicht eine finden, die eine Achillesferse hätte, bei welcher wir sie fassen könnten? Denken Sie nach, Gräfin!"

„Wenn wir den Baron Stovanicevic auf unsere Seite ziehen könnten!" rief die Gräfin lebhaft.

„Halten Sie das für möglich?" warf Pater Cornelius mit einer Miene ein, die nicht viel Hoffnung ausdrückte. „Stovanicevic hat auf dem letzten Landtage eine Haltung eingenommen, welche darauf hinzudeuten scheint, daß er den Herren in Pest gegenüber bindende Verpflichtungen eingegangen hat!"

„Damals lebte noch seine Frau!"

„Heißt das so viel, als daß diese ihren Theil daran hatte, wenn der Baron nach Pest hinüber schielte?" frug Pater Cornelius überrascht.

Die Gräfin nickte mit dem Kopfe.

„Stovanicevic war ursprünglich so antiunionistisch gesinnt, wie nur irgend ein Croate, der am dreieinigen Königreich hängt,“ sagte sie. „Seiner Frau ist es gelungen, seinen Sinn umzuwandeln. Es ist das eine abenteuerliche Geschichte, die in das Jahr 1848 zurückgreift, in welchem zwischen Pest und Agram jene blutige Fehde geführt wurde, die so mächtig in die Schicksale Oesterreichs eingriff.“

„In jenem Sturmjahre sollte Stovanicevic wirklich schon eine hervorragende Rolle gespielt haben?“ frug Pater Cornelius verwundert.

„Er und seine vor einem Jahre verstorbene Frau nahmen an den damaligen Ereignissen einen lebhaften Antheil!“ entgegnete die Gräfin.

„Stovanicevic ist ja heute höchstens ein Vierziger!“ wandte der Pater verwundert ein.

„Nicht einmal!“ fiel die Gräfin ein. „Er mag acht und dreißig Jahre alt sein! Als die Revolution ausbrach, war er kaum zwanzig Jahre alt.“

„Alt genug, um mitzuthun!“ fiel der Pater der Gräfin in die Rede.

„Namentlich in einer Zeit, in welcher gerade die unreife Jugend allerorten das große Wort führte!“ ergänzte die Gräfin die Rede des Paters, und aus ihrer kurzen und in geringschätzigem Tone hingeworfenen Aeußerung klang der ganze Haß der Aristokratie gegen die Bestrebungen des Bewegungsjahres und gegen die damaligen Tonangeber auf Seite des Volkes heraus, als dessen hervorragender Vertreter in den Sturm- und Drangjahren allerdings die begeisterte Jugend auftrat.

„Stovanicevic heiratete damals eine Ungarin?“ forschte der Pater neugierig.

Die Gräfin bejahte und setzte hinzu:

„Zwischen ihm und seiner Geliebten und nachmaligen Frau walteten so leidenschaftliche Herzenskämpfe ob, daß uns in unserer verhältnißmäßig ruhigen Zeit fast der Maßstab zu ihrer Beurtheilung abhanden gekommen ist! Diese Kämpfe wollen in ihrer Wildheit und ihren oft unheimlichen Erruptionen mit dem Maßstabe einer abnormen, revolutionären Zeit gemessen sein! Liebe und Haß inmitten eines Bürgerkrieges, wie er vor achtzehn Jahren zwischen den Ungarn und Croaten geführt wurde, sind anderer Natur, als die in der Salonluft großgezogene kühle Leidenschaft!“

„Sie spannen meine Neugierde auf das Höchste, Gräfin!“ warf Pater Cornelius verwundert ein. Wollen Sie dieselbe nicht befriedigen und mir erzählen, wie der Croate Stovanicevic zu seiner Frau der Vollblutmagyarin, kam?“

Der Pater rückte seinen Sessel dicht an das Sopha heran, auf welchem die Gräfin von Hermannsburg wieder Platz genommen hatte, und diese begann ihre Erzählung, welche wir hier in ihren Hauptumrissen wiedergeben wollen, weil sie den Gegensatz, der vor achtzehn Jahren in so schroffer Weise zwischen Pest und Agram klaffte, in prägnanter Weise zeichnet.

Istvan Stovanicevic war der Sohn eines wohlhabenden Edelmannes, der aber frühzeitig starb, während sich Istvan auf der Schule in Agram befand. Der junge Stovanicevic bekam einen Vormund in der Person eines gewissenlosen Mannes, der sich um sein Mündel wenig, desto mehr aber um dessen Vermögen kümmerte und manchen kühnen Griff in die vom alten Stovanicevic hinterlassenen Geldsäcke that, so daß bald der Sequester auf dem Gute erschien, um dessen Verwaltung im Namen des Steuerärares in die Hand zu nehmen.

Der junge Stovanicevic lebte inzwischen sorglos in Agram und machte Schulden, als die Gelder, die er bis dahin vom Hause erhalten, ausblieben. Die Mädchen in Agram hatten so feurige Augen, so glänzende Locken und marmorweiß schimmernde Nacken, daß er sich nur schwer von Agram hätte trennen können, wenngleich keines dieser lieblichen Geschöpfe, die ihn umgaukelten, einen tieferen, nachhaltigeren Eindruck auf sein Herz machte.

Da zitterten die ersten Schwingungen des Sturmjahres durch die Luft, und ihnen gelang es, den Jüngling von Agram fort nach Wien zu locken, wo sich die croatischen Patrioten sammelten, um den Bestrebungen der Ungarn das Gegengewicht zu halten.

Eines schönen Morgens machten die zudringlichen Gläubiger des jungen Edelmannes die unangenehme Entdeckung, daß derselbe aus Agram verschwunden war.

Während sie das vorläufige Nachsehen hatten, schloß sich Stovanicevic in Wien seinen jugendlichen Landsleuten an, die sich bereits in einer sehr erregten Stimmung gegen die Ungarn befanden, welche an Orten, wo sich beide Theile trafen, nicht nur zu lebhaften Debatten, sondern mitunter selbst zu leidenschaftlichen Scenen führte.

Eine solche hatte in einem Spielhause zwischen Stovanicevic, der mit Glück spielte, und aus dem erzielten Gewinne seinen Aufwand bestritt, und dem Baron von Romaszombat stattgefunden, der mit einer ungarischen Deputation aus Pest herübergekommen war.

Die beiden Streiter hatten sich in sehr gereizter Stimmung getrennt, zumal ein Parteigänger Romaszombat's, der Baron Sarolta, anstatt zu vermitteln, Oel ins Feuer gegossen hatte.

Sarolta war der Bräutigam der Schwester Romaszombat's, die mit ihrem Bruder mit von Pest herübergekommen war und bei einer flüchtigen Begegnung solchen Eindruck auf Stovanicevic gemacht hatte, wie kein anderes Mädchen zuvor, weder in Agram noch in Wien.

Wenn Stovanicevic bei dem Auftritte, den er im Spielhause mit Romaszombat gehabt, Mäßigung hatte vorwalten lassen, so lag die Ursache nur darin, daß er dem Bruder der Dame gegenüber, die sein Herz zum ersten Mal in ernstlichen Aufruhr gebracht hatte, die Sache nicht zum Aeußersten treiben wollte.

Aber trotzdem Stovanicevic im Spielhause an sich gehalten hatte, sollte der Bruch doch nicht lange auf sich warten lassen.

Wenige Tage nach der Scene im Spielhause stand Stovanicevic mit mehreren seiner Landsleute in der Nähe des schönen Brunnens auf der Freiung, als ein wildes Jubelgeschrei an sein Ohr tönte.

Er sah auf, und an ihm vorbei zog die vor einigen Tagen aus Pest nach Wien gekommene Schaar der ungarischen Magnaten und Herren, an ihrer Spitze Kossuth, und um die feurigen Apostel des Wortes und Geistes jauchzte und jubelte das aufwachende Wien.

Während Stovanicevic den glänzenden Zug anstarrte und donnernde Eljens an sein Ohr schlugen, rief eine wohltönende, weibliche Stimme neben ihm:

„Was stehst Du so traurig da, Bruder?“

Der Ton drang wie Glockengeläute in das Herz Istvan Stovanicevic's, der, als er sich rasch gegen die Sprecherin wandte, in das feurige Amazonenauge der Baronin Ferencza Romaszombat blickte.

Er wußte nicht, wie ihm geschah, als Ferencza nun vollends ihre Hand weich auf seine Schulter legte.

Ferencza Romaszombat trug das Costum eines ungarischen Magnaten; die mit Brillanten besetzte Pelzmütze mit der aufstrebenden weißen Feder schwankte leicht auf den rabenschwarzen, zu einem

glänzenden Chignon vereinigten Locken. Um den Nacken wallte der pelzverbrämte Dolman, unter dem engen, purpurrothen, attilaartigen Jäckchen wölbte sich üppig der Busen; das breite, faltige Beinkleid von weißem Atlas schmiegte sich hier an das Bein, zog sich dort wieder wie scheu vor den Reizen, die es barg, zurück, um zuletzt in bespornte Saffianstiefletten zu münden, die einen wunderbar kleinen, zarten Fuß einschnürten.

Um Ferencza's Hüfte schwankte an goldverbrämtem Riemenzeug der Krummsäbel in kostbarer Scheide, mit Diamanten besetztem Griffe.

Halb Ritter, halb Engel stand so die Dame vor dem durch den Glanz ihrer Erscheinung geblendeten Stovanicevic, legte ihren Arm in den seinen, zog ihn hinein in den wogenden Menschenschwall und rief lebhaft:

„Wer wird denn heute trauern, wo das Land Ungarn am Halse des bräutlichen Wien in Wonne aufjauchzt? Sieh umher, Bruder, und schäme Dich wegen Deines melancholischen Hinstarrens! Schäme Dich und werde heiter! Ich glaube, die Lahmen gehen heute und die Stummen jubeln, und Du, des Magyaren Halbbruder, willst mürrisch in die Welt sehen? Es freue sich der Croate mit dem Magyaren — komm mit mir!"

Stovanicevic folgte dem königlichen Weibe, das in Sammt, Seide, Gold und Edelstein gehüllt, mit königlicher Stirn neben ihm einherschritt.

Der Zug bog gegen das Hôtel ein, in welchem die ungarische Deputation ihr Absteigequartier genommen hatte.

In dem Augenblick, wo Stovanicevic am Arme Ferencza's in die Hausflur eintreten wollte, näherte sich ihm Ferencza's Bruder, von Sarolta gefolgt, maß ihn hochmüthig vom Kopfe bis zum Fuße und rief barsch:

„Was will der Croate unter uns?"

Damals sah der Magyar noch mit einer Art übermüthiger Ueberlegenheit auf den Croaten — die Zeit, wo der Ungar brüderlich dem Croaten das weiße Blatt hinhielt, damit er es beschreibe, war noch nicht angebrochen.

Stovanicevic sah den Freiherrn von Romaszombat funkelnden Blickes, aber schweigend an.

Ferencza überhob ihn der Nothwendigkeit zu antworten, denn sie rief in entschiedenem Tone:

„Laß uns im Frieden, Bruder! Der Croate ist an diesem Freudentage mein Bruder, wie er der Deine ist! Wecke in diesem Augenblicke nicht alten Hader — bedenke, daß Croaten und Ungarn durch Jahrhunderte zusammenstanden!"

„Die Zeiten sind vorüber — die Croaten haben sich von den Ungarn losgesagt!" rief der Freiherr von Romaszombat trotzig. „Und mit diesem Menschen will ich vollends nichts gemein haben! Laß den Croaten ziehen!"

Also sprechend riß der Freiherr von Romaszombat seine Schwester ungestüm von Stovanicevic's Arme und in das Hausthor mit sich fort.

Stovanicevic wollte dem Beleidiger nachstürzen und von ihm Rechenschaft fordern, aber ein Menschenschwall drängte sich zwischen ihn und Romaszombat und ließ ihn nicht vorwärts kommen.

Da stand er zähneknirschend auf der Straße und schwur dem Beleidiger Haß und Rache — nicht einmal der Engel Ferencza sollte ihn vor dieser Rache schützen.

„Ich werde mir Dich herausholen, hochmüthiger Mann," murmelte er, die Faust gegen das Haus ballend, in welchem Romaszombat verschwunden war, „ich werde Dir zeigen, wie sich ein Croate rächt! Du sollst noch so klein vor mir dastehen, wie Du eben hochmüthig auf mich niedersehen zu müssen glaubtest!"

Stovanicevic trat unter seine Landsleute und theilte ihnen die entehrende Behandlung mit, die er erfahren.

Sie stimmten ihm zu, als er sagte, daß das Benehmen Romaszombat's eine eclatante Sühne heische und waren ganz seiner Meinung, als er ihnen entwickelte, wie er sich Genugthuung verschaffen wolle.

Wien war nicht der Ort, an welchem er mit seinem Feinde Abrechnung halten wollte — in Ungarn selbst wollte er sich mit ihm messen. Seine Landsleute sagten ihm ihren Beistand zu, und machten seine Angelegenheit auch zu der ihrigen.

„Romaszombat soll die Croaten kennen lernen, die er so geringschätzig behandeln zu können glaubt!" sagten sie, als sie sich dem Gekränkten zur Verfügung stellten.

Es galt nun zu erfahren, wann Romaszombat mit seiner Schwester Wien verlassen, und wohin er sich von da begeben würde.

Spione machten sich an die Dienerschaft des Barons an, und

brachten in Erfahrung, daß dieser in drei Tagen von Wien abreisen und sich direkt auf sein Schloß begeben wolle.

„Zivio!“ brüllten die Croaten jubelnd, als sie die wichtige Nachricht erhielten — und fort ging es noch an demselben Tage von Wien, zuerst gegen Preßburg, dann in der Richtung des Schlosses Romaszombat, das im Herzen Ungarns, etwa dreißig Meilen von Preßburg entfernt lag, und dessen Lage Stovanicevic genau ausgeforscht hatte.

Das Wetter war gut, die Reise ging so vortrefflich von Statten, daß die Croaten in dem Augenblick, wo Romaszombat mit seiner Schwester, deren Bräutigam und ungefähr zehn Dienern die Linien Wien's passirte, bereits an dreißig Meilen von Wien entfernt waren.

Sie brachten die Nächte auf der Haide zu, über welche sich die öde Straße hinschlängelte, die an dem Schloße Romaszombat vorüberführte. Diese Straße war übrigens von dem Haidelande, von dem sie sich abhob, nur schwer zu unterscheiden, namentlich zu dieser Jahreszeit des Ueberganges vom Winter zum Frühling, wo, so weit der Horizont reichte, Alles ein ungeheurer Sumpf schien, aus welchem nur hier und da die dürren Stämme eines Gehölzes auftauchten.

Eine undefinirbare weiche Masse bedeckte den Boden, da die Märzwinde den Schnee wohl schon so ziemlich aufgelöst hatten, aber nur, um vor der Hand eine dicke, graue, erdgemischte, stagnirende Flüssigkeit daraus zu machen.

Auf einem so unwirthlichen Terrain bivouakirten die Gefährten Stovanicevic's, indem sie sich in der Nacht bei improvisirten Feuern wärmten.

Da sie über zwanzig an der Zahl waren, so fühlten sie sich der Reisecavalcade, die sie erwarteten, vollkommen gewachsen.

Sie mochten wohl zwei Tage hier im Freien gelagert haben, als Stovanicevic's scharfe Ohren plötzlich den Hall heranjagender Fuhrwerke auffingen.

Es ging an Mitternacht.

Die Croaten faßten Posto rechts und links von der Straße.

In Kurzem war die Reisecaravane da, die aus drei vierspännigen Fuhrwerken und fünf, sechs berittenen Dienern bestand.

Mit wildem Ziviogeschrei warfen sich je vier Croaten auf einen Wagen, während die übrigen auf die Reiter losgingen und ihren Pferden in die Zügel fielen.

Stovanicevic hatte sich den ersten Wagen ausersehen, dessen Laternen durch die Nacht glühten.

„Hier wird er sein," dachte er, „er — und sie auch!"

Während seine Cameraden die Stränge zerhieben, die Reiter von den Pferden und die Kutscher von den Sitzen warfen, den Pferden die Freiheit gaben und die Diener knebelten, hatte sich Stovanicevic, geleitet von seinem scharfen, sicheren Auge, seinen Mann herausgeholt.

Er hörte, wie der Freiherr von Sarolta, der seiner Braut gegenüber saß, zu derselben sagte:

„Fassen Sie Muth, Ferencza — ich werde Sie mit meinem letzten Blutstropfen gegen jede Berührung dieser Räuber schützen."

Ferencza schien dieser Aufmunterung übrigens gar nicht zu bedürfen, denn ein Blick auf Stovanicevic hatte sie bereits belehrt, daß nicht sie es war, die hier eines Schutzes bedürfe.

Sie hatte den Croaten erkannt und war für ihre Person ruhig.

Während sie Sarolta, der schützend seinen Arm um sie schlingen wollte, zurückwies, maß Stovanicevic denselben mit einem wilden Blicke, ohne sich im Augenblick weiter um ihn zu kümmern, da er es jetzt vor Allem mit seinem Kapitalfeinde zu thun hatte.

Diesem fiel er in die Hand, welche eben nach einer Waffe ausgriff, die im Wagen verborgen sein mochte, zerrte ihn aus dem Wagen und faßte ihn bei der Gurgel.

Der mit eisernem Griffe Festgehaltene warf einen raschen Blick um sich, der ihn von der trostlosen Lage überzeugte, in der er sich befand.

Alle Diener waren niedergeworfen und überwältigt, ohne daß ein eigentlicher Kampf stattgefunden hätte, so unerwartet und schnell war der Ueberfall geschehen.

Auch Sarolta befand sich bereits in den Händen zweier Croaten, die ihn hinderten, sich zu regen.

Kein Laut, der auch nur auf einen vereinzelten Widerstand eines oder des andern Ueberrumpelten hätte schließen lassen können, regte sich — das einzige Geräusch, das man hörte, war das Gewieher der durch die Croaten befreiten und wild davonjagenden Rosse.

Der Freiherr von Romaszombat konnte nicht mehr zweifeln — das Attentat war vollkommen gelungen, und wenn er bis zu dem Augenblick, wo er sich Stovanicevic gegenübersah, und ihn erkannte, geglaubt hatte, daß er es mit gemeinen Wegelagerern zu thun habe,

so mußte er sich jetzt sagen, daß die Dinge noch viel schlimmer für ihn lägen, und daß er sich in der Gewalt eines geschworenen Feindes befinde, den er bitter beleidigt.

Von dem Gedanken geleitet, daß es hier einen Kampf auf Tod und Leben gelte, machte er eine verzweifelte Anstrengung, sich von seinem Feinde loszumachen.

Seine Hände zuckten krampfhaft nach dem Halse des Croaten, sein ganzer Körper bäumte sich auf, die Augen traten aus ihren Höhlen, und wenn die Nacht nicht eben Manches verhüllt hätte, würde Stovanicevic gesehen haben, wie das Gesicht seines Gegners aschfarben wurde, wie der Schaum auf seine Lippen trat, als er von Neuem die Fruchtlosigkeit jedes Widerstandes inne wurde, und von der Besorgniß um seine Schwester erfüllt, ausrief:

„Ferencza — Ferencza — wo bist Du?“

Dieses Aufflackern der Zärtlichkeit stimmte Stovanicevic augenblicklich milder — er lockerte die Hand, die des Feindes Gurgel umklammerte, und rief in rauhem Tone:

„Erkennst Du den Croaten, Romaszombat?“

„Ferencza,“ schrie Romaszombat, „Ferencza — wenn Du die Hände frei hast, so erdroßle diesen Menschen, ehe er mich erwürgt — oder, wenn Du ihn nicht erdrosseln kannst, so erdroßle Dich selbst! Wehe Dir, wenn Du in seine Hände fällst!“

Ferencza war inzwischen von dem Wagen herabgesprungen und Stovanicevic fühlte ihre leichte Hand auf seiner Schulter.

Ohne ihren Bruder loszulassen, wandte sich Stovanicevic mit einer raschen Wendung gegen sie.

„Können Sie mich verdammen, Ferencza?“ frug er lebhaft. „Habe ich nicht gehandelt, wie es einem Manne ziemte, der von Ihrem Bruder tödtlich beleidigt worden? Wenn Sie meine That verdammen können, dann folgen Sie dem Rathe Ihres Bruders — erdrosseln Sie mich! Ich biete Ihnen meinen Hals dazu — ich gebe mich so ganz in Ihre Gewalt, wie ich diesen Mann hier, der mich so schwer gekränkt hat, im Augenblick noch in der meinigen habe!“

„Und was wollen Sie mit dem Manne, den Sie in Ihrer Gewalt haben, vornehmen?“ frug die Baronin lebhaft und gespannt dazwischen.

„Die Frage können Sie sich leicht beantworten! Wenn Sie mich nicht erdrosseln, erdroßle ich diesen!“

Die Schwester des Gefangenen zuckte zusammen.

Sie schwieg einen Augenblick, neigte dann das Haupt und sagte gesenkten Auges und mit bebender Stimme:

„Geben Sie Ihren Feind frei — ich gebe zu, daß Sie nicht anders handeln konnten!“

Stovanicevic sah das schöne Weib an — wie Wahnsinn zuckte es in seinem Hirne auf — er wußte kaum, was er that, als er sich mit unbedachtem, kecken Griffe Ferencza's Hand bemächtigte und wild ausrief:

„Komm' mit mir, Ferencza Romaszombat, komm' mit mir und ich erdroßle diesen Menschen nicht, so sehr ich ihn hasse!“

Ferencza sah den Croaten stolz an, machte aber keine Bewegung, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Und was sollte ich bei Dir?“ frug sie bitter. „Weißt Du nicht, was in Deinem Lande vorgeht? Soll ich vielleicht dort neben die Fahne mich stellen, welche die Reaction entrollt, Streiter um sich zu sammeln gegen die heilige und gerechte Sache Ungarns?“

„Was liegt mir an Fahne und Vaterland — Ferencza — mir liegt nur an Dir — komm' mit mir!“

„Nie und nimmermehr!“ lautete die trotzige Antwort.

Stovanicevic maß das geliebte Weib, das ihn so bestimmt von sich stieß, irren Blickes — noch einmal zischte förmliche Wahnsinnsgluth in seinem Hirne auf, er wollte das herrliche, angebetete Weib an sich reißen, den Feind erwürgen und auf einem aufgefangenen Rosse mit ihr davonsprengen — schon hatte er sie gegen seine Brust gezerrt — da wurde es mit einem Male Licht in seiner Seele und er rief sich selbst zu:

„Du hast wie ein Mann begonnen, schände nicht Dein Werk, ende nicht wie ein unbesonnener Knabe!“

Er hatte seinen Stolz und sein Bewußtsein wieder gefunden, und rief, Ferencza's Hand freigebend:

„Ich glaube, Dich verstanden zu haben — willst Du nicht mit mir gehen, so werde ich gegen Dich gehen — Du hast es gewollt — Magyarin Romaszombat, wappne Dich!“

Ohne sich um Ferencza's gespannten, fragenden Blick weiter zu kümmern, wandte er sich rasch gegen den Gefangenen und sagte:

„Du aber, mit dem ich jetzt beginnen könnte, was ich wollte, den ich wie ein wildes Thier an einen Baum anketten und so seinem Schick-

sale überlassen könnte, Du geh' hin und erzähle, wie sich der Croate gerächt hat — Du bist frei!"

Stovanicevic ließ den Feind fahren und dann seine Alarmpfeife ertönen.

Seine Freunde verließen augenblicklich die Fuhrwerke, gaben ihre Gefangenen frei und zerstreuten sich durch die Nacht.

Stovanicevic folgte ihnen behende, den sich langsam aufraffenden Gegner sich selbst und dem Gefühle der Demüthigung überlassend, die der noch vor wenigen Tagen so vornehm über die Achseln angesehene Jüngling über ihn gebracht.

Hätte Stovanicevic den Baron wirklich an einen Baum gebunden und seinen Körper als Zielscheibe benützt, um nach ihm zu schießen: Romaszombat's Groll wäre kein so tiefer gewesen wie jetzt, wo ihn der Andere durch eine unerwartete Großmuth beschämt hatte.

Stovanicevic wandte sich mit seinen Gefährten gegen Croatien.

Der erste Act des Rachewerkes war geschlossen — der zweite sollte angehen.

Jetzt galt die Rache Ferencza.

Stovanicevic betrieb sie mit unermüdlicher, energischer, leidenschaftlicher Entschlossenheit.

Er wurde der eifrigste Freiwerber für die Sache, für die damals in Croatien gerüstet wurde. Ein Freicorps sammelnd, durchzog er das Heimatland und wurde nicht müde, es aufzuwiegeln. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte zog er, auf der Lippe das wilde Hasseswort gegen den magyarischen Bruder.

Das kampfbegierige Wetzen der Säbel und Sensen, das zur Schlacht geschirrte Roß, der blankgeputzte Flintenlauf bezeichneten seine Fährte von Thal zu Thal, durch den Wald und über das Gebirge. Das Weib selbst riß er zum Hasse hin, und es wurde seine Fürsprecherin bei dem Manne, den sie aneiferte, sich nicht feig den vermeintlichen Druck gefallen zu lassen von Seite des nachbarlichen Bruderlandes.

So hatte er eines Tages die Jugend eines Grenzdorfes durch seine gewandten und Begeisterung heuchelnden Worte enthusiasmirt, furchtbar drohend hatte er die Gefahr geschildert, Weib und Tochter in den Armen des übermüthigen Nachbars ihnen gezeigt und ihnen vorgegaukelt, daß sie bald an ihrem häuslichen Herde nicht mehr sicher sein werden vor fremdem Angriff.

Er hatte mit seinen Haranguen eine ungeheure Aufregung erzielt und konnte nur mit Mühe die Erhitzten zügeln, daß sie nicht über das nächste magyarische Dorf herfielen, das ihrer künstlich angefachten Wuth sonst unfehlbar zum Opfer gefallen wäre.

Man umarmte und küßte Stovanicevic, trank ihm zu, wählte ihn zum Anführer — er aber schlich unbemerkt davon, ging, so weit er konnte, als wollte er seinem eigenen Werke entgehen, vor dem wilden Hasse fliehen, den er gesäet.

Eine schmerzliche Traurigkeit kam mit der heranbrechenden Abenddämmerung über ihn.

Er kam sich selbst wie ein böser Dämon vor, der die Menschenlarve, den trügerischen Höllenhonigseim der Verführung auf der Lippe, durch die friedlichen Länder zieht, Gluthen anfacht und mit Wollust den Brand schürt.

Dann tröstete er sich wieder damit, daß noch nichts geschehen sei, daß der Brand noch keine Scheune in Asche gelegt habe.

Aber war sein Wille nicht da, und drängte er nicht wild zur That? Wartete er nicht mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo er die Flammen würde zischend herausfahren sehen aus Thür und Giebel?

So, inneren Zwiespaltes voll, lehnte er an einer Esche. Mit Locken und Mantel spielte der Wind. Vor sich sah er, wie ein Nachtphantom, das Weib aufsteigen, das ihn auf die wilde Bahn gelenkt. Sie drohte mit der Hand, mit den Brauen, sie that einen Athemzug und sein Bau zerstob in die Lüfte.

Plötzlich glaubte er aus weiter Ferne Hufgestampf zu vernehmen.

Er brauchte nicht lange zu horchen, denn schon nach einigen Minuten sah er einen dunklen Schatten über die Haide sprengen, die sich öde und kahl vor seinen Blicken ausbreitete.

Der Reiter mochte seinerseits auch ihn entdeckt haben. Wenigstens jagte er das Pferd nach der Richtung, wo er, in seinen Mantel gehüllt an dem Baume lehnte, dessen eben im Aufgrünen begriffenes Geäste über sein Antlitz niederfiel und es halb verhüllte.

Sein Pferd nicht weit von Stovanicevic zum Stehen bringend, frug der Reiter rasch:

„Wißt Ihr nichts, guter Freund, von einem Manne, der durch das croatische Land zieht, vom ersten Lerchenschlag bis zum letzten Grillenzirpen die Saat des Hasses säend zwischen Bruder und Bru-

der? Könnt Ihr mir nicht seine Spur zeigen und mir sagen, wo er wohl jetzt die Leute aufhetzt?"

Stovanicevic schwieg und hielt den Athem an sich, während die Rachegötter in seiner Brust einen Jubelreigen aufführten.

Es war ihre Stimme, die er soeben gehört hatte — es war Ferencza Romaszombat, die vor ihm hielt, mit deren Locken der Nachtwind spielte.

Ferencza hatte offenbar, wie er sich mit Genugthuung sagte, Kunde von seinem Beginnen erhalten; sie mußte in seinem Wirken, in seiner Arbeit das Gewebe seiner Rache erkannt haben, zu der sie die Fäden gesponnen. Sie war gekommen in Nacht und Nebel, auf einsamem Rosse, schutzlos, bittend vielleicht zu dem Croaten, der sie trotz alledem liebte.

Ihr Roß scharrte ungeduldig über den kurzen Aufenthalt, der es aus dem schnaubenden Galopp herausgerissen, den Boden.

Der Reiter sprang herunter, streichelte das schöne Thier, daß es dankbar aufwieherte, und ging dann raschen Schrittes auf Stovanicevic zu, der sich tiefer und fester in den Mantel hüllte, um länger unerkannt bleiben zu können.

Ferencza klopfte ihn mit der Reitgerte leise auf die Schulter und kam auf ihre frühere Frage zurück, indem sie ausrief:

„Kennt Ihr Euren Landsmann nicht, Bruder? Euer Handwerk ist wohl friedlicher — Ihr tragt den Brand nicht von Hütte zu Hütte, stellt die Lärmzeichen nicht auf die Hügel und laßt die Feuerzeichen nicht glühen auf den Waldesgipfeln, blutrothe Fahnen des Bruderzwistes und der Empörung — aber vielleicht kennt Ihr ihn, den finstern Mann Eures Landes, der sich jetzt auf so Schlimmes geworfen? Stovanicevic ist sein Name — Istvan Stovanicevic — nun, warum verharrt Ihr so stumm, Bruder?"

Stovanicevic's Auge hatte sich inzwischen sattsam an der unerwarteten Erscheinung geweidet, die von einem weiten, wallenden Mantel umhüllt war. An der Seite klirrte der Säbel, eine Pistole lugte aus dem Gürtel, auf den Locken saß ein einfacher Juratenhut mit krummgebogenen weißen Federn und einem nach rückwärts weit herabflatternden Bande.

Stovanicevic schlug seinen Mantel auseinander, lüftete den Hut und sagte ernst:

„Magyarin Ferencza Romaszombat, Du stehst vor Deinem Feinde, dem Croaten!“

Ferencza that überrascht einen Ausruf und wich einen Schritt zurück, während ihre Hand nach dem Säbel zuckte.

Stovanicevic zeigte nach seiner blanken Seite, da er seine Waffe an dem Baume aufgehangen.

Sie zog die Hand wie beschämt vom Säbelgriffe zurück und frug, Stovanicevic näher tretend:

„Und wer hat Dich zu meinem Feinde — zum Feinde Ungarns gemacht?“

„Ferencza Romaszombat!“ lautete des Croaten kurze, kalte Antwort.

„Gut!“ brauste Ferencza auf. „Wenn diese Frau mit Dir spielen kann, so fordert sie Dich jetzt auf, mit ihr zu gehen, wie Du sie in jener Nacht mit einem ähnlichen Ansinnen auf Deine Seite zu bringen suchtest!“

„Zwischen damals und heute liegen sechs Wochen, Ferencza Romaszombat,“ lautete die trotzige Antwort. „Ich habe jetzt nichts mehr in Ungarn zu thun!“

„Desto mehr aber hier!“ höhnte sie. „Nicht wahr? Die Croaten müssen erst, wie die wilden Thiere des Waldes, mit bluttriefenden Worten aufgehetzt die feindlichen Grenzsteine übersetzt haben? Man muß sie erst auf unsere Fluren gejagt haben, damit sie das Land derjenigen verwüsten, die ihnen nie etwas zu Leide gethan?“

„Die Croaten werden nie einen Grenzstein übersetzen, wohl aber werden sie Leib und Leben und die Seele daneben einsetzen, wenn der Magyar das Gelüste haben sollte, herüberzukommen in feindlicher, zwingender Absicht!“

„Ich aber sage Dir, das Ungeheuer, das Du mit Deiner giftigen Zunge aus seiner Höhle an das Tageslicht gezaubert, wird Dir über den Kopf wachsen, und die bösen Geister, die Du riefst, wirst Du nicht mehr los werden! Die Vertheidigung wird zum Angriff werden, die durch Dich aufgereizte Stimmung Deines Volkes wird in ihrer wilden Aufregung da, wo von unserer Seite nur die tiefste Unthätigkeit des Friedens und der Arglosigkeit herrscht, verrätherisches und heimtückisches Zögern und Zuwarten auf einen günstigen Moment sehen. Deine Brüder werden unseren vermeintlichen finstern Plänen zuvorkommen wollen, werden den Krieg, Raub und Brand in unsere Lande tragen, Blut und Elend über Dich!“

„Ich aber sage Dir, dem wird nicht so! Wo auch immer der Beweggrund meines Handelns liegt, ich werde dafür sorgen, daß die That nicht in eine verbrecherische umschlage. Du hast mich auf Vorsicht hingewiesen: ich danke dem Feinde für die Lehre und gebe Dir mein Wort: in dem Augenblick, wo ein Croate dem Marksteine seines Landes den Rücken kehrt, um den Bruderkrieg hinüber zu spielen auf ungarischen Boden, sage ich mich von der entweihten Sache los. Das Recht stellt seine Schwerter um den Heimatherd!"

„Du großmüthiger Mann, was liegt an Deiner Umkehr? Blähe Dich nicht so sehr auf in Deinem vermessenen Hochmuthe, im Kampfe und Gedränge stehst Du nur ein einzelner Mann, und je ruhiger und kälter Du dann mahnen und sprechen wirst, desto ungehörter wird Deine Stimme verhallen im Getobe der Leidenschaft. Du hast Deinen finstern Gang schon beinahe vollendet — hier warst, hier bist Du furchtbar, — im Gedränge nicht! Deine Zunge ist es, die man herausreißen sollte aus Deinem Halse! Schiebe die Schuld nicht auf mich, brenne mir mit Deinem lauernden Blicke nicht das Brandmal der Sünde auf meine reine Stirn! Ich bin unschuldig an dem Blute, das vergossen werden wird, wenn eure wilden Schaaren sich den Weg werden bahnen wollen nach Buda-Pest! Aber noch einmal fordere ich Dich auf, Dich, den ich hassen und vernichten sollte — und bei dem Brudernamen nenne und bitte ich Dich: Bruder — halte inne — komm' mit fort!"

„Wenn der Croate auszieht, Buda-Pest zu schauen und zu erobern — früher nicht!"

„Dann nimm Deinen Säbel — wir kämpfen auf Leben und Tod! Es drückt mich manchmal, wenn ich an Deinen Abschied in jener Nacht denke, seit welcher so widerstreitende Gefühle mein Herz bewegen! Vielleicht hole ich mir für das Verbrechen, daß ich Dich nicht so hasse, wie ich den Feind meines Vaterlandes hassen sollte, Absolution in Deinem Blute!"

Ferencza schien es Ernst zu sein mit dem Kampfe, den sie in ihrer Exaltation als eine Art Gottesgerichtskampf ansah, der darüber entscheiden sollte, welche Sache die gerechte sei: ob die ihre, oder die ihres Gegners, auf den sie nun wirklich mit der Waffe eindrang.

„Keine unzeitige Großmuth!" rief sie, als sie sah, daß sich ihr Gegner darauf beschränkte, in der Defensive zu bleiben und die Streiche, die sie mit ihrem Säbel gegen ihn führte, mit seiner Waffe aufzufangen.

Wenige Augenblicke und die männliche Kraft siegte über die weibliche — Ferencza war entwaffnet.

Klirrend stürzte ihr Säbel zu Boden, Stovanicevic warf sich auf ihn, hob ihn auf und bot ihr ihn knieend, indem er leidenschaftlich ausrief:

„Ferencza — ich selbst überreiche Ihnen wieder das Gerichtsschwert über mich, das Ihnen nicht meine Geschicklichkeit, sondern nur der Zufall entwunden hat! Brauchen Sie es wider mich, wenn Sie wollen — ich räume Ihnen freiwillig das jus gladii über meinen Kopf ein! Wenn Sie hören, daß eine Croatenschaar den ungarischen Boden in feindseliger Absicht betreten hat, und ich bin binnen dreimal vierundzwanzig Stunden nicht bei Ihnen, nicht mit Kopf, Hand, Zunge und Herz zu Ihrer Verfügung, dann kommen Sie wieder! Meine Schuld, mein gebrochenes Wort wird mich Ihnen entgegen jagen und Sie werden mich leicht finden — dann stoßen Sie mir diese Waffe in das Herz! Jetzt aber lassen Sie mich ziehen, — verlangen Sie nicht, daß ich wie ein Schurke überlaufe bei Nacht und Nebel, — ohne Grund und Ursache! Ich muß hinter dem Pfluge gehen, den ich geschmiedet, und ausharren, so lange er nicht zum Mordwerkzeuge mißbraucht wird. Ueben Sie Gnade, Ferencza!“

Stovanicevic sah das unschlüßige Weib flehend an. Beider Blicke begegneten sich — Ferencza kämpfte einen Augenblick lang mit sich selbst, dann nahm sie den Säbel aus der Hand des Croaten und rief, ihn über des Letzteren Haupte schwingend:

„Ich rufe die friedliche Nacht, ich rufe diesen heiligen Grenzstein zum Zeugen Deines Wortes an!“

Stovanicevic neigte den Kopf, Ferencza warf den Säbel in die Scheide, machte zum Abschiede eine leichte Handbewegung gegen Stovanicevic, warf sich auf das munter aufwiehernde Roß, in einigen Augenblicken drang nur noch langsam verhallender Hufschlag an das Ohr des einsam zurückgebliebenen Croaten.

Was dieser, von blinden Rachegedanken umfangen, gar nicht in's Auge gefaßt hatte, trat nur zu bald ein — zu bald nur bewährte sich die Prophezeihung der Magyarin.

Die Führer der croatischen Bewegung beschlossen, offensiv zu Werke zu gehen, den Bruderkrieg hinüberzuspielen auf ungarischen Boden.

Es schauerte Stovanicevic, wenn er an Das dachte, was mit sein Werk war! Wenn jetzt tausende von Männern hinausgejagt wur-

den in blutigen Kampf, wo vielleicht, wenn man hätte Mäßigung walten lassen, wenn sich keine Schürer des Bruderzwistes gefunden hätten, Alles hätte ausgeglichen werden können, — war er es nicht gewesen, der daran mitgearbeitet hatte, dieses unheimliche Resultat zu Stande zu bringen? Wie bald mußte den einfachen, nüchternen Männern, die man da in einen wilden Bruderkampf hineinhetzte, das Fantom der Nationalität, für das sie jetzt berauscht Gut und Leben einsetzten, zu einer verwitterten, zerfaserten Fahne werden, die ihnen endlich keinen Halt mehr geben konnte, die wie ein Irrwisch vor ihrem enttäuschten Blicke verschwinden mußte! Und dann standen sie vielleicht auf fremder Erde — hundert Meilen von dem Heimatherde und verwünschten die Verführer!

Schon war die Grenze an mehreren Orten überschritten, die Flammen verwüsteter magyarischer Dörfer, das Geheul der wehrlosen Flüchtlinge, das Rachegebrüll der sich vor der Uebermacht zurückziehenden Männer bezeichnete den Weg, den die Croaten nahmen.

Die Gefährten Stovanicevic's auf dem Zuge von Wien nach Ungarn hatten ein Freicorps organisirt, dessen Kern sie bildeten, und mit dem sie, den regulären Abtheilungen voraneilend, den Kampf auf eigene Faust führen wollten.

Stovanicevic erschien an dem Abend, an welchem sie ihren letzten Schlaf auf croatischem Boden thun wollten, unter ihnen, und wurde mit jubelnden Zivio's empfangen.

Man führte ihm ein prächtiges Pferd vor, und erwählte ihn durch Acclamation zum Anführer des Freicorps.

Er aber wehrte ihre Huldigungen ab und sagte:

„Was wollt Ihr thun? Warum wollt Ihr den Angriff nicht abwarten? Warum wollt Ihr voreilig mit Mord, Brand und Verheerung über die herfallen, die Euch bis zur Stunde nichts gethan haben? Warum wollt Ihr den Namen Croate zu einem in Ungarn gefürchteten und gehaßten machen, ehe die äußerste Nothwendigkeit Euch dazu zwingt?“

„Wo hast Du Dein zartes Gewissen aufgelesen?“ warf man dem zu besonnenem Zuwarten Mahnenden höhnisch ein.

„Woher diese plötzliche Umkehr?“ ließen sich Andere vernehmen.

Stovanicevic mußte sich sagen, daß der Stachel in den Aeußerungen, die gegen ihn fielen, seine volle Berechtigung habe, und er verzweifelte auch daran, den Sinn seiner Landsleute im entscheidenden Augenblick zu wenden, nachdem er redlich das Seinige dazu beigetragen, ihre Anschauungen zu verwirren.

Doch wollte er noch einen letzten Versuch machen und rief in nahezu flehendem Tone, sein Wort an die älteren Mitglieder der Schaar richtend:

„Ich beschwöre Euch, Landsleute, laßt Weib und Kind nicht in Stich, um einem vermeintlichen Feinde entgegenzugehen, der Euch vielleicht noch im letzten Augenblicke die Hand zum Ausgleiche bieten wird! Und wenn Ihr schätzebeladen heimkehrtet, die Schätze würden Euch unter den Fingern brennen und verschwinden — Eure Weiber werdet Ihr, wenn Ihr überhaupt zurückkehrt, verkümmert in Gram und Kummer um Euch, Eure Kinder verwildert finden, und in den Ohren wird Euch der Verzweiflungsruf Derer nachgellen, über die Ihr Elend gebracht habt!“

Die Schaar schwankte — da schrie einer der Jüngsten aus derselben, die Faust gegen Stovanicevic ballend:

„Du Wetterhahn, pfeifst Du jetzt so? Vor einigen Tagen hast Du noch ganz anders gesprochen! Da fordertest Du uns auf, die Sensen zu wetzen und Kugeln zu gießen gegen den Erbfeind — he, hast Du das vergessen, Du Zweizüngler? Traut ihm nicht mehr, Brüder, er ist von den Ungarn erkauft und will im Trüben fischen!“

Die ganze Schaar brach in Verwünschungen und Verdächtigungen gegen Stovanicevic aus, der die letzteren nicht entkräften konnte, weil er seinen Anklägern die Geschichte der geheimnißvollen Wandlung nicht erzählen konnte, die unter Ferencza's Einfluße über sein Inneres hereingebrochen.

Die Scene gestaltete sich so wild, daß zuletzt Stovanicevic sich am Leben bedroht sah.

Es wurden Stimmen laut, man solle ihn binden und als Kriegserklärung in die erste magyarische Hütte werfen, die man drüben anzünden würde.

Stovanicevic mußte alle Hoffnung auf eine Verständigung fahren lassen — es blieb ihm nichts übrig, als an seine Rettung zu denken.

Mit einem Satze war er auf dem Pferde, das man ihm vor einer halben Stunde als einstimmig erwähltem Anführer geschenkt, und an das er sich während der Unterhandlungen gelehnt.

Er drückte dem Thiere statt der Sporen die Knie in die Weichen — einige kecke Hände griffen nach den Zügeln, nach dem Gebisse aus, ja selbst die Füße des Reiters suchte man zu fassen — hätte er

einen Augenblick gezögert, so wäre er unfehlbar vom Pferde heruntergerissen worden — er aber hieb mit der flachen Klinge unter die Zudringlichen ein, daß sie auseinander stoben und ihm freie Bahn ließen — und fort war er!

Einige Schüsse knallten hinter ihm drein, dienten aber nur dazu, dem braven Renner heiß zu machen und ihn zu energischem Sturmgalopp anzufeuern.

Stovanicevic ritt einige Stunden und verbrachte den Rest der Nacht in einem Walde, die Zügel des Pferdes um seine Hand gewunden, um für alle Zwischenfälle vorbereitet zu sein.

Mit Sonnenaufgang setzte er seinen forcirten Ritt in der Richtung des Schlosses Romaszombat fort.

Ueber Stock und Stein ging's, ohne Rücksicht auf Straße, Graben, Zaun und Feld — soweit es überhaupt dergleichen künstliche Linien und Hindernisse gab, und die Pußta nicht dem einsamen Reiter ihre schranken- und endlose Fläche öffnete.

Noch eine Nacht wurde im Freien zugebracht, und dann abermals mit dem Frühesten aufgebrochen.

Da — gegen Mittag war es — gewahrte Stovanicevic in der Ferne eine dichte Staubwolke, die sich, während er einen Augenblick anhielt, in der von ihm verfolgten Richtung heranwälzte.

Stovanicevic war neugierig, was für eine Cavalcade dahersprenge, und erkannte bald in derselben das Gefolge eines Cavaliers, der auf feurigem Schimmel, auf dem Haupte den Kalpak, dem Troße voranstürmte.

Stovanicevic wollte den Zug passiren lassen, als der Anführer desselben, dessen Züge er bis dahin der Entfernung wegen nicht genau zu unterscheiden vermochte, sein Roß gegen ihn umwandte und sehr scharf nach ihm auslugte.

Stovanicevic, den dieses auffällige Benehmen befremdete, faßte den Cavalier nun gleichfalls schärfer in's Auge — in der nächsten Secunde hatte er ihn erkannt — das Erkennen war ein gegenseitiges — „vorwärts," donnerte der Cavalier seinen Leuten zu, sein Säbel flog aus der Scheide, und während er blitzend durch die Luft schwirrte, erhielt das Roß die Sporen und der Trupp flog wie im Sturm gegen den Croaten daher.

Blitzschnell wandte nun auch dieser seinen ausdauernden, leichten Renner und es begann ein Wettjagen.

Eine halbe Stunde dauerte dasselbe, in welcher der Verfolgte und die ihm Nachsetzenden wohl eine Meile avancirten, und die Letzteren unter fürchterlichem Geschrei dem Croaten immer näher an den Leib rückten.

Das Roß des so hartnäckig Verfolgten keuchte, er selbst athmete kaum mehr — jetzt war der Verfolger dicht hinter ihm — ganz allein, von seinem Gefolge, dem er einen Vorsprung abgewonnen hatte, getrennt — jetzt war er neben ihm — im folgenden Augenblick kreuzten sich schon Beider Säbel, ein echtes Reitertournier wurde ausgefochten, hoch zu Roß.

Stovanicevic hielt sich wacker, nichts destoweniger lag er nach einer Minute auf dem Felde — und gleichzeitig mit ihm stürzte todtmatt auch sein Thier zusammen.

Der Cavalier saß ab und winkte seinen Leuten, die den Kampfplatz inzwischen umzingelt hatten, ein Gleiches zu thun.

Das Gefolge des Edelmannes mochte wohl an dreißig Köpfe zählen, darunter Leute, die ihrem Costum und vornehmeren Aussehen nach entweder höhere Hausofficiere oder Edelleute geringeren Ranges waren, die das Gefolge des mächtigen Gönners vermehrten, um es glänzender erscheinen zu lassen.

An diese hervorragenden Männer seines Gefolges wendete sich der Cavalier mit den Worten:

„Tretet um mich her, meine Freunde, und leiht mir Euren Beistand zu meinem Gerichte! Ich klage diesen Mann," — der Ungar zeigte mit der Hand auf Stovanicevic, dem die Diener mittlerweile den Säbel entrissen hatten, der aber nichts destoweniger stolz und ungebeugt vor seinem Feinde stand und ihm fest in's Auge sah — „ich klage diesen Mann der Felonie und Verrätherei an! Ich habe sichere Nachrichten, die ihn bezichtigen, in Croatien den Aufruhr gegen das magyarische Mutterland angefacht und geschürt zu haben. Der Einbruch der irregeleiteten croatischen Brüder an mehreren Punkten der Grenze ist zum großen Theil das Werk dieses Mannes. Ich frage Euch jetzt Freunde, welches Los verdient der Mann, der den Bruder gegen den Bruder aufhetzt? Ich frage Euch ferner, wenn dieser Mann im Herzen unseres Landes angetroffen wird, was kann da sein Handwerk sein als Spionerie? Verdient aber der Spion nicht den Tod?"

„Den Tod!" lautete der beifällige Ruf.

„Allerdings den Tod!" wiederholte der Cavalier. „Aber als ver-

irrter Bruder hätte er in solchem Falle doch noch immer Anspruch auf unser Mitleid und wir könnten ihn eines ehrlichen Todes sterben lassen, — wir könnten ihm eine Kugel schenken, ohne unsere Geschoße zu entweihen! diesem Manne gehört aber keine ehrliche Kugel! Das ist der Elende, der den Postzug überfiel, mit welchem ich und mein edler Freund Romaszombat von Wien nach der Heimat zurückkehrten — das ist der Mann, der die Frechheit hatte, der Baronin Ferencza Romaszombat, meiner Braut, das Ansinnen zu machen, mit ihm zu fliehen! Ich frage Euch, Freunde, verdient der Mann, der sich solches herausnahm, eines ehrlichen Todes zu sterben?"

„Nein! nein!" schrieen die Parteigänger des Cavaliers, „an den Galgen mit ihm!"

„Ihr habt meinem Gedanken Ausdruck gegeben!" rief der Cavalier befriedigt. „Richtet Eure stärkste Lagerstange auf dieser Stelle auf! Eine Klafter hoch von der Erde soll er hängen, damit er freie Aussicht hat in das schöne Magyarenland, das er so gerne verrathen hätte. Auch wollen wir nicht so grausam sein, ihm selbst im Tode den letzten Trost zu versagen — hängt ihn mit dem Gesichte gegen das Schloß Romaszombat — wenn er ein scharfes Auge hat, mag er sich in seiner letzten Minute an dem Anblicke der Mauern laben, welche die Göttin seiner stolzen Träume umschließen!"

Der Galgen war aufgerichtet, die geschäftigen Diener waren bereit, Stovanicevic die letzte Extrapost zu bestellen.

„Eine Klafter hoch soll er hängen!" wiederholte der Baron Sarolta. „Setzt ihn auf sein eigenes Roß — Du, Josika, bist ein geschickter Bursche — steige mit ihm auf!"

Josika, ein wild und stämmig aussehender Knecht, packte Stovanicevic mit sehniger Faust und warf ihn auf sein wieder zu Athem gekommenes Roß.

Stovanicevic erhielt die Weisung, sich auf den Rücken des Pferdes zu stellen.

Josika ordnete einige Kleinigkeiten an dem Galgen, wie sie ihm eben für die bevorstehende Exekution dienlich schienen.

Stovanicevic sah scharf, aber nicht auffallend, nach der Richtung, in welcher das Schloß Romaszombat stehen mußte.

In der That schien es ihm, als entdeckte er in weiter, weiter Ferne einen grauen Punkt, der die Haide begrenzte.

Josika machte aber bald seinen Forschungen ein Ende, indem

er ihn bei der Brust packte, um ihn in die Höhe zu heben, und dabei ausrief:

„Eine Klafter hoch, lautet der Befehl — fehlt also noch ein Schuh!"

Die Freude, Stovanicevic noch um einen Fuß höher zu heben, sollte aber Josika nicht werden.

Mit einem kräftigen Stoße warf ihn Stovanicevic jetzt vom Pferde herunter — „Hussa," rief er dem Thiere, das auf dem dreitägigen Ritte gute Cameradschaft mit ihm gemacht, in's Ohr — es machte einen gewaltigen Satz, daß die Diener Sarolta's, die im ersten Momente der Ueberraschung wohl denken mochten, das Pferd habe den riesigen Henker abgeworfen, erschreckt einige Schritte auseinander wichen — und schon saß Stovanicevic fest, schon jagte er, an den Mähnen sich festhaltend, in rasendem Galopp dahin.

Die Jagd von früher wiederholte sich, aber Stovanicevic hatte mehrere hundert Schritte Vorsprung vor seinen Verfolgern gewonnen, die erst nach ihren Pferden rennen mußten, und benützte diesen Vortheil mit Hilfe seines braven, vierbeinigen Freundes prächtig.

Lange blieb die Distanz zwischen Stovanicevic und denen die ihn verfolgten, gleich — ja, zuweilen schien es sogar, als vergrößere sie sich, und als die wilde Jagd der Verfolger Stovanicevic doch endlich näher an den Leib rückte, sah dieser zu seinem Glücke die Contouren des Schlosses Romaszombat immer klarer und deutlicher aus der einförmigen Haide aufsteigen. Vor einer halben Stunde noch in meilenweiter Entfernung von demselben, unterschied er jetzt schon das Gitterthor — die Fenster — den Park im Hintergrunde — noch einige Minuten und er hielt vor dem Schlosse — vom keuchenden Roße sich herabwerfend, flog er die Treppe hinauf — hinter sich hörte er die Verfolger absitzen, hörte das Klirren ihrer Schwerter — da trat sie ihm entgegen — sie mußte die wilde Jagd vom Fenster aus beobachtet haben — Stovanicevic beugte das Knie vor ihr und rief stürmisch:

„Gott hat mich vor ihrem Galgen gerettet, möge mich sein Engel jetzt vor ihren Säbeln und Kugeln schützen!"

Sie reichte dem Knienden die Hand und hob ihn in die Höhe — jetzt stand auch ihr Bräutigam vor ihr, während sein Gefolge den Schloßflur füllte.

„Ich verlange den Verräther!" rief der Baron von Sarolta in einem Tone, der Ferencza's ganzen Stolz wach rief.

Indem sie Stovanicevic mit ihrem Körper gegen den Griff des Ungestümen schützte, frug sie ruhig:

„Seit wann ist es Sitte im Ungarlande, Gäste auszuliefern?"

„Gäste?" brauste Sarolta zornig auf; „ist das der Titel, den Sie diesem Menschen, mir, Ihrem künftigen Gatten, gegenüber beilegen? Dann weiß ich nicht, wie ich diesen Schimpf beantworten soll! Wären Sie ein Mann, ich würfe Ihnen den Handschuh hin!"

„Mäßigen Sie sich, Baron!" fiel Ferencza dem Wüthenden mit hoheitsvoller Geberde in die Rede.

„Noch einmal!" schrie Sarolta, seiner Leidenschaft in rücksichtslosester Weise den Zügel schießen lassend; „noch einmal — geben Sie den Spion heraus, oder der Freiherr von Sarolta hat selbst zum letzten Male das Gastrecht bei Ihnen genossen und sagt sich los von jeder Verbindung mit Ihnen und dem Hause Romaszombat!"

„Wenn es Ihnen gefällt, mir den Handschuh hinzuwerfen, so bin ich bereit, ihn aufzuheben!" lautete Ferencza's ruhige, feste Antwort. „Lassen Sie des Streites genug sein, Baron!"

„Sie beharren wirklich darauf, diesem Verräther Ihren Schutz angedeihen zu lassen?" rief Sarolta zähneknirschend. „Fürchten Sie nicht den Zorn Ihres, zu meinem Unglück abwesenden Bruders?"

„Ich werde meinem Bruder gegenüber zu vertreten wissen, was ich thue! So lange er abwesend ist, fühle ich mich eben hier als unabhängige Herrin und handle demgemäß! Ich kann aber nur den heiligen Stefan bitten, er möge alle magyarischen Damen vor den Aeußerungen Ihrer Galanterie, von der Sie eben eine Probe abgelegt haben, gnädigst in Schutz nehmen."

Während sich der Freiherr von Sarolta in übelster Laune mit seinem Anhange entfernte, kam es zu ernsten Auseinandersetzungen zwischen Ferencza und Stovanicevic.

„Es war ein böses Werk, in das Sie sich verstrickt haben!" sagte Ferencza. „Doch das Gewebe ist zerrissen und zur Reue ist's noch nicht zu spät! Sie haben den Bruderkrieg anfachen helfen — stehen Sie mir nur auch bei, den Brand zu löschen! Mein Bruder ist in Paris in Angelegenheiten der Centralregierung — seine Sendung kann ihn zwei Monate fern halten — stehen Sie mir inzwischen zur Seite — helfen Sie mir das Freicorps organisiren, das ich den Croaten entgegenstellen will, wenn sie wirklich mit den Serben gemeinschaftliche Sache machen sollten gegen Ungarn!"

„Wie kann ich gegen meine Brüder das Schwert führen?“ rief Stovanicevic erschüttert! „Meine Hand müßte verdorren und verkrummen! Verlangen Sie Alles, nur das nicht, daß ich Sünde mit Sünde wegwasche! Das Wort Verräther, das man mir heute so oft an den Hals geworfen, gellt mir ohnehin noch im Ohre nach! Treiben Sie mich auf der Renegatenbahn, die ich unwiderruflich betreten, nicht noch um einen Schritt weiter! Haben Sie Mitleid mit mir — seien Sie nicht mein böser Dämon, seien Sie mein guter Geist und ich bin Ihr ergebener Sclave für immerdar!“

Die Vorstellungen des Croaten, für den ohnehin schon ein beredter Anwalt in Ferencza's Herzen das Wort führte, verfehlten nicht ihren Eindruck — Ferencza gab ihren Plan, wie eine Amazone an die Spitze eines Freicorps zu treten, auf — noch mehr, sie entschloß sich, der Collision der Pflichten, unter welcher der von ihr geliebte Mann litt, dadurch ein Ende zu machen, daß sie mit ihm Ungarn verließ, und ihm die Pein ersparte, Zeuge des Bruderkampfes sein zu müssen, der nun ausbrach, und bald die großartigsten Dimensionen annahm.

Mit den blutigen Kämpfen, die sich zwischen den Serben und den Magyaren entspannen, gingen die Plänkeleien zwischen Croaten und Magyaren parallel, bis endlich Jelacic selbst an der Spitze der regulären Truppen in Ungarn einbrach, und auf Kanischa marschirte.

Die ungarischen Minister Déak und Batthyany weilten inzwischen in Wien, um den vom Pester Reichstage zur Vertheidigung Ungarns beschlossenen Recrutirungs- und Finanzgesetzen die kaiserliche Sanction zu erwirken. Während sie auf die Audienz warteten, kam eine Monstredeputation des Pester Reichstages nach Wien, um den Forderungen der Minister mehr Nachdruck zu geben — einige Tage, und Minister und Deputation kehrten unverrichteter Dinge nach Pest zurück.

Der Dampfer, der sie der Heimat zuführte, hatte die Blutfahne aufgehißt, und blutrothe Federn ragten von den Hüten der Abgeordneten in die Höhe.

Es folgte die Abdankung Batthyany's, der Kampf zwischen dem Palatin und Kossuth, der bis dahin Finanzminister gewesen, und den der Reichstag nun als Ministerpräsidenten bestellt sehen wollte, die Wiedereinsetzung Batthyany's in seine ämtliche Stellung, die Weigerung der Generale, welche die zum Schutze Ungarns aufgestellten Truppen befehligten, gegen Jellacic zu kämpfen, die Aufforderung

des Palatins durch den Reichstag von Pest, sich selbst an die Spitze der ungarischen Armee zu stellen ....

Den Schlußstein der Wirren, die dem blutigen Conflicte vorangingen, bildet jene erschütternde Scene auf dem Dampfer Kisfaludy, an dessen Bord der Palatin sich befindet, der sich zwischen die entsetzliche Alternative gestellt sieht, entweder das von der ungarischen Nation in ihn gesetzte Vertrauen täuschen, oder die Waffen gegen sein eigenes Haus tragen zu müssen ....

Da steht der ritterliche Habsburger auf dem Verdecke des Dampfers und blickt trüb und bleich nach dem Ufer hinüber, wohin er ein Boot entsandt, damit es Jellacic herüberbringe auf das Schiff — die Unterredung mit dem Ban ist der letzte Hoffnungsanker, an welchen sich der Palatin anklammert .... der Anker aber wird zum haltlosen Halm — der Ban kommt nicht .... seine Officiere lassen ihn nicht von sich, und er selbst sagt halb im Scherze: „die Dampfmaschine könnte stärker sein als ein Ehrenwort“ .... das Mißtrauen ist schon zu weit vorgeschritten ....“

Vierundzwanzig Stunden später hat Ungarn keinen Palatin mehr .... die Revolution ist in vollem Gange.

Während die Dinge in Ungarn rollen, verbinden sich Istvan Stovanicevic und Ferencza Romaszombat im Auslande für das ganze Leben.

Der Freiherr von Romaszombat, der im November 1848 von Paris zurückgekehrt, geht in der großen Katastrophe, die über Ungarn hereinbricht, zu Grunde. Der Freiherr von Sarolta, der gleichfalls eine hervorragende Rolle gespielt, muß in das Ausland flüchten, aus welchem das junge Ehepaar Stovanicevic einige Jahre nach Beendigung der Krise nach Ungarn zurückkehrt, um zuerst auf Ferencza's Gütern, und später auf den Besitzungen, die Stovanicevic in Croatien hat, und von seiner Gemalin unterstützt, nach und nach von Schulden freimacht, zu leben.

Als im Jahre 1860 das politische Leben in Ungarn und Croatien neu erwachte, sagte Ferencza zu ihrem Gemal:

„Jetzt mußt Du Deine Schuld an mich bezahlen, Istvan! Wenn ich aus Liebe zu Dir vor zehn Jahren die Hände müßig in den Schooß legte und nicht mitthat, als Ungarn auf Tod und Leben kämpfte, so mußt Du jetzt, wo es sich in Ungarn wieder regt, das Deinige dazu thun, daß ihm von Deiner Heimat aus nicht wieder ein Hemm-

schuh angelegt werde! Du mußt Deinen ganzen Einfluß in Croatien zu Gunsten Ungarns geltend machen, und mit allen Dir zu Gebote stehenden Kräften dahin wirken, das Croatien diesmal mit Ungarn gemeinschaftliche Sache mache!"

So kam es, daß Stovanicevic Magyarone wurde und in Agram für die Zusammengehörigkeit Ungarns und Croatiens wirkte.

Die Dinge änderten sich nicht, als Ferencza im Jahre 1865 starb.

Stovanicevic blieb der Richtung, die er einmal angenommen, treu.

Wenn ihn die Gräfin von Hermannsburg jetzt von derselben abwendig machen zu können hoffte, so rechnete sie dabei wieder auf Fraueneinfluß, der sich schon einmal an ihm erprobt.

Was einmal gelungen, dachte sie, kann wieder gelingen, wenngleich sie sich nicht verhehlte, daß die Sache jetzt ihre Schwierigkeiten habe, weil Stovanicevic nicht mehr der zwanzigjährige, heißblütige Jüngling war, der er im Jahre 1848 gewesen.

Aber versuchen ließ sich's doch, und die Gräfin wollte den Versuch wagen und sich hinter ihre Nichte, die Baronin von Haimgarten, stecken, der Stovanicevic gegenwärtig in Graz, wohin er in der letzten Zeit öfter von Agram herüberkam, in so auffälliger Weise den Hof machte, daß es hieß, er würde sich demnächst mit ihr verloben.

VIII.

Im Arbeitszimmer König Wilhelms.

Berlin, welches noch vor zwei Monaten vor den Croaten zitterte, deren möglichem Besuch es mit demselben Bangen entgegensah, wie seiner Zeit Paris dem Erscheinen der Kosaken, Berlin jauchzt im Siegesrausche.

Ueberall Siegestrophäen, österreichische Kanonen, österreichische Gefangene . . . . schon spitzen Schmeichler ihre Feder, um Wilhelm I., für den sie noch vor wenigen Wochen nur ein geringschätziges „Lehmann" in Bereitschaft hatten, als Wilhelm den Eroberer anzusingen. Bismark, gegen den noch vor drei Monaten in weiten Kreisen eine beispiellose Erbitterung herrschte, ist eine gefeierte, populäre Persönlich-

keit geworden, vor welcher diejenigen ihre Weihrauchfässer schwingen, welche jubelten, als ihn einmal boshafte Provinzler auf einer Eisenbahnstation in einen Ort einsperrten, der nicht nach Weihrauch duftete. Der Don Quixote von ehedem ist mit einem Male der Held des Tages geworden, und es wiederholt sich dasselbe Schauspiel, welches Louis Napoleon vor fünfzehn Jahren der Welt gegeben. Wie man Louis Napoleon bis zum Staatsstreiche für einen completen Narren, für einen verschrobenen Querkopf gehalten, so hatte man auch Bismark jede höhere Befähigung abgesprochen und ihn im eigenen Lande für einen confusen Kopf erklärt, dem sich nur eine komische Seite abgewinnen ließ.

Der Erfolg hat beide rehabilitirt — den Attentäter von Boulogne und Straßburg, wie den ehemaligen preußischen Gesandten am weiland Bundestage, und der Erfolg ist Alles!

Heute gelten Beide für diplomatische Genie's und sie sind doch dieselben, die sie waren, als sie auftauchten, um zuerst alle Welt lachen zu machen! Heute streitet sich dieselbe Welt herum, wer von den Beiden, die man nicht genug oft zu Bajazzo's stempeln konnte, der Gescheidtere sei, welcher schließlich den Anderen in die Tasche stecken werde. Heute kann Thiers mit einer boshaften Anspielung auf Napoleon III. und sein gesunkenes Prestige sagen: „Die Regierung des Kaisers kann von sich sagen, daß sie während ihres fünfzehnjährigen Bestandes wenigstens zwei große Minister geschaffen hat, von denen aber leider keiner ein Franzose ist — Cavour und Bismark!"

König Wilhelm steht an dem Fenster seines Arbeitszimmers, das zu ebener Erde liegt, und wenn er hinaussieht, so fällt sein Auge rechts auf die erbeuteten österreichischen Kanonen, welche vor der Hauptwache aufgestellt sind, links auf das eherne Standbild seines großen Ahnen, der gleich ihm mit Oesterreich gerungen, wenn auch nicht wie er nur sieben Tage, sondern sieben Jahre . . . .

Heute wie alle Tage ist das Reiterbild des großen Friedrich von Leuten umlagert, welche mitunter weit hergekommen sind, um eine Audienz beim Könige zu erhalten. Viele dieser Bittsteller, die vom frühen Morgen hier stehen, haben originelle Landtrachten, ein jeder hält eine Bittschrift in der Hand und das Auge unverwandt auf das königliche Arbeitszimmer gerichtet.

Wenn der König, der stehend am Fenster zu lesen pflegt, wenn er nicht schreibt, zufällig einen Blick auf die Straße wirft, so benützen

die Bittsteller den günstigen Augenblick, um ihre Eingaben demonstrativ in die Höhe zu halten und durch ihre Geberden seine Aufmerksamkeit zu erregen. Mitunter ist einer oder der andere so kühn, vorzutreten, trotz der Proteste der Gensdarmen bis dicht an die Fenster des königlichen Arbeitszimmers zu avanciren und hier durch das Schwingen seiner Eingabe dem Könige anzudeuten, daß er ein Anliegen an ihn habe.

Während der Gensdarm sein storeotypes: nur immer man zuruck" ertönen läßt und den ungestümen Audienzwerber gegen das Standbild Friedrichs des Großen zurückzudrängen sucht, erscheint wohl ein Adjutant, den der König herabgeschickt hat, den guten Leuten ihre Bittschriften abzunehmen und sie darüber zu beruhigen, daß sie unfehlbar dem Könige zu Gesicht kommen und von ihm genau geprüft werden würden, wenn er auch nicht die Zeit habe, jeden Bittsteller separat zu empfangen und anzuhören.

Heute hat der König aber Wichtigeres zu thun, als auf die bittenden Geberden der Audienzwerber zu achten, von denen die Ungestümsten bis zu dem Portier vorrücken, um mit ihm wegen des Einlasses zu parlamentiren.

Das Blatt Papier, das der König heute wieder in der Hand hält, während er sinnend am Fenster steht, ist so bedeutungsvoll, daß es jenes Blatt, welches der König in Nikolsburg unterschrieben hat, eigentlich illusorisch macht . . . es ist das militärische Schutz- und Trutzbündniß, welches Preußen mit Württemberg in dem Augenblick insgeheim abschloß, wo es diesem unter billigen Bedingungen den Frieden bewilligte.

Der König hat schon ein ähnliches Blatt unterschrieben, denn Württemberg kam erst als zweites an die Reihe, nachdem Baden vorangegangen war.

Und eben jetzt trägt ihm Bismark ein drittes Blatt gleichartigen Inhaltes zu . . . . Dort geht er, und fast an derselben Stelle, wo ihn vor kaum vier Monaten die Kugel Blind's gestreift, holt er eine junge, hübsche Frau ein, die ein Notenheft in der Hand trägt.

Er grüßt lächelnd und blickt in ein heiteres, harmloses Antlitz von ausgezeichneter Schönheit.

„Ah — grüß Gott, Excellenz!" sagt die Dame mit dem Kopfe nickend und mit ihren mandelförmig geschnittenen und von herrlichen Brauen überwölbten Augen den Minister schelmisch musternd. „Wohin gehen Sie denn, Excellenz?" fährt die Dame, deren Gestalt eben so

zierlich als üppig ist, wenn ihr gleich die Höhe abgeht, um auf das Epitheton „vollendet“ Anspruch machen zu können, in prononcirtem österreichischen Dialecte fort.

„Zum König!“ lautet Bismark's unbefangene Antwort.

„Ei, das ist schön!“ lacht die Dame, eine Reihe blendend weißer Zähne zeigend, die Berlin schon an manchem Abend zu bewundern Gelegenheit hatte, die sich aber niemals glänzender präsentiren, als wenn die Eigenthümerin derselben als Selica in der Afrikanerin auftritt, wo dann die künstliche bronzeartige Hautfarbe Selica's zu dem blendenden Weiß der Zähne Pauline Lucca's einen Contrast von unvergleichlicher Wirkung bildet. „Ei, das ist schön, Excellenz — dann können wir ein Stück Weges miteinander gehen, denn ich gehe in die Probe!“

Premier und Primadonna wandern nun gemüthlich plaudernd die Linden hinab bis zum Palais Wilhelm's, wo der Premier mit leichter Lüftung des Hutes von der Sängerin Abschied nimmt, die noch einige Schritte weiter zu gehen hat, um das Opernhaus zu erreichen.

Man kann sich nicht leicht einen schärferen Gegensatz denken, als den zwischen dem Naturkinde Lucca — oder wie sie jetzt heißt, Frau von Rahden — und dem geriebenen Diplomaten Bismark, was jedoch beide nicht hindert, oft freundschaftlich miteinander zu verkehren, so daß sie sich einmal sogar gemeinschaftlich photografiren ließen.

Die Lucca ist ein solches Naturkind, daß sie einmal, als sie noch in Prag engagirt war, in einer Gesellschaft in echt wienerischem Dialekt von sich selbst sagte:

„Die Leut verlangen von mir, daß i gebildet sein soll. Mein Vater war a Pinckerljud und meine Mutter a Waschweib — wo soll denn i da die Bildung hernehmen?“

Den Anlaß zu diesem originellen Stoßseufzer gab eine Controverse, die sich auf einer Opernprobe zwischen der Sängerin und dem Kapellmeister entsponnen hatte.

Die Lucca sollte die Elsa in Lohengrin singen und der Kapellmeister machte die Sängerin aufmerksam, daß sie sich, um tiefer in den Charakter ihrer Rolle einzudringen, ein wenig um die Mythe bekümmern müsse.

„Ah, lassen's mi mit der Miethe gehen,“ trumpfte die Künstlerin den Kapellmeister ab, „was geht mi denn die Miethe an? Für die hat mein Vater zu sorgen!“

Als die klassische Antwort in weitere Kreise drang und man die Sängerin wegen derselben in Freundeskreisen scherzhaft aufzog, entschuldigte sich die Lucca wegen der Verwechslung der Mythe mit der prosaischen Miethe in der oben citirten naiven Weise, indem sie auf ihre obscure Abstammung hinwies und geltend machte, daß man bezüglich der Bildung nicht übertriebene Ansprüche an sie machen dürfe.

Während die Primadonna dem Opernhause zutänzelt, tritt Bismark beim König ein, der ihm statt aller Begrüßung den unterschriebenen Allianzvertrag mit Württemberg überreicht.

Bismark läßt dafür den Entwurf des Schutz- und Trutzbündnisses, den er mit dem bairischen Unterhändler abgeschlossen, in die Hände des Königs gleiten, indem er lachend sagt:

„Ich überreiche Eurer Majestät den Schlußstein des trotz der Nikolsburger Präliminarien faktisch geeinigten Deutschlands! Wir haben die gesammte Wehrkraft Deutschlands in der Hand, ohne daß Frankreich und Oesterreich eine Ahnung davon haben!"

Ein Lächeln der Befriedigung flog über König Wilhelm's Gesicht.

„Wir leben in einer Zeit der Wunder, Bismark!" sagte der König. „Wenn vor drei Monaten Jemand dem guten von der Pfordten vorausgesagt hätte, daß er einen solchen Vertrag mit Preußen abschließen würde, er würde ihn groß angesehen und an seinem Verstande gezweifelt haben! Und nun liegt seine Unterschrift da, schwarz auf weiß, auf einem Blatte, das die bairische Armee Preußen zur Verfügung stellt — und er hat unterschrieben hinter dem Rücken seines geliebten Oesterreich, mit dem er immer so kokettirt hat!"

„Das Geschäft kennt keine Gemüthlichkeit!" meinte Bismark sarkastisch. „Baiern hat aber ein ganz gutes Geschäft gemacht. Um den Preis dieses Blattes behält es fast sein ganzes Gebiet, während es doch nur bei uns stand, uns Nürnberg, auf das wir alte, unverjährte und unvergessene Ansprüche haben, und noch manches Andere auszubitten!"

„Es sollte mich wundern, wenn von der Pfordten an dieser Unterschrift nicht stirbt!" bemerkte der König.

„Requiescat in pace!" lachte der Minister. „Nachdem er mitgewirkt hat, ein Stück Geschichte zu machen, kann er wieder dahin zurückkehren, von woher er ausgegangen — auf den Lehrstuhl der Geschichte."

Bismark spielte auf die Antecedentien des bairischen Premierministers an, der vor dem Jahre 1848 Docent an der Universität München war und seine Lehrkanzel räumen mußte, als die politische und kirchliche Reaction unter dem Minister Abel in Baiern den Höhepunkt erreichte.

Damals, kurze Zeit vor dem Einzuge der Lola Montez in München, hatte der König von Baiern plötzlich die Idee, daß seine Soldaten vor dem Allerheiligsten die Knie beugen sollten, wie die französischen und österreichischen. Er hatte dabei aber Eines übersehen — daß seine Armee fast zur Hälfte aus Protestanten bestand. Hätte man nun die katholischen Regimenter zu den Feierlichkeiten commandirt, bei welchen die Kniebeugung plötzlich als unerläßlich befunden wurde, so wäre Alles glatt abgelaufen. So aber wollte man auch die Protestanten zur Kniebeugung zwingen. Die militärische Disciplin nöthigte die Protestanten zu gehorchen, und sie waren als Soldaten zu gut gedrillt, um es so zu machen, wie jener kühne russische Soldat, der es bei einer ähnlichen Gelegenheit gewagt hatte, dem allmächtigen Nikolaus, der sonst keine Opposition vertrug, zu widersprechen.

Nikolaus war mit seiner Familie um Mitternacht zur Osterfeier erschienen. Der ganze Hof und eine Deputation der Gardeofficiere war anwesend. Nach dem Evangelium ist es Sitte, daß jeder der Anwesenden vor den Kaiser hintritt, welcher ausruft: „Jesus Christus ist auferstanden!" — Darauf antwortet der Betreffende: „Ja, er ist auferstanden," und küßt den Czar auf beide Wangen. Nach der Messe umarmt der Kaiser die erste Person, die ihm begegnet. Gewöhnlich wendet er sich an die Wache, die vor der Thür auf- und abgeht. Bei dem Anlasse, von dem wir sprechen, küßte der Kaiser einen Grenadier des Garderegiments Perobratschensky, indem er ihm zurief:

„Jesus Christus ist auferstanden!"

Der Soldat antwortete:

„Nein!"

Es war ein Jude.

Von diesem Tage an wurden alle Juden in die Marine gesteckt.

Die bairischen protestantischen Soldaten fügten sich und knieten, aber der nach Außen hin unterdrückte Widerspruch loderte im Innern um so heller auf, die Empörung über den ausgeübten Gewissenszwang wurde allgemein, und die Regierung glaubte der sichtlichen Erbitterung

am radikalsten die Spitze abzubrechen, wenn sie die Opposition mundtodt machte.

Der protestantische Professor von der Pfordten war mit Thiersch der Wortführer dieser Opposition, und ihn traf daher die erste Maßregelung.

Er ging und wenige Wochen später kam Lola Montez und brachte Klarheit in die zum Aeußersten gespannte Situation, brachte aber auch den Thron des Dichterkönigs in wankende Bewegung, so daß nur seine Abdication die Monarchie retten, den muthwillig heraufbeschworenen Sturm beschwören konnte.

„Lassen Sie alle Minen springen, Bismark, daß von der Pfordten, wenn er heute oder morgen geht, einen Nachfolger erhalte, der nicht gegen uns ist!“ mahnte der König.

„Was soll der geplagte Bismark früher thun?“ warf der Premier lachend ein. „Bismark hier — Bismark dort — Bismark überall! Ist's nicht so, Majestät? Bismark soll mit Napoleon und Mensdorff fertig werden, und nun auch Baiern unter seine schützenden Fittige nehmen!“

Der König stimmte in das ungenirte Lachen seines Alter Ego wohlgefällig ein, indem er ausrief:

„Vielleicht kann ich Ihnen bezüglich Baierns einen Theil der Sorge übernehmen! Ich dächte, Hohenlohe wäre ganz der Mann nach unserem Herzen — man liebt ihn wohl nicht in München, weil man weiß, daß er zu uns neigt, aber von der Pfordten hat ihm ja die Sache erleichtert, und ihm durch die Unterschrift, die er auf dieses Blatt gesetzt, die Wege geebnet. Man muß ihn dem König als den Mann der Nothwendigkeit hinstellen!“

„Ich werde durch unsere Freunde in München das Terrain sondiren lassen!“ sagte Bismark.

Er nannte die Freunde nicht — aber war nicht Bülow ein Berliner Kind, und hatte der Berliner Pianist und Schwiegersohn Lißt's nicht direkt und durch seinen musikalischen Freund, den Schöpfer des Tannhäuser und Lohengrin, Einfluß auf den jungen König von Baiern, und zwar einen Einfluß, der zuweilen über die reine Kunstsphäre hinausging und die Politik streifte?

„Wie stehen wir mit Benedetti?“ erkundigte sich der König nach einer kleinen Pause mit einer gewissen Beklommenheit, einen Blick voll Spannung auf Bismark richtend.

Dieser schob die Schultern mit einer raschen Bewegung in die Höhe, setzte sein Glas auf und sagte, die Hände in seine Hosentaschen vergrabend:

„Sehr ernst, Majestät!"

Der König wechselte leicht die Farbe.

„Wir befinden uns seit einer Stunde Frankreich gegenüber in dem unbehaglichen Zustand von zwischen Krieg und Frieden!" fuhr Bismark fort. „Vor einer Stunde war der französische Gesandte bei mir und brachte in officieller Weise die Grenzberichtigungsfrage zur Sprache."

Ein „Ah" entschlüpfte dem König.

„Wie ließen Sie sich vernehmen?" frug er in einem Tone, aus welchem eine gewisse Bewegung und Aufregung herausklang.

„Unbestimmt — wie immer!" lautete die nonchalante Antwort. „Was vor dem Kriege in Biarritz so gut verfing, warum sollte das nicht auch nach dem Kriege und in Berlin seine Schuldigkeit thun? Wie in Biarritz, schlug ich auch heute nicht alle Hoffnungen nieder, und als Benedetti dringender wurde, und seine Anfragen strenger zu formuliren anfing, warf ich in der zwischen Euerer Majestät und mir vereinbarten Weise das Wort Luxemburg hin!"

„Das Wort ist also ausgesprochen!" murmelte der König unruhig.

„Euere Majestät brauchen sich nicht zu beunruhigen!" beschwichtigte Bismark den Monarchen. „Ich sagte nicht zu Benedetti: „nehmt Euch Luxemburg. Ich sagte blos: verhandelt wegen Luxemburgs mit dem König von Holland — gibt er es Euch, sagen wir vielleicht nicht nein, wenn Ihr mit dem Länderbrocken den Franzosen den Mund stopfen zu können glaubt!"

„Es wird böses Blut in Deutschland machen, wenn wir, jetzt die natürlichen Schutz- und Schirmherren Deutschlands, Luxemburg aufgeben!" sagte der König. „Wie stimmt dieses Aufgeben Luxemburgs mit meinem Worte: kein Zoll breit deutscher Erde, kein deutsches Dorf? Wird man mir nicht Wortbruch vorwerfen? Ich fürchte, Bismark, Sie haben mich mit diesem Luxemburg auf eine abschüssige Bahn gelenkt!"

„Majestät nehmen die Sache viel zu ernst!" fiel Bismark dem unmuthig mit dem Kopfe schüttelnden König fast in die Rede. „Frankreich hat Luxemburg noch nicht — aber wir haben ihm einen Knochen zwischen die Füße geworfen, den es nun beschnüffeln wird! Wir haben

dem Kaiser zu verstehen gegeben, wie wir die Grenzregulirungsfrage verstehen! Unsere Antwort lautet in delicater Form: wir geben ein für allemal nichts von dem Unserigen — vielleicht drücken wir ein Auge zu, wenn der Kaiser etwas von Fremdem nimmt!"

„Aber wir weichen doch zurück, wenn wir zulassen, daß er gerade dieses Fremde nimmt!" wandte der König besorgt ein, indem er in nachdenklicher Haltung einen Gang durch das Arbeitszimmer machte. „Ja, wenn unsere Soldaten nicht in Luxemburg stünden!"

Bismark hielt in legerer Haltung mit dem Könige gleichen Schritt und sagte:

„Indem wir Luxemburg anklingen lassen, behalten wir uns immer noch die feine Distinction zwischen der Provinz Luxemburg und der von den Preußen besetzten Festung Luxemburg vor. Wenn der Kaiser die erstere von Holland erwirbt, steht er immer noch vor der von Preußen besetzten Festung."

„Wenn wir so denken, dann haben wir den Conflict mit Frankreich nur verschoben!" meinte der König.

„Allerdings!" fiel der Premier lebhaft ein, „aber wir haben Zeit gewonnen! Und wer weiß, wie wir Luxemburg später in unserem Interesse ausnützen können. Wir haben vor wenigen Tagen unseren Verbündeten die Grundzüge des deutschen Nordbundes mitgetheilt. Ueber diese Grundzüge wird in zehn, zwölf Kammern berathen werden, die Gemüther werden sich erhitzen in Berlin und anderwärts — vielleicht schaffen wir uns in Luxemburg einen Einigungspunkt! Vielleicht können wir es in Jahr und Tag als die archimedische Schraube betrachten, um das Einigungswerk zu rascherem Abschlusse zu bringen! Es schadet nicht, wenn wir eine gewisse Wolke auf dem Horizonte in Permanenz erhalten! Deutschland braucht einen Wauwau, der es zusammenschmiedet — vielleicht wächst sich Luxemburg zu einem solchen heraus!"

„Wohl sehe ich, daß Sie Recht hatten, als Sie sagten, wir befänden uns wieder zwischen Krieg und Frieden!" gab der König seiner unbehaglichen Stimmung Ausdruck. „Ich gestehe, ein frischer, fröhlicher, schneller Krieg wäre mir lieber als dieses Hangen und Bangen zwischen Krieg und Frieden! Es ist gut, daß Manteuffel in Petersburg ist! Haben Sie Benedetti gegenüber betont, daß wir Rußland unter allen Umständen an unserer Seite haben?"

„Allerdings! es machte ihn etwas kleinlaut — aber nur etwas! In diesen Franzosen steckt ein Hochmuth, den man ihnen erst nach und

nach austreiben muß! Sie glauben, daß die Zeit still steht, und daß sie immer noch die erste, führende Nation in Europa sind! Benedetti ist ein getreuer Dolmetsch dieser veralteten Anschauungen, fing gerade so an, als ob er die Sache bruskiren wollte — erst meine Hinweisung auf Rußland setzte ihm einen Dämpfer auf."

„An Benedetti sehen wir am besten, wie zäh Frankreich an seinen Prätensionen hängt!" sagte der König. „Sein Ingrimm wird alle Schranken durchbrechen, wenn es erst einmal zur Kenntniß der geheimen Allianzverträge kommt, die wir mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen haben, wenn es erst inne wird, daß wir ihm mit einem Male das Terrain verrammelt haben, auf dem es noch heute seine Hebel mit Erfolg gegen uns ansetzen zu können hofft. Mein Urgroßvater müßte seine große Freude daran haben, wenn er sähe, wie wir der französischen Anmaßung einen Riegel vorgeschoben haben, indem wir sagten: bis hieher und nicht weiter!"

Der König spielte mit dem Schlußsatze seiner Rede auf das Wort seines Ahnherrn Friedrich's des Großen an, der in richtiger Voraussicht der deutschen Zukunftsmisere zutreffend gesagt hatte:

„Elsaß und Lothringen, vom deutschen Reiche losgerissen, haben die französische Herrschaft bis an den Rhein erweitert und es wird nun gewünscht, sie diesen Strom entlang zu führen. Was thut die Staatskunst Frankreichs, um zur Universalmonarchie zu gelangen? Sie streut die Samenkörner der Zwietracht unter die Reichsfürsten, sie versteht es, die Freundschaft der Souveräne zu gewinnen, die sie braucht, und listiger Weise die Interessen der Kleinen gegen die Mächtigen zu unterstützen. Die meisten der jetzigen Fürsten Europa's sind so thöricht, wie einst die Griechen, die, eingeschläfert in verderbliche Sicherheit, es versäumten sich mit ihnen Nachbarn zu vereinen, und dadurch ihren sonst unvermeidlichen Untergang abzuwenden."

„Einen Rheinbund wenigstens soll Frankreich nicht wieder zu Stande bringen!" bemerkte Bismarck mit einem sarkastischen Lächeln. „Und daß ihm die Idee eines solchen vorschwebte, als es in Nikolsburg auf die Aufstellung einer chinesischen Scheidemauer zwischen Nord- und Süddeutschland drang, das ist gewiß. Hier hat es einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Will es einmal, auf die süddeutschen Höfe und die Antipathien, die in Süddeutschland zur Stunde noch an vielen Stellen gegen Preußen bestehen, spekulirend seine, Hände in die deutschen Händel mischen, dann halten wir ihm die Blätter entgegen, davon

Euer Majestät eben eines unterschrieben haben, während jenes, das ich jetzt mitgebracht habe, nur auf diese Unterschrift wartet, um rechtsverbindlich zu werden. Dann zeigen wir auf die chinesische Mauer hin, die wir ein für alle Mal zwischen Deutschland und Frankreich aufgerichtet haben. Ist der Kaiser klug, so nimmt er die Sachen wie sie liegen, verschmerzt sein Fiasco und desavouirt Benedetti und die Rheinfrage, die dieser in seinem Unmuthe über unsere Erfolge so brüsk aufgeworfen hat. Und ist diese Frage nur diesmal noch beseitigt, so wird es unsere Sorge sein, Deutschland so hinzustellen, daß sie nie wieder gestellt werden kann! Ich bin der guten Hoffnung, daß Prinz Eugenius, der edle Ritter, schließlich doch noch Unrecht behält mit seiner Prophezeiung!"

Bismark schwebte, als er so sprach, die Aeußerung vor, die Eugen von Savoyen nach der Einverleibung Straßburgs in Frankreich im Jahre 1714 that, und die lautete:

„Seit der Annexirung von Metz und Straßburg ist selbst der beste Friede mit Frankreich ein stummer Krieg geworden. Seitdem durch jene Erwerbungen deutscher Lande durch Frankreich die politischen Verhältnisse Europa's für alle künftigen Jahrhunderte gründlich verdorben worden, läßt sich sehr leicht berechnen, daß Frankreich immer weiter gehen, und bei jeder Gelegenheit den Rhein zur Grenze verlangen wird."

„Ich höre von Zeit zu Zeit den alten Sanguiniker Bismark gern!" sagte der König mit einem freundlichen Lächeln, seinen Premier auf die Schulter klopfend.

„Wenn Majestät schon den Faust citiren, so lassen Sie mich doch lieber den Mephisto sein!" lachte Bismark. „Als Mephisto habe ich wenigstens ein Recht zu sagen: wird Frankreich unverschämt, beharrt es auf der von Benedetti aufgeworfenen Grenzregulirungsfrage im Sinne Benedetti's, der darunter die Rheinfrage versteht, so stellen wir die Elsaßfrage. Wurst, wider Wurst, würde mein Collega, der Kriegsminister, vielleicht sagen, wenn er zufällig da wäre!"

Der König mußte über die Anspielung Bismark's auf die bekannte Aeußerung Roon's in der Kammer: „das ist mir Wurst," herzlich lachen.

„Stellen wir aber erst die Elsaßfrage," fuhr Bismark nach einer kleinen Pause, währenddem er die Heiterkeit des Königs getheilt hatte, ernster fort, „dann kann es den Franzosen leicht ergehen, wie es ihnen vor vierhundert Jahren erging, als sich ihr guter König Karl VII.

von der Jungfrau von Orleans Gnaden, für den kleinen Dienst, den er dem deutschen Kaiser Friedrich III. geleistet, auf echt französische Art bezahlt machen wollte, indem er plötzlich auch eine Grenzregulirungsfrage stellte und die natürlichen Grenzen für Frankreich reclamirte, was damals so viel hieß, als: der Rhein, Elsaß, Metz, Toul und Verdun!"

Kaiser Friedrich III. von Deutschland hatte Karl VII. von Frankreich um einige tausend Söldner gegen die Schweizer angegangen, dieser warf aber statt den erbetenen fünftausend Franzosen deren dreißigtausend in die Rheinlande und sagte:

„Frankreich müsse das Land bis an den Rhine haben und er forchte die deutschen Fürsten nit, die wulle er slagen, einen und nacher den andern."

Um die Deutschen zu ködern, spiegelte er ihnen vor, „er wolle für die deutsche Freiheit gegen das Haus Oesterreich streiten, welches kleiner werden, und dem man in Ungarn und Böhmen ein Spiel spielen müsse, dessen es sich nicht versehen."

Aber Karls VII. Locklied verfing nicht, die deutschen Rheinlandsbauern erhoben sich der französischen Ländergier gegenüber wie ein Mann, und der Chronist sagt:

„Die französischen Schälke flohen bald gar dick, und ließen sich ihrer ein Theil niederschlagen ohne Wehr, gleich als eine gebundene Kuh."

„Ja, ja, meine Generale und Officiere würden es nicht ungern sehen, wenn Benedetti recht rumorte, und uns zwänge, wirklich die Elsaßfrage aufzustellen!" sagte der König lächelnd. „Meine Officiere können den guten Franzosen keinen rechten Geschmack abgewinnen. — Major von Stuck, welchen der Prinz August von Würtemberg von Prag, wo er vorgestern mit der Gardecavallerie und Gardeartillerie angekommen ist, mit Depeschen an mich abgeschickt, erzählte mir, als ich ihn gestern in später Abendstunde empfing, Drolliges über den kurzen Aufenthalt Benedettis in dem böhmischen Städtchen Hohenmauth. Sie erinnern sich an den Ort, der unser erstes Nachtquartier nach der Schlacht von Sodowa war!"

„Sehr gut, Majestät!" erwiederte Bismark lächelnd. „Wir waren ja vierundzwanzig Stunden in dem Neste und ich empfand dort eine solche Langweile, daß ich, als ich die Stadt durchschlenderte, in einen Buchladen trat und nach einem neuen Roman fragte. Der Buchhändler legte mir einige Scharteken vor, und belehrte mich, daß er

mit dem Neuesten nicht dienen könne, weil er seine Literatur von dem Buchhändler in Königgrätz beziehe, der sie erst wieder von Prag verschreibe, und jetzt seien weder mit Königgrätz noch mit Prag Geschäfte zu machen."

„Das glaube ich gern!" unterbrach der König in heiterer Stimmung die humoristische Darstellung seines Ministers.

„Mir, der ich eben von Königgrätz kam, leuchtete das ganz besonders ein!" fuhr Bismark in der launigen Erzählung seines Hohenmauther Abenteuers fort. „Um dem Manne doch etwas abzukaufen, nahm ich mir aus dem Wuste alter Sachen, die er mir gezeigt, die Galathea. Sie kostete nicht viel, denn der Verkäufer wollte mir auf meinen Thaler einige ungemein schmutzige Papiermünzscheine herausgeben, wogegen ich mich feierlich verwahrte und ihn ersuchte, doch gleich lieber den ganzen Thaler zu behalten!"

Der König lachte und frug:

„Haben Sie Zeit gefunden, die Galathea zu lesen?"

„Nein — ich traf bald darauf den russischen Gesandten, der mir interessante Dinge über den Aufenthalt Benedek's in Hohenmauth erzählte, die er in dem Hause gehört, in welchem er wohnte. Kutusow sagte, daß sich der österreichische Generalissimus, der sechsunddreißig Stunden vor unserem Einzuge in Hohenmauth das Städtchen mit seinem Stabe verlassen habe, von dem Bezirksvorsteher fünfhundertfünfzig Gulden aus der kaiserlichen Kassa geborgt habe, so schlecht war es um seine Kriegskassa bestellt. Benedek war ganz gebrochen und sagte dies auch ganz offen, hinzufügend, es hätte nur noch gefehlt, daß er gefangen worden wäre! Seine Soldaten kamen so hungrig in Hohenmauth an, daß sie, da es an anderen Lebensmitteln gebrach, einen Pfefferkuchenladen auskauften und sich mit altem, trockenen Marzipan sättigten. Ein Butterhändler wurde seinen Eiervorrath von mehreren tausend Stücken in einem Handumdrehen los, die Soldaten aßen die Eier theils roh, theils stellten sie sie auf der Straße in Suppentöpfen zum Feuer, um Rührei zu bereiten. Der Ringplatz war mit Eierschalen wie gepflastert. Bei der retirirenden Armee waren alle Bande gelöst — Kutusow erzählte mir als einen bezeichnenden Zug, daß sich in einer Gaststube, die mit Militärs aller Grade vollgestopft war, ein General ein Glas Milch bestellt hatte. Ein gemeiner Soldat riß das Glas der Kellnerin vor den Augen des Generals aus der Hand und als ihm diese bemerklich machen wollte, daß die Milch für den

General bestimmt sei, sagte er sie austrinkend: pah, das ist gleichgiltig — ich habe eben so gut Durst wie der General!"

„Sie erinnern mich da, daß ich in Hohenmauth auch eine Schuld contrahirt habe!" sagte der König. „Ich habe dort für meine Equipage Pferdegeschirre requirirt — die Hohenmauther sollen nicht sagen, daß ich ihnen etwas schuldig geblieben bin!"

Der König machte eine Notiz auf ein weißes Blatt, das auf seinem Schreibtische lag. Wenige Tage darauf erhielt der Wirthschaftsbesitzer, bei welchem das Pferdegeschirr für den königlichen Wagen requirirt worden, volle Entschädigung.

„Noch einen interessanten Zug über Benedek's Aufenthalt in Hohenmauth erzählte mir der russische Gesandte!" nahm Bismarck wieder das Wort. „Als Benedek abzog, sprengte er mit seiner Suite zum Chocner Thor hinaus, offenbar in der Absicht, unsere Spione zu täuschen. Denn außerhalb der Stadt schlug er sofort auf einem schmalen Verbindungswege die Richtung gegen die Leitomischler Straße ein. Aber ich habe durch mein Geplauder Majestät abgehalten, mir mitzutheilen, was Major Stuck Eurer Majestät über Benedetti's Aufenthalt in Hohenmauth berichtete."

„Major Stuck war mit seinem Bataillon in Hohenmauth, als der französische Gesandte Hohenmauth passirte, um nach Nikolsburg zu gelangen," erzählte der König. „Er kam mit sechs Pferden und zwei Vorreitern und ließ sich im Gasthofe ein Beefsteak geben, das er nicht berührte. Während er speiste, sollten die Pferde gewechselt werden, welche unser Fuhrwesen beizustellen hatte. Der Commandant desselben war der Ansicht, daß vier Pferde auch hinreichten, Monsieur Benedetti eine Station weiter zu bringen und ging sogar so weit, die Vorreiter für überflüssig zu erklären. Seine Officiere bestärkten ihn in dieser Ansicht und sagten: er geht ohnehin nur nach Nikolsburg, um uns dort zu schaden — je langsamer er reist, je später er ankommt, desto besser! Benedetti trank eben seinen gewässerten Bordeaux, den er mit sich führt, als man ihm die Mittheilung machte, daß er sich mit vier Pferden und ohne Vorreiter behelfen müsse. Aber einem Botschafter gehören sechs Pferde und zwei Vorreiter! sagte er unzufrieden. Ja, lautet die Antwort, es sind nicht so viele Pferde entbehrlich — der Herr Botschafter müssen sich schon mit Vieren behelfen. Während Benedetti mißmuthig in dem Vierspänner Platz nimmt und der Kutscher in die Pferde peitscht, rufen unsere Officiere, die sich inzwischen

in großer Anzahl vor dem Gasthofe versammelt hatten, um Benedetti abfahren zu sehen, dem Scheidenden höhnisch nach: Adieu, Herr Benedetti — leben Sie wohl, Herr Benedetti — reisen Sie glücklich, Herr Benedetti — fahren Sie zum Teufel, Herr Benedetti!"

Nachdem König und Minister ihre Heiterkeit gezügelt hatten, frug der erstere:

„Wie stehen wir in Prag, Bismark? Was berichtet Baron Werther von dort? Geht es mit den Friedensverhandlungen vorwärts?"

„Es würde Alles glatt gehen," entgegnete Bismark verdrießlich, „wenn sich Italien nicht immer von Neuem auf die Hinterbeine stellte, stets neue Schwierigkeiten aufwürfe und Forderungen stellte, die zu den Schlappen, die es zu Land und zur See, bei Custozza und Lissa erlitten, in keinem Verhältnisse stehen. Oesterreich versteht in dieser Beziehung aber keinen Spaß, und hat den Erzherzog Albrecht von Wien wieder zur Südarmee geschickt. Die Armeecorps, die es nach Königgrätz aus Italien heraufgezogen hatte, um uns bei Wien eine neue Armee gegenüber stellen zu können, dirigirt es nun wieder nach dem Süden, wo Victor Emanuel mittlerweile nur zähneknirschend und nach langem Widerstreben dareingewilligt hat, Südtirol zu räumen und seine Armee hinter den Tagliamento zurückzuziehen."

„Man könnte die österreichische Armee ein Touristenheer nennen!" lächelte der König. „Sie wandert unausgesetzt, zuerst vom Süden nach dem Norden und jetzt wieder in umgekehrter Richtung. An unserem italienischen Alliirten haben wir aber wenig Freude erlebt. Er ist undankbar und vergißt, daß wir es waren, die ihm Venedig bei Sadova erobert haben. Was nützte es dem italienischen Kronprinzen, daß er sich bei Custozza mit beispielloser Todesverachtung auf die österreichischen Quarré's stürzte — Venedig und vielleicht selbst Italien wäre heute dahin ohne uns. Das sollte Victor Emanuel bedenken, und uns in Prag nicht durch Prätensionen aufhalten, die nach seinen Mißerfolgen auf den Schlachtfeldern keine Berechtigung haben. Wenn die Landwehr nicht wäre, die nach Hause drängte, könnte ich mit einem abgewirthschafteten österreichischen Staatsmanne sagen: „wir können warten," und es ruhig dem Kaiser der Franzosen anheimstellen, seinem Verbündeten vom Jahre 1859 den Kopf zurecht zu setzen."

„Wir wären jetzt gut daran, wenn wir auf die erste Proposition eingegangen wären, die uns Victor Emanuel durch Govone machen ließ!" bemerkte Bismark mit sarkastischer Betonung.

Er spielte damit auf die Unterhandlungen an, welche im Frühling des Jahres 1866 in Berlin zwischen dem preußischen und italienischen Cabinet wegen des zwischen beiden Staaten abzuschließenden Schutz- und Trutzbündnisses gegen Oesterreich geführt worden waren.

Victor Emanuel hatte damals, wo ihm Preußen ein solches Bündniß nahe legte, bei Napoleon angefragt, ob er sich darauf einlassen solle. Der Kaiser der Franzosen hatte zustimmend geantwortet, aber auch hinzugefügt:

„Damit man Sie aber im entscheidenden Augenblick nicht im Stiche lasse, und, nachdem Sie die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, nicht ohne Sie Frieden schließe, verlangen Sie zwei Rheinfestungen als Unterpfand. Sie haben wohl nicht so viel Soldaten, um diese Festungen besetzen zu können — aber das lassen Sie meine Sorge sein!“

Der General Govone, der von Victor Emanuel als Unterhändler nach Berlin geschickt worden war, hatte wirklich die Proposition bezüglich der rheinischen Festungen in erster Linie anklingen lassen, damit jedoch natürlich nichts weiter erzielt, als daß ihm Bismark in's Gesicht lachte.

Abgesehen von diesem kleinen Fiasco, das Govone in Berlin erlebte, war er bei dem König von Preußen gut angeschrieben.

Dieser kannte ihn noch aus der Zeit her, wo er Prinz von Preußen war, und Govone — damals noch Capitän — in einer militärischen Mission zuerst nach den Elbeherzogthümern und dann nach Berlin gekommen war.

Govone war an jenem denkwürdigen Abend bei dem Prinzen von Preußen eingeladen gewesen, wo dieser die Deputation des Frankfurter Parlamentes bei sich empfangen hatte, die seinem Bruder die deutsche Kaiserkrone zu bieten gekommen war.

Am dritten April 1849, Mittags zwölf Uhr, stand nämlich vor dem damaligen König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., die feierliche Deputation des zu Frankfurt tagenden deutschen Parlamentes, um ihm auf Grund der am 28. März in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung, und der am 29. März vollzogenen Wahl des Reichsoberhauptes die deutsche Kaiserkrone — für ihn und seine Nachfolger im Hause der Hohenzollern — erblich zu übertragen.

Am Abend desselben Tages umstanden die Mitglieder dieser Deputation den jetzigen König, damaligen Prinzen von Preußen, der

die Deputation mit einer Einladung zu einer Soirée beehrt hatte, und dann, nachdem er die Einzelnen sich hatte vorstellen lassen, ein allgemeines Gespräch mit ihnen anknüpfte, das natürlich alsbald auf das wichtige Ereigniß des Tages überging.

Auf die patriotischen Klagen der Deputationsmitglieder wegen der vom König erhaltenen ablehnenden Antwort ging der Prinz mit wohlthuender militärischer Offenheit ein, indem er ungefähr Folgendes sagte:

„Was wollen Sie, meine Herren? Können Sie dem König zumuthen, daß er seine Mitfürsten, die deutschen Monarchen, mit Krieg überziehe? Ich bin Soldat, und Sie werden mir zutrauen, daß ich mich vor einem Kriege nicht fürchten würde, aber ich kann es mir nicht als möglich denken, daß ich mit einer preußischen Armee in ein anderes deutsches Land einrücken sollte, um dasselbe zur Unterwerfung zu zwingen."

So sprach Wilhelm von Hohenzollern als Prinz von Preußen im April 1849 — und siebzehn Jahre später — im Juni 1866, war der General Manteuffel, nach Petersburg gegangen um dem russischen Kaiser die vertrauliche Mittheilung zu machen, daß König Wilhelm Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt zu annektiren und Sachsen zu mediatisiren beabsichtige . . .

Andere Zeiten, andere Vögel, andere Vögel, andere Lieder, singt ein berühmter deutscher Dichter mit einer poetischen Variante des altciceronischen: Tempora mutantur et nos cum iis — die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.

Die Worte von 1849 und die Thaten von 1866; wie weit gehen die beiden auseinander . . . .

„Wir dürfen den Kaiser der Franzosen der auf Victor Emanuel auszuübenden Pression wegen nicht zu sehr drängen!" meinte der König lächelnd. „Es könnte ihm sonst leicht einfallen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und uns wegen der Verbindlichkeit zu drängen, die wir in Nikolsburg bezüglich Nordschleswigs etwas übereilt eingegangen haben, und der wir uns daher auch in Prag nicht entziehen können!"

„Pah!" warf Bismark nonchalant hin, indem er mit seinem Nasenklemmer spielte, „wenn mir Alles so wenig Sorgen machte, wie diese Abstimmung in Nordschleswig! Sollte Napoleon Miene machen, sich darein zu mischen, so sagen wir einfach: das ist eine innere Ange-

legenheit, die nur die Friedenspaciscenten angeht, die wir mit Oesterreich allein auszufechten haben. Und mit Oesterreich will ich dieser Frage wegen schon fertig werden!“

„Es ist nur die Frage, ob Napoleon immer gute Miene zum bösen Spiele machen wird!“ meinte der König besorgt.

„Er wird sich noch ganz Anderes gefallen lassen müssen!“ rief Bismark lächelnd. „Er wird es ruhig hinnehmen müssen, wenn er von heute in einem Jahre ganz Deutschland in einem Parlamente vereinigt sehen wird!“

„Sie denken zu hoch hinaus, Bismark!“ murmelte der König. „Ja, Sie denken viel zu hoch hinaus! Es sind Nebelbilder, denen Sie nachjagen!“

„Nein, Majestät!“ unterbrach der Premier lebhaft den König. „Majestät sollten mich doch kennen, sollten wissen, daß ich kein Idealist bin! Auch heute stehe ich auf streng realem Boden, und was Sie Nebelbild nennen, ist die Fata Morgana altpreußischer Traditionen, an die ich anknüpfen will. Majestät haben gesehen, daß ich schon einmal Recht behalten habe, als ich mein vielverleumdetes Schlagwort aufstellte: Blut und Eisen. Majestät werden sich überzeugen, daß ich auch dießmal Recht behalten werde, wenn ich sage, daß man das Volk bei seinen materiellen Interessen fassen muß, wenn man es einigen will. Wenn ich das deutsche Volk, um mit einem bekannten Dichter zu sprechen, bei der Arbeit aufsuche, so werde ich es sicherlich finden. Und indem ich an die materiellen Interessen appellire, trete ich nur in die Fußtapfen der altpreußischen Staatsmänner und thue dasselbe, was diese vor vierzig Jahren thaten. Als Preußen politisch noch ganz im Schlepptau Metternich's war, sagten die preußischen Staatsmänner: versuchen wir uns die Hegemonie in Deutschland, die man uns in Wien nicht gönnt, auf eine scheinbar harmlose Art zu erobern, — und siehe da, der Zollverein entstand und gedieh, Preußen bahnte sich langsam die Führerschaft in Norddeutschland an, während der Kaiser Franz sein ganzes Heil noch in der Polizei und in der Abschließung seiner Staaten von Deutschland suchte. Metternich mußte uns unwillig gewähren lassen, wenn er sich auch sagen mochte, wo wir hinaus wollten. Und als er uns durch die Errichtung eines mitteleuropäischen Zollbundes, dem ganz Oesterreich und Italien angehören sollten, ein Paroli biegen wollte, war es zu spät — wir standen schon zu organisirt da, und die Macht der materiellen Interessen hatte sich durch die

Anziehungskraft erprobt, die Norddeutschland auf Süddeutschland übte. Im Jahre 1833 erlebte Preußen die Genugthuung, Baiern und Würtemberg dem Zollvereine beitreten zu sehen. Wer hindert uns, es heute unseren Vätern nachzumachen? Rufen wir den Süden Deutschlands in ein Zoll- und Handelsparlament, und ich bin überzeugt, er wird kommen. Und haben wir ihn erst in diesem beschränkten Parlament, ist mir um das Uebrige nicht bange!"

„Was wird Oesterreich zu dem Allen sagen?" warf der König halb im Scherz, halb im Ernst ein. „Zu diesen militärischen Schutz- und Trutzbündnissen mit den süddeutschen Regierungen — zu Ihrem Zollparlament —"

„Majestät wollen sagen, was wird Herr von Beust zu dem Allen sagen?" fiel Bismark dem Könige in die Rede.

Dieser sah ihn verwundert an.

„Majestät sollten wirklich noch nicht wissen, was man sich erzählt?" fuhr Bismark fort. „Der König von Sachsen soll seinen Premier, den er fallen lassen muß, wenn er mit uns zum Frieden kommen will, dem Kaiser von Oesterreich wärmstens empfohlen haben, der Kaiser aber soll nicht übel Lust haben, Beust zum Nachfolger Mensdorff's zu machen. Oesterreich braucht keine Rücksicht mehr auf Preußen zu nehmen, wie Sachsen — es hat schon Frieden mit uns gemacht!"

Der König sah nachdenklich vor sich hin.

„Der Mann, der mich so gern zum Kurfürsten degradirt hätte, findet also in Oesterreich ein Asyl und eine einflußreiche Stellung!" sagte er langsam. „Wir müssen auf unserer Hut sein, Bismark!"

„Beust hat Euere Majestät zum kleinen Kurfürsten degradiren wollen," rief Bismark lächelnd, „und er hat einen zweiten großen Kurfürsten aus Ihnen gemacht!"

Bekanntlich hatte der König von Preußen, als dieses im Frühling 1866 vom deutschen Bunde majorisirt zu werden Gefahr lief, ausgerufen:

„Man will mich zum bedeutungslosen Kurfürsten degradiren — aber ich lasse mich nicht degradiren!"

„Jetzt hätte der sächsische Staatsmann den großen Wirkungskreis, der ihm nach den Versicherungen seiner Anhänger fehlte, also gefunden!" sagte der König mit ironischer Betonung.

„Vielleicht führt er sich nun auch meinen Rath zu Gemüth," setzte

Bismark in ähnlichem Tone hinzu, „und verlegt den Schwerpunkt Oesterreichs nach Ofen!“

Der König stimmte in Bismark's Lachen ein und entließ dann seinen Premier.

IX.

In Olmütz.

Olmütz — verhängnißvolles Wort!

Was hat sich nicht Alles in den letzten Jahren in der mährischen Festung zugetragen!

Im Jahre 1850 wurde Preußen in Olmütz am grünen Tische von Oesterreich besiegt — der preußische Premier Manteuffel räumte dem österreichischen Minister Schwarzenberg in Olmütz friedlich das Feld und die österreichische Nordarmee, die seit Monaten in Böhmen unter dem Commando des Erzherzogs Albrecht gegen Preußen concentrirt war, ging ohne Schwertstreich und Kanonenschuß nach Hause, Manteuffel sprach das nachher als humoristisches Schlagwort berühmt gewordene: „Der Stärkere weicht zurück.“ Alles löste sich scheinbar in Wohlgefallen auf.

Aber nur scheinbar, denn Preußen vergaß Olmütz und die diplomatische Demüthigung, die ihm Oesterreich dort bereitet, nie. Es kehrte scheinbar als reuiger Sohn in den deutschen Bund zurück, aber fortan war der geheime Gedanke, der seine Politik leitete: „Wir müssen Oesterreich ein Olmütz bereiten!“

Im Jahre 1853 erhob sich vor den Thoren von Olmütz das große österreichische Lustlager, in welchem der Kaiser von Oesterreich den dritten Theil seiner Armee dem Kaiser von Rußland vorführte.

Beide Kaiser waren damals noch in bester Harmonie — fünfzig tausend Mann rückten vor dem Czar an einem herrlichen September-Sonntage auf der großen Ebene zwischen Wisternitz und Teinitz zur Kirchenparade aus.

Aus den hundert mit Truppen belegten Ortschaften um Olmütz herum wimmelte es heraus von Reitern und Fußtruppen, die sich auf

bestimmten Sammelplätzen zu größeren Körpern einten, um sodann regiments- oder bataillonsweise auf den Paradeplatz zu ziehen. Alle Straßen und Fahrwege waren mit Truppen bedeckt, frischgrünes Laub schmückte jeden Helm und jeden Tschako und zwischen den militärischen Zuzügen wimmelte es von Spaziergängern, die alle dem Paradeplatze zuströmten.

Die schöne und vornehme Welt von Olmütz hatte alle Fiaker, Einspänner, Brummer, Neutitscheinken und Wurstwägen, welche im ganzen Umkreise zwischen Müglitz und Prerau aufzutreiben waren, mit Beschlag belegt. Die Passage zum Burgthore heraus starrte von Menschen; neben den eleganten Toiletten der Städter machte sich die Hanna durch ihre halbe Bevölkerung, die sie nach Olmütz gesandt, geltend. Da war der Urhannak zu schauen in breiter, leinener Hose, mit dem rohen Schafspelz und dem ungeheuren runden Hute, dessen Riesenkrempe einen Durchmesser von zwei, drei Schuhen hat. Da der erste Regen, der einen solchen Hut trifft, hinreicht, die Krempe derart zu biegen, daß sie vorn und hinten in steiler, endloser Abdachung niederfällt, so gewährt ein solcher Hannak einen eigenthümlichen Anblick. Die vorn niederhängende Krempe reicht bis an die Brust, und verdeckt das Gesicht, während die rückwärtige Krempenabdachung den Rücken unsichtbar macht, so daß man von der ganzen Gestalt fast nur den Hut und die zappelnden Füße sieht. Auf der mittleren Höhe der Civilisation steht der Hannak, der eine knappe rothe Hose, hohe Stiefel, eine grüne Jacke und einen langhaarigen Filzhut trägt. Auf dieser Culturhöhe ist der Hals immer noch bloß. Den höchsten Grad der Hannacultur aber repräsentirt der Dandy der Hanna, der sich zwar noch nicht von der rothen Hose und den hohen Stiefeln emancipirt hat, die grüne Jacke aber durch einen modernen Rock oder Paletot ersetzt, und ein schwarzseidenes Halstuch um den Hals geschlungen hat.

Zuweilen geräth das bunte, dem Paradeplatze zuströmende Durcheinander von Truppen, Reitern, Wägen und Fußgehern in's Stocken, dann schiebt es sich wieder ein gutes Stück weiter, bis es sich zu Ort und Stelle durchgerungen, wo sich die Wägen zu einer Wagenburg formiren, vor welcher zwanzig, dreißigtausend Menschen eine lebende Mauer bilden. Im ersten Treffen dieses Menschenknäuels steht die liebliche Frauenflora von Olmütz. Da rauscht es von Seide und Sammt, da flattern die Schleier, da schimmern die farbigen Sonnenschirme, da spielt der Morgenwind mit den Locken herrlicher Frauenbilder.

Noch sieht man in der Tiefe des riesigen Blachfeldes, wenn man den Blick gegen Wisternitz hinlenkt, nur unbestimmte, weißschimmernde Massen, von grünbebuschten Feldzeichen überwallt, und von einem weißen Lichtschimmer überstrahlt, der die Bajonnete markirt . . . jetzt rückt die ganze Truppenmasse vor, 64 Bataillone stark . . . die eilf Reiterregimenter, die das Lager beherbergt, schwenken auf und nehmen in endloser Linie Aufstellung mit der Front gegen Olmütz. Ihnen nach rasseln hundertzwanzig Kanonen.

Das war die letzte große Parade, welche am 25. September 1853 die österreichische Armee vor dem Czar aller Reußen hielt.

Von den Generalen, welche damals den Kaiser von Oesterreich neben den Erzherzogen Carl Ferdinand, Carl Ludwig, Josef, Rainer und Ernst in erster Linie umgaben, sind die meisten todt: Wratislaw, Windischgrätz, Jelacic, Schlick, Nugent — alle sind nicht mehr. Heß und Clam-Gallas allein sind die Ueberlebenden.

Mit dem Lager von Olmütz hatte der militärische Glanz Oesterreichs gleichsam seinen Höhepunkt erreicht. Die österreichische Armee schien eben so unüberwindlich wie die Intimität Oesterreichs mit Rußland unzerstörbar.

Als da auf dem Felde von Wisternitz die dreiunddreißig Musikkapellen zuerst die russische und dann die österreichische Hymne anstimmten, während tausend Tambours dazu den Generalmarsch schlugen und hundert Fahnen und Standarten sich senkten, schien es, als wären die beiden Reiche, deren Herrscher hier die große Revue abhielten, ein Herz und ein Sinn.

Und ein Jahr später organisirt Heß die Aufstellung der österreichischen Armee gegen Rußland in Galizien, und diese schöne Armee trifft, ohne daß sie dazu käme einen Schuß zu thun, die erste Schlappe.

Die Cholera und der Typhus decimiren sie in Galizien, das zu einem großen Friedhofe wird. Einzelne Regimenter ließen fünf bis sechshundert Todte in dem unwirthlichen Lande.

Und wieder ein Jahr, und der Kaiser von Rußland, tief gereizt durch die Haltung, die Oesterreich gegen ihn im Krimmkriege angenommen, sagt eines Tages zu Kisselew, indem er ihn zu einer Büste Sobiesky's führt:

„Sag' mir, Kisselew, willst Du einen größeren Narren kennen lernen, als dieser Sobiesky war? Dann sieh' mich an! Er hat

Oesterreich von den Türken befreit — ich habe es von den Ungarn befreit!"

Und noch ein Jahr und Nikolaus liegt auf dem Sterbebette.

Sebastopol hat ihm das Herz gebrochen — der stolze Mann will es aber nicht gestehen und sagt zu seinem Vertrauten wenige Stunden vor seinem Tode:

„Oesterreich's Undank ist mit an meinem Tode schuld!"

Ueber die schöne Armee, die 1853 auf dem Felde bei Olmütz vor dem Czar defilirt, bricht die Katastrophe von 1859 herein.

Die Schlacht von Magenta geht verloren — wie man sagt, durch Clam's Verschulden.

Was aber jetzt kommt, beruht auf keinem „man sagt", ist vielmehr eine verbürgte, unanfechtbare Thatsache.

Der Feldmarschall Heß wird nach Italien geschickt, um sich von dem Zustande der Armee zu überzeugen. Als er in Wien in den Fiaker steigt, der ihn nach dem Südbahnhofe bringen soll, wendet er sich zu einem General, der jetzt eine der höchsten Stellungen in Oesterreich einnimmt, und den er stets vor Anderen bevorzugt hat.

Den Freund beim Arm fassend, sagte der alte Mann mit schmerzlich bewegter Stimme:

„Es ist Alles verloren — wir könnten eben so gut in Wien bleiben!"

Sein heller Geist durchschaute die wahre Situation .... Solferino gab ihm acht Tage später Recht.

In der österreichischen Kriegscassa war überdem nur noch so viel Geld, daß man höchstens vierzehn Tage den Truppen den Sold hätte bezahlen können. Und zum Kriegführen gehört doch nach Montecuculi Geld, wieder Geld und noch einmal Geld.

Auf den blutigen Sommer von 1859 folgt der noch blutigere von 1866.

Olmütz steht wieder auf der Tagesordnung.

Von Olmütz zieht nach bedenklich langer Ruhe, in der er Zeit gehabt, sein Schwert zu wetzen, der Mann aus, von dem Oesterreich instinctartig so viel erwartet.

Man weiß nicht viel mehr von ihm, als daß er 1846 eine Polenemeute niedergeworfen und bei Solferino auf dem Flügel, den er commandirte, die Piemontesen vor sich hergejagt, aber man vertraut ihm blind.

Man hofft auf ihn, man schwört auf ihn; hundert Anekdoten feiern ihn, wenngleich kaltblütige Beobachter sich verwundern, wie ihm in Olmütz die Vorbereitungen zu dem Feldzuge die Muße gestatten, sich mit der Bartfrage zu befassen, und bei gemeinen Soldaten nach Popularität zu jagen.

Er verweilt lange in Olmütz — auch Gyulay hat 1859 viel zu lange in der Lomellina gestanden.

Und als er endlich auszieht, wer beschreibt da die fieberhafte Spannung, mit der man seine Bewegungen verfolgt — es ist ein Hangen und Bangen in schwebender Pein — da kommen die famosen Telegramme, die lauter papierne Siege verkünden — es erscheint an den Straßenecken der berühmte preußische Parlamentär bei Skalitz — „geben Sie Acht," sagte in jenen bangen Tagen ein dem Autor befreundeter, berühmter deutscher Schriftsteller zu demselben, „geben Sie Acht, wir werden so lange auf dem Papiere siegen und vorrücken, bis die Preußen zum Porschitzer Thore in Prag einmarschiren werden."

Und der famose Skalitzer Parlamentär, der um Frieden zu bitten kam, klebte noch an den Ecken, die aller Welt die Mähre vom siegreichen Vorrücken Benedek's predigten, als die Preußen wirklich zum Porschitzer Thore einmarschirten.

Benedek aber kehrte wieder nach der Katastrophe von Königgrätz dahin zurück, von wannen er vor kaum vierzehn Tagen ausgegangen war — nach Olmütz.

Olmütz war also das Alpha und Omega dieses verhängnißvollen Krieges.

In dem Augenblicke, wo wir Olmütz betreten, ist es noch immer mit Truppen vollgepfropft und bildet eine österreichische Enclave inmitten des von Preußen besetzten Landes.

Solcher von den Oesterreichern festgehaltenen Enclaven inmitten der in den übrigen Theilen von dem Feinde occupirten Länder gab es damals mehrere, und sie boten einen interessanten Anblick, besonders in der Zeit, wo der Friede schon so gut wie gesichert, und der Eisenbahnverkehr bereits freigegeben war.

Eine solche österreichische Enclave war beispielsweise auch Josephstadt, und wer im August 1866 auf der süd-norddeutschen Verbindungsbahn von Reichenberg nach Pardubitz fuhr, und die Eisenbahnstation Josephstadt passirte, wird den frappirenden Eindruck, den er da in sich aufnahm, nie vergessen. Der von Preußen geleitete und besetzte

Zug kam plötzlich und wie durch ein Wunder auf streng österreichisches Gebiet. Eine Compagnie Oesterreicher lagerte im Bahnhofe, ein Uhlanenpiket bivouakirte auf der andern Seite der Schienenstränge. Dem Oesterreicher that es wohl, wieder einmal österreichische Soldaten in voller Wehr zu sehen, während ringsumher Alles mit Preußen überschwemmt war.

Und mitten durch die österreichischen Vorposten, die von Josephstadt gegen den Bahnhof hin vorgeschoben waren, brauste der Zug, und die Preußen sahen mit Verdruß auf die hier unantastbaren bewaffneten Oesterreicher.

Ringsherum aber herrschte die gräulichste Verwüstung — die Bahnhofgebäude waren ein Schutthaufen, in Lastwaggons und unter Zelten hatten sich die frommen Schwestern etablirt, welche die Verwundeten pflegten.

Kein Baum ringsum, so weit das Auge reichte, wenigstens keiner, der aufrecht gestanden hätte .... wie bei Theresienstadt, bei Turnau u. s. w., so hatten die Oesterreicher auch hier im Interesse leichterer Vertheidigung die Bäume niedergemäht, an manchen Orten, wie bei Turnau, leider ganz zwecklos.

Wir aber kehren nach dieser Abschweifung wieder nach der großen österreichischen Enclave an der March, nach Olmütz, zurück, um vorerst einen Blick auf das rege Soldatenleben zu werfen, welches daselbst herrschte, und dem Beobachter hochinteressante Züge darbot.

In der Gegend der Hauptwache am Oberring, dem Sammelpunkte der Officiere, finden sich alle Waffengattungen vereint. Man kann hier zwanzig, dreißig verschiedenartige Uniformen sehen, da auch die Generale und Officiere, welche im Café zum Hirschen, in dem es von Officieren wogt, ihre Siesta halten, die Sessel auf die Straße hinaus und bis dicht an die gegenüberliegende Hauptwache vorgeschoben haben, um mit den Cameraden, die bei der letzteren angesammelt sind, leichter fraternisiren und conversiren zu können.

Alle Tische, die der Cafetier nur aufzutreiben vermochte, sind besetzt; Einer sitzt, so zu sagen, auf dem Rücken des Andern, und noch stehen in Gruppen zu zehn und zwanzig die Officiere in vertraulichem Gespräche auf dem Platze beisammen.

Es mögen leicht dreihundert Officiere hier versammelt sein, so daß man sich kaum eine glänzendere Assemblée denken kann. Generale, Stabsofficiere, Infanterie, Jäger, Artillerie, Generalstäbler, Genie,

Pionniere, Sanität und Fuhrwesen, Hußaren und Dragoner: das Alles wogt da durcheinander, die grünen Büsche wehen, die Dolmans funkeln gold- und silbergestickt, die Krägen starren von Gold- und Silberborten, von Sternen in jeglicher Anzahl, die gelben Schärpen der Adjutanten flatterten, die Sporen erklirren auf dem Pflaster — es ist ein buntes, wechselndes Bild.

In einer besonders zahlreichen Gruppe, die aus Officieren zusammengesetzt ist, deren Uniformen die verschiedensten Farben und eine Abnützung zeigen, die ebenso beredt wie die sonnverbrannten Gesichter dafür Zeugenschaft ablegt, daß ihre Träger etwas mitgemacht haben, führt ein Infanterie-Officier das große Wort.

„Im Jahre 1850 hätte Oesterreich Preußen angreifen und an die Wand drücken sollen!" sagte er. „Da hätte es mit einem Male alle seine Prätensionen zermalmt. Wenn ich denke, wie gut wir damals vorbereitet und gerüstet waren, und welche strategisch gut gewählte Position die Armee des Erzherzogs Albrecht in Böhmen damals inne hatte, so frißt es mir am Herzen bei dem Gedanken, daß Oesterreich damals nicht losgeschlagen hat!"

„Warst Du denn damals schon Militär, daß Du so gut über die Aufstellung der Nordarmee im Jahre 1850 unterrichtet bist?" warf ein Jägerofficier ein.

„Was war ich nicht Alles!" lachte der Infanterist. „Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß ich die österreichische Nordarmee unter Erzherzog Albrecht als Hauslehrer so gründlich kennen lernte!"

„Als Hauslehrer!" ließen sich lustige Stimmen im Chorus vernehmen."

„So ist es! Ich studierte damals die Jura. Mein Vater, ein biederer hannakischer Bauer — ich bin nämlich nicht weit von hier zu Hause — wollte nichts davon wissen, daß ich mich einem weltlichen Brotstudium widmete. Als ich nach absolvirter Philosophie von Olmütz auf die Ferien nach Hause kam, war das erste Wort meines Vaters: also nicht wahr, Du wirst geistlicher Herr werden, Hans? Dazu hatte ich nun allerdings nur sehr wenig Lust, und sagte daher meinem Vater kurz und entschlossen, daß ich lieber die Rechte studieren würde. Die Rechte? schrie mein Vater ergrimmt auf; die Rechte? Es ist gut. Als ich am nächsten Morgen aufwache, finde ich meine Studentenkleider nicht mehr, die ich doch Abends zu mir neben das Bett hingelegt hatte.

Anstatt derselben liegt die rothe Hose und der Schafspelz da, wie beides die hannakischen Bauern zu tragen pflegen."

„Eine schöne Bescherung!" lachte der Jäger.

„Mit dem ersten Hahnenkrähen," fuhr der Infanterieofficier, in das Lachen der Cameraden mit einstimmend, fort, „tritt mein Vater ein, und sagt barsch, auf die Bauerntracht weisend: zieh das an, Hans, und komm ackern!"

„Also ein Flankenangriff!" rief einer der Zuhörer munter dazwischen.

„In bester Form!" stimmte der Erzähler zu. „Ich gehorchte, konnte mich aber nicht enthalten, nach den Stiefeln zu fragen, die ich nirgends sah. Ein Ackerknecht braucht keine Stiefel, erhielt ich zum Bescheid."

„Grobes Geschütz!" warf ein Artillerieofficier dazwischen.

„Zwölf Stunden jagte mich mein Vater auf den Stoppelfeldern herum," nahm der Infanterist den Faden seiner humoristischen Schilderung wieder auf. „Meine Füße bluteten, ich konnte kaum nach Hause hinken. Am nächsten Morgen hieß es: Hans, komm dreschen!"

„O weh!" meinte einer der Cameraden. „Das nenne ich ja schon Sturmlaufen auf Deine Position!"

„Ich mußte den ganzen Tag dreschen, daß mir Hände und Füße schwollen!" setzte der Infanterist seine Erzählung fort. Unter solchen Umständen war meines Bleibens im väterlichen Hause nicht länger. Aber in der rothen Hose und im Schafspelz konnte ich doch nicht in die Stadt laufen! Es galt also, Stiefel, Rock und Hut durch List zu erobern!"

„Ich errathe!" fiel der Artillerist dem Cameraden in die Rede. „Du entschloßest Dich zu einer Frontveränderung!"

„Zu einer vollständigen!" nickte der Infanterist mit dem Kopfe, und fuhr fort: „Vater, sagte ich am folgenden Morgen, als ich beordert wurde, die reifen Zwetschken von den Bäumen abzunehmen, Vater, ich hab' mir's überlegt, ich sehe ein, daß ich doch am besten thue, wenn ich Deinem Willen folge. Laß' mich also nach Olmütz gehen, damit ich mich noch rechtzeitig als Theolog einschreiben lassen kann. Mein Vater ließ mich daraufhin gleich vom Zwetschkenbaum herabsteigen und lieferte mir auch sofort Rock, Hut, Stiefel und Hosen aus!"

„Die rothen Hosen warst Du also glücklich losgeworden," bemerkte der Jäger. „Das ahntest Du wohl damals nicht, daß Du sie doch noch wieder einmal anziehen würdest!"

„Wie so?" dehnte der Andere verwundert.

„Ja, ja!" scherzte der Jäger. „Niemand kann seinem Schicksale entgehen — die rothe Hose, die Du vor vielen Jahren für immer abgestreift zu haben glaubtest, wird Dir wieder werden! Weißt Du denn nicht, daß die Infanterie rothe Hosen bekommen soll?"

„Wirklich?" lachte der Infanterist. „Es ist Alles möglich — es ist auch möglich, daß man die Armeereform bei der Hose anfängt!"

„Die Farbe der Hose ist auch sehr wichtig!" sagte ein Cavallerie-Officier mit einem Phlegma, hinter welchem der Schalk heraussah. „Rothe Hosen schießen zum Beispiel schnell, — und wir haben ja den Feldzug verloren, weil wir nicht schnell genug geschossen haben."

„Lache nicht!" meinte ein Generalstäbler trocken. „Die Sache hat auch ihre sehr ernste Seite. Sie deutet darauf hin, daß man den Mißerfolg wieder äußerlichen Ursachen Schuld geben wird. Man wird die ganze Verantwortlichkeit wieder auf den Zufall und auf die Kleinen wälzen!"

„Ja, ja, dieser böse Zufall!" sagte der Cavallerist. „Wer kann dafür, daß bei Solferino ein Gewitter ausbrach, und daß es bei Königgrätz regnete! Der gewöhnliche Menschenverstand scheint allerdings zu sagen, daß es auf beide Theile regnete und über beiden Theilen wetterte!"

„Du hast die Kleinen erwähnt, die zuletzt das Bad werden austrinken müssen," bemerkte der Artillerist, „und darin gebe ich Dir Recht! „Wir werden es verschuldet haben, weil wir nicht genug intelligent waren! Uns wird man die Schulbücher in die Hand drücken und zu uns sagen: lernet — lernet — lernet! In den höheren Schichten aber wird es beim Alten bleiben. Auf uns leidet Schiller's Wort in der Braut von Messina: die Kleinen gehorchen und bleiben stehen, keine Anwendung. Wir haben gehorcht und doch wird man uns fallen lassen, und alles Unglück, allen Mißerfolg auf uns schieben. Die aber, welche befohlen haben, die Führer werden stehen bleiben!"

„Es scheint doch anders werden zu sollen!" sagte der Jäger. „Hat man nicht schon Clam-Gallas und Krizmanic vor ein Kriegsgericht gestellt? Heißt es nicht, daß auch Gondrecourt vor ein solches gestellt werden soll?"

„Clam-Gallas scheint mir der Sündenbock Benedek's zu sein!" mischte sich ein Officier eines ungarischen Infanterieregiments in das Gespräch. „Benedek exponirte ihn zuerst, und als er ihn bei Jitschin stützen und ihm neue Corps zuführen wollte, war es zu spät. Clam-

Gallas mag den Fehler begangen haben, daß er zu lange in Prag verweilte, um dem König von Sachsen die Honneurs zu machen, aber als er einmal draußen bei der Armee war, that er, was man nur von ihm verlangen konnte, theilte die Strapatzen des gemeinen Mannes, lagerte wie dieser auf bloßer Erde, und führte sein Corps mit Bravour gegen den überlegenen Feind. Daß er kein Feldherrngenie war, das mußte man ja in Wien wissen, als man ihm die Führung eines Corps anvertraute. Er war ja kein Neuling, kein Mann von heute mit seinen sechzig Jahren!"

„Und er hatte einen verantwortlichen Adlatus, welcher der eigentliche Faiseur war!" unterstützte der Generalstäbler den Ungarn, der sich zum Vertheidiger des Feldzeugmeisters aufgeworfen hatte, welcher die Schlacht bei Jitschin verloren hatte. „Viel mehr Schuld scheint mir Krizmanic zu haben, wenn es wahr ist, daß er unbedingten Einfluß auf Benedek hatte, und denen, die ihm vorstellten, die Grenzen Böhmens nicht zu entblößen, wegwerfend antwortete: „Ach was — im Gebirge erkämpft man keine großen Erfolge! Wenn Krizmanic den General Gablenz gestützt und Sorge getragen hätte, daß der Armee des preußischen Kronprinzen statt zwei Corps deren vier entgegen geworfen würden, so wäre der kronprinzlichen Armee in den böhmischen Grenzgebirgen ein großes Grab bereitet worden!"

„Gablenz hat auch Fehler gemacht!" meinte der Jäger. „Er exponirte seine Leute zu sehr, wie er's ja auch in Schleswig-Holstein gegen die Dänen gethan. Nur daß dem Schnellfeuer der Preußen gegenüber noch mehr Gefahr dabei war. Sehen Sie seine ungeheuren Verluste selbst am Siegestag von Trautenau im Entgegenhalt gegen die preußischen! Er ließ die Leute stürmen, und wenn sie am Ziele zu sein glaubten, waren sie durch das feindliche Schnellfeuer decimirt und sahen überdem keinen greifbaren Feind vor sich, da er sich längst in unzugängliche Wälder und Schluchten zurückgezogen hatte! Und hat er nicht einen Hauptfehler begangen, indem er den Paß von Eipel unbesetzt ließ und immer nur gegen Trautenau hinsah, im guten Glauben, der von ihm am 27. Juni bei Trautenau geschlagene Bonin müsse wieder kommen?"

„Hier haben Sie Recht!" sagte der Generalstäbler lebhaft. „Den Paß von Eipel nicht zu besetzen und so sich am 28. Juni den General Hiller mit der Tête der preußischen Garden auf den Leib rücken zu lassen, das war ein Capitalschnitzer! Ich gebe Ihnen sogar zu, daß er

noch einen anderen unverantwortlichen Fehler beging. Benedek hatte ihm die Brigade Fleischhacker zu Hilfe geschickt, mehr war von ihm nicht herauszuschlagen, denn er hatte nun einmal die fixe Idee, daß er mit allen disponiblen Corps gegen Jitschin marschiren müsse. Die Brigade Fleischhacker sollte in Praußnitz stehen. Sie war auch nach Praußnitz marschirt, aber nach einem anderen Praußnitz — nach Praußnitz an der Elbe."

„Dafür konnte doch Gablenz nicht!" nahm sich der Artillerist des Generals an.

„Natürlich nicht!" gab der Generalstäbler lächelnd zu. „Aber daß er fünfzehn Stunden in Unkenntniß darüber blieb, daß die Brigade Fleischhacker nicht in Praußnitz sei, dafür konnte er. Bei gutem Patrouillendienst hätte er den verhängnißvollen Irrthum früher wahrnehmen müssen. Als er ihn aber endlich wahrnahm, da bewährte er sich als talentvoller Feldherr, indem er, seinen Rückzug antretend, die Brigade Griwicic auf dem Plateaurande von Trautenau zurück ließ, damit sie den von Eipel vorrückenden Garden in die Flanke falle. Sein Zweck wurde vollkommen erreicht, die sieben Bataillone Griwicic räumten unter den Divisionen Hiller-Plonsky fürchterlich auf!"

„Eines scheint mir richtig zu sein," äußerte der Cavallerieofficier, „unter allen Generalen, die in dem kurzen Feldzuge der Nordarmee eine hervorragende Rolle spielten, hat sich Gablenz als der Befähigteste bewährt!"

„Und dabei verleugnete er nie eine gewisse Noblesse!" stimmte der Generalstäbler zu. „Er hat nie seinen Säbel gegen Feldgeistliche geschwungen, die ihm nicht schnell genug Platz machten — er hat auch nie einen Officier, der auf dem Rückzuge einen Trupp zusammengeraffter Leute führte, von denen einer unbeschuht war, mit dem Erschießen gedroht, weil der Officier nicht wußte, daß der Mann, der sich zufällig auf dem Rückzuge zu ihm gefunden, baarfüßig war."

Der Generalstäbler spielte da auf Vorfälle an, die sehr bekannt waren und bei der Armee böses Blut gemacht hatten.

Die Unterhaltung gerieth einen Augenblick in's Stocken, weil der Artillerieofficier in der Ferne einen Cameraden erspähte, dem er etwas mitzutheilen hatte.

Als er nach einigen Augenblicken zurückkehrte, sagte er:

„Der Camerad, mit dem ich eben einige Worte gewechselt habe, schwärmt auch für Gablenz und er hat alle Ursache dazu, denn Gab-

lenz hat ihm in der Schlacht von Königgrätz, wenn nicht das Leben, so doch die Freiheit gerettet. Er stand mit seiner Batterie in einer Stellung, die ihm keinen freien Blick gestattete. Er sah wohl, daß es schlecht stehe, aber daß Alles verloren, die Armee in ungeordnetem Rückzuge und der Preuße kaum eine Viertelstunde von ihm entfernt sei, davon hatte er keine Ahnung. Da kam Gablenz daher gesprengt und rief ihm zu: was wollen Sie noch hier — machen Sie, daß Sie fortkommen, in fünf Minuten sind die Preußen da! Mein guter Camerad hat eben noch Zeit, sich, seine Leute und seine Kanonen zu retten. Seine Batterie hatte den letzten Schuß in der Schlacht von Königgrätz abgefeuert!"

„Aber wir haben mit unserer Debatte über den Feldzug unseren Cameraden ganz aus dem Concepte gebracht!" sagte der Jägerofficier nach einer kleinen Pause mit einem Blicke auf den Infanterieofficier, der vorhin die drollige Geschichte zum Besten gegeben hatte, wie er Jurist geworden sei. Er ist uns noch die Geschichte schuldig, wie er als Hauslehrer dazu kam, die Nordarmee unter Erzherzog Albrecht so genau kennen zu lernen. Wir blieben stehen, als er die rothen Hosen — wenigstens provisorisch — abstreifte und mit dem Entschlusse, seinem bigotten Papa einen Possen zu spielen, nach Olmütz abfuhr!"

„Nicht nach Olmütz!" verbesserte der Infanterist lachend. „Dort wäre ich meinem ergrimmten Vater zu nahe gewesen. Dort wäre er mir schon in dem Augenblick, wo er die Entdeckung gemacht hätte, daß ich ihn dupirt habe und trotz alledem Jurist geworden sei, auf die Butik gerückt, um mich, wenn nicht todt zu schlagen, so doch tüchtig durchzuprügeln, und mir obendrein seinen Vaterfluch zu geben. Ich zog es daher vor, ihm möglichst aus dem Wege zu gehen und nicht früher wieder vor die Augen zu kommen, als bis die Zeit das Ihrige gethan, und ihn milder gestimmt haben würde. Ich ging nach Prag, wo ich mich durch Stundengeben auch leichter ernähren zu können hoffte. Ich fand auch wirklich bald eine gute einträgliche Lection im Hause des Hauptmannes Borotha."

„Borotha von Welden Infanterie?" frug der ungarische Infanterist lebhaft, und setzte auf das bejahende Kopfnicken des deutschen Infanteristen hinzu: „Den kannte ich! War ein braver Officier — starb noch ziemlich jung als Major — ich war damals Lieutenant und rückte mit meinem Regimente zu seinem Leichenbegängnisse aus — in Agram war's, wo er starb!"

„Ganz recht!“ bemerkte der Andere. Im Jahre 1850 lag das Regiment Welden aber noch in Böhmen und bildete einen Theil der gegen Preußen aufgebotenen Nordarmee, mit der es Aufstellung an der Grenze nahm. Die junge Frau des HauptmannesBorotha blieb mit ihren zwei Kindern, ein paar hübschen Mädchen von zwölf und dreizehn Jahren, in Prag zurück. Die Dinge gestalteten sich immer ernster, die Beziehungen zu Preußen wurden täglich gespannter. Geben Sie Acht, es kommt doch noch zum Kriege mit den Preußen, sagte die Hauptmännin eines Tages zu mir; ich möchte die Kinder noch einmal den Vater umarmen lassen — reisen Sie mit uns, damit wir nicht ganz schutzlos sind!“

„So kam's also, daß Du die Nordarmee kennen lerntest!“ warf der Jägerofficier ein. „Als Sauvegarde gleichsam!“

„Ich hatte gegen den Vorschlag nicht viel einzuwenden!“ fuhr der Infanterist fort. „Die zierlichen Zeltreihen der sommerlichen Lustlager, wie ich sie als Knabe oft gesehen, schwebten noch in meiner Erinnerung. Die vorsichtig ausgestellten Piquets bezeichneten in jenen harmlosen Tagen den Rayon des Revuemanövers, und flinke Hußaren wachten darüber, daß Niemand zu Schaden kam. Und der lustige Sonntag mit seinen Fanfaren und Trommelwirbeln, mit der Parade und dem bunten Menschengewoge! Das Alles mußte sich so ganz anders ausnehmen auf dem ernsten Felde draußen, wo jeden Augenblick die Kriegswürfel fallen konnten!“

„Wären Sie doch damals gefallen — wie ganz anders stünde es heute um Oesterreich!“ rief der Generalstäbler mit einem Seufzer. „Oesterreich hat seine Zeit verpaßt, und viel zu spät gegen Preußen losgeschlagen!“

„O, über dieses zu spät!“ stimmte der Infanterist in den Seufzer des Cameraden ein, um dann in seiner Erzählung fortzufahren: „Hatte ich so oft in Lustlagern den Scherz gesehen, so drängte es mich auch einmal den Ernst zu schauen. Es war ein lieblicher Frühlingstag, an welchem die Reise beschlossen wurde. Die Officiersfrau machte mit strahlendem Gesichte ihre Abschiedsvisiten, die Kinder fantasirten vom Vater, den sie küssen, von den Blumen, die sie auf den Wiesen pflücken wollten. Wie ganz anders war der Reisetag! Der Frühling hatte nur seine Visitkarte abgegeben, und sich dann heimtückisch wieder davongeschlichen. Zollhoch lag der Schnee auf Dächern und Straßen, und knirschend schnitt das Rad in den festgefrorenen Fahrweg ein. Langsam

keuchte der sogenannte Eilwagen hin, über die veilchenblauen Lippen der frierenden Kinder kamen keine Blumenträume mehr. Wir fuhren nach Klösterle an der böhmischen Nordwestgrenze. In den Umgebungen dieses Städtchens cantonnirte das Regiment Welden, dasselbe, welches bei der Bekämpfung der Prager Junirevolte im Jahre 1848 glänzende Beweise militärischer Bravour geliefert. Nachdem der Kaiser bei seiner ersten Anwesenheit in Prag im November 1849 das Regiment auf der Invalidenwiese hatte Revue passiren lassen, war es zu der Armee des Erzherzogs Albrecht abgegangen und hatte anfänglich Winterquartiere in und um Karlsbad bezogen. Die immerwährenden Dislocationen hatten es im Frühling 1850 immer weiter ostwärts geschoben und Klösterle — Kommotau war jetzt sein Rayon!"

„Es ist doch seltsam, welche frappante Aehnlichkeit die Situation von 1849 und 1850 mit jener von 1866 hat!" warf der Generalstäbler nachdenklich ein. „Damals, wie heuer hatte Oesterreich eine Nord- und eine Südarmee aufgestellt. Damals wie heuer war die letztere siegreich, und wie der Erzherzog Albrecht heuer siegreich bei Custozza kämpfte, so griff er 1849 durch seine Bravour und Ausdauer entscheidend in die ruhmreiche Gestaltung der Schlachttage von Mortara und Novara ein. Und wie heuer, so eilte er auch damals von der Südarmee nach erfochtenem Siege zur Nordarmee, um das Obercommando derselben zu übernehmen. Diese Nordarmee lag in Böhmen wie heuer, ihr präsumtiver Gegner war derselbe Preuße, welcher der Nordarmee in diesem Jahre gegenüber gestanden, wie denn die Aehnlichkeit in der Situation selbst so weit geht, daß wir 1849 und 1850 ganz so wie heuer gleichzeitig gegen Preußen und Italien Fronte zu machen hatten!"

„Der einzige Unterschied zwischen damals und heute besteht darin, daß die Nordarmee damals nicht zertrümmert wurde!" warf der Artillerist melancholisch ein.

„Sie wäre auch heuer nicht vernichtet worden, wenn der Erzherzog Albrecht gleich im Anfang an ihre Spitze gestellt worden wäre wie 1850!" gab der Generalstäbler der in der Armee verbreiteten Anschauung kräftigen Ausdruck. „Er kannte das Terrain in Böhmen vom Jahre 1850 her, und hätte sicher die bergigen Grenzgürtel Böhmens dem Feinde nicht ohne Schwertstreich preisgegeben. Die Aufstellung, welche der Erzherzog der Nordarmee im Jahre 1850 in Böhmen gab, war eine mustergiltige und hätte nur nachgeahmt werden dürfen."

„Sie haben es ja gehört — im Gebirge erringt man keine großen Erfolge!“ wandte der Cavallerist mit bitterer Ironie ein, das Wort des Generals Krizmanic citirend.

„Erzherzog Albrecht dachte darüber anders!“ nahm der Infanterie-Officier wieder den Faden der Erzählung auf. „Er hatte seine Armee vor Allem die Gebirgspässe besetzen lassen. Klösterle, wo wir in der Nacht ankamen, liegt zum Beispiel so zu sagen am Fuße des böhmischen Grenzgebirges. Unsere erste Frage war die nach der Wohnung des Hauptmannes Borotha. Seine Compagnie ist vor vier Tagen in die umliegenden Dörfer verlegt worden, wurde uns zur Antwort; er selbst befindet sich auf dem Schlosse des Grafen Thun, eine Stunde von Klösterle. Wir mußten unsere Entdeckungsreise auf den nächsten Tag verschieben und mit einem bescheidenen Nachtlager im einzigen Hotel von Klösterle verlieb nehmen. Es kostete Mühe, ein Hinterstübchen aufzutreiben, da die besseren Gemächer insgesammt von Officieren occupirt waren. Indessen waren es bekannte Herren, und es galt nur, sich ihnen vorzustellen, um allen möglichen Comforts sicher zu sein, der sich durch vereinte Kräfte herstellen ließ. Wir begaben uns in das Gastzimmer, aus dem uns lärmender Gesang entgegenscholl. Um einen großen, runden Tisch saßen an zwölf Officiere, die sämmtlich die rothen Aufschläge des polnischen Regimentes trugen. Die Commodekappen hingen an den Wänden, goldene Riemengeflechte rankten sich dazwischen und hielten die Säbel fest. Die Officiere saßen in den bequemsten Stellungen da, die Gesichter geröthet von sorgloser Lust und feurigem Getränke, mit aufgeknöpften Waffenröcken, die Halsbinden lose flatternd. In der Mitte des Tisches stand eine ungeheure Terrine, die eine bürgerliche Tafel von vierundzwanzig Personen mit Suppe hätte versorgen können. Aber was in diesem Augenblick aus der Terrine herausduftete und dampfte, war keine saftvolle Fleischbrühe — aus einem Punschmeer wirbelten die Rauchwolken in die Höhe. Der Officier, welcher dem weißen Riesennapfe am nächsten saß, tauchte ein ungeheures Glas, das wohl eine Maß faßte, in das glühende Getränk, und nachdem er es vollgeschöpft, that er einen gewaltigen Zug und reichte dann das Glas mit einer in singendem Tone recitirten Ansprache seinem Nachbar. Die Worte waren polnisch und lauteten:

„Nimm aus meiner Hand, Bruder, den würzigen Trank,“ fiel ein Uhlanen-Officier, der sich unter den Zuhörern befand, ein, indem

er sich mit behäbigen Lächeln den weitflankigen Schnurrbart strich, „nimm ihn, und hast Du Dich an ihm gelabt, so laß' auch Deinen Bruder zur Rechten etwas zukommen. War's nicht so?"

„Allerdings!" bekräftigte der Infanterie-Officier. „Der Bruder zur Rechten that sich wacker gütlich und überließ dann das Gefäß mit derselben Ansprache seinem Nachbar. Dazwischen sangen die Uebrigen im Chor polnische Lieder, die den Krakowiaks in Melodie und Recitirweise ähnelten; auch wurden wie bei den Krakowiaks die Hände zuweilen erhoben und die Finger aneinander geschnellt. Als das Glas bei dem vierten Zecher ankam, fand es dieser schon für nöthig den Taucher zu spielen und in die tiefe Glocke des Punschnapfes mit kühnem Griffe sich zu versenken. Und so colossal der Umfang der Terrine war, der zwölfte Mann kam, als er schöpfen wollte, mit seinem Glase schon auf den Boden."

„Ja, ja, meine Landsleute lieben den Punsch!" lachte der Uhlane.

„Es ist gut, daß das laue Gesäufe gar ist, meinte einer der Officiere," setzte der Infanterist seine Erzählung fort, deren lebendiges Colorit die Zuhörer ansprach, weil es sie an Selbsterlebtes, Selbstmitgemachtes mahnte und ihnen manchen gemüthlichen Abend im harmlosen Garnisonscasino vor das Auge zauberte. „Der Officier, dem das laue Getränk nicht behagte, war ein hoher, schlanker Mann, dessen Physiognomie und breite, weiche Sprechweise den gebornen Polen verrieth. Jetzt werden wir am Golde sehen, was ein echtes, feuriges Getränk ist, sagt er, erhob sich rasch, ging bei Seite und zog aus einem kleinen Reisesacke einige mit Stroh umwundene Flaschen heraus!"

„Aha!" schmunzelte der Uhlane.

„Die Flaschen wurden entkorkt und ein scharf duftender Strom ergoß sich in das Glas. Die Flüssigkeit sah sich wunderbar an, wenn sie gegen das Licht gehalten wurde. Dann wirbelten tausend und aber tausend glänzender Goldstäubchen darin umher, nicht anders, als ob ein agioberechtigter Ducaten zu homöopathischem Pulver zerstampft und in das flüssige Feuer gemengt worden wäre."

„Dieser Goldbranntwein ist das Lieblingsgetränk der besseren Classe in Polen," erläuterte der Uhlane, „und wenn der Jude in riesigen Flaschen die ordinäre Wodka zum Ausschanke führt, so präsentirt Euch dagegen der Delikatessenhändler in Krakau, der Conditor einen Schluck Gold im Champagnergläschen."

„Wie früher der Punsch, so ging jetzt das Gold von Hand zu

Hand, von Lippe zu Lippe," knüpfte der Infanterieofficier an seine Schilderung der Officierstafelrunde in Klösterle wieder an. „Drei Flaschen waren in einem Handumdrehen vernichtet. Jetzt traten wir aber aus der passiven Rolle der stummen Beobachter heraus, da uns der dichte Cigarrenqualm, der die beißende Staffage der lustigen Scene bildete, die Thränen in die Augen trieb. Ein Jubelruf begrüßte die hübsche Hauptmannsfrau, in einer Sekunde war die lärmende Gesellschaft zu einer salonfähigen Gruppe umgewandelt. Das wüste Junggesellentreiben war wie weggezaubert. Der Mund, der eben noch den Krakowiak gejodelt, erging sich jetzt in artigen Fragen, die nachlässig hingeworfenen Gestalten streckten und dehnten sich militärisch, ein geschickter Griff ordnete die Halsbinde, glättete das Haar, und von all dem Rummel war nichts mehr zu schauen als ein verbindliches Lächeln und eine langsam sich verziehende Wolke vom Tabakrauch."

Der Erzähler brannte sich eine neue Virginia an und fuhr dann fort:

„Der Bescheid, welcher uns nun wurde, lautete nicht sehr befriedigend. Der Hauptmann speiste vorgestern an der Tafel des Obersten, hieß es, dort sahen ihn einige Herren des Zechclubs, die gleichfalls beim Obersten eingeladen gewesen, zuletzt. Er hat sich gegen einen Tischnachbar ausgesprochen, daß er um Urlaub anhalten wolle, setzte ein Oberlieutenant hinzu. Vielleicht finden Sie ihn aber morgen noch auf dem Schlosse. Wir machten uns daher mit dem ersten Morgengrauen in einem Einspänner auf den Weg nach dem Schlosse des Grafen Thun. Als wir dort ankamen, fanden wir nur den Oberlieutenant vor, dem Hauptmann Borotha, der tagszuvor über Komotau nach Prag gereist war, die Compagnie übergeben hatte."

„Die Hauptmännin hätte sich also die Reise zur mobilen Armee ersparen können!" unterbrach der Jägerofficier lachend die drastische Schilderung der Irrfahrten einer Officiersfrau, welche ihren Gatten im Feldcantonnement besuchen will.

„Unsere bestürzten Gesichter legten auch Zeugniß davon ab, daß wir die Mißlichkeit unseres Unternehmens und das Gewagte einsahen, einem Officier nachreisen zu wollen, der bei einer mobilen Armee steht. Der Oberlieutenant vermochte uns über den Zweck der Reise seines Hauptmannes keine genügenden Aufschlüsse zu geben und verwies uns diesfalls nach dem Stabsorte Komotau. Er wußte nur, daß der Hauptmann nach dem Diner beim Obersten wirklich um einen Urlaub ange-

sucht und ihn auch bewilligt erhalten habe, gestern jedoch plötzlich, fast im Augenblick der Abreise, nach Komotau berufen worden sei, um dort Depeschen in Empfang zu nehmen. Wir jagten daher mit unserem Einspänner nach Komotau und erfuhren daselbst, daß Borotha als Quartiermacher nach Prag abgereist sei. Als Quartiermacher? frugen wir verwundert, geht denn das Regiment Welden nach Prag zurück? hat sich Oesterreich mit Preußen ausgeglichen und wird die Nordarmee aufgelöst? — Nichts weniger als das, gab man uns zur Antwort. Es hat sich nur ein Wettstreit zwischen dem commandirenden General in Böhmen, den Grafen Khevenhüller und dem Commandanten der Nordarmee entsponnen, beide wollen das schöne Regiment haben."

„Ein origineller Herr, dieser alte Khevenhüller!" mischte sich ein Officier vom Sanitätscorps, der bisher nur stummer Zuhörer gewesen, in's Gespräch. „Ich lernte ihn in Bodenbach kennen, wohin ich vor einigen Jahren von Teplitz aus, wo ich die Cur gebrauchte, einen Abstecher gemacht. Ich ging im Bahnhofe auf und nieder und sah, wie der Portier geschäftig auf- und ablief und sich sehr viel um einen alten Herrn zu schaffen machte, dem zwei Diener aus einem Waggon heraushalfen, um ihn dann zu einem Feldstuhle zu geleiten, den sie ihm auf dem Perron zurechtgesetzt. Reisende, die mit dem Zug gekommen, hatten die Nachricht mitgebracht, daß der Feldzeugmeister Graf Khevenhüller ihr Reisegefährte gewesen sei, und hatten vielleicht auch dem Portier den alten Herrn als den Grafen Khevenhüller bezeichnet, so daß jener nicht müde wurde, dem hohen Reisenden die Honneurs zu machen. Khevenhüller war bereits pensionirt und reiste daher natürlich in Civilkleidung. Ein alter, kleiner Herr von freundlichem Aussehen und schwankendem Gange, der gleichfalls mit dem Zuge angekommen war und auf den Perron stand, fand das Benehmen des Portiers und dessen zuthunliche und ehrerbietige Geschäftigkeit, die ihn immer in der Nähe des Feldstuhles hielt, auffällig, so daß er endlich an ihn heran trat und ihn frug: Sie, sagen's mir, wer ist denn der Herr, der da auf dem Feldstuhle sitzt? — Das ist Seine Excellenz der Herr Feldzeugmeister Graf Khevenhüller! entgegnete der Portier in geheimnißvollem Flüstertone. — So? meinte der alte Herr, den Portier lächelnd ansehend, wer bin denn dann ich? Man kann sich das Staunen des Portiers denken, der bisher einem vermeintlichen Khevenhüller die Honneurs gemacht hatte!"

Die Zuhörer lachten herzlich über die drollige Anekdote und der Artillerieofficier sagte:

„Bei der Beschießung Prags im Juni 1848 benahm sich Khevenhüller auch ganz originell. Er commandirte damals unter Windischgrätz die Artillerie und so oft eine Bombe ihren Weg vom Hradschin auf die Altstadt nahm, verfolgte der Artilleriedirector mit Wohlgefallen ihren Flug, und wenn sie ihre Schuldigkeit gethan hatte, wandte er sich lächelnd zu Windischgrätz und sagte, halb fragend, halb bittend: Durchlaucht, noch eine Pille!“

„Trotz dieses Wohlgefallens an Bomben hat der General Khevenhüller doch eine gewisse liberale Richtung!“ warf der Generalstäbler ein. „Als Mitglied des Herrenhauses wohnte er während der ersten Session fleißig den Sitzungen der ersten Kammer mit, obwohl er in hohem Grade schwerhörig war und so gut wie nichts von der Debatte auffing. Er stimmte auch regelmäßig mit, oft ohne zu wissen, um was es sich handle. Als ihm einmal ein befreundetes Herrenhausmitglied im Scherze frug, wie er es anfange, daß er trotz seiner Schwerhörigkeit immer au fait bleibe und mitstimme, sagte Khevenhüller lächelnd: Wissen's, ich hab' halt meinen Barometer. Ich schau immer nur die Cardinäle Rauscher und Schwarzenberg an. Wenn die zwei aufstehen, bleibe ich sitzen, und bleiben sie bei einer Abstimmung sitzen, so stehe ich auf!“

Nachdem die Heiterkeit verstummt war, welche die Bemerkung des Generals, die so schlagend seinen Standpunkt in politischen Fragen kennzeichnete und ihn als einen den klerikalen Anschauungen und Bestrebungen antipodisch entgegengesetzten signalisirte, verursacht hatte, schloß der Infanterieofficier die Erzählung seiner Kreuz- und Querzüge bei der böhmischen Nordarmee im Jahre 1850, indem er sagte:

„Erzherzog Albrecht und Graf Khevenhüller erhoben also Beide Ansprüche auf das schöne Regiment Welden. Der Kaiser hatte es bei seiner Anwesenheit in Prag im Herbst 1849 dem Erzherzog auf dessen persönliches Ansuchen bewilligt. Da das Regiment aber in den Wintercantonnements etwas gelitten hatte, so war der Erzherzog jetzt selbst damit einverstanden, daß es auf einige Zeit wieder nach Prag verlegt wurde. Hauptmann Borotha sollte demselben in Prag die Quartiere bestellen. Wir blieben die Nacht über in Komotau, und das war unser Glück, denn der nächste Morgen brachte den Hauptmann schon

wieder aus Prag zurück. Wir hätten ihn also wieder verfehlt, wenn wir gleich nach Prag zurückgereist wären. Das Quartiermachen war verunglückt. In der neugebauten großen Caserne in der Prager Vorstadt Karolinenthal, welche früher das Regiment Welden innegehabt, war der Typhus mit solcher Heftigkeit ausgebrochen, daß man ein durch die Winterstrapatzen hart angegriffenes Regiment nicht dem gefährlichen Experimente preisgeben mochte, in der inficirten Caserne Quartiere zu nehmen. Die Seuche raffte täglich dreißig bis vierzig Soldaten hin und unter solchen Umständen erschien es überhaupt nicht räthlich, die Stadt mit Truppen zu überschwemmen. Den Hauptmann hatten wir nun wohl glücklich gefunden, aber am Ziele unserer Wanderung waren wir doch noch nicht angelangt, denn schon vierundzwanzig Stunden später führte das Regiment auf Befehl des Armeeobercommandanten eine Bewegung aus, die es wieder um ein gutes Stück ostwärts schob, und die wir daher mitmachten. Aber auch in den Städten Brüx und Bilin, in welche das Regiment nun verlegt wurde, war nicht lange seines Bleibens, erst in Leitmeritz und Theresienstadt sollte ihm beschieden sein, festen Fuß zu fassen. Das war ein ewiges Marschiren, nur gegen den Feind marschirte das Regiment nicht, so gern es dies gethan hätte. Der Preuße gab bald darauf klein bei und die Nordarmee wurde aufgelöst. Das hinderte mich nicht, wenige Monate später die Jura an den Nagel zu hängen und Soldat zu werden."

„Was sagte Dein Vater zu diesem neuen Standeswechsel?" erkundigte sich der Jäger.

„Seit ich mich ihm vor sechs Jahren als Oberlieutenant vorstellte und er das Kreuz an meiner Brust sah, das ich mir bei Solferino erworben, hat sich sein Sinn umgewandelt und er hat mir verziehen, daß mir der weiße Waffenrock besser gefallen hat als die schwarze Kutte."

Wir verlassen jetzt das Café zum Hirschen und die Hauptwache mit dem beide umrahmenden bunten Gewühl, um einem Manne, der eine Rolle in unserer Geschichte spielt, nach einer der Citadellen zu folgen, welche, über zwanzig an der Zahl, Olmütz wie ein Netz einschließen und insgesammt erst den letzten achtzehn Jahren ihre Entstehung verdanken.

Der Mann, dem wir uns jetzt anschließen, um ihn nach der Citadelle zu begleiten, ist ein alter Bekannter.

Wir haben ihn in jener Nacht kennen gelernt, in welcher wir den freundlichen Leser nach dem Wischehrad führten.

Dort sahen wir ihn im heftigen Streite mit seiner Stieftochter Jenny, die er verhindern wollte, bei Nacht und Nebel das Haus zu verlassen und den Preußen nachzulaufen.

Jenny ließ sich damals nicht zurückhalten; sie ahnte nicht, als sie sich dem Stiefvater entwand, daß sie dem Tode entgegenlief, der sie vierundzwanzig Stunden später im Seminar ereilte.

Sie sollte sich des Reichthumes, den sie sich durch Verrath erworben, nicht lange freuen. Es war die sichtbare Nemesis, die sie dem vom Gifthauche der Epidemie durchwehten Seminar entgegentrieb.

Als die furchtbare Krankheit, die sie erfaßt hatte, von Minute zu Minute reißendere Fortschritte machte und Jenny ihr Ende herannahen fühlte, erinnerte sie sich des Stiefvaters, den sie, seit es zwischen ihr und ihm zum Ausbruche gekommen, tödtlich haßte.

Der Gedanke, daß ihm das Geld zufallen könnte, das man bei ihr finden würde, wenn sie die Augen schlöße, fiel drückend wie ein Alp auf ihre Seele.

Sie hatte als Belohnung dafür, daß sie die Preußen auf die Spur des am Wischehrad eingemauerten Laffettenholzes gebracht, mehrere hundert Thaler erhalten, und besaß noch den größten Theil dieses Geldes, das in ihren Augen ein Reichthum war, da sie in ihrem ganzen Leben immer nur nach Kreuzern gerechnet und selten einen ganzen Gulden ihr Eigen genannt hatte.

Sie würde sich im Grabe umgedreht haben, wenn von diesem Reichthum auch nur der Werth eines Kreuzers ihrem Stiefvater in die Hände gekommen wäre.

Nicht einen Heller sollte er erhalten. Und doch mußte sie sich sagen, daß, wenn die Leute, die sie im Sterben umgaben und ihr die Augen zudrückten, ehrlich waren und das viele Geld, das sie in den Taschen der Verstorbenen finden würden, nicht bei Seite brachten, der Nachlaß unfehlbar ihrem Stiefvater zufallen würde, da sie keine Geschwister und auch sonst keine näheren Verwandten hatte.

Dieser Möglichkeit mußte sie um jeden Preis vorbeugen.

Ihrem Stiefvater konnte sie aber nur dadurch wirksam einen Riegel vorschieben, wenn sie über ihr Eigenthum letztwillig verfügte.

Aber wem sollte sie es vermachen? Conrad hatte sein Schäfchen im Trockenen, hatte selbst eine reichliche Belohnung dafür erhalten, daß er bei der Auffindung des werthvollen Holzmaterials seine Hand mit im Spiele gehabt. Er brauchte Jenny's Geld nicht. Wer weiß, ob er

es aber doch nicht erhalten hätte, wenn er sich nicht scheu von der zu Tod Erkrankten zurückgezogen hätte?

Conrad galt nur die frische, blühende, gesunde Jenny etwas — der von der ansteckenden Seuche Ergriffenen ging er vorsichtig aus dem Wege, denn er wollte sein Leben, das er aus drei Schlachten unversehrt davon getragen, nicht muthwillig in die Schanze schlagen, indem er sich viel um ein der Cholera verfallenes Geschöpf bewegte.

Die Gemüthlosigkeit Conrad's konnte Jenny nicht entgehen, und in dem Maße, als er bei ihr sank, stieg ein Anderer in ihrer Erinnerung — ein Anderer, den sie schnöde getäuscht, von dem sie sich abgewandt, von dem sie nicht einmal wußte, wo er sei, ob er überhaupt noch lebe, denn was galt ein Soldatenleben in jenen Tagen?

Je mehr sie unter wüthenden Körperschmerzen nachdachte, desto fester bildete sich der Entschluß in ihr aus: ihr früherer Geliebter sollte sie beerben, wenn sie stürbe. Was sie durch Verrath an der österreichischen Sache erworben, sollte dem armen österreichischen Soldaten, der sie geliebt, den sie treulos verlassen, sobald er ihr arglos den Rücken gekehrt hatte, zu gut kommen.

Mit einem krampfhaften Griffe raffte sie die sechs Fünfzigthalerscheine, die sie in der Tasche hatte, zusammen, brachte sie zu Tage und sagte zu dem Geistlichen, der gekommen war, ihr die letzten Tröstungen zu spenden:

„Dieses Geld gehört, wenn ich sterbe, dem Soldaten Anton Kropfenreiter — nehmen Sie es, Hochwürden, zu sich und geben Sie es dem Gerichte, wenn ich todt bin, damit es nicht in unrechte Hände komme. Ich kann frei darüber verfügen, denn ich habe keine Blutsverwandten, und Ihnen wird man glauben, wenn Sie bei Gericht aussagen, wem ich meinen Nachlaß zugedacht habe.“

Die mit dem Tode Ringende nannte noch das Regiment, bei welchem ihr ehemaliger Geliebter diente und ihren eigenen Namen, und der Geistliche versprach ihr, ihren letzten Willen, so weit es an ihm liege, auszuführen.

Er hielt auch Wort; kaum war Jenny der tödtlichen Krankheit erlegen, so deponirte er das Geld, das sie ihm übergeben hatte, bei Gericht und gab diesem bekannt, wie das Fabriksmädchen über ihren Nachlaß verfügt habe.

Der Stiefvater Jenny's erfuhr aus dem Todtenverzeichnisse, welches die Zeitungen regelmäßig veröffentlichten, daß seine Stief-

tochter an der Cholera gestorben sei. Er forschte weiter und hörte zu seinem Staunen, daß sie dreihundert preußische Thaler hinterlassen habe, welche bis auf einen kleinen Bruchtheil, der für die Leichenkosten aufgegangen war, bei Gericht erlagen.

Als er vernahm, daß seine Stieftochter ihm ihren Nachlaß entzogen und über denselben zu Gunsten ihres ehemaligen Liebhabers verfügt habe, knirschte er vor Wuth mit den Zähnen.

Anfangs zerbrach er sich auch den Kopf darüber, wie seine Stieftochter zu dem vielen Gelde gekommen sei. Wenn sie auch die preußischen Soldaten, mit denen sie sich, wie er schon früher richtig vermuthet, in der letzten Zeit umhergetrieben, beschenkt haben sollten — eine so große Summe hatten sie ihr sicher nicht gegeben. Zu dieser konnte sie nur auf einem ungewöhnlichen Wege gekommen sein. Und wer weiß, sagte er sich, ob dieser Weg mit demjenigen, auf welchem er selbst am ersten Juli im Smichower Bahnhof in den Besitz von Werthpapieren gekommen war, nicht Aehnlichkeit hatte.

Es ließ ihn nicht ruhen, er spähte weiter, er erforschte, mit wem seine Stieftochter in der letzten Zeit verkehrt habe, er machte sich, als er auch herausgebracht hatte, daß sie im Seminar erkrankt und gestorben sei, an die in diesem einquartirten preußischen Soldaten in familiärer Weise an, und erfuhr von ihnen, daß Jenny die Geliebte des preußischen Soldaten Conrad gewesen sei, und daß sie im Verein mit ihrem Geliebten der preußischen Stadtcommandantur ein wichtiges Geheimniß verrathen habe, wofür sie glänzend bezahlt worden sei.

Der Nachlaß war mit einem Male erklärt; einmal auf der richtigen Spur erfuhr Jenny's Stiefvater auch bald die ganze Wahrheit und die eigentliche Beschaffenheit des Geschäftes, das Jenny mit den Preußen gemacht hatte.

Wenn er sich auch kein Gewissen daraus machte, Flüchtlingen im Bahnhofgedränge Rockschöße wegzureißen, in denen er Werthsachen vermuthete, zu einem solchen Geschäfte, wie seine Stieftochter zu demselben ihre Hand geboten, hätte er sich vielleicht doch nicht herbeigelassen. Nun es aber Jenny ohne sein Zuthun gemacht hatte, sah er keinen Grund, warum er nicht die Früchte desselben ernten sollte.

Die dreihundert Thaler, die Jenny hinterlassen, waren gar zu verlockend, als daß er nicht hätte darüber brüten sollen, wie er sich auf gute Art in den Besitz derselben setzen konnte.

Er gönnte die Summe dem Soldaten Kropfenreiter nicht und beschloß, einen Versuch zu machen, sie ihm abzuschwindeln.

Mit einem festen Plane ausgerüstet, verließ er Prag, um sich zu der österreichischen Armee durchzuschleichen und Kropfenreiter aufzusuchen, wenn er noch lebte.

Der Frieden galt als gesichert, man rechnete so fest auf sein baldiges Zustandekommen in Prag, daß die preußische Armee bereits im vollen Rückmarsche und theilweise schon in der großen Marschbewegung, die sie der Heimat zuführte, über Prag und Brünn hinaus war.

Die Verbindungen waren daher schon überall offen, der Verkehr ziemlich freigegeben, und Tesarek — so hieß Jenny's Stiefvater — konnte sich, als er ausging, Kropfenreiter zu suchen, nahezu ungenirt bewegen.

Das Glück begünstigte ihn auch insofern, als er bald auf Cameraden dessen, dem er nachjagte, stieß, die ihn belehrten, daß Kropfenreiter noch lebe und unversehrt sei, und daß sein Bataillon in Olmütz liege.

Olmütz war also das Ziel der Wanderung Tesareks und seiner Schlauheit gelang es, durch die Preußen, welche die große Marchfestung beobachteten, hindurchzukommen und in diese letztere Einlaß zu finden.

In Olmütz angekommen erkundigte er sich sofort, wo die Truppe der Kropfenreiter angehörte, bequartirt sei, und als man ihm eine der Citadellen als den Standort derselben bezeichnete, machte er sich auf den Weg dahin.

Und auf dieser kurzen Wanderung ist es, wo wir uns ihm zugesellen und mit ihm dem Katharinenthore zusteuern, freilich auf Umwegen, denn Tesarek muß sich, da er mit den Localitäten nicht vertraut ist, von Gasse zu Gasse durchfragen.

In diesen Tagen, wo die Festung von ihrem Proviantpivot, der Hannakei, abgeschnitten ist, kommt man leichter durch die Katharinenstraße und über den Blasiusplatz als dies wohl zu gewöhnlichen Zeiten der Fall ist, wenn auf diesen Plätzen und Straßen das rege Marktgewühl herrscht, wenn sich überall Körbe und Butten thürmen, wenn sich die Erdäpfelsäcke zu Pyramiden gipfeln, Krautberge wallartig in die Höhe ragen, hunderte von Gänsen in ihrem Blute daliegen, wenn man seine Zehen bei jedem Schritte, den man durch die auf dem Pflaster aufgestappelten Vorräthe macht, von den Holzschuhen der massiven Hannakinnen und den Hufbeschlägen gigantischer Hannakenjünglinge, die da als Verkäufer fungiren, bedroht sieht.

Wenn man sich beim Katharinenthor links wendet, kommt man in die Rudolphsallee, in welcher in normalen Zeiten an schönen Montagen regelmäßige Frauenausstellungen stattfinden. Wenn die Musik in der Rudolphsallee spielt, und was an stattlichen Jüngern des Kriegsgottes in Olmütz zu finden, vollzählig in der Allee erscheint, dann kommen auch die Mütter von Olmütz mit ihren schönen, heiratsfähigen Töchtern dahin, und man kann sich dann nicht leicht eine belebtere Promenade denken als die Rudolphsallee.

Tesarek, der sie jetzt durchschreitet, hat für die Bedeutung, welche die Rudolphsallee für das sociale Leben von Olmütz hat, natürlich weder Sinn noch Verständniß — er denkt nur daran, die Citadelle, in welcher Kropfenreiter liegt, so schnell wie möglich zu erreichen.

Aus der Ferne winkt ihm Heiligenkreuz und Kloster Hradisch in reizender Umgebung — er beachtet es kaum.

Eine schauerliche Sage knüpft sich an das Kloster Hradisch, welches zuerst den Augustinern, später den Prämonstratensern gehörte.

Ein Laienbruder des Stiftes entbrannte einmal in sündhafter Liebe für eine Zofe der Markgräfin, und wagte sich an einen heiligen Ort, wo er die Zofe betend vermuthete. Statt derselben war jedoch die Markgräfin an der Stelle, und der Frevler wurde seinen Irrthum erst gewahr, nachdem er der Fürstin gegenüber schon einige Zudringlichkeiten entwickelt hatte. Die entrüstete Fürstin erzählte das Abenteuer ihrem Gatten, der eine große Tafelrunde um sich versammelte, und den anwesenden Stiftsvorstand fragte, welche Strafe er wohl über einen Mann verhängen würde, der es gewagt hätte, seine Gattin zu beleidigen, vorausgesetzt, daß dieser Frevler seiner Bruderschaft angehörte.

„Ich würde nicht den Frevler allein, sondern alle Glieder dieses Stiftes lebendig einmauern lassen, wenn sich einer aus unserer Mitte eines solchen Frevels schuldig gemacht hätte!“ entschied der strenge Klostervorsteher.

„So thut denn, wie Ihr gesagt! Der Schuldige gehört Eurem Kreise an!“ rief der Markgraf, und der, so das Urtheil gefällt hatte, ohne zu wissen, um wen es sich bei dem Spruche handle, ließ es auch sofort vollstrecken, und es wurden fünfundzwanzig Mönche eingemauert.

Tesarek befindet sich jetzt in der Nähe der Citadelle, in welcher der Soldat Kropfenreiter bequartirt ist.

Aus der Ferne betrachtet, scheint sie ein niedriger Bau von rothen

Backsteinen zu sein, aber kommt man näher an sie heran, so staunt man über die Ausdehnung der Werke.

Ueber eine Zugbrücke geht es durch ein zierliches Thor.

Eine Hängebrücke führt in das Hauptgebäude, das in zwei übereinander liegenden Etagen einen einzigen langen gangartigen Saal bildet, in welchem Bett an Bett steht.

Die Säle sind mit Soldaten vollgestopft.

Von diesem Hauptgebäude führt ein abschüssiger Weg zu beiden Seiten hinab, und dann rückwärts wieder hinauf auf den Wall, der von einem tiefen Graben umgeben ist.

Dann wieder eine Wallmauer, die in den Erdgeschoßen Wohnungen hat, und abermals ein zu einem Halbbogen sich abrundender tiefer Graben.

Der Wall ist mit Kanonen bespickt.

In der nächsten Umgebung der Citadelle liegen die großen Pulvermagazine.

Kropfenreiter ist bald gefunden und Tesarek erzählt ihm, wie seine Stieftochter elend zu Grunde gegangen, nachdem sie sich von ihm losgesagt und in unbegreiflichem Leichtsinn ihr Herz an die Preußen gehangen.

Kropfenreiter kann es kaum fassen, was ihm Jenny's Stiefvater erzählt und steht betäubt, verstört da.

Nachdem er sich etwas erholt hat, stammelt er:

„Wenn sie so ehrvergessen war, wie Ihr sagt, Tesarek, so ist's am besten, daß sie todt ist.“

„Ihr habt eigentlich keine Ursache, Euch über ihren Tod zu betrüben!“ meinte Tesarek. „Was sie im Leben gegen Euch gefehlt, das machte sie im Sterben wieder gut. Sie erinnerte sich Eurer, als sie ihr Testament machte und vermachte Euch Alles!“

„Sie wird was Rechtes hinterlassen haben!“ sagte Kropfenreiter mit einem erzwungenen Lächeln.

„Sie hinterließ so viel, daß ich ganz zufrieden wäre, wenn ich's hätte!“ seufzte Tesarek. „Mir armen Manne, der sich für sie geplagt und sie so zu sagen ernährt hat, hinterließ sie nicht eines Hellers Werth, und ich hätte es doch wahrlich brauchen können, da ich durch den Einmarsch der Preußen um allen Erwerb und auf den Bettelstab gekommen bin. Ihr erbt dreihundert Thaler!“

„Dreihundert Thaler?“ verwunderte sich Kropfenreiter. „Woher sollte Jenny so viel Geld hergenommen haben?“

„Das fragen sich Viele!“

„Und gerade Thaler!“

Tesarek zuckte mit den Achseln und lächelte zweideutig.

Kropfenreiter sah ihn scharf an und rief heftig:

„Glaubt Ihr, daß es unredlich verdientes Geld ist?“

„Wer kann es sagen? Von mir hatte sie nichts, denn ich habe selbst nichts. Ihre Mutter hat ihr auch nichts hinterlassen. Und doch hatte sie dreihundert Thaler. Erkläre sich das, wer's kann. Ich will sie nicht verleumden, aber mit dem Laffettenholze war's doch ein eigen Ding!“

„Mit dem Laffettenholze?“ dehnte Kropfenreiter, indem er die Farbe wechselte.

„Ja! Man sagt, daß es ein Fabriksmädchen an die Preußen verrathen hat!“

„Sprecht Ihr von dem Holze, das wir vor unserem Abzuge von Prag auf dem Wischehrad eingemauert haben?“ keuchte der Soldat mit weit herausgewälzten Augen.

„Von demselben! Die Preußen haben es entdeckt und schleppten es von Prag fort.“

„Und ein Fabriksmädchen hat sie auf die Spur des Holzes geführt?“ murmelte Kropfenreiter.

„So sagt man!“

Kropfenreiter schwieg.

Er erinnerte sich, daß er Jenny am Tage vor seinem Abmarsche von dem Laffettenholze und dessen Einmauerung erzählt habe.

„Wenn man bedenkt, daß Jenny dreihundert Thaler hinterließ,“ sagte Tesarek, ohne den angefangenen Satz beenden zu können, denn Kropfenreiter fiel ihm in die Rede und rief barsch:

„Sprecht nicht aus — ein Hundsfott müßt ich sein, wenn ich das Geld nähme!“

„Es ist wahr,“ sagte Tesarek, „als braver Soldat könnt Ihr ein Geld nicht gut annehmen, welches vielleicht vom Feinde kommt, von dem es ungewiß ist, ob es nicht der Preis eines abscheulichen Verrathes ist!“

„Sprecht mir nicht mehr von dem Gelde!“

„Ihr werdet die Erbschaft ausschlagen?“

„Unbedingt!“

„Ich brauche nicht die Rücksichten zu nehmen, wie Ihr, der Ihr Soldat seid!“

„Wie meint Ihr das?“

„Nun — wenn Ihr die Erbschaft ablehnt, so fällt sie mir zu!“ sagte Tesarek unbefangen.

Er wußte recht gut, daß dem nicht so war, und daß er als Stiefvater gar keinen Erbanspruch auf Jenny's Nachlaß hatte. Um einen solchen Anspruch sich zu erwerben, war er ja eben nach Olmütz gekommen.

Er rechnete auf die Unwissenheit des Soldaten in Rechtsfragen, und täuschte sich auch nicht.

Es leuchtete Kropfenreiter ein, daß Tesarek der natürliche Erbe Jenny's sei, wenn er die Erbschaft zurückweise.

„Ich gratulire Euch zu dem Erbe!“ sagte er in bitterem Tone.

„Wenn ich das Geld nicht gar so sehr brauchte, ich nähme es auch nicht!“ sagte Tesarek in möglichst treuherzigem Tone. „Glaubt mir das — aber was will ich machen? Ich helfe mir mit dem Gelde auf die Beine. Es wird ohnehin lang dauern, bis ich es erhalten werde. Man wird zuerst Euch befragen, dann die unbekannten Erbsberechtigten in den Zeitungen aufrufen — dem könnte freilich abgeholfen und die ganze Prozedur gekürzt werden, wenn Ihr schon jetzt erklärtet, daß Ihr auf die Erbschaft verzichtet, wenn Ihr mir zwei Zeilen ausstelltet, in welchen Ihr sagt, daß Ihr Euer Erbrecht auf mich, den Stiefvater Jenny's, übertragt!“

„Meinetwegen!“ sagte der Soldat. „Ich mag das Geld nicht und es ist mir gleich, was damit geschieht. Macht es Euch glücklich so nehmt es und verwendet es besser, als es vielleicht erworben wurde!“

Tesarek hatte, was er wollte — er war nicht umsonst nach Olmütz gepilgert.

Die dreihundert Thaler gehörten ihm — er hatte sich in Kropfenreiters Charakter, auf den er seinen Plan gebaut, der so vollständig gelungen war, nicht getäuscht.

X.

Im Cabinet Napoleon's.

Ueber dem langgestreckten Palaste, von welchem der Mann, der ihn seit sechszehn Jahren als Kaiser der Franzosen bewohnt, in den Tagen, da er noch im Elysée sein Quartier hatte, selbst zu sagen pflegte, er verrücke Allen, die ihn beziehen, den Kopf, brütet sommerliche Schwüle.

Es ist still in den Tuilerien, während es draußen in der Welt so laut zugeht, und zum ersten Male seit sechzehn Jahren spricht der Mann in den Tuilerien bei dem, was draußen in der so stürmischen Welt vorgeht, kein Wort mit — wenigstens kein entscheidendes.

Der stillste Raum in dem stillen Palaste aber ist das Cabinet des Kaisers.

Dieser steht neben einem Schreibtische, an welchem ein noch ziemlich junger Mann sitzt und schreibt.

Der Schreiber ist der Archäolog Professor Maury, dessen sich der Kaiser bei seinen Studien über Julius Cäsar als eines Mitarbeiters bedient, der ihm das Quellenmaterial zurecht legt.

Der Unterrichtsminister Duruy hat den Professor dem Kaiser empfohlen, als dieser Umschau hielt nach einem in der römischen Geschichte bewanderten Manne, um die angefangene Biographie Julius Cäsars rascher fördern zu können, als ihm dies bei seinen vielfachen Regierungssorgen möglich gewesen wäre, wenn er ganz auf eigene Faust hätte arbeiten müssen.

Duruy selbst hatte seine Ernennung zum Unterrichtsminister einer gut angebrachten Schmeichelei zu danken. Als ihm Napoleon vor der Drucklegung des ersten Bandes des Julius Cäsar einen Einblick in das Werk gestattete, sagte der schlaue Verfasser der Biographie Napoleon's III., die jetzt als officielles historisches Unterrichtsbuch in den französischen Schulen eingeführt ist:

„Sire, — ich selbst hätte das Buch nicht besser machen können. Ich sage das nicht, um dem Kaiser ein Compliment zu machen — ich sage es dem Schriftsteller Napoleon Bonaparte!“

Verdankte Duruy dem alten Römer Julius Cäsar das Portefeuille des Unterrichtes, so hatte ihm Maury den Posten eines Bibliothekars der Tuilerien, der eine Sinekure ist, weil es in den Tuilerien gar keine Bibliothek gibt, und einen Gehalt von zehntausend Francs zu verdanken.

Maury arbeitet zweimal wöchentlich je zwei Stunden mit dem Kaiser und dieser vertieft sich dann zuweilen so sehr in die Arbeit, daß die Minister, die in dem an das kaiserliche Cabinet anstoßenden Saale zusammen zu kommen pflegen, nicht selten ziemlich lange auf das Erscheinen des Kaisers warten müssen.

Manchmal läßt der Kaiser sogar, wenn er geht dem Ministerrathe zu präsidiren, den Archäologen allein im Cabinet zurück, um nach Entlassung der Minister die Arbeit mit ihm wieder aufzunehmen.

Heute aber ist der Kaiser nur mit halber Seele bei der gelehrten Arbeit, und mehr als einmal nehmen seine Gedanken eine Richtung, die vom althistorischen Rubicon ganz abseits liegt.

Dann hört der Kaiser plötzlich auf zu dictiren und starrt lange vor sich hin, während er den Rauch seiner Cigarre vor sich hinbläst.

Napoleon ist ein passionirter Raucher und liebt die starken Cigarren. Papiere, die aus seinem Cabinet kommen, riechen noch monatelang nach starkem Tabak.

Während einer dieser Pausen meldet der Kammerdiener den Herzog von Alba.

Der Schwager Napoleons III. kommt, sich vom Kaiser zu beurlauben, da er Paris verläßt.

Napoleon hat ihn erwartet und läßt ihn sofort eintreten.

Die Unterhaltung zwischen dem Kaiser und dem Manne mit dem geisterhaften Aussehen dauert keine zwei Minuten — nicht so lange, als wir brauchen, um zu erzählen, wie der Gemahl der Schwester der Kaiserin Eugenie zu der Bleifarbe gekommen ist, die sein Gesicht bedeckt.

Der Herzog von Alba ist einer in Spanien stark verbreiteten Sage zufolge schon vor seiner Geburt begraben worden.

Als seine Mutter mit ihm schwanger war, bewohnte sie ein einsam gelegenes Schloß auf einer der vielen Besitzungen ihres Gemahls, der eben auf der Reise war.

Auf diesem Schlosse erkrankte sie, und die Krankheit nahm sehr rasch einen verhängnißvollen Verlauf. Sie schloß die Augen, und nach spanischer Sitte gab man ihr, als man sie in die Familiengruft bei-

setzte, die Kostbarkeiten, die sie im Leben getragen, Ringe, Collier, Broche, Ohrringe und Uhr, mit in den Sarg.

Unter den Dienern der Verstorbenen befanden sich einige Schurken, welche den Entschluß faßten, die Leiche zu berauben. Sie drangen in der Nacht, welche auf den Tag der Beerdigung folgte, in die Gruft, entkleideten ihre Herrin des Schmuckes, den sie am Leibe hatte, und machten sich zuletzt daran, ihr auch den Brillantring, dessen Glanz sie besonders lockte, vom Finger zu ziehen. Da er festsaß, kamen sie auf den teuflischen Gedanken, ihr den Finger abzuschneiden.

Sie haben das Messer kaum angesetzt, als der Schmerz die vermeintlich Todte erweckt — sie war nur scheintodt gewesen, und in diesem Zustande für todt gehalten und begraben worden.

Die dem Leben Wiedergegebene richtete sich in ihrem mit Seide ausgeschlagenen Sarge auf und blickte die Leichenräuber starr an. Diese glauben ein Gespenst zu sehen und fliehen, ohne in ihrer Bestürzung das Gitter zuzuwerfen, welches sich bei dem Zugange zur Gruft befindet.

Die Herzogin entsteigt dem Sarge, schleppt sich mit äußerster Anstrengung in das Schloß, wo man sie anfänglich für einen Geist hält, den der herbeigeholte Geistliche durch eine Beschwörungsformel bannen zu können glaubt. Allmälig kommt man jedoch zur Erkenntniß, daß man es mit keinem Geiste, sondern mit der leibhaftigen Herzogin zu thun habe.

Diese erlangt langsam wieder ihre Gesundheit und bringt ein Knäblein zur Welt, das die Leichenblässe als Erinnerung daran, daß es schon vor seiner Geburt in einem Sarge gelegen, für alle Zeiten auf seinem Gesichte trägt.

Der Herzog von Alba hat Abschied von seinem Schwager genommen, und dieser will sich wieder seiner Arbeit zuwenden.

„Wo sind wir geblieben, Maury?“ frägt er den Professor.

„Vercingetorix macht eine letzte verzweifelte Anstrengung. Er sammelt seine Leute noch einmal und führt sie den Römern und dem sicheren Tode entgegen.“

Maury fährt in der Lectüre der letzten Worte, die ihm der Kaiser dictirt, ehe der Herzog von Alba eingetreten war, nicht weiter fort, denn er ist schon gewahr worden, daß ihm der Kaiser nicht zuhöre.

Was ist diesem im jetzigen Augenblick der gallische Feldherr Vercingetorix, der im blutigen Freiheitskriege gegen Julius Cäsar

unterlag, als dieses letzteren Legionen Gallien überschwemmten und das gallische Volk niedertraten?

Nicht an Vercingetorix ... an König Wilhelm von Preußen und an Bismark denkt Napoleon, als er wieder so starr und nachdenklich vor sich hinsieht ... vielleicht auch an Mexiko ...

Plötzlich wendet er sich zu Maury und sagt in fragendem Tone:

„Vous dites?“

Der Professor kennt diese Frage, er hat sie oft gehört. Auch seine Minister kennen sie. Oft, wenn sie einen Vortrag halten, fällt ihnen der Kaiser, der aufmerksam zugehört zu haben schien, mit einem „Sie meinen?“ in die Rede, welches Zeugniß ablegt von seiner momentanen Zerstreutheit.

Maury beginnt die Stelle, bei der Napoleon vorhin unterbrochen worden, von Neuem zu lesen, der Kaiser sagt aber, ihm die Hand auf die Schulter legend:

„Lassen wir es für heute sein, lieber Maury!“

Der Gelehrte ist entlassen.

Der Kaiser aber bleibt nicht lange allein.

Sein Sohn kommt, um sich von ihm zu beurlauben, da er zu Mama nach Fontainebleau geht, wohin Papa erst in acht Tagen nachkommen wird.

Der über sein Alter aufgeschossene Knabe ist, wenn auch nicht gerade das, was man hübsch nennt, aber doch gut gewachsen, hat ein interessantes Gesicht und sanfte Manieren, eine freundliche, weiche Gemüthsart, aber auch ein entwickeltes Bewußtsein seiner hervorragenden Stellung, was seinen Vater einmal zu dem Ausrufe veranlaßt hatte, in welchem sich Wohlgefallen und Kummer zugleich ausdrückten:

„Man sieht es ihm doch gleich an, daß er auf dem Throne geboren ist!“

Der Kleine ist klug über seine Jahre und liebt es, seine Eltern zu parodiren.

Eines Tages ging er mit düsterer Miene im Zimmer auf und nieder und sagte:

„Ich möchte etwas für die Polen thun!“

„Was denn?“ frug man ihn lachend.

„Nun, ich möchte Krieg für sie führen — aber wie kann ich es allein thun?“

„Fürchten Sie nicht die Russen?“ warf man ihm ein.

„O, die Barbaren!“ murmelte er geringschätzig.

Als ihn die Mutter einmal auszankte, sah er sie mit einem ironischen Lächeln an, zuckte mit den Achseln und bemerkte:

„Mama hat den Kopf verloren!“

Vielleicht hatte er einst den Vater Aehnliches zu Mama sagen gehört, als diese sich zu lebhaft ihres Schützlings, des Papstes, angenommen.

Welche rasche Auffassung das Kind von Frankreich gegenüber den kleinen Blößen, die sich Andere geben, bekundet, davon gibt folgender Zug einen Beweis.

Der Prinz spricht das Deutsche eben so correct, wie das Französische, denn sein in Deutschland erzogener Vater hat dafür gesorgt, daß er gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache erhalte.

Als nun Herr von Goltz, der preußische Gesandte am französischen Hofe, den Prinzen eines Tages deutsch anredete, bemerkte dieser sogleich den berlinerischen Accent in der Ausdrucksweise des Gesandten und sagte ganz naiv:

„Mein Gott! wie sprechen Sie Ihre Muttersprache so schlecht!“

Die energische Geistesrichtung des jetzt etwa zehnjährigen Knaben verräth sich zuweilen in ein paar Worten.

So kam einmal zwischen ihm und seinem Spielcameraden, dem jungen Grafen Walewsky, die „römische Frage“ zur Debatte, und es handelte sich um eine Definition dieser Frage.

„Die römische Frage nennt man den Streit zwischen dem Papste und dem König von Italien!“ meinte der kleine Walewsky.

„Nein,“ fiel ihm der Prinz in kathegorischem Tone in die Rede, „bei der römischen Frage handelt es sich um den Cäsar — und Cäsar muß Herr sein in Rom.“

Den Kaiser, der sich in früheren Jahren im Verkehr mit seinem einzigen Kinde harmloser Heiterkeit hinzugeben pflegte, stimmt seit einiger Zeit der Anblick seines Sohnes ernst.

Mehr als sonst denkt er an das Schicksal, welches in den letzten fünfundsiebzig Jahren allen französischen Thronfolgern beschieden war. Er denkt an den siebzehnten Ludwig, der so elend zu Grunde ging, — an Napoleon II., der auf fremder Erde begraben liegt, und dessen Sarg die Kapuziner in Wien hüten, — an den Enkel des zehnten Carl, den Herzog von Bordeaux, der als Graf von Chambord in demselben Oesterreich als Verbannter lebt, in welchem der Sohn

des ersten Napoleon gestorben, — an Ferdinand von Orleans, Louis Philipps ältesten Sohn, der auf der Landstraße, wo die Pferde mit ihm durchgingen, das Leben verlor — an den Grafen von Paris endlich, den Sohn dieses Orleans, der bald in Italien, bald in Amerika als Soldat kämpft, ohne Frankreich betreten zu dürfen!

Wenn der Kaiser an diese fünf Thronerben denkt, welchen Allen die Anwartschaft auf die französische Krone als Wiegengeschenk vom Schicksal mit auf den Lebensweg gegeben wurde, müssen ihn wehmüthige Gedanken beschleichen!

Er, der einen guten Theil seines Lebens in der Verbannung und in der Gefangenschaft zugebracht hat, weiß am besten, wie gefahrvoll das Besitzthum ist, das er einst seinem Sohne zu überantworten gedenkt.

Es ist ein Glück, daß er Fatalist ist, und seine Gemahlin, die nicht selten ihren Besorgnissen über die Zukunft des Kindes Ausdruck verleiht, mit den Worten trösten kann:

„Geben wir uns nicht allzugroßer Sorge über das Schicksal unseres Kindes hin. Die Schule des Lebens, welche ich durchgemacht habe, wird auch ihm kaum erspart werden; aber Alles hängt von unberechenbaren Ereignissen ab!"

Der Kaiser hat kaum die Bewegung bewältigt, in welche ihn der Abschied von seinem Sohne, dessen Kränklichkeit ihm seit einigen Wochen gleichfalls ernste Besorgnisse einflößt, versetzt hat, als ihm sein Vetter, der Prinz Napoleon, gemeldet wird.

Die beiden Vettern harmonirten nie sehr und der Prinz schien sich oft ein besonderes Vergnügen daraus zu machen, dem Kaiser durch sein Benehmen Verlegenheiten zu bereiten.

Aber so oft er ihn auch vor den Kopf stieß, im Ganzen und Großen arbeitete er ihm doch in die Hände und zeigte sich stets gefügig, wo es die Realisirung großer Pläne galt, wie zum Beispiel im Jahre 1859, wo er die franko-italienische Allianz willig anbahnte und besiegelte, indem er die um fünfundzwanzig Jahre jüngere Tochter Victor Emanuels heiratete.

Aber selbst bei dieser Gelegenheit, wo er seinem Vetter einen wesentlichen Dienst erwies, unterließ er es nicht, denselben durch Nadelstiche zu verwunden. Der Kaiser konnte es ihm lange nicht vergessen, daß er sich, als er seine Gemahlin Clotilde in Paris bei Hofe vorstellte, der Phrase bediente:

„Jetzt haben wir doch wieder eine ordentliche Prinzessin in unserer Familie!“

Wenn man der anfänglichen Antipathie des Kaisers gegen seinen Vetter auf den Grund sah, so kam man wieder zu einer Stelle, wo der sonst so starke Kaiser verwundbar war.

Diese Achillesferse Napoleon's III. ist der Fatalismus, und nur dieser fatalistische Glaube an Vorherbestimmung macht es erklärlich, wenn der Kaiser zuweilen Prophezeihungen Glauben schenkt, die einen Mann von seinem Geist und seiner Aufklärung eigentlich lächeln machen sollten.

So hatte er sich auch lange Jahre hindurch, durch eine Vorhersagung des Nosterodamus beunruhigen lassen, die also lautet:

„Zu der Zeit, wo auch der jüngere Zweig des uralten Königshauses von Frankreich gebrochen sein wird, soll ein Mann aus einer Familie, die schon einmal eine kurze Zeit hindurch wichtigen Einfluß auf das Schicksal Frankreichs genommen, zur Gewalt gelangen. Zehn Jahre wird er diese oberste Gewalt in Frankreich festhalten, dann wird man ihn bei Seite schaffen und ein anderes Mitglied seiner Familie wird über seiner Leiche sich den Thron zimmern.“

Die Weissagung des alten Nosterodamus machte mehr Eindruck auf das Gemüth Napoleon's, als das hämische Wort Victor Hugo's, der, auf die vierzehnjährige Herrschaft des ersten Napoleon anspielend, einmal ausrief:

„Länger als vierzehn Jahre, wird die Comödie, die uns der Neffe vorspielt, auch nicht dauern!“

Erst als die zehn Jahre des Nosterodamus verflossen waren, ohne daß die von ihm angekündigte Katastrophe eingetreten wäre, gab sich der Kaiser zur Ruhe und neigte sich mit größerer Herzlichkeit seinem Vetter zu, von dem ihn bis dahin ein gewisses undefinirbares Mißtrauen fern gehalten hatte.

Der Zwiespalt, der lange zwischen den beiden Vettern klaffte, gab dem Volkswitze Veranlassung, sich in drastischer Weise über das dankbare Thema zu äußern.

Eines Tages — so brachten die Pariser auf — frug der kleine Napoleon seinen Vater, was für ein Unterschied zwischen accident (Unfall) und malheur (Unglück) sei.

„Mein Kind,“ soll der Kaiser, der damals eben sehr schlecht auf seinen Vetter zu sprechen war, weil er ihm durch seine Reden im Senat

und in Corsica Verlegenheiten bereitet hatte, geantwortet haben — „wenn Dein Onkel Napoleon in's Wasser fiele, so wäre das ein accident, wenn er aber wieder herausgezogen würde, so wäre das ein malheur."

Thatsache war es, daß es in früheren Jahren sehr häufig zu mitunter sehr scharf zugespitzten Debatten zwischen den beiden Vettern kam.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Louis Napoleon seinen Vetter, der ihm Vorwürfe darüber machte, daß er nichts von dem Blute des Kaisers in sich habe, weil er den Staatsstreich zu lange hinausschiebe, die bezeichnende Antwort gab:

„Wenn ich auch nichts von dem Blute meines Oheims, des ersten Napoleon, in mir habe, so habe ich doch dafür seine Familie auf dem Buckel!"

In der allerletzten Zeit hatten die politischen Verhältnisse die Annäherung zwischen den beiden Vettern mächtig gefördert, und der Prinz kam täglich nach den Tuilerien, um sich über die politische Sachlage an der ersten Quelle zu orientiren.

Die Noth lehrte die Beiden so zu sagen beten und führte ihnen die Solidarität ihrer Interessen täglich mehr zum Bewußtsein.

„Was gibt es heute für Nachrichten, Vetter?" leitete der Prinz nach der ersten Begrüßung die Unterhaltung ein.

„Dieser plumpe Benedetti, hat mich ganz verstimmt!" entgegnete der Kaiser unmuthig. „Er ist weiter gegangen, als ich beabsichtigt habe, und ich werde ihn desavouiren müssen. Ich kann es nicht dulden, daß er mir Deutschland in diesem Augenblick auf den Hals hetzt! Wir leiden ohnehin an dem allgemeinen Mißtrauen und dieses bruske Vorgehen Benedetti's in Berlin ist nicht geeignet, dieses Mißtrauen zu beschwichtigen. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, wir sind auf dem Continente verhaßt, und wir brauchen nur eine ganz einfache Sache zu wünschen, so wollen Völker und Regierungen auf dem Continente sofort das Gegentheil!"

„Benedetti hat also in Berlin die Regulirung der Grenzen Frankreichs gegen Deutschland zur Sprache gebracht?" warf der Prinz mit sichtlicher Befriedigung ein.

„Allerdings," fiel der Kaiser dem Prinzen fast in die Rede, „und in einer Weise, welche, wenn ich nicht einlenke und ihm den Zügel anlege, zum Kriege führen muß. Ich will aber jetzt keinen Krieg, ich

will den Frieden — heuer und im nächsten Jahre — den Frieden um jeden Preis! Die Ausstellung ist mir für die nächste Zeit die Hauptsache, sie darf nicht gefährdet werden. Sie gibt uns auch die Zeit, die wir brauchen, uns auf den Krieg vorzubereiten! Und wir brauchen Zeit, um nachzusinnen, wie wir es am besten den Preußen nachmachen können, welche durch ihre Landwehr das Mittel erfunden haben, über die größte Anzahl von wohlgeübten Soldaten mit dem geringsten Kostenaufwande zu verfügen!“

„Wird Frankreich mit dem Zuwarten einverstanden sein?“ wandte der Prinz ein.

„Es muß warten, wenn ich das Warten für eine Nothwendigkeit halte!“ entgegnete der Kaiser bestimmt. „Warum wollen wir Preußen den Gefallen erweisen, jetzt Krieg zu führen, wo es vollkommen gerüstet ist und über eine halbe Million Soldaten, die eben siegestrunken sind, weil sie im Fluge einen großartigen, mächtigen Feind niedergeschmettert haben, an unsere Grenzen werfen kann? Wir wollen doch lieber selbst die Zeit wählen! Jedes Volk hat seine Zeit! Italien hat seine Zeit mit Vortheil gegen Oesterreich gewählt, wir wollen uns die unsere gegen Deutschland bestimmen, wenn es sein muß. Ich habe in Ham gelernt, mich zu gedulden!“

„Die Franzosen wissen dagegen nicht viel von Geduld!“ bemerkte der Prinz achselzuckend. „Sie sehen nur die Schlappe in Mexiko, die Schlappe in Deutschland, und wer bürgt dafür, daß sie sich nicht zur Revolution aufgelegt fühlen?“

„Ich fürchte die Revolution nicht!“ sagte der Kaiser. „Wir sind keine Regierung, die in einem Fiaker davonfährt, wie Louis Philipp im Februar 1848!“

„Das müssen Sie aber doch zugeben, Vetter,“ beharrte der Prinz, „daß Ihre Lage heute nicht mehr jene glückliche von 1859 ist, wo Sie in Villafranca zu dem Kaiser von Oesterreich, als er Sie auf die Revolution aufmersam machen zu müssen glaubte, die hinter Ihnen beiden stehe, sagen konnten: ja wohl, Sire, die Revolution steht hinter uns beiden, nur mit dem Unterschiede, daß ich die Revolution commandire, die hinter Ihnen steht, während Sie auf jene, die hinter mir steht, keinen Einfluß nehmen können!“

„Frankreich ist heute eben so mächtig, wie nach Solferino,“ wehrte sich der Kaiser, „und kann heute dieselbe Sprache führen, wie

damals, wenn es will. Frankreich hat des Ruhmes genug, so daß es selbst eine Schlappe ertragen kann!“

„Auch zwei Schlappen, Vetter?“ fiel der Prinz lebhaft ein. „Ich fürchte, wenn Sie noch lange in Unthätigkeit verharren, werden Sie böse Dinge erleben, die Sie aus Ihrer contemplativen Beschaulichkeit unangenehm aufrütteln dürften! Frankreich kann leicht eines Tages die Vermessenheit haben, Ihnen zuzurufen: es ist nicht genug, Sire, daß Sie Frankreich haben, Sie müssen es auch zu dem großen Frankreich machen, das seine Rosse wie bei Straßburg, so bei Köln und Mainz im Rheine tränkt!“

„Lassen wir den Rhein bei Seite, so lange es nur immer geht!“ bemerkte der Kaiser düster. „Er würde uns, abgesehen von allem Andern, England entfremden. Und Sie kennen meine Ansichten über diesen Punkt. Ich betrachte England und Frankreich als mit einander verheiratet und Sie wissen, nach französischen Gesetzen gibt es keine Ehescheidung! Alle übrigen Staaten, mit denen sich Frankreich ab- und zu verbinden mag, sind nur Frankreich's Maitressen, mit denen man jeden Augenblick die Verbindung wieder lösen kann!“

„Sie haben eine unbegreifliche Furcht vor dem Rhein!“ sagte der Prinz mit ironischer Betonung.

„Ich mache keinen Hehl daraus — ich fürchte den Rhein!“ rief Napoleon unbefangen. „Es ist jener Strom, an welchem ein deutscher General sagen könnte: dort ist Paris — das nehmen wir!“

„Ist das nicht ein Grund mehr für uns, zu sagen: „Dort ist Berlin, das nehmen wir?“ wandte der Prinz lebhaft ein.

Der Kaiser aber schüttelte mit dem Kopfe und murmelte:

„Sie verführen mich nicht, Vetter! Ich gehöre nicht zu denen, die nichts verlernt und nichts vergessen haben. Ich habe vor Allem den furor teutonicus nicht vergessen, der meinen großen Oheim zu Fall gebracht hat! Wenn ich es mit Deutschland aufnehmen soll, muß ich gut gerüstet sein und alle Chancen für mich haben! Ich will nicht im Rhein ertrinken.“

„Besser, wir ertrinken im Rhein, als in einer Gosse!“ meinte der Prinz mit einem Achselzucken. „Ich würde an Ihrer Stelle nicht zaudern, nicht warten, Benedetti nicht desavouiren — ich würde die Rheinfrage jetzt gleich stellen, beziehungsweise auf ihr verharren, nachdem Benedetti sie einmal gestellt hat! Der Rhein würde die Franzosen Mexiko vergessen machen, die Aufsteckung dieses Zieles, die Pro-

clamirung der natürlichen Grenzen Frankreichs würde Ihnen und Ihren Heeren eine unwiderstehliche Gewalt geben, das Bewußtsein, ein großes Ziel vor sich erreichen, eine große Sache hinter sich vertheidigen zu müssen, würde Sie unbesiegbar machen!"

„Ich höre wieder den Mann sprechen, dessen Princip lautet: Die Bonaparte haben nur einen Grund zu existiren — wenn sie Krieg führen, sowie die Bourbons den Grund ihres Daseins im Frieden hatten!"

„Spotten Sie, wie Sie wollen, Vetter," fertigte der Prinz den Einwurf des Kaisers ab, „ich bleibe dabei: Frankreich ist das am leichtesten regierbare Land der Welt, wenn man ihm alle drei Jahre einen ruhmreichen Krieg gibt! In diesem Augenblicke ist aber alle Welt in Frankreich auf den Krieg gefaßt; schon ziehen die Jäger von Vincennes das alte Lied: les Prussiens ont mal aux reins aus der Rumpelkammer der Vergessenheit hervor."

Der Kaiser unterbrach seinen Vetter, indem er eine abwehrende Bewegung mit der Hand gegen ihn machte.

„Soll ich den Krieg allein führen?" rief er in nahezu heftigem Tone. „Den Krieg zu zweien ließe ich mir gefallen — aber den Krieg allein — nie — nie! Können Sie mir aber in diesem Augenblick einen brauchbaren Verbündeten zeigen?"

„Wenn wir Oesterreich stützen, kann es immerhin von Neuem in Action treten!" meinte der Prinz. „Halten wir ihm Italien vom Halse, indem wir einen Separatfrieden zwischen Oesterreich und Italien vermitteln, greifen wir Oesterreich mit Geld unter die Arme, indem wir ihm Subsidien geben, bestimmen wir es, sich mit Ungarn auszugleichen, und wir haben an ihm einen Alliirten, der die halbe preußische Macht bindet!"

„Wer hätte gedacht," sagte der Kaiser sarkastisch, „daß Sie, der geschworene Feind Oesterreichs, für eine Allianz mit diesem von Ihnen vielgeschmähten und vielverleumdeten Oesterreich plaidiren würden! Wenn heute diese Allianz nicht so leicht zu erlangen ist, als Sie vielleicht denken," fuhr der Kaiser, aus der Ironie in einen ernsteren Ton einlenkend, fort, „wer ist Schuld daran, als Sie? Wenn man mir in Wien mißtraut, und meine Avancen kühl aufnimmt, so haben Sie das mit verursacht, der Sie mich zuweilen zu einer schrofferen Haltung gegen Oesterreich drängten, als welche ich vielleicht im Interesse meiner Dynastie gegen den Wiener Hof hätte einnehmen sollen!"

„Ich liebe Oesterreich auch heute noch nicht!“ warf der Prinz ein. „Huldigt es nicht bis zum heutigen Tage dem alten Princip, alle Entthronten um sich zu sammeln, und Prätensionen, die ohne seine Unterstützung bald in Unschädlichkeit versinken müßten, zu nähren? Sind manche dieser Prätensionen nicht gegen uns gerichtet? Befinden sich unter den Entthronten, an denen Oesterreich Gastfreundschaft übt, nicht geschworene Feinde Frankreichs, unseres Hauses, und jener neuen Ordnung der Dinge, die Sie in Italien aufgerichtet haben?“

„Lassen Sie doch Oesterreich Gastfreundschaft üben, an wem es mag!“ sagte der Kaiser. „Wer bürgt uns dafür, Ihnen wie mir, daß wir nicht auch einmal in die Lage kommen, von fremder Gastfreundschaft Nutzen ziehen zu müssen?“

Der Kaiser zündete sich eine neue Cigarre an und fuhr, wie zu sich selbst sprechend, in gedämpftem Tone fort:

„Ich weiß nicht, warum mir in letzter Zeit öfter als sonst Home's Wort einfällt, durch das er mir eine Allianz mit Oesterreich nahe legte — ich glaube, es war in Ihrem pompejanischen Hause in der Rue Montaigne, wo ich den rothhaarigen Geisterbeschwörer traf?“

„Es war zur Zeit, wo die Tische klopften, tanzten und schrieben!“ fiel der Prinz lächelnd ein, indem er mit dem Kopfe nickte.

„Richtig!“ sagte Napoleon. „Der Tisch schrieb damals unter Home's Einfluße, als ich ihn wegen meiner Zukunft interpellirte: Verbinde Dich mit dem Fürsten, dessen Herrschaft von demselben Tage datirt, wie die Deine. — Meine Herrschaft datirt vom zweiten Dezember — der Kaiser von Oesterreich hat auch am zweiten Dezember seine Regierung angetreten!“

„Home's Mahnung war zweideutig!“ wandte der Prinz ein. „Lebte damals nicht noch der Czar Nikolaus? War auch er nicht am zweiten Dezember zur Regierung gelangt, nachdem sein Bruder Alexander am ersten Dezember 1825 in Taganrog gestorben war?“

„Wer weiß, ob ich nicht besser gethan hätte, wenn ich mich mit den beiden Männern vom zweiten Dezember verbündet hätte, statt einen nach dem andern zu bekämpfen!“ sagte der Kaiser nachdenklich.

Es war wieder der Fatalist, der sich in ihm regte.

Hatte es doch seiner Zeit in Paris geheißen, daß zu dem plötzlichen Entschluße des Kaisers, Eugenie von Montijo zu heiraten, das Tischklopfen und der in den Tuilerien gern gesehene Geisterklopfer Home das ihrige beigetragen hätten!

Louis Napoleon hatte einmal den Wunsch ausgedrückt, mit dem Geiste seines Oheims, des Kaisers Napoleon I., zu conversiren. Home citirte den Geist und dieser schrieb den Wahlspruch Louis Napoleons auf ein Blatt Papier, der bekanntlich lautete:

„Je monte — ich steige."

An das Monte knüpfte der Geist noch zwei Buchstaben, die anscheinend keinen Sinn gaben, die Buchstaben i und o.

Der Fatalist Napoleon knüpfte im Geiste diese zwei Buchstaben an das Stammwort mont, und sah darin, daß sie in diesem Zusammenhange den Namen des Mädchens gaben, das er liebte, (mont-i-o) einen Schicksalswink.

„Das Eine ist sicher, Vetter," setzte der Prinz die Unterhaltung fort, „Ihr consequentes Bestreben, Preußens stets wache, überreizbare Empfindlichkeit bei jeder Gelegenheit zu schonen, hat Ihnen schlechte Früchte getragen. An Preußen sieht man, was es heißt, wenn Staaten, die lange nicht zu siegen gewohnt waren, plötzlich große Siege davontragen. Wenn man die Mäßigung, welche wir nach dem Falle von Sebastopol und nach den Siegen von Magenta und Solferino vorwalten ließen, mit der Mäßigung vergleicht, welche Preußen jetzt beobachtet, wo es am liebsten Deutschland ganz verschlänge, so muß man dafür Sorge tragen, daß es nicht sobald wieder in die Lage kommt, Sieger zu sein!"

„Preußen pocht auf sein gutes Einvernehmen mit Rußland!" warf der Kaiser hin.

„Sie meinen, daß eine Allianz zwischen Preußen und Rußland im Zuge sei?" rief der Prinz, einen forschenden Blick auf seinen Vetter richtend, der mit den Achseln zuckte, und entgegnete:

„Wer kann darüber heute Aufschluß geben? Umsonst ist Manteuffel nicht nach Petersburg gegangen! Schade übrigens, daß Morny todt ist, der hätte uns darüber am besten Auskunft geben können!"

Der Graf von Morny war nämlich so russenfreundlich gewesen, daß, als in den Tagen, wo er und Persigny Minister waren, die Allianz der drei großen Continentalostmächte im Ministerrathe zur Sprache kam, Persigny dem die Existenz einer solchen Allianz läugnenden Morny die Worte in's Gesicht schleuderte:

„Ich glaube selbst, daß diese Allianz nicht besteht, weil Sie sonst davon wüßten und mit dabei wären!"

„Wie sehr haben Sie sich geirrt, Vetter," nahm der Prinz den

Gesprächsfaden wieder auf, „als Sie kurz nach dem Ausbruche des deutsch-dänischen Krieges zu den Officieren, die Sie in den Tuilerien empfingen, sagten: „Meine Herren, man schlägt sich in Europa und wir sind nicht dabei; aber diese Sache interessirt uns nicht!“

„Wer hätte auch gedacht, daß dieser kleine Streit über Nacht solche Dimensionen annehmen würde!“ murmelte der Kaiser. „Ich glaubte den richtigen Weg zu gehen, wenn ich zu Drouin de Lhuys, der mich zur Action drängte, sagte: Inertia — sapientia! Ich glaubte wirklich, in der Unthätigkeit bestehe in diesem Falle die beste Weisheit. Ich gestehe, daß Grammont in dieser Sache den richtigeren Blick hatte, wenn er im August 1863 den Frankfurter Fürstencongreß den Anfang des Krieges Deutschlands gegen Frankreich nannte. Wirklich setzte sich damals Deutschland in Marsch, denn machte Oesterreich in Frankfurt auch Fiasco, so zwang es doch Preußen zum Vorwärtsgehen.“

„Es ist gewiß eigenthümlich, daß in Deutschland selbst der Blinde am richtigsten gesehen hat!“ meinte der Prinz, auf den blinden König von Hannover anspielend, der schon im Jahre 1863 sah, wo hinaus Preußen wollte, als es ihm gewisse Anerbietungen machte, um ihn zu sich herüberzuziehen, die von ihm abgelehnt wurden. „Wie ganz anders würde die deutsche Sache jetzt für Frankreich liegen,“ fuhr der Prinz nach einer kurzen Pause fort, „wenn dieses im Jahre 1849 die deutsche Rheinpfalz, die ihm die dortige Nationalversammlung anbot, angenommen hätte, statt dieses kostbare Angebot blos zur Kenntniß zu nehmen und darüber zur Tagesordnung überzugehen!“

„Sie streifen da schon ein Gebiet, welches mich fast an meine Dispositionen über die deutsche Kaiserkrone erinnert!“ bemerkte der Kaiser mit Humor.

Es ist Thatsache, daß Louis Napoleon, als er sich nach dem Straßburger Putsche in London aufhielt, einen förmlichen Vertrag mit dem vertriebenen Herzog von Braunschweig, Karl Friedrich, errichtete, in welchem er die Verpflichtung übernahm, den Letzteren zum Kaiser von Deutschland zu machen, sobald er selbst Kaiser der Franzosen geworden sein würde. Ein englisches Parlamentsmitglied, der im Jahre 1860 verstorbene Duncombe, hatte bei der Abfassung dieses merkwürdigen Vertrages intervenirt und ihn in Verwahrung übernommen.

„Bismark hat seine Dispositionen über die deutsche Kaiser-

krone besser durchzuführen verstanden, als Sie die Ihrigen!“ lachte der Prinz. „Wer hätte gedacht, daß er die gute Lehre, die Sie ihm in Compiegne oder Biarritz — wo war es doch gleich? — gegeben, so in den Wind schlagen würde!“

Der Prinz spielte mit dieser scherzhaften Bemerkung auf folgenden Vorfall an:

Bismark hatte einmal dem Kaiser gegenüber bemerkt, daß Preußen einer Arrondirung bedürfe, um im allgemeinen Interesse die Rolle einer Großmacht durchführen zu können, und der Kaiser ihm auf diese sondirende Frage folgende ablenkende Antwort gegeben:

„Wir bedürfen Alle, wie wir sind, einer vorsichtigen Haltung; wir müssen lernen, uns auf uns selbst zu verlassen, und müssen es sorgfältig vermeiden, der gegen uns andringenden Revolution durch unseren Ehrgeiz irgend eine Handhabe zu bieten. Die gegenwärtigen Regierungen sind zum größten Theile sehr gebrechlicher Natur, und es handelt sich heutzutage nicht mehr darum, sich zu vergrößern, sondern sich zu erhalten!“

„Wer weiß, ob Alles, was sich zugetragen, auf Bismark's Conto zu schreiben ist!“ bemerkte der Kaiser. „Ich glaube, dieser schweigsame König hat auch seinen Willen und treibt mitunter selbst, während man sich ihn immer nur von Bismark getrieben vorstellt. Mich erinnert er in mancher Beziehung an seinen Namensvetter, den schweigsamen Oranier, und das Wort des Papstes Pius V. über Wilhelm von Oranien kommt mir manchmal in den Sinn, wenn ich an den Wilhelm von Potsdam denke!“

Der Kaiser spielte mit diesen Worten offenbar auf die Frage des Papstes Pius V. an, als man ihm die Nachricht von der Gefangennehmung der Grafen Egmont und Horn überbrachte.

„Habetis taciturnum — habt Ihr den Schweigsamen?“ frug der Papst die Boten und als sie die Frage verneinten, rief er geringschätzig: „Nil habetis — Dann habt Ihr nichts!“

Der Kaiser verharrte eine Weile in nachdenklichem Schweigen und sagte dann:

„Ich erinnere mich noch recht lebhaft, wo mir das Schweigen des Königs zum ersten Male unheimlich vorkam. Es war in Baden-Baden, als ich ihn ausholen wollte und, auf den Strauch schlagend, bemerkte: Sire, Sie haben auch noch eine Scharte auszuwetzen — Sie haben vollgiltigen Anspruch auf eine Genugthuung für

Neufchatel. — Ich erwartete vergebens eine Antwort — der schweigsame Fuchs gab mir keine!"

„Wenn man jetzt die Stimmung, die in Frankreich gegen Preußen herrscht, beobachtet, so verwundert man sich darüber, daß es Zeiten geben konnte, wo die Könige von Preußen in Frankreich populär waren und gewissermaßen als nachahmungswerthe Muster aufgestellt wurden!" bemerkte der Prinz lachend. „Erinnern Sie sich noch, lieber Vetter, wie Ihr Leibjournalist, Granier von Cassagnac, im Jahre 1849, als Sie mit der Nationalversammlung auf so gespanntem Fuße lebten, in seinem Journal Assemblée nationale schrieb: es ist an der Zeit, daß diesen Volksvertretungen ein Ende gemacht und wir vom Joche der Volkssouveränetät erlöst werden. Ein Hoch dem Könige von Preußen, der seine Kammer so ritterlich auseinander jagte, und jetzt manchen dieser Plebejer in's Zuchthaus sperren läßt. Wollte doch Louis Napoleon an diesem Manne sich ein Beispiel nehmen — eine Compagnie Soldaten in die Kammer geschickt, und Alles hat ein Ende!"

Der Kaiser stimmte in das Lachen seines Vetters ein und bemerkte: „Nun, was das anbelangt, so waren wir recht gelehrige Schüler des seligen Königs von Preußen, und wenn später Bismark kurz und bündig mit den catilinarischen Existenzen in der preußischen Kammer umsprang, so hat er das am Ende doch nur von uns gelernt!"

Eines der ersten frappanten Schlagworte, mit denen Bismark als preußischer Premier debutirte, war bekanntlich das von den catilinarischen Existenzen.

Wenige dürften jedoch wissen, daß der von Bismark in einer seiner ersten Ministerreden mit Bezug auf die fortschrittsfreundliche Kammeropposition gebrauchte Ausdruck catilinarische Existenzen kein Originalwort des preußischen Premiers, sondern ein Plagiat ist, an dem französischen Marschall Bugeaud begangen, der im Jahre 1849 bei der Uebernahme des Commandos über die Alpenarmee folgenden gegen die freiheitlichen Parteien von Paris gerichteten Tagesbefehl erließ, der eine frappante Aehnlichkeit mit Bismark's Kammerreden hat:

„Die Fractionen haben ihre strafbaren Absichten nicht aufgegeben, sie hoffen sich der Herrschaft zu bemächtigen und Frankreich ihre wahnsinnigen und strafbaren Theorien aufzubürden. Aber wir werden Ordnung schaffen. Es ist unmöglich, daß alle verständigen und rechtschaffenen Bürger, welche den patriotischen Gedanken theilen, die Herr-

schaft der Gesetze aufrecht zu erhalten, nicht am Ende über diese verkehrten Köpfe, welche Frankreich in's Unglück stürzen wollen, triumphiren sollten. Eine Ansicht hat sich über ganz Frankreich verbreitet, der ich von ganzer Seele beistimme, nämlich: daß in Zukunft die Departements sich nicht mehr der Tyrannei der Fractionen in Paris unterwerfen sollen. Nein, wir dürfen es künftig nicht mehr dulden, daß eine Handvoll Catilina's — und wenn ich Catilina's sage, so ist der Vergleich noch zu ehrenvoll — wir dürfen, ich wiederhole es, nicht dulden, daß einige hundert verschrobener oder irregeleiteter Menschen ihren Willen dem Lande aufdringen."

„Wie gedenken Sie sich also der durch Sadowa geschaffenen und durch Benedetti's Aufwerfen der Grenzregulirungsfrage geschärften Situation gegenüber zu verhalten, Vetter?" kam der Prinz auf das eigentliche Thema wieder zurück.

„Bismark hat Benedetti eine goldene Rückzugsbrücke gebaut, indem er Luxemburg anklingen ließ — daran will ich mich vorläufig halten!" entgegnete der Kaiser. „Sie müssen nach Italien abreisen, um Ihren Schwiegervater in meinem Namen aufzufordern, das Friedenswerk nicht länger aufzuhalten. In Prag müssen die Dinge zum Abschlusse kommen. Das ist der durchsichtige Theil Ihrer Mission nach Florenz. Das Weitere haben Sie selbst angeregt — sehen Sie also, wie weit Sie mit Ihrem Gedanken kommen, die Trennung, welche zwischen den Höfen von Wien und Florenz wie eine unausfüllbare Kluft gähnt, auszugleichen. Wenn Oesterreich und Italien ihren gegenseitigen Hader vergessen und sich die Hände reichen könnten, dann wäre auch Aussicht vorhanden, daß wir beide an uns heranziehen, und in Jahr und Tag einer preußisch-russischen Allianz ein Bündniß zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien gegenüberstellen könnten!"

„Ich werde meinem Schwiegervater zureden, er möge sich einmal erinnern, daß er eigentlich ein Landsmann des Kaisers von Oesterreich ist!" warf der Prinz dazwischen. „Beide Häuser sind ja schweizerischen Ursprungs — Habsburg aus dem Canton Bern, Savoyen aus dem Canton Wallis!"

„So lange der hochmüthige, meinen Rathschlägen unzugängliche Riccasoli am Ruder ist, werden Sie geringe Aussicht haben, mit dem zweiten Theile Ihrer Mission zu reussiren!" bemerkte der Kaiser.

„Dann werfen wir den stolzen Florentiner!" rief der Prinz. „Der König liebt ihn ohnehin nicht, und läßt sich ihn nur gefallen, weil ihn

die Verhältnisse ihm aufgenöthigt haben. Ihn zu stürzen wird keine Herculesarbeit sein — ich nehme das auf mich!"

„An seine Stelle setzen wir wieder den geschmeidigen Rattazzi!" ergänzte der Kaiser.

Rattazzi war der Mann nach dem Herzen Napoleons. Ihn hielt er sich in steter Reserve, zu ihm griff er immer, wenn es galt, seine und Frankreichs Interessen in Italien zur Geltung zu bringen.

Rattazzi hatte er sich schon in den Tagen Cavours herangezogen, mit dem geheimen Gedanken, daß ihm der jüngere Genosse den älteren ersetzte, wenn dieser sich abnützte oder sonst wegfiele. Und der frühe Tod Cavours hatte gezeigt, wie klug er gehandelt, daß er rechtzeitig an einen ihm ergebenen Ersatzmann gedacht.

In der Voraussicht, daß er den schlauen Advokaten mit dem eckigen Gesichte dereinst gut würde brauchen können, hatte er ihn mit einer Verwandten, mit Madame Solmes-Bonaparte, verheiratet.

Durch die Frau, die er ihm gab, sicherte er sich den steten Einfluß auf ihn.

Madame Solmes-Bonaparte war eine Tochter jenes Engländers Wyse, der die Tochter Lucian Bonaparte's geheiratet hatte, die nach ihrer Großmutter Lätitia hieß.

Die Wyses waren von jeher napoleonfreundlich und vertraten stets die Interessen der Familie Bonaparte im englischen Parlament. Als Thomas Wyse im Jahre 1820 nach St. Helena ging, um den Kaiser zu besuchen, machte die junge Lätitia in Rom Eindruck auf sein Herz. Sie wäre auch gern nach St. Helena gegangen, und Wyse schlug, halb im Ernst, halb im Scherz, als Auskunftsmittel eine Heirat vor.

Der Antrag fand Anklang, Mademoiselle Lätitia Bonaparte wurde Madame Wyse. Als das junge Ehepaar nach St. Helena abreisen wollte, kam die Nachricht, daß der Kaiser gestorben sei. Statt nach Helena reisten die Wyse's nun nach England, wo sie sich jedoch bald entzweiten. Als Wyse im Jahre 1833 als englischer Gesandter nach Athen ging, lebte er nicht mehr mit seiner Frau und beanständete auch die eheliche Geburt seiner dritten Tochter Marie, ließ sie aber nach langer Correspondenz doch endlich für sein Kind gelten.

Marie Wyse-Bonaparte heiratete als achtzehnjähriges Mädchen einen jungen Solmes, that es aber der Mutter nach, trennte sich bald von ihm und ging nach Paris, wo sie ihrem Cousin, dem Prinz-

Präsidenten, als er ihr kein Geld borgen wollte, drohte, Kunstreiterin werden zu wollen.

Diesen Entschluß führte sie wohl nicht aus, bekämpfte aber dafür ihren Cousin in Paris in Wort und Schrift, und wurde die Geliebte Victor Hugo's. Später richtete sie ihren ganzen Haß gegen Eugenie von Montijo, die Kaiserbraut, und als diese eines Tages eine geheimnißvolle Reise nach Brüssel unternahm, um dort Stierkämpfen, die sie leidenschaftlich liebte, beizuwohnen, schrieb Madame Solmes-Bonaparte für ein vielgelesenes Pariser Blatt ein pikantes Feuilleton, in welchem sie die Stierkampfsympathien der Zukunftskaiserin an die große Glocke hing.

Der Kaiser verbannte, weiteren Scandal fürchtend, seine schöne, aber boshafte Cousine aus Frankreich. Als sich der Polizeikommissär, der sie nach der Schweiz zu bringen hatte, an der Grenze von ihr empfahl, sagte sie mit einem ironischen Lächeln zu ihm:

„Wenn Sie meinen Cousin, den Kaiser, sprechen sollten, so erinnern Sie ihn daran, daß auch er eines Tages von Gensdarmen durch Frankreich geführt wurde, von Straßburg bis Brest, wo man ihn zwang sich nach Amerika einzuschiffen. Und er kam doch wieder nach Frankreich zurück — auch ich hoffe, dahin zurückzukehren!"

In der Schweiz lebte die schöne und abenteuerliche Napoleonidin zuerst in Genf mit Klapka, dann in Aix-les-Bains mit Eugen Sue, welcher von ihr sagte, daß sie das Wesen sei, das er am meisten in der Welt liebe.

Der Verfasser der Geheimnisse von Paris setzte ihr ein Denkmal in dem Buche: „die proscribirte Frau", und starb später in ihren Armen.

Gegen das Ende der fünfziger Jahre machte Napoleon seinen Frieden mit ihr und sann ihr an, Rattazzi zu heiraten, indem er ihr eine große Mitgift und eine fette Apanage in Aussicht stellte.

Die von ihrem ersten Manne längst geschiedene Frau sagte nicht Nein.

Rattazzi war nicht schön; eine kleine schmächtige Figur, spitze Nase und spitzes Kinn, eine kahle Stirn, graue, stechende Augen, gaben ein wenig verlockendes Ensemble — aber die Apanage gab den Ausschlag.

Madame Solmes-Bonaparte war kaum Frau Rattazzi geworden, als dieser der Premier Victor Emanuel's wurde.

Und er war noch nicht lange Minister, als Garibaldi, der langen Ruhe in Caprera müde, auf Rom losging.

Napoleon, der diese Diversion Garibaldi's vorhergesehen, hatte dem Manne von Caprera schon in vorhinein ein Paroli gebogen, indem er Victor Emanuel den ihm blindergebenen Rattazzi zur Seite gab.

Als nun Garibaldi auf Rom marschirte, schrieb der Kaiser nur zwei Zeilen an seine Cousine, aber diese wenigen Zeilen waren nicht mißzuverstehen.

„Sagen Sie Ihrem Manne," lautete das lakonische Billet, „daß er Garibaldi je eher, je lieber unschädlich machen möge."

Madame Rattazzi zögerte nicht, ihren Gemal in der vom Kaiser angedeuteten Richtung zu instruiren.

Die nächste Folge dieses kaiserlichen Handschreibens war das berühmte Decret Rattazzi's an die italienischen Generale, sich Garibaldi's lebendig oder todt zu bemächtigen.

Palavicini's Kugeln trafen Garibaldi bei Aspromonte und lähmten ihn und seine Action.

Der Mohr Rattazzi hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen.

Drei Jahre lebte er fern vom auswärtigen Amte — während dieser drei Jahre war es, daß ihn der Verfasser dieses Werkes in Ostende sah, wo er mit seiner Gemalin die Seebäder gebrauchte.

Es war zufällig an einem Jahrestage von Aspromonte — am 29. August 1864, daß der Verfasser dieses Werkes Madame Rattazzi auf einem der glänzenden Saisonbälle im Stadthause von Ostende in der Quadrille gegenüberstand, während Rattazzi — in der Curliste von Ostende war er als proprietaire d'Italie eingetragen — in einer Fensterecke lehnte und dem Tanztreiben zusah.

Nach Sadowa griff der Kaiser wieder nach Rattazzi aus, um sich seiner in seinem Interesse zu bedienen.

XI.

Zwei Jugendfreunde.

Die Gräfin von Hermannsburg befand sich seit einigen Tagen in Graz, wo die Baronin von Haimgarten wohnte, welcher der Baron Stovanicevic den Hof machte.

Die Bemühungen der Gräfin, auf die Baronin Einfluß zu nehmen, damit diese ihren Verehrer zu einer politischen Schwenkung zu bewegen suche, befanden sich eben im Stadium der Anbahnung, als sie folgenden Brief von dem Pater Cornelius Giesebrecht erhielt, der auf dem Wege von Linz nach Graz in Wien Halt gemacht hatte.

„Hochverehrte Frau Gräfin!

„Ich habe an die hiesigen Verhältnisse die Sonde angelegt und zu meiner Betrübniß gefunden, daß Sie mit dem, was Sie mir in Linz sagten, nur zu sehr Recht hatten.

Die Dinge treiben hier einer Krise entgegen, die für uns um so verhängnißvoller werden kann, als Belcredi in unbegreiflicher Vertrauensseligkeit der Entwicklung der Dinge zusieht.

Man raunt es sich nicht mehr in's Ohr, auf allen Gassen schreit man es sich schon zu, daß Baron Beust Minister des Auswärtigen in Oesterreich werden solle, wo ihn seine consequente Bekämpfung Preußens, die er sich bisher zur Lebensaufgabe gemacht, ganz besonders empfiehlt.

Man citirt schon Aeußerungen Beust's, die darauf hindeuten, daß er sofort gegen den Grafen Belcredi offensiv vorzugehen Willens ist, sobald er das Heft in die Hände bekommt. „Belcredi," soll Beust gesagt haben, hat wohl Schmerling's Fahrwasser verlassen, statt aber in ein neues einzulenken, ist er plötzlich stille gestanden und glaubt, weil er steht, müsse auch die Welt rings um ihm stehen bleiben, bis es ihm beliebt, sich wieder in Bewegung zu versetzen."

Und Belcredi legt dem gegenüber die Hände in den Schooß, als ob er unerschütterlich in seiner Stellung wäre, gegen welche, wie

ich schon vor Wochen richtig vorhersah, demnächst ein Anprall aller jener Elemente erfolgen dürfte, die sich die liberalen nennen.

Belcredi scheint wirklich in dem Wahne zu leben, daß selbst Beust's Ernennung zum Minister des Auswärtigen seine Stellung nicht zu alteriren vermöchte! Unglückseliger Wahn! Kennt er nicht die Fabel vom Fuchs und vom Dachs?

Beust ist ein Fuchs. Schon können Sie in Wien die Phrase colportiren hören, daß Oesterreich der liberalste Staat auf dem europäischen Continente werden müßte, dadurch würde Oesterreich allen seinen Feinden einen Strich durch die Rechnung machen — Preußen voran.

Die Phrase kommt von Beust und ist ein Fühler.

Und Belcredi schläft.

Man spricht, daß sich der Kaiser, sobald der letzte preußische Soldat den österreichischen Boden verlassen haben wird, nach den böhmischen Schlachtfeldern begeben und in Prag einen mehrtägigen Aufenthalt nehmen werde. Belcredi wird ihn begleiten, Beust aber soll auch nach Prag kommen.

Wenn Belcredi die Gefährlichkeit der Lage unterschätzt, so müssen ihm seine Freunde die Augen öffnen und nöthigenfalls für ihn handeln.

Die Freunde wollen dies auch thun. Ich habe mit dem einflußreichen Hofrathe von Weißenstark conferirt und er hat erklärt, Belcredi nächstens die Lage vorstellen und ihm nahelegen zu wollen, eine Art Constituante nach Wien zu berufen, die aus den Landtagen hervorzugehen hätte, ohne in ihrer Zusammensetzung das Februarpatent zum Ausgangspunkte zu nehmen. Da uns in den gemischten Landtagen die Majorität sicher ist, so lang die Slaven mit uns gehen, so wird die Constituante unsere Farbe tragen und die Verfassung, die aus ihren Berathungen hervorgehen soll, unseren Tendenzen für immer zum Siege verhelfen. Wenn eine compacte Majorität der Constituante Belcredi zur Seite steht, wird es Beust schwer werden, seinen Collegen aus dem Sattel zu heben.

Während wir aber so einen großen Stoß führen, müssen wir auch im Detail arbeiten. Hier wird Weißenstark selbstständig vorgehen.

Der letzte Krieg war ihm eine gute Lehre.

Hätten unsere Generale dem Zündnadelgewehr gegenüber wieder

zu dem alten Plänklersystem zurückgegriffen, wie es der erste Napoleon geschaffen, das nur den Massen gegenüber gefährliche Zündnadelgewehr hätte ihnen nicht viel geschadet. Weil sich aber das alte Plänklersystem bei Magenta und Solferino nicht bewährt hatte, weil die Franzosen unsere Plänklerschwärme durchbrachen und auf schwache Reserven stießen, die sie gleichfalls zurückwarfen, so verschüttete man das Kind mit dem Bade und warf das Plänklersystem auch da über Bord wo es, wie dem Zündnadelgewehr gegenüber, die besten Erfolge gehabt hätte, wenn man nur die Plänklerschwärme durch entsprechend starke Reserven gestützt hätte, statt gegen verderbliches Schnellfeuer mit Massensturmcolonnen zu operiren.

Während Belcredi den entscheidenden großen Bajonnetsturmstoß gegen die Liberalen führen soll, will der Hofrath von Weißenstark seine Plänklerschwärme vorrücken lassen.

In dieser Plänklerkette spielt ein Mensch eine Hauptrolle, der eigentlich die nächste Veranlassung ist, daß ich diesen Brief an Sie richte. —

Weißenstark hat seit Jahren ein lebhaftes Augenmerk auf einen Mann gerichtet, der sehr talentirt, aber ziemlich verkommen ist.

Weißenstark und der Mann, von dem ich spreche, und der sich Romuald Bardeleben nennt, waren Jugendfreunde und besuchten dieselbe Universität. Später gingen ihre Lebenswege auseinander, der Hofrath machte Carriere in großem Styl, Bardeleben hatte immer mit der Misere des Lebens zu kämpfen, woran er freilich selbst Schuld war, da er phantastischen Anschauungen huldigte.

Er behauptete für Oesterreich zu schwärmen, Oesterreich zu lieben, aber die Huldigungen, die er der österreichischen Idee darbrachte, waren von der Art, daß sie ihn in seinem Fortkommen so sehr hinderten, daß nicht einmal der einflußreiche Weißenstark für seinen begabten Collegen etwas thun konnte, ihn vielmehr vor der Welt ganz fallen lassen mußte, um sich selbst nicht zu compromittiren.

Aber er behielt ihn im Auge, und glaubt jetzt den Moment gekommen, wo er ihn im Interesse der Politik der freien Bahn mit Erfolg ausnützen kann.

Romuald Bardeleben, der zuletzt die publizistische Laufbahn eingeschlagen, vertrat die deutsche Idee in Oesterreich, plaidirte für die sogenannte deutsche Mission Oesterreichs. Da er jedoch seine Ideen in eine schroffe Form kleidete, und den zahmeren Mittelparteien keine Con-

cessionen machte, so fand er keine feste Position bei einem Journal und kam immer mehr herab.

In dem Augenblick, wo sich die Liberalen anschicken, gegen die Politik der Sistirung Sturm zu laufen, wäre es von großem Nutzen, einen Publizisten von der Bedeutung Bardelebens für diese Politik zu gewinnen. Je prononcirter der Standpunkt war, den Bardeleben bisher eingenommen, je rücksichtsloser er aufgetreten, je unabhängiger er sich gehalten, desto mehr Wirkung könnte man sich von einer Schwenkung desselben versprechen, desto mehr Sensation würde es erregen, wenn er plötzlich als Kämpe für die Mission Belcredi's, als Champion für die Politik der freien Bahn aufträte.

Und der Hofrath von Weißenstark hat alle Aussicht, Bardeleben zu sich herüber zu ziehen, der Letztere ist jetzt förmlich der Noth verfallen und das Gold ist keine Chimäre. Phrasen werden das Ihrige thun, den idealistischen Hungerleider zu umstricken — man wird ihm einen Wirkungskreis vorgaukeln, in dem er etwas für Oesterreich thun kann.

Es handelt sich nur noch um Beseitigung eines letzten Hindernisses, welches sich der Realisirung der Pläne entgegenstellt, die der Hofrath von Weißenstark auf die Gewinnung Romuald Bardelebens gebaut hat.

Dem letzteren öffnet sich plötzlich eine neue Laufbahn, die ihm abgeschnitten werden muß.

Bardeleben hat erkannt, daß er so nicht fortleben könne, ohne der bittersten Armuth zu verfallen, und sich zu einer verzweifelten Anstrengung aufgerafft. Er will die Publizistik ganz auf den Nagel hängen, und sein Fortkommen in der Ausbeutung seines gelehrten Wissens suchen. Er hat sich entschlossen, Erzieher zu werden, und sich an den Grafen Kreuth gewendet, der einen Hofmeister für seinen Sohn sucht.

Der Graf von Kreuth spielt sich, wie Sie am besten wissen werden — denn Sie waren ja kürzlich bei ihm, um eine Bekehrung an ihm zu versuchen — auf den liberalen Cavalier. Dies scheint bei Bardeleben den Ausschlag gegeben zu haben. Wenn der letztere seine persönliche Freiheit aufgab, und in ein Abhängigkeitsverhältniß trat, so wollte er doch wenigstens einem Manne dienen, den er bis zu einer gewissen Linie für einen Gesinnungsgenossen zu halten sich berechtigt glaubte.

In dem Briefe, den Bardeleben an den Grafen von Kreuth richtete, und in welchem er sich als Candidat um die vacante Hofmeisterstelle vorstellte, betonte er diesen seinen Standpunkt offen, und seine Darlegung soll auf den Grafen einen so günstigen Eindruck gemacht haben, daß er Bardeleben einlud, ihn auf seiner Herrschaft zu besuchen, wo er die fragliche Angelegenheit mit ihm persönlich zu beiderseitiger Zufriedenheit in's Reine zu bringen hoffe.

Mit einem Worte: Romuald Bardeleben scheint zum Verdruße das Hofrathes von Weißenstark alle Aussicht zu haben, sich in Anlehnung an den Grafen von Kreuth eine Stellung zu erringen, die seine Zukunft sicherstellt, und ihn dem Hofrathe unzugänglich macht.

Man muß ihm also, wenn man die langgehegten Absichten auf ihn nicht fallen lassen will, bei Kreuth den Boden unter den Füßen wegziehen.

Sie, Frau Gräfin, können unserer Partei in dieser Richtung einen wesentlichen Dienst leisten, wenn Sie sich so schnell wie möglich auf Schloß Kreuth begeben, und dort Bardeleben entgegen arbeiten.

Wenn Sie Graz unmittelbar nach Empfang dieses Briefes verlassen und sogleich nach Kreuth abreisen, gewinnen Sie einen Vorsprung von einigen Tagen vor Bardeleben, der, wie der Hofrath ermittelt hat, erst in der nächsten Woche der Einladung des Grafen zu folgen in der Lage ist.

Die Bekehrung des Freiherrn von Stovanicevic muß in diesem Augenblick gegen die Angelegenheit, die ich Ihnen im Vorstehenden zu entwickeln die Ehre hatte, zurücktreten.

Hier ist Gefahr im Verzuge, während die Affaire Stovanicevic nicht so sehr drängt. Haben Sie die Dinge in Kreuth in das uns förderliche und erwünschte Geleise gebracht, wozu wenige Tage ausreichen dürften, so können Sie wieder nach Graz zurückkehren, um Ihre Hebel bei der Baronin von Haimgarten von Neuem anzusetzen.

Den Grafen von Kreuth zu fassen, biete ich Ihnen aber eine unfehlbare Handhabe, welche mit derjenigen viele Aehnlichkeit hat, die Sie Stovanicevic gegenüber spielen lassen wollen.

Wenn der Graf den liberalen, aufgeklärten Cavalier hervorkehrt, so thut er dies auf sein Separatconto. Seine Gemahlin secundirt ihm dabei nicht, sie ist namentlich strengkirchlich gesinnt. Aber wem sage ich das? Sie waren ja auf Schloß Kreuth und Ihr scharfer Verstand hat

Sie dort die Familienverhältnisse gewiß rasch durchblicken lassen. Wer weiß, ob Sie sich nicht schon selbst der Gräfin gegen ihren Gemahl als eines Motor's bedient haben, um diesen auf die freie Bahn, auf unsere Bahn, zu drängen?

In der Affaire Bardeleben bietet sich Ihnen aber ein direkter Anknüpfungspunkt bei der Gräfin von Kreuth, von dem aus Sie eben mit Rücksicht auf ihre streng kirchenfreundliche Gesinnung mit Erfolg gegen Bardeleben operiren können. Und es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn Sie dem letzteren auf diesem Wege nicht in Kreuth einen Riegel vorschieben sollen!

Der Hofrath von Weißenstark befindet sich in der glücklichen Lage, Ihnen kostbares Material liefern zu können, das Sie nur in's rechte Licht zu stellen, zu gruppiren brauchen, um Romuald Bardeleben auf Schloß Kreuth unmöglich zu machen.

Der Hofrath hat in den Ministerialarchiven ein von der Hand Bardelebens geschriebenes Promemoria aufgefunden, welches das confuseste Zeug enthält, das man sich nur denken kann, welches sich aber in seiner Argumentation gegen die Kirche zuspitzt.

Es datirt aus dem Jahre 1852, und betitelt sich: Allerunterthänigster Vortrag eines treugehorsamsten Unterthans.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen, verehrte Frau Gräfin, erinnerlich ist, daß in den Jahren, wo die sogenannte Märzverfassung in Oesterreich eine Art Schein- oder Papiergeltung hatte — zu unserem Glücke ist es auch bei dieser Charte nur bei der Papierwährung geblieben — die Vorträge der Minister an den Kaiser die Ueberschrift trugen:

Allerunterthänigster Vortrag eines treugehorsamsten Ministers des Innern oder der Finanzen u. s. w.

Diese Formel hat Bardeleben, vielleicht um Aufsehen zu erregen, an die Spitze seines Promemorias gesetzt, blos mit der selbstverständlichen Modification, daß er an die Stelle des treugehorsamsten Ministers den treugehorsamsten Unterthan setzte.

In dieser Denkschrift plaidirte der exaltirte junge Mensch, wie er ausführte, im Interesse der Erhaltung und Consolidirung Oesterreichs, für eine Reduction der Armee, die damals siebenmalhunderttausend Mann stark war und fünfzehn Millionen Gulden Conventionsmünze monatlich kostete.

Er entwickelte die Ansicht, daß nach der Pacificirung Oesterreichs, nach der Besiegung Piemonts, nach der Herstellung der Ruhe in Un-

garn, nach der Demüthigung Preußens auf dem Olmützer Diplomatentage und nach der Einführung der Gensdarmerie, welche den Sicherheitsdienst im Innern übernommen, eine Armee von zweimalhunderttausend Mann für Oesterreich vollkommen ausreiche — siebzigtausend Mann für Italien, eben soviel für Ungarn, der Rest für die deutsch-slavischen Erbländer.

Das Promemoria Bardelebens polemisirte weiter gegen das, was man damals mit einem schönklingenden Namen die unerschöpflichen Hilfsquellen Oesterreichs nannte, und was sich später leider als ein Nebelbild erwies.

In diesem Punkte beurkundete der jugendliche Phantast einen gewissen praktischen Blick, denn in der Denkschrift kommt die merkwürdige Stelle vor: mögen die Männer der Finanzen mit unverwüstlicher Naivetät auf die Landeseinkünfte Ungarns zählen — Ungarn wird nie ein Indien werden, Ungarn wird fünfzig Jahre brauchen, ehe es nur im Stande sein wird, sich selbst zu erhalten, geschweige denn den im Mitverbande stehenden Nationen und Völkern das herauszugeben, was diese für seine Gewinnung geopfert haben.

In schüchterner, aber nicht mißzuverstehender Weise polemisirte Bardeleben in der Schrift gegen die Verwirkungstheorie — aber nicht damit haben wir es hier zu thun, sondern mit dem, was der Phantast Bardeleben vorbringt, um die österreichischen Finanzen zu regeln.

Durch die Reducirung der Armee wollte er hundert Millionen jährlich ersparen, und die Ausgaben für die Armee von jährlichen hundertachtzig Millionen Gulden auf achtzig Millionen Conventionsmünze fixiren.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß er hier ungefähr dieselbe Ziffer nennt, welche zwölf, dreizehn Jahre später der nun glücklicher Weise durch Belcredi beseitigte Reichsrath für das Armeebudget ausgeworfen sehen wollte.

Mit dieser Herabsetzung des Armeeaufwandes sollte nach Bardeleben's Anschauung eine weitere Entlastung des Staatsbudgets um zwanzig Millionen Hand in Hand gehen, welche Summe er durch eine Reducirung der Interessen der Staatsschuld erspart wissen wollte.

Diese Staatsschuld betrug damals zwischen dreizehn- und vierzehnhundert Millionen, und erforderte eine jährliche Interessenzahlung von ungefähr sechzig Millionen.

Sie sehen, verehrte Frau Gräfin, es waren damals gegen heute wahrhaft idyllische, patriarchalische Zeiten — die Staatsschuld war nicht halb so groß wie heute, und der Finanzminister begab mit Leichtigkeit ein Monstre-Anlehen zu fünfthalb Percent mit fünfundachtzig für hundert. Wenn wir heute in dieser beneidenswerthen Situation wären, brauchte uns um die freie Bahn weniger bange zu sein. Nur die Verlegenheiten zwingen uns, gewisse unangenehme Rücksichten zu nehmen.

Aber um auf Bardeleben's abenteuerliche Pläne zurückzukommen, so wollte er die Interessen der Staatsschuld um ein Drittel herabsetzen, um die Bagatelle von zwanzig Millionen zu ersparen. Diese Zinsenreduction sollte aber keine zwangsweise sein, es mußte vielmehr jedem Staatsgläubiger freistehen, dem Staate das Capital innerhalb einer gewissen Frist zu kündigen. Bardeleben ging von der Ansicht aus, daß die wenigsten Staatsgläubiger von dem Rechte der Kündigung Gebrauch machen dürften, weil in Oesterreich Industrie und Bodencultur nicht auf der Stufe stünden, um die Masse der flottwerdenden Capitalien aufzunehmen.

Auch wollte er die Reduction des Zinsfußes nicht gewaltsam, nicht auf einmal, sondern mit Hilfe einer Scala in acht Jahren durchführen, so daß der Staatsgläubiger, der fünf von hundert zu fordern hatte, im ersten Jahre statt fünf Percent 4¾ Procent erhielte, und so absteigend, bis in acht Jahren der Zinsfuß von drei Procent erreicht wäre.

Sie werden bemerken, Frau Gräfin, daß es Bardeleben mit den Staatsgläubigern ungefähr so machen wollte, wie jener gutherzige Hundebesitzer, dem es leid that, seinem Thiere auf einmal die Ohren zu stutzen, und der ihm daher täglich ein Ohratom wegschnitt, weil er dem Hunde die Operation auf diese Art zu erleichtern glaubte. Freilich trifft der Vergleich nicht ganz zu, denn da Bardeleben Lafitte's Ausspruch citirte: „Die Familien, die von Renten leben, sind müßige Factoren im Staatskörper, wenn ihre Einkünfte geschmälert werden, so ist dies das unvermeidliche Schicksal, das den Müssiggang trifft“ — so läßt sich nicht annehmen, daß er sonderliches Mitleid mit den Besitzern von Staatspapieren empfand.

Womit nun würden Sie glauben, Frau Gräfin, wollte Bardeleben jene Staatsgläubiger befriedigen, welche durchaus ihr Capital zurückgezahlt haben wollten?

Hier hätten wir den Punkt erreicht, der uns den finanziellen

Schwärmer auf Gnade und Ungnade in die Hände liefert, und damit er uns nicht entschlüpfe, dürfen wir keine Gnade gegen ihn üben.

Bardeleben wollte es mit dem Gute der todten Hand in Oesterreich ungefähr so machen, wie es jetzt Victor Emanuel in Italien mit dem Kirchengute macht.

Er taxirte den Werth der Kirchengüter in Oesterreich auf sechshundert Millionen Gulden, er wollte sie nicht vom Staate eingezogen, nicht zum Besten des Staates verkauft, sondern lediglich vom Staate sequestrirt und an große Creditgesellschaften verpachtet sehen. Die Kirche sollte nomineller Eigenthümer der Güter bleiben, aus den Einkünften derselben aber baar abgefunden werden. Die Ueberschüsse des Einkommens aber sollten verwendet werden, um die Operation der Rentenherabsetzung durchzuführen und jene Staatsgläubiger zu befriedigen, die ihr Capital kündigten.

Entkleiden Sie den Vorschlag des schöngefärbten Mäntelchens, das ihm Bardeleben umgehängt, so kommen Sie zu dem nackten Resultate, daß er die Kirche an ihrem Vermögen schädigen wollte.

Bei dieser Achillesferse fassen wir ihn jetzt.

Es wird Ihnen leicht werden, der Gräfin von Kreuth plausibel zu machen, daß sie bei ihrer prononcirten kirchenfreundlichen Richtung unmöglich einem Manne in ihrem Hause ein Asyl gewähren könne, der von feindseligen Gesinnungen gegen die Kirche erfüllt sei und aus denselben auch kein Geheimniß mache.

Brauchen Sie Succurs in Kreuth, so telegraphiren Sie nur die drei Worte an mich: rette die Seele.

Dann schicke ich Ihnen augenblicklich das Promemoria, das der Hofrath von Weißenstark dem Ministerialarchiv entlehnt hat. Es ist, wie ich bereits erwähnte, von Romuald Bardeleben eigenhändig geschrieben, und ihren Augen wird die Gräfin von Kreuth doch trauen. Sind ihre Zweifel aber behoben, so bin ich überzeugt, daß ihr Einfluß auf ihren Gemahl groß genug ist, um es bei ihm durchzusetzen, daß er keinen Menschen in's Haus und in ihre nächste Umgebung nehme, der ihr bei ihrer kirchenfreundlichen Richtung im höchsten Grade antipathisch sein muß.

Indem ich mich, verehrte Frau Gräfin, unbedingt auf Ihre bei vielen Gelegenheiten glänzend bewährte Gewandtheit verlasse, zeichne ich mich mit hochachtungsvoller Ergebenheit

Pater Cornelius Giesebrecht."

Die Gräfin von Hermannsburg hatte den Brief ihres geistlichen Freundes kaum zu Ende gelesen, als sie mit ihrem Entschlusse auch schon im Reinen war.

Schloß Kreuth war der Punkt, dem sie zunächst ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden mußte, und sie zögerte keinen Augenblick, die Reise dahin anzutreten.

Während sie dem Herrensitze, den sie erst vor wenigen Wochen verlassen, wieder zueilt, um der freiwillig übernommenen Mission, ein Commis voyageur der ihrer Partei so an's Herz gewachsenen Politik der freien Bahn zu sein, zu genügen, wollen wir die beiden Jugendfreunde genauer in's Auge fassen, von denen der Eine, der Hochgestellte, den Andern, den sein ehrlicher, gerader Charakter verhindert hat, das zu machen, was man eine Carrière nennt, schachmatt zu machen sucht.

An dem Manne, hinter dem drei Personen von solcher Bedeutung, wie der Hofrath von Weißenstark, der Pater Cornelius Giesebrecht und die Gräfin von Hermannsburg hinterdrein sind, muß etwas sein. Einer Nulle wegen würden Staatsmann, Priester und Aristokratin kaum ein förmliches Steple-chase veranstalten, um sich derselben zu versichern.

Für uns hat aber Romuald Bardeleben auch noch das Interesse, daß er der eigentliche Held unserer Erzählung ist.

Heute ist er ein Mann von nahezu vierzig Jahren, dem die braunen Haare um die Schläfen bereits zu ergrauen anfangen.

Vor neunzehn, zwanzig Jahren fiel dieses jetzt spärliche und vom Lebensherbst frostig angehauchte Haar in langen Locken über das Hinterhaupt hinab, und das treuherzige blaue Auge Romuald's blickte lebensfroh in die Welt, während es jetzt düster und melancholisch in dieselbe Welt auslugt, die dem Enthusiasten von ehedem nur bittere Enttäuschungen gebracht hat.

Ich sehe ihn noch neben mir sitzen im juridischen Hörsaale des Prager Carolinums, denn er ist, im Vertrauen sei es Dir gesagt, mein freundlicher Leser, eine wirkliche Person, die ich nach dem Leben zeichne.

Während Professor Haimerle — derselbe trockene Mann, der später dem glücklicherweise nun auch entschlafenen Unterrichtsrathe in Wien präsidirte — in seiner trockenen Weise die trockenste aller Materien, das Lehen- und Wechselrecht vortrug, entwarf Romuald Freiheitslieder, die er seinem Nachbar zur Linken, dem Juristen Weißenstark zuschob, der sie las, und nach Umständen belobte oder bekrittelte.

Romuald zur Rechten aber saß ein schmächtiger, hoch aufgeschossener Jüngling, der stets nachdenklich vor sich hinsah, und mit seinem Ziegenheimer spielte.

Er hieß Rittig.

Eines Tages — es war am zehnten Mai 1849 — erwachen die Prager, und ihr Blick haftet auf Kanonen, auf Militärpikets und auf Placaten, welche die Stadt in Belagerungszustand erklären.

Der Jüngling mit dem Ziegenheimer ist nicht mehr in Haimerle's Collegio zu schauen, und auch Romuald ist verschwunden.

Er sitzt auf dem Prager Schloße unter der Anklage, Mitglied jener Studentenverschwörung gewesen zu sein, die ihre Verzweigung angeblich nach Dresden hin hatte, wo eben der Aufruhr tobte, den die preußischen Bataillone in mehrtägiger Straßenschlacht niederwarfen.

Das angebliche Haupt dieser Verschwörung hat sich glücklich geflüchtet — Rittig, der Jüngling mit dem Ziegenheimer, wird, während er in Amerika weilt, von dem Prager Kriegsgerichte in contumatiam zum Tode verurtheilt.

Romuald Bardeleben sitzt über ein Jahr auf dem Prager Schloße in der Untersuchungshaft. Gegen ihn spricht nichts, als sein freundschaftlicher Verkehr mit Rittig, und ein Aufsatz, den man in seiner Wohnung auf seinem Schreibtische sistirt hat.

Der Aufsatz ist das Kind seiner Zeit, jener blutigen Zeit, welche die Schüsse knallen hörte, die in Wien Blum's und Messenhauser's Brust zerreißen . . . welche den Henker in Arad arbeiten sah. . . .

Was gäbe man heute dafür, wenn man manches unheimliche Intermezzo von damals ungeschehen machen könnte! Aber selbst damals gab es im conservativen Lager Männer, die nicht Alles zu billigen vermochten, was geschah. Rief doch der edle Radetzky, als er von Blum's Erschießung hörte, aus: diese Execution wird Oesterreich in Deutschland mehr schaden, als eine verlorene Schlacht!

Ein erschütternder Vorfall neuesten Datums hat die Erinnerung an die Wiener Füsiladen vom November 1848 wieder neu aufgerüttelt und wohl Manchem wird das Wort des Fürsten Windischgrätz in den Sinn gekommen sein: ich hätte Messenhauser gern begnadigt, aber meine Officiere verlangten seinen Tod.

In den Tagen, wo die österreichischen Generale ein Todesurtheil nach dem andern unterschrieben und österreichische Minister nichts thaten, dem Blutvergießen zu steuern, entstand der Aufsatz, der Romuald

Bardeleben dem Kriegsgerichte noch verdächtiger machte, als sein Verkehr mit Rittig.

Der Aufsatz lautete:

„Es war eine dunkle Nacht; ein Himmel ohne Sterne lag über der Erde, wie ein Deckel von schwarzem Marmor auf einem Grabe.

Nichts störte die Stille der Nacht, als ein sonderbares Geräusch wie ein leiser Flügelschlag, das man von Zeit zu Zeit über der Landschaft und über den Städten wahrnahm.

Und die Finsterniß ward immer dicker, und jedermann fühlte seine Seele zusammengepreßt, und den Schauder durch seine Andern rieseln.

Und in einem Saale, schwarz behangen und von einer röthlichen Lampe erhellt, saßen sieben Männer in Gold gekleidet, und das Haupt mit goldbordirten und schwanenfedergeschmückten Hüten bedeckt, auf sieben eisernen Sesseln.

Die Sieben waren Generale oder Minister.

Und in der Mitte des Saales erhob sich eine Pyramide von Gebeinen errichtet, und vor der Pyramide stand ein Tisch von Ebenholz, und auf dem Tische ein Gefäß voll rothen, schäumenden Blutes und ein Menschenschädel.

Und die sieben goldbordirten Männer schienen nachdenkend und traurig, und aus ihren tiefen Augenhöhlen sprühte ihr Auge von Zeit zu Zeit Funken eines falben Feuers.

Und einer von ihnen erhob sich, und näherte sich der Knochenpyramide wankenden Schrittes.

Er ergriff das Gefäß voll Blut, goß davon in den Schädel und trank.

Und dieser Trank schien ihn zu stärken.

Und indem er das Haupt erhob, ertönte aus seiner Brust, wie ein dumpfes Röcheln, der Ruf:

Verflucht sei jeder, der in der Welt von Freiheit spricht.

Und die sechs anderen Männer erhoben sich insgesammt, und stießen insgesammt die Worte aus:

Verflucht sei jeder, der in der Welt von Freiheit spricht.

Darauf setzten sie sich wieder auf ihre sieben eisernen Sessel, und der erste sprach:

Brüder, was sollen wir thun, um die Freiheit zu ersticken, denn unser Reich hat ein Ende, wenn das ihrige beginnt. Unsere Sache ist solidarisch, schlage jeder vor, was ihm am besten scheint. Ich, für mei-

nen Theil gebe folgenden Rath: Die Wissenschaft und das Denken müssen vernichtet werden; die Wissenschaft will erkennen, was nicht gut für uns ist, wenn der Mensch es weiß, und das Denken ist immer bereit, sich der Macht zu widersetzen.

Und Alle antworteten und sprachen: es ist wahr, laßt uns die Wissenschaft und das Denken vernichten.

Und ein Zweiter that wie der Erste, und sprach:

Wenn wir die Menschen wieder in Thierheit werden versenkt haben dadurch, daß wir ihnen die Wissenschaft und das Denken nehmen, so werden wir viel gethan haben, aber es bleibt uns noch etwas zu thun übrig. Das Thier hat Triebe und gefährliche Neigungen; kein Volk darf die Stimme eines andern hören, sonst könnte das eine, wenn das andere sich beklagt und unruhig wird, versucht sein, ihnen nachzuahmen. Kein Laut von Außen darf zu uns dringen.

Alle antworteten und sprachen: kein Laut von Außen darf zu uns dringen.

Und ein Dritter sprach: Wir haben unser Interesse und die Völker haben das ihrige, das dem unsrigen entgegensteht; wenn sie sich vereinigen, ihr Interesse gegen uns zu vertheidigen, wie sollen wir ihnen widerstehen? Um zu herrschen, müssen wir trennen. Lasset uns für jede Provinz, für jede Stadt, für jedes Dorf ein Interesse finden, das dem der übrigen Dörfer, der übrigen Städte, der übrigen Provinzen entgegen ist. Auf diese Weise werden sich Alle hassen und nicht daran denken, sich gegen uns zu verbinden.

Und Alle antworteten und sprachen: es ist wahr, lasset uns trennen, um zu herrschen, denn Eintracht der Völker bringt uns den Tod.

Und ein Vierter füllte zweimal den Schädel und leerte ihn zweimal, und sprach:

Ich billige alle diese Mittel, sie sind gut, aber sie reichen nicht aus; gut, macht sie zu Thieren, aber schreckt diese Thiere, jagt ihnen Entsetzen ein durch eine unerbittliche Gerechtigkeit und durch grausame Strafen, wenn ihr nicht früher oder später von ihnen verschlungen sein wollt. Der Henker ist ein unerläßlicher Diener in einem wohlorganisirten Staate.

Und Alle antworteten und sprachen: Es ist wahr, der Henker ist ein unerläßlicher Diener in einem wohlorganisirten Staate.

Und ein Fünfter sprach:

Ich erkenne das Gute der schnellen, schrecklichen und unvermeid-

lichen Strafen an, aber es gibt starke Seelen, verzweifelte Seelen, die den Strafen Trotz bieten. Diese müssen wir beugen mit Hilfe der hohen Priester, denen wir Sonderrechte geben, die wir mit Schätzen, Ehre und Macht gewinnen müssen, damit sie dem Volke befehlen, sich uns in Allem zu unterwerfen, was wir auch thun, was wir auch befehlen. Das Volk wird ihnen glauben und gehorchen, und unsere Macht wird fester sein denn je."

Ließ sich auf diesen Aufsatz auch keine gerichtliche Verurtheilung basiren, so genügte er doch, Bardeleben so zu graviren, daß, als ihn das Kriegsgericht nach Jahr und Tag wegen nicht nachweisbarer Betheiligung an der sogenannten Maiverschwörung ab instantia freisprach und auf freien Fuß setzte, seine Stellung unter Polizeiaufsicht erfolgte.

Einen anderen Charakter hätte die lange Haft verbittert, Bardeleben aber ging als derselbe Optimist aus dem Hradschiner Gefängnisse hervor, als welcher er dasselbe betreten hatte. Er schwärmte für die Freiheit, und glaubte diese trotz allen Mißgriffen, die geschehen waren und immer fort geschahen, in Oesterreich erreichbar. Er liebte Oesterreich und hielt an der österreichischen Idee fest, als die Einsichtigen an der Zukunft dieser Idee verzweifelten, da sie die gewaltsamen Mittel sahen, durch welche man sie beleben zu können glaubte.

Es war schwer in jener Zeit der mitunter sinnlosen Experimente, wo die Bach-Hußaren den Ton angaben, an die Zukunft Oesterreichs zu glauben.

Wenn wir die Art dieses planlosen Experimentirens charakterisiren wollen, so brauchen wir nur einen kleinen Vorgang zu beleuchten, der ein treffendes Bild dessen gibt, was im Großen gemacht wurde.

Bei Malborghetto stellte sich die Nothwendigkeit eines Schanzenbaues heraus. Ein Oberlieutenant vom Geniewesen erscheint an Ort und Stelle, entwirft die Zeichnung, erwirkt die Bewilligung der Kosten, die ungefähr siebentausend Gulden betragen, und die Schanze wird gebaut.

Sie ist kaum fertig, so kommt ein Hauptmann, besieht die Schanze und sagt:

Kinder, die Schanze schützt Euch nicht, der Feind kann sie umgehen, wir müssen in der linken Flanke ein Werk errichten.

Das Werk wird gebaut und kostet zehntausend Gulden.

Ein Major besichtigt es und meint:

Die linke Flanke wäre wohl gedeckt — aber rechts hat das Werk eine Blöße, die muß man ausfüllen.

Neue Bauten beginnen, verschlingen Tausende, und schließlich kommt ein Oberst und sagt: das ganze Werk taugt nichts und ist ganz überflüßig.

Jetzt wohnt eine Handvoll Soldaten in den ausgedehnten Werken, blos damit sie nicht leer stehen.

Aber was haben die paar tausend Gulden, welche die Forts von Malborghetto kosteten, neben den Millionen zu bedeuten, welche die Experimente im Großen verschlangen, zu welchen jene Reactionszeit Gevatter stand?

Man denke an die Gensdarmerie .... Kempen's mißglücktes und später nothgedrungen fallen gelassenes Experiment, das militärische Element bei diesem Corps in verfehltester Weise mit dem civilen zu verquicken, wobei das letztere natürlich zurückstehen mußte, fraß an hundert Millionen.

In jene Periode der Kempen'schen Polizeiwirthschaft fällt die Ueberreichung jenes Promemorias durch Bardeleben, von welchem Giesebrecht in seinem Briefe an die Gräfin Hermannsburg Erwähnung gethan hatte.

So phantastisch, wirr und unverdaut sich in dieser Denkschrift Bardelebens, der mittlerweile Mediciner geworden war, da er einsah, daß er als Gravirter mit der Fortsetzung der juridischen Laufbahn nicht viel aufstecken würde, Manches auch ausnahm, so war sie doch wieder nur ein Ausfluß seiner unerschütterlichen Liebe zu Oesterreich, das er den verhängnißvollen Calamitäten, die es zerrütteten, gern entrissen gesehen hätte.

Die damaligen Minister sahen die Sache natürlich in anderem Lichte, und Bardeleben wurde als ein gefährlicher Wühler internirt.

Während er in einer kleinen Stadt, in einem abgelegenen Winkel des Reiches in Verschollenheit und Einsamkeit lebt, und sich die Zeit mit Studien vertreibt, macht sein Jugendfreund und Studiengenosse Weißenstark Carrière.

Er hat den besten Theil erwählt; kaum hat er die juridischen Studien absolvirt, so wendet er sich der Auditoriatspraxis zu; er wird aushilfsweise bei den Kriegsgerichten verwendet, wird Auditor, schmiegt, duckt und drückt sich, und erklimmt Stufe nach Stufe.

Auch er hat etwas von einer poetischen Ader in sich und nützt sie im Interesse seines besseren Fortkommens aus.

Er wendet sich einem Zweige der Poesie zu, der in den ersten fünfziger Jahren sehr en vogue war und gute Procente trug.

Es war die Zeit der Soldatenlieder.

Weißenstark fühlte seiner Zeit den Puls, griff in die Saiten der Leier, und der Erste, den der auditorliche Barde besang, war der Bezwinger Ungarns — Haynau.

Er widmete dem Manne von Arad folgendes überschwängliche Gedicht:

In den Tagen ihres Glanzes
Hatten die Karthager einen
Meister wilden Schlachtentanzes,
Den wir wieder zu seh'n jetzt meinen.

Und wie sie ihn Barkas nannten,
Weil er glich dem Blitz, dem heißen:
Werden einst sie den Verwandten
Hamilkar's und „Blitz“ Dich preisen;

Weil so schnell Du wie das Feuer,
Wie das Feuer also glühend,
Lenkst im Sturm das Schlachtensteuer,
Wie ein Schwan voran selbst ziehend.

Wohl bist Du der Schwan der Schlachten,
Dessen einz'ger Sang das „Vorwärts“,
Den sie nie zum Weichen brachten,
Bist der Heldenmarschall Vorwärts.

Hast den Namen, den sie in der
Wieg' Dir gaben, erst gerundet:
Zufallswurf war's nicht ein blinder,
Hast als Cäsar Dich bekundet.

Komorn-Temeswar: die Weite
Gähnt uns schienenlos entgegen:
Und Dir war's fast: gestern — heute!
Fuhr kaum in die Scheid' der Degen!

Denn Dein Wille war die Schiene:
Wir sah'n ihre Funken stieben!
Deines Auges Blitz Maschine,
Die das Heer im Sturm getrieben!

Daß es glich einem Couriere,
Der den Sieg nur soll verbreiten:
Und doch mußt's die Siegspaniere,
Seinen Lorbeer erst erstreiten!

In ähnlicher Weise wie den Mann von Arad und Brescia, Julius Haynau, besang Weißenstark nahezu alle österreichischen Heerführer, Windischgrätz und Schlick, Welden, den Banus Jellacic, Berger von der Pleisse, Hentzy; nicht genug daran — er widmete fast jeder Truppengattung ein Gedicht; die Grenadiere, die zehn Bataillone stark auf dem Plane vor Schönbrunn als Reserve der gegen Ungarn rückenden Armee vor dem Marschall Windischgrätz Revue passirten, wurden ebenso begeistert angesungen wie die Chevaux-legers, wie die Kürassiere von Hardegg und Walmoden, die bei Moor und Babolna die ungarischen Hußaren vor sich hergejagt.

Die Grenzer erhielten ihren poetischen Huldigungstribut, jedes Regiment, das in Ungarn in Action gestanden — denn auf Ungarn richtete der kluge Barde vornehmlich seine Aufmerksamkeit, weil er sich schon zeitig mit dem Gedanken trug, bei der Organisation dieses Landes auf österreichischem Beamtenfuße eine fette Pfründe zu erschnappen — bekam sein wohlgezähltes Jamben- oder Trochäenquantum zugemessen. Raab und andere Schlachtmittelpunkte wurden schwunghaft gefeiert, und das Resultat dieser Verherrlichung alles dessen, was in dem ungarischen Feldzuge eine hervorragende Rolle gespielt, war ein für den Dichter sehr angenehmes.

Er erhielt eine gute Civilversorgung in Ungarn in jener Gegend, die er in dem Gedichte „Rukawina“ zum Mittelpunkte seiner poetischen Schilderung gewählt.

Er wurde „Bezirkspascha“, nicht weit von Temesvar, und konnte von seinem Stationsplatze aus die Thürme der Stadt erblicken, die er in seinem „Heldenbüchlein“ — so hatte er bescheiden seine Soldatenlieder getauft, — in folgender Weise gefeiert hatte:

In Temeswar liegt in der Feste,
Der Bravste der Braven drin:
Und ringsherum viel tausend Gäste,
Steht Allen nach innen der Sinn.

Sie senden hinein Visitenkarten
Von Eisen, durchgeglüht,
Und werden solcher höflich zarten
Begrüßungsformeln nicht müd.

Der alte Rukawina drinnen,
Auf Sparsamkeit bedacht,
Schickt frisch gewärmt die Kugeln ihnen,
Die die letzte Post ihm gebracht.

Da rathen die Herren im Bivouake,
Der Correspondenz satt,
Der Festung, dem vermeintlichen Wracke,
Sich anzusagen schachmatt.

Schon meinen sie auf des Thurmes Zinne
Zu seh'n die weiße Fahn':
Da kündigt drinnen der Rukawine
Ein Pferdefleischfestessen an.

Und haben wir zu dem neuen Schmause
In Hinkunft keinen Trank:
Es taugt nicht, daß das Blut uns brause
So müssig die Andern entlang!

So mögen Sie sperren uns die Quellen,
Wir trinken feurigen Wein:
Am Blut uns labend, am eigenen, hellen. —
So spricht er zu seinen Getreu'n.

Dem Kaiser rettet er mit schroffen
Muth so des Südens Wart',
Indem er des Feindes ew'ges Hoffen
Von Stund' zu Stunde narrt.

Doch stand er fest im Sturmgewitter,
Die Ruhe ist sein Grab —
Wie Eugen einst, den edlen Ritter,
Reißt es ihn jählings hinab!

Einem Manne von der Geschmeidigkeit und dem klugen, sich den jeweiligen Verhältnissen „correct anschmiegenden" Takte Weißenstarks konnte es natürlich nicht fehlen. Hatte er erst einen Fuß im Sattel, so saß er bald fest.

Aus dem Bezirkspascha — wir gebrauchen hier einen Ausdruck, dessen sich im verstärkten Reichsrathe ein ungarischer Cavalier zur Bezeichnung des Gebahrens österreichischer Beamten in Ungarn bediente, und der seither Schlagwort geworden ist — wurde bald ein Kreispascha, der Gelegenheit fand sich anläßlich der ersten ungarischen Kaiserreise in den letzten fünfziger Jahren, die so verhängnißvoll mit dem

Tode der Erzherzogin Sophie, der erst geborenen Tochter des Kaisers, endigte, bemerkbar zu machen.

Der Kaiser kam wohl nicht in die Gegend, in welcher Weißenstark eine leitende Stellung inne hatte, aber der letztere hatte Alles zum Empfange des Monarchen vorbereitet.

Er war bei diesen Vorbereitungen im Uebermaße der Loyalität vielleicht etwas weiter gegangen als mancher seiner Collegen, denn er hatte beispielsweise angeordnet, daß alle Häuser in den Städten, die der von ihm dirigirte Kreis umfaßte, ja alle Hütten in den Dörfern neu angestrichen würden — eine Maßregel, mit welcher übrigens der Magistrat einer großen Stadt im westlichen Oesterreich vorangegangen war.

Als nämlich der Kaiser diese Hauptstadt mit seiner jugendlichen Gemahlin zum ersten Male besuchte, trug über Anregung der Polizei der Magistrat derselben allen Besitzern von Häusern, die in der Linie lagen, die der kaiserliche Zug programmgemäß passiren sollte, und deren Anstrich sich in etwas leidendem Zustande befand, unter Strafandrohung auf, ihre Realitäten bis zum Einzugstage neu anstreichen zu lassen.

Interessant und für die damalige Zeit bezeichnend ist die Art und Weise, wie der Kaiser von Seite desselben Magistrates über die Steuerkraft der fraglichen Hauptstadt aufgeklärt wurde, als er das alterthümliche Rathhaus, und die in demselben untergebrachten Bureau's besuchte.

Es war die Periode, wo man mit Ausweisen und Tabellen Alles zu richten glaubte, und deren nicht genug verfassen konnte. Mit einer solchen Tabelle in der Hand erwartete auch der Vorstand des Steuerbureau's den Kaiser, der mit dem Minister Bach von Bureau zu Bureau ging.

Die Tabelle kam nun mit all' ihren trockenen Daten zur Vorlesung. So viel, hieß es, ist an Erwerb-, Einkommen- und Gebäudezinssteuer vorgeschrieben, soviel ist bei den einzelnen Steuerämtern eingegangen, so viel ist Rest.

Die Restziffer erregte das Interesse des Kaisers und er erkundigte sich, ob die Steuern gut eingingen.

Wenn man ihm die Wahrheit hätte sagen wollen, würde man haben erwähnen müssen, daß der fragliche Magistrat jährlich an zwanzigtausend Pfändungsaufträge erlassen mußte, um die Steuer einbringlich zu machen. Aber man behalf sich mit allgemeinen Phrasen, denn der süßlächelnde Minister Bach, der Erfinder der unerschöpflichen Hilfs-

quellen Oesterreichs, stand hinter dem Monarchen, und schien den Steuerreferenten bedeutsam anzusehen.

So erwähnte dieser nichts von den jährlichen zwanzigtausend Pfändungsaufträgen gegenüber einer Population von kaum zweimalhunderttausend Seelen.

Weißenstark hätte sicher auch die Steuerkraft des von ihm administrirten Kreises in das schönste Licht gestellt, wenn der Kaiser bis zu jenem ultima Thule Ungarn's, in welchem er residirte, seine Reise ausgedehnt hätte.

So bestrebte er sich wenigstens, wie wir an den frisch getünchten Häusern und Hütten gesehen haben, das Menschenmögliche in der Verschönerung des ihm unterstehenden Rayons zu leisten, auf die er auch in anderer Richtung bedacht war.

Er hatte gefunden, daß sich die gemalten Hausnummern nicht gut präsentirten und gar zu viele Varietäten in der Façon der Ziffern aufwiesen, ja daß sie sogar hier und da bis zur Unkenntlichkeit verwischt waren.

Um diesem, wenigstens von seinem für das Comitatswohl lebhaft schlagenden Herzen tiefgefühlten Uebelstande abzuhelfen, und eine wünschenswerthe Uniformität in den Hausnummern herzustellen, beschloß er aus einer benachbarten Fabrik so viele Blechtafeln zu entnehmen, als alle Städte, Märkte, Dörfer und Gehöfte seines Comitates zusammengenommen Häuser und Hütten hatten.

Er frug nicht, ob die Einzelnen mit der Anschaffung der Tafeln einverstanden waren; er bestellte sie einfach und octroyirte sie den einzelnen Realitätenbesitzern, die sie natürlich bezahlen mußten.

Hunderttausende numerirter Blechtafeln wanderten auf diese Art nach den einzelnen bewohnten Theilen des Comitats, und die Hausnummern ließen nun in letzterem eben sowenig zu wünschen übrig wie der Anstrich und Verputz der Häuser.

Wir wollen es unerörtert lassen, ob Weißenstark's Gewinn bei dem Vermittlergeschäfte, das er in der Hausnumerirungsfrage zwischen der Blechfabrik und den einzelnen Numerirten übernahm, wirklich so groß war, wie die böse Welt behauptete. Aber Eines läßt sich sich nicht leugnen: zur Popularisirung des österreichischen cisleithanischen Beamtenstandes in Ungarn trugen seine willkürlichen Maßregeln nicht viel bei, und wenn vielleicht mancher Andere in Ungarn in ähnlicher

Weise vorging, so läßt sich die Abneigung ganz wohl begreifen, welche in Ungarn gegen die Bach-Hußaren Wurzeln faßte.

Auf einer Inspectionsreise, die Weißenstark über die Grenzen des von ihm verwalteten Comitates hinausführte, kam er auch in den kleinen Ort, in welchem sein ehemaliger Collega internirt war.

Wenn der Prager Maigefangene in der Einöde verkümmerte, so konnte er sich damit trösten, daß es Manchem, der in die Mai-Ereignisse von Dresden und Prag verwickelt gewesen, noch viel schlimmer erging.

Es gewährt überhaupt ein eigenthümliches Interesse, die Schicksale Derer in's Auge zu fassen, die sich im Mai 1849 in Dresden und Prag compromittirten.

Wir wollen nicht erst die Aermsten in's Auge fassen, die in den sächsischen Zuchthäusern einem schaurigen Lose verfielen, weil ihnen die Gnade am spätesten leuchtete; wir wollen uns nicht bei jenem Unglücklichen aufhalten, der sich nach Berlin flüchtete, dort von einem Manne, der in slavischer Nationalität machte, erkannt, denuncirt und hierauf von der preußischen Regierung an die österreichische ausgeliefert wurde.

Nur an Bakunin wollen wir erinnern, als einen der Hauptfaiseurs vom Mai 1849. Er wurde in Prag festgenommen, von Oesterreich an Rußland ausgeliefert, vom Czar Nikolaus in der Festung Schlüsselburg sieben Jahre gefangen gehalten, vom Czar Alexander nach Sibirien begnadigt, wo er sich mit einer Polin verheiratete und die Bewilligung erhielt, Handel treiben zu dürfen. Von seiner Reise nach Nikolajewsk am Amur, wohin er einen Kaufmannspaß erhalten hatte, kehrte er mit Bewilligung der russischen Behörden auf dem Wasserwege zurück, und fand Gelegenheit nach Japan, und von dort nach Europa zu entkommen, wo er seither in Stockholm als Schriftsteller lebt.

Die Carrière, die Richard Wagner, der im Mai 1849 auf den Dresdener Barrikaden gestanden, obwohl er königlicher Hoftheaterkapellmeister gewesen, seither gemacht, ist eine viel zu bekannte, als daß wir auf sie weiter zurückkommen sollten. Der Dresdner Flüchtling hat in München bei einem kunstliebenden König ein Asyl gefunden, das aber vielfachen Anfechtungen ausgesetzt war.

Semper, der Erbauer des Dresdner Hoftheaters, der im Mai 1849 an Wagners Seite gekämpft, hat in Zürich einen neuen Wirkungskreis gefunden.

Hans Rittig, der in Prag in contumaciam zum Tode verurtheilte und in effigie gehängte Jurist, hat nach langen, bitteren Kämpfen um das nackte Leben endlich in Amerika eine Stellung als Redacteur eines großen, deutschen Journals gefunden — heute steht auch ihm die Heimat, die er vor achtzehn Jahren als gehetzter Flüchtling verlassen mußte, wieder offen.

Wir aber kehren zu seinen Freunden Bardeleben und Weißenstark zurück, von denen der letztere für den ersteren aus dem Collegiensaale her so viel Wohlwollen bewahrt hatte, daß er, als er auf Bardeleben in dem Orte, in welchem dieser internirt war, zufällig stieß, sich vornahm, das Möglichste zu thun, um dem ehemaligen Freunde zu helfen.

Er machte wirklich seinen ganzen Einfluß zu Gunsten des Internirten geltend, und dieser erhielt bald die Erlaubniß, in die Heimat zurückzukehren und sich seinen Aufenthaltsort beliebig zu wählen.

Weißenstark, der mittlerweile aus Ungarn nach Wien berufen worden war, um daselbst an wichtigen organisatorischen Arbeiten Theil zu nehmen, ging in seiner Freundschaft für Bardeleben noch weiter und gab sich Mühe, diesem eine Carrière im Staatsdienste selbst zu ermöglichen. Er hatte das außergewöhnliche Talent Bardelebens längst erkannt und gab sich der Ueberzeugung hin, daß es nach und nach gelingen würde, das Schroffe, Widerhaarige im Charakter des hochbegabten Schützlings zu zähmen und ihn zu einem correcten, brauchbaren Werkzeuge der Staatsmaschine heranzubilden.

Eine zeitlang schien ihm Bardeleben auch durch sein Verhalten in die Hände zu arbeiten.

Der Kaiser machte jene Rundreise durch das damals noch zu Oesterreich gehörige Italien, welche von einem umfassenden Amnestieacte begleitet war, der unzähligen italienischen Patrioten die Heimat wieder erschloß und die Kerker öffnete.

Inmitten des Jubels, der den kaiserlichen Gnadenact begrüßte, ahnte wohl Niemand, daß bereits anderthalb Jahre später die Hälfte dieser schönen Provinzen, die der Kaiser an der Seite seines Bruders, des als Generalgouverneur von Lombardo-Venetien fungirenden Erzherzogs Ferdinand Maximilian bereiste, verloren gehen würde, und daß nach weiteren sieben Jahren Alles dahin sein würde . . . Venetien und der letzte österreichische Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs . . . .

Beide sind sie gestorben auf fremder Erde, fern von der Heimat, die sie so sehr liebten: der letzte Palatin von Ungarn und der letzte Generalgouverneur von Italien!

Wohl machten sich zur Zeit der italienischen Kaiserreise peinliche Symptome bemerklich, welche die dunkle Gährung signalisirten, die unter der glänzenden Oberfläche brütete . . . man denke nur an das ungezogene Benehmen jenes lombardischen Herzogs, der an dem Erzherzog Ferdinand Maximilian vorüberging, ohne ihn zu grüßen, und an die Gräfin Giustiniani, die in Mailand während der Kaiserfeste in der Theaterloge mit einem Schoßhunde erschien, den sie auf die Logenbrüstung setzte, und der ein schwarzgelbes Halsband hatte . . . aber daß es so kommen würde, wie es kam, und daß die unheimliche Zukunft auch so unheimlich schnell daher kommen würde, wie sie in Wirklichkeit daher kam, das hätte in den glanzvollen Tagen der lombardischen Kaiserfeste wohl Niemand für möglich gehalten.

Die Amnestie weckte in Romuald's Gemüthe wieder die gute österreichische Saite, daß sie trotz der Maßregelungen, die er selbst erfahren, von Neuem frisch und voll anklang.

Der Internirte von ehedem, der sich über Alles freute, was Oesterreich innerlich zu kräftigen und nach Außen hin zu heben vermochte, begrüßte den Gnadenact in Italien in folgender schwunghaften Weise:

Gnade, Du Geschenk vom Throne,
Von dem Thron der Ewigkeit,
Du, in ird'schen Herrschers Krone
Wohl das leuchtendste Geschmeid!

Vor den Mann in Kron' und Scepter
Trittst Du, kündend Gottes Huld,
Denn Gott selbst ja, mild enthebt er,
Die ihm trauen, jeder Schuld.

Härte weckt, die finstere, wilde
Nur die wilde Rachelust;
Du allein, o Gnad' und Milde,
Sänftigst und versöhnst die Brust.

Wenn ein Fürst im Haß und Grolle
Nicht des Himmels mehr gedenkt,
Und sein Volk, das bürdevolle,
Nur mit Gall' und Wermuth tränkt,

Nie wird in der Herzen Grunde
Holde Neigung für ihn wach,
Nie aus seiner Völker Munde
Jubelt ihm die Liebe nach!

Die Verse, die Romuald ohne jeden Hintergedanken, sich dadurch hohe Kreise zu verbinden, hingeworfen, blos weil es ihn drängte, seiner Freude über die Amnestie Ausdruck zu geben, benützte Weißenstark, dem Schicksale seines Studienfreundes eine dauernde Wendung zum Besseren zu geben.

Er machte das Gedicht entscheidenden Ortes als vollwichtiges Argument zum Vortheile seines Schützlings geltend und war schon daran, für diesen die angestrebte Stellung zu erlangen, als Romuald selbst wieder durch eine jener Unberechenbarkeiten, aus denen er zusammengesetzt war, Alles verdarb.

Damals verbreitete sich plötzlich die Nachricht, der Kaiser habe eines Tages die militärische Uniform abgelegt und sei in Wien in Civil erschienen.

Wie früher die Amnestie, so begeisterte jetzt auch dieses Ereigniß, von dem Bardeleben eine neue Aera für Oesterreich datiren zu können glaubte, den enthusiastischen Schwärmer zu einem poetischen Ergusse, der, als er an der Spitze eines Journals erschien, außerordentliche Sensation erregte, wenn gleich sich das Faktum, auf welchem das Gedicht basirte, damals noch nicht bewahrheitete.

Romuald's Gedicht lautete:

Der Kaiser in Civil.

Er steigt im Schweizerhof die Treppe herab,
Sie nehmen still die Hüte ab.
Welch' Uniform wird er heute wohl tragen?
Hört man diesen und jenen fragen!

Jetzt tritt er hervor, jetzt sieht ihn das Volk,
Nie hatte sein Kommen noch solchen Erfolg!
Ein donnerndes Vivat tönt ihm entgegen,
So hört' er's nie, wenn er kam mit dem Degen!

Heut trägt er ihn nicht — zum erstenmal nicht!
Heut trägt er den Rock des Bürgers schlicht,
Wie einst ihn in guten, alten Tagen,
Josef, der Unvergeß'ne getragen.

Den Wunsch, den die Völker so lange genährt,
Unausgesprochen — er hat ihn erhört!
Wie er im Krieg trug das Kleid des Soldaten,
So mag er des Bürgers Rock jetzt nicht entrathen!

Und spräch' er auch das schönste Wort,
Er riß' nicht im Sturm damit Alles so fort!
Gäb' er neues Leben mit vollen Händen,
Die Völker hielten so hoch nicht die Spenden;

So hoch nicht, wie dieses schlichte Kleid,
Durch das er heut Millionen erfreut,
Das seinen Völkern ein sicheres Zeichen,
Daß er sie trägt im Herzen, im weichen.

Daß er einen neuen, heiligen Bund
Aufgerichtet will wissen zu dieser Stund',
Zwischen dem Kaiser und seinen Getreuen,
Indem er, ein Bürger, tritt in der Bürger Reihen.

Und wie er mit leuchtender Stirn nun grüßt,
Die Freude des Volkes mitgenießt,
Da pflanzt es sich fort durch die vollen Straßen,
Da theilt sich's mit den geschäftigen Massen:

Der Kaiser ist heute in Civil!
Und dichter und dichter wird das Gewühl,
Kein Geschütz wird gelöst, keine Glocke geläutet,
Doch wird ihm der herrlichste Einzug bereitet!

Und hindert er's nicht mit ernstem Wort —
Sie trügen ihn auf ihren Händen fort,
Betäubend durch ihre Vivatfanfaren
Der Trommel Gruß, die Musik der Janitscharen.

Die Burg ist heut aller Wanderer Ziel —
Der Kaiser ist ja dort in Civil!
Des Telegraphen Funkenspiel
Nie hatt's solch schönes Wort auszumünzen,
Als da es dies kündet allen Provinzen!

Mit dem Gedichte schlug Romuald dem Fasse den Boden aus. Weißenstark mußte ihn fallen lassen, wenn er sich nicht selbst compromittiren und unmöglich machen wollte. Ihn weiter protegiren hätte so viel geheißen, als es mit der damals noch in Oesterreich nahezu allmächtigen Militärpartei verderben.

Daß aber der Hofrath von Weißenstark, der sich allen Systemen anzuschmiegen das Geschick und die Elastizität hatte, der als ein

nicht umzubringendes Inventarstück von Bach auf Goluchowsky, von diesem auf Schmerling, und von Schmerling auf Belcredi überging, den begabten Publicisten dennoch nie ganz aus den Augen verlor, ja daß er ihn zuletzt ganz specieller Aufmerksamkeit würdigte und ihn zu einer publizistischen Stütze der Politik der freien Bahn ausersah, das hat der freundliche Leser aus dem Briefe des Pater Cornelius Giesebrecht an die Gräfin von Hermannsburg ersehen, welcher diese Letztere jetzt von Graz nach Schloß Kreuth führt.

XII.

Die neueste Aera.

Wir sind wieder da, von wo wir ausgegangen waren, wir befinden uns wieder in der Stadt der hundert Thürme, in welcher sich eben Dinge vollziehen, die für Oesterreich von unberechenbarer Wichtigkeit sind.

Es ist Herbst und das Fest Aller-Seelen vor der Thür.

Draußen sind zehntausend frisch aufgeworfene Gräber und die Tapfern, die darin ruhen, warten auf die, welche kommen werden am Allerseelentag, um für sie zu beten.

Sie sollen nicht vergeblich warten . . . in Wien rüstet sich der Kaiser schon zur Reise . . . er will die Braven, die auf den böhmischen Schlachtfeldern für ihn geblutet haben, die im Kampfe für Oesterreichs Sache gefallen sind, bei Nachod und Scalitz, bei Podol, Jitschin und Königgrätz, am Allerseelentage besuchen.

Ein ungeheurer Friedhof erwartet ihn . . . was sagen wir: ein Friedhof? Eine endlose Kette improvisirter Friedhöfe bedeckt den Osten des an tausend Wunden blutenden Böhmen. Eine Fahrt durch das östliche Böhmen wird zu einem Wandern von einem Leichenhügel zum andern.

Die Augen Oesterreichs aber richten sich wieder nach Prag, wie sie vor vier Monaten mit unaussprechlicher Spannung dahingerichtet waren, als man so zu sagen vor Prags Thoren die Schlachten schlug, die mörderischer waren, als jene von Leipzig und Solferino.

Der Schwerpunkt des Reiches ist wieder einmal auf einige Tage nach Prag verlegt.

Wenn die Steine dieses alten Prag reden könnten, was haben sie nicht Alles in den letzten vier Monaten gesehen — vom Blätterknospen bis zum Blätterfallen!

Jeder Pflasterstein könnte ein geschichtliches Capitel erzählen!

Zuerst der Einzug der schönen sächsischen Armee, die in so gehobener Stimmung dem Kampfe entgegenzog, wie die Stimmung der Bürger, die sie herzlich begrüßten, und auf böhmischem Boden willkommen hießen, eine gehobene, siegessichere war.

Wie blitzten die Säbel der strammen blauen Reiter im sommerlichen Sonnenscheine, als die Schwadronen der Brigade Kronprinz über den Roßmarkt zogen — wie wuchtig rasselten die Brücken- und Artillerietrains über das dumpf erdröhnende Pflaster des Riesenplatzes — wie lockten die Musikcapellen der schmucken „Grünen" Alles an die Fenster und vor die Hausthore, wo mit den Brüdern jenseits der Berge warme Händedrücke gewechselt wurden.

Fünf Monate später, fast zu derselben Zeit, wo der Kaiser Prag besuchte, zog dieselbe tapfere Armee, nur leider decimirt, der mühevoll wieder gewonnenen Heimat zu, nachdem derselben Böhmen annähernd das geworden, was Rußland 1812 für die Franzosen war.

Kaum waren im Juni die Sachsen zu den Thoren draußen, so kamen die Verwundetenzüge zu diesen Thoren herein, endlos, täglich sich erneuernd.

Langsam rasselten die Sanitätswägen, Omnibus, Fiaker und Droschken vom Bahnhofe den Spitälern zu — wieder über den Roßmarkt.

Und schon drei Tage später, nachdem der erste Verwundetentransport angelangt war, spielte sich auf diesem selben Platze eine Scene ab, die nur wenige gesehen haben, weil es eilf Uhr Nachts war, als sie vorging — aber die, welche Zeuge derselben waren, werden sie ewig im Gedächtnisse behalten.

Ein dumpfes Rasseln lockt die Bewohner des Roßmarktes an die Fenster und sie sehen eine endlose Reihe von Fuhrwerken, die langsam den Platz bergan keuchen. Der erste Wagen hat schon das Thor passirt und der letzte ist noch in der Obstgasse; das will etwas besagen, wenn man erwägt, daß der Roßmarkt über tausend Schritte lang ist.

Es mögen sechzig bis achtzig Fuhrwerke einander in ununterbrochener Reihe folgen und alle führen Pulver.

Man sieht keine Vorsichtsmaßregeln, Niemand ist davon avisirt, daß die enormen, in Prag aufgestapelten Pulvervorräthe bei Nacht und Nebel durch die ganze Stadt geführt werden, der Budweiser Straße zu.

Nachtschwärmer nähern sich arglos Cigarren rauchend den Fuhrwerken — Niemand weist die Neugierigen zurück und doch hätte ein Funken genügt, der Stadt unsägliches Elend, vielleicht den Untergang zu bereiten.

Plötzlich stockte der Wagentrain — vor dem Thore ist einer der ersten Pulverwagen in einen Graben gefallen und man kommt mit Laternen, um ihn wieder auf ebenen Straßenboden zu bringen.

Die arglosen Schläfer drinnen in der Stadt haben keine Ahnung, wie bedroht sie sind, und hören erst am nächsten Morgen, welcher unheimliche Monstretransport die Hauptstraßen Prags passirt habe, ohne daß im Geringsten für eine Paralysirung der Gefahr gesorgt worden wäre. Die ungenirte Art der Wegschaffung dieser tausend Centner Pulver aus Prag charakterisirt die Art und Weise der Räumung der Stadt und wer diese Räumung gesehen hat, begreift ganz gut die Rathlosigkeit und Verwirrung, die im Proviantwesen und auf andern einschlägigen Gebieten herrschte.

Und nun die blassen Gesichter, nachdem der letzte österreichische Soldat der Stadt den Rücken gekehrt hatte!

Dies allgemeine Flüchten, dies Zustürzen auf die Bahnhöfe, als ob ganz Prag auf einmal die allgemeine Auswanderung beschlossen hätte!

Und nachdem Prag von allen Hasennaturen, von allen vollen und leeren Cassen befreit war, kamen die bangen Tage des Selbstgouvernements, da man vor einer undefinirbaren Gefahr stand, die in der Luft lag, die Niemand nannte, aber Jeder fürchtete, bis man allmälig das Vertrauen zu sich selbst und zum Ganzen gewann.

Jetzt diese Reihe von Schreckenskunden, von entsetzlichen Enttäuschungen! Dieser rapide Sprung von den Siegen auf Plakaten zu den wirklichen Niederlagen, bis zu der Catastrofe von Königgrätz, die aller schön gefärbten Phraseologie und allen gewundenen Beschönigungen ein Ende machte.

Da stand es schwarz auf weiß, wenn auch in einer Nebelumhüllung — hatte sich doch der berühmte Nebel von Chlum darum gelagert — magna pugna victi sumus, wir sind in einer großen Schlacht besiegt worden, wie der römische Consul mit schmerzlich

bewegter Stimme ausrief, als ihm die Nachricht von der Niederlage bei Cannä zuging, wo die Sieger die den erschlagenen römischen Rittern von den Fingern gezogenen Ringe nach Scheffeln maßen. Und doch floß bei Cannä, an der Trebia und am See Trasimen nicht so viel Blut wie in den acht Tagen des Juni und Juli 1866 auf den Feldern von Podol einer- und Nachod andererseits angefangen bis Königgrätz.

An dem Tage, wo die entsetzliche Kunde nach Prag drang, wo zehn Meilen von Prag die Leichen von fünftausend Oesterreichern und Sachsen unverscharrt lagen, und fünfzehntausend verwundete Oesterreicher und Sachsen sich schmerzhaft unter freiem Himmel wanden, an dem Tage nach der unglückseligen Riesen-Schlacht, die förmlich vor den Thoren Prags geschlagen wurde — sind doch von Prag nach Königgrätz nur drei Eisenbahnstunden und zehn Meilen in der Luftlinie — gab man im Prager Theater eine Berliner Posse, die Tannhäuserparodie. Die Vorstellungen, welche der Verfasser dieses Werkes im Vereine mit seinem Freunde, dem gefeierten Dichter der Romane „Schwarzgelb" und „Babel" in dieser Richtung noch eine halbe Stunde vor Beginn des Stückes dem Theaterdirector machten, wurden mit einem Achselzucken beanwortet — es blieb bei der Posse, wo man am besten das Theater ganz hätte sperren sollen.

Wir glauben da einen interessanten Beitrag zur Geschichte Prags während der Zeit des großen Staatsunglückes der Vergessenheit entrissen zu haben.

Und nun dies Laufen und Drängen, dies Stehen und Schauen am achten Juli, als die preußische Landwehr mit ihrer Bärenführermusik einzog.

Und kaum waren die Preußen da, so begann die geheime Colportage jener gefälschten Siegestelegramme, deren einige sogar die offenbar gemißbrauchte Unterschrift des böhmischen Vicestatthalters Grafen Lazansky trugen, und die Gefangennehmung von siebzehntausend Preußen in Mähren, die Wegnahme zahlloser Kanonen und Zündnadelgewehre meldeten.

Der Roßmarkt aber sollte wegen seiner vielen Drangsale glänzend entschädigt werden. Eines Tages schimmerte es roth, blau, grün, schwarz und violett in der Nähe des Roßthores, mehrere Prinzen mit der brillantesten Suite zogen ein, nahmen bei der Statue des heiligen Wenzeslaus Aufstellung, und ließen die halbe preußische Armee an sich vorbeidefiliren. Drei Stunden dauerte der Aufmarsch der Garde, und

durch drei Tage wiederholte sich das Schauspiel. Immer neue Truppen rückten ein, zwei, drei Armeecorps, vom Kriegsschauplatze heimkehrend, zogen über das Prager Pflaster.

Und wieder gab's ein Wogen, Laufen, Stoßen und Drängen; am Bahnhofe, am Pulverthurme, am Balkone des blauen Sternes, am Portale des Hauses, welches die Inschrift trägt: l'art de vaincre est perdu sans l'art de subsister (die Kunst zu siegen bleibt resultatlos, wenn man die Armee nicht zu verpflegen weiß) — eine Inschrift, welche die österreichische Armeeverwaltung stets viel zu wenig beherzigt hat — wurden schwarzweiße Fahnen aufgezogen.

Die Inschrift rührt von den Franzosen her, welche ihre Armeedepots in dem jetzigen Militärbackhause hatten, als sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Herren in dem von ihnen eingenommenen Prag spielten. Damals flatterte die weiße Fahne der Bourbonen auf dem Hause, denn die Trikolore war zu jener Zeit noch eben so wenig erfunden, wie die jetzt mustergiltige und vielfach nachgeahmte rothe Hose der Franzosen. Die Trikolore verdankt der Republik, die rothe Hose den Orleans ihren Ursprung.

Am dritten August, als der König von Preußen, von Nikolsburg kommend, in Prag einzog, hüllte die schwarzweiße Fahne die französische Inschrift fast ein — die Preußen brauchten sich das l'art de vaincre est perdu sans l'art de subsister nicht gesagt sein zu lassen — sie verstanden eben so gut zu siegen, wie ihre Armee zu verpflegen.

Kaum war der König von Preußen zum Thore hinaus, so kamen unhörbaren, vorsichtigen Schrittes die Diplomaten und sondirten das Terrain für den Frieden.

Das war ein Fahren vom „blauen Stern“ zum „englischen Hof“ — in diesen beiden Hôtels wohnten die Gesandten der friedenschließenden Mächte und die Gesandten jener Mächte, welche sonst ihre Hände bei den Verträgen, die die Abmachung von Nikolsburg perfekt gestatten sollten, im Spiele hatten — ein Köpfezusammenstecken, Conferiren, Concipiren, Telegrafiren, ein Vermitteln und Hinüber- und Herüberberichten, ein wochenlanges Hangen und Bangen in schwebender Pein, bis sich endlich der Prager „ewige“ Friede daraus entpuppte, dessen Artikel so recht darnach angethan waren, jenen unbehaglichen Zustand in Europa zu inauguriren, der „zwischen Krieg und Frieden“ mitten inne schwebt.

Mitten in die Verhandlungen fiel der Geburtstag des Kaisers, und Prag feierte ihn in demonstrativer Weise.

Zum ersten Male klangen auch nach langer Zeit an diesem Tage die Gläser der Oesterreicher und Preußen zusammen — in Prag wenigstens. Draußen war man der Sache nicht so sicher. Der Verfasser dieses Werkes machte die Geburtstagsfeier des Kaisers unter Umständen mit, die ihm unvergeßlich bleiben werden.

Es war im Bade Wartenberg, welches so recht im Mittelpunkte der Kriegsereignisse d'rin gewesen war, da es von Podol, Münchengrätz, Kost und Jitschin nur je eine bis anderthalb Stunden entfernt liegt.

Da sich in Wartenberg eine Lazarethfiliale unter preußischer Controle befand, und in dem benachbarten Städtchen Turnau eine starke preußische Garnison lag, so gingen Preußen in dem Badeorte aus und ein, und die Table d'hôte in Wartenberg war zur Hälfte von Preußen besetzt.

Da die Friedensunterhandlungen noch nicht geschlossen waren, man sich also noch immer zwischen Krieg und Frieden befand, so fürchtete der Badedirector irgend eine unliebsame Demonstration auf preußischer Seite herbeizuführen, wenn er an der Table d'hôte ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte. Wenn auch nur einer der anwesenden Preußen sitzen geblieben wäre und sich von der loyalen Ovation ausgeschlossen hätte, so wäre die Stimmung getrübt und der Anstoß zu Reibungen gegeben worden.

Die österreichische Gesellschaft beschloß also, hinaus zu gehen in den herrlichen Wald und dort unter Gottes freiem Himmel die Gesundheit des Kaisers auszubringen.

So zog man denn, wohl sechszig Mann hoch, Herren und Damen auf Waldwegen nach dem auf steiler Felsenwand in die Höhe ragenden Schlosse Großskal und nahm dort, nachdem das Hochamt celebrirt war, Aufstellung zwischen dem Kirchlein und dem grünen Walde, in dessen Mitte auf schroffem Abhange in melancholischer Stille der kleine, fichtenumragte Kirchhof liegt, auf welchem sich die Gräber österreichischer und preußischer Soldaten berühren.

Hier in romantischer Waldeinsamkeit, wo sich die ganze Curgesellschaft gleichsam wie eine große österreichische Familie fühlte, ließ man am 18. August den Kaiser hoch leben.

Es befanden sich unter der Gesellschaft, welche es da gleichsam jenen Christen nachmachte, die in die Berg- und Waldklüfte sich zurück-

zogen, um ihrem Cultus ungestört leben zu können, distinguirte Persönlichkeiten, die in Neuösterreich eine hervorragende Rolle gespielt haben, wie zum Beispiel der ehemalige Präsident des Abgeordnetenhauses, Hofrath von Hasner.

Nun aber wurde es wieder Licht, wenn auch das post nubila Phoebus nicht ganz darauf paßt. Die Preußen zogen aus Prag ab, aber dafür kamen die Attentate auf das Eigenthum mit socialem Beigeschmack, die „Aufschneidereien" von Kaffee- und Reissäcken, die nicht denen gehörten, die sie auf offener Straße aufschnitten. So verwirrt gestaltete sich die Frage über Mein und Dein, daß förmliche Gefechte geliefert wurden. Und kaum war auf diese gefährlichen Plänkeleien Friede und Beruhigung gefolgt, so wurden auch schon die Steine in die Taschen gethan, welche für die Fenster der Jünger Loyola's bestimmt waren, die sich nun in Prag angesiedelt hatten.

Zuletzt zog der Heilige ein, Johann von Nepomuk, dessen Gebeine man vor den Preußen geflüchtet hatte.

Welcher Pomp, welches Pêle-mêle von seidenen, spitzen Domherrnmitren, von weißen und schwarzen Kutten, von Caputzen, Schleiern, Kränzen, Fahnen, Lichtern, Stimmen — seit 1828, wo man aus Anlaß einer hundertjährigen Gedenkfeier der Heiligsprechung des böhmischen Märthyrer's denselben in ähnlicher Weise gefeiert hatte, gab es keinen so pompösen kirchlichen Aufzug in Prag.

Kreuzherren, Maltheser, Benedictiner, Prämonstratenser, Piaristen, Augustiner, Dominikaner, Franziskaner, Capuziner, barmherzige Brüder und Schwestern, englische Fräulein, Ursulinerinnen und graue Schwestern; das zog bunt hintereinander, Kerzentragend, singend, von hundert Weltgeistlichen und dem Domcapitel gefolgt, von allen Fahnen der Gewerbsgenossenschaften begleitet, von den Bürgergarden eingerahmt.

Wenn nicht ein Zug der Schützen Zündnadelgewehre gehabt hätte, würde man sich in die Tage des Constanzer oder eines anderen Conciliums haben versetzen können, soviel Priestergewänder sah man da beisammen.

Zuletzt kamen zwei Kaiser.

Der „Alte", der „Gütige" zuerst, dann der Jüngere, dem die letzten Monate so harte Prüfungen gebracht.

Es war ein echt gemüthliches Wiedersehen, das der Prager mit ihrem alten Kaiser Ferdinand.

Wie die Prager für den alten Kaiser schwärmen, so liegt auch

etwas Rührendes in der Liebe Kaiser Ferdinand's für Prag. Als er auf der Rückreise nach Prag im October 1866, und noch viele Meilen von der Hauptstadt entfernt, einen Prager, den er von früher her kannte, und jetzt mit einer Ansprache beehrte, fragte: „Was machen denn die Prager?" antwortete das Prager Kind:

„Majestät, die Prager sind glücklich, daß Sie wieder zu ihnen zurückkehren!"

Der Kaiser sah den Sprecher mit seinen treuherzigen blauen Augen heiter lächelnd an, und sagte:

„Nun, wissen's, die Innsbrucker hätten mich halt auch gern dort gehabt, aber die Prager brauchen mich jetzt mehr!"

Dem alten Kaiser folgte der junge auf dem Fuße.

Welch' ein Empfang ward ihm! Zu Mauern festgestampft stand das Volk in den Straßen, durch die er kommen mußte; da gab es Wenige, die zu Hause geblieben waren, die von den Ereignissen keine Notiz nahmen. An die Räder seines Wagens hingen sich Männer aus dem Volke, an den Wagenschlag klammerten sie sich und riefen ihm mit freudeglänzenden Augen ihre Slava's zu.

Er sah ernst, ungewöhnlich ernst aus, als er dahin fuhr; der Schmerz über Königgrätz schien sich in seinen Zügen gleichsam versteint zu haben. Das Gesicht hatte nicht mehr die frische Farbe, nicht mehr die Fülle von ehedem. Er sah über seine Jahre gealtert aus.

Als der Kaiser sich im Bahnhofe von hundertfachen Liebeszeichen umgeben sah, und die Anhänglichkeit inne wurde, welche die Schwergeprüften ihm bewahrt, bemächtigte sich seiner eine tiefe Ergriffenheit. Zeugen des Empfanges behaupteten, daß er gegen Thränen angekämpft habe, und daß man dieses Ankämpfen an seinen Augen gesehen, an seiner Stimme gemerkt habe.

Und dahin fuhr er — durch Straßen, die beflaggt, aber nicht so glänzend decorirt waren, wie 1849, wo er, ungefähr zu derselben Jahreszeit wie 1866, zum erstenmale als Kaiser nach Prag gekommen, wie 1854, wo er mit seiner jugendlichen Gemalin in Prag eingezogen, — wie 1858, wo er gleichfalls im Spätherbste zur Einweihung des Radetzkymonumentes nach Prag gekommen war.

Wie sehr unterscheiden sich die Kaiserzüge von heute, von denen weiland des Kaisers Franz, der doch auch die personificirte Pünktlichkeit war! Aber damals reiste man noch mit Postpferden und jeder Bürgermeister und Schulze in den Orten, welche der Hofzug passirte,

glaubte eine Rede halten zu müssen, so daß eines Tages das viele Redenhalten einem der den Kaiser begleitenden Kämmerer doch zu viel wurde, und er einem Bürgermeister, der ihm mittheilte, daß auch er eine Rede halten wolle, etwas mürrisch den guten Rath gab: „Wenn Sie schon Etwas halten wollen, so halten Sie doch lieber das Maul!"

Bei den vielen Reden, die bürgermeisterlichen Lippen entströmten, war es natürlich, daß die Ankunft des Kaisers in Prag dann um vier, fünf Stunden später erfolgte, als sie erwartet und angesagt war.

Damals ging es im sechsspännigen Postwagen durch das Militärspalier vom porzitscher Thore durch die schmalen, gewundenen Straßen der Altstadt zur Burg — Cavallerie und berittene Postmeister sprengten vor und hinter dem Postwagen einher bis zu jenem Thor der Prager Hofburg, welches im Jahre 1836 bei Gelegenheit der letzten böhmischen Königskrönung eine so traurige Berühmtheit erlangte.

Die Prager Fleischhauerzunft hat von altersher das Recht, bei der böhmischen Königskrönung in voller Wehr in das Innere der Burg einzuziehen. Bei der letzten Krönung hatte man vergessen, den Uhlanen, welche die Zugänge zur Burg zu bewachen und den Volksandrang abzuwehren hatten, die Instruction zu geben, die Fleischer passiren zu lassen. Als diese erschienen und die Uhlanen ihnen den Einlaß verweigerten, fühlten sich die Fleischhauer so verletzt und ergrimmt, daß sie das Militär in ernster Attake angriffen.

Die Uhlanen setzten sich natürlich zur Wehre und es gab auf beiden Seiten Todte und Verwundete.

Jetzt geht es bei den Kaisereinzügen in Prag im leichten Zweispänner durch die sonnigen, breiten Straßen der Neustadt und statt der Cavallerie und den Postmeistern umgibt Bürgerreiterei den kaiserlichen Wagen.

Der Kaiser trägt wohl auch diesmal die Generalsuniform, aber sein ganzes Thun und Lassen trägt das Gepräge des Bürgerthums, des echten, einfachen, prunklosen Bürgerthums. Es gibt fast keine Paraden und Revuen, als Bürgerparaden und Bürgerrevuen. Die Bürgercorps erhalten neue Vorrechte, die sie durch ihre Haltung während der preußischen Occupation redlich verdient; dem Bürger zeigt der Kaiser die offene Hand, hier Mittel zu Nothstandsbauten in großartigem Maßstabe spendend, dort Bürgerverdienste durch Auszeichnungen lohnend. Den Bürger tröstet des Kaisers Anwesenheit über die Vergangenheit, und beruhigt ihn gleichzeitig der Zukunft wegen.

Den Bürgern gehört der Kaiser ganz und gar während der Woche, die er in Prag zubringt, während der zweiten Woche, in welcher er die vom Kriege heimgesucht gewesenen Gegenden besucht.

Dem Handel und Wandel des Bürgers schenkt er seine ganze Aufmerksamkeit, bürgerliche Einrichtungen und Anstalten studirt er eingehend, an vom Bürgergeiste geschaffenen Instituten, wie sie sich zum Beispiel in der großartigen Production der Prager Feuerwehr manifestirten, findet er hervorragend Behagen.

So gibt er sich in Allem und Jedem, kann er sich auch von dem ihm liebgewordenen Soldatenrocke noch immer äußerlich nicht trennen, zur Freude der Bevölkerung, als der Kaiser in Civil.

Den Glanzpunkt der Prager Kaiserfeste bildete die bereits erwähnte Production der Feuerwehr. Blondin hat nicht mehr geleistet als diese simplen Feuerwehrleute, welche katzenartig an den Häuserfronten bis zu den dritten Stockwerken hinaufkrochen, jeden Mauer- und Façadenvorsprung als Anhaltspunkt für ihre Füße benützten, Leute in Rettungssäcken vom Dache des Kinskypalastes, dessen Brand fingirt wurde, herab, und zuletzt sich selbst auf Stricken vom Dache herabließen.

„Wenn bei uns Alles so gut bestellt wäre, wie die Feuerwehr!" rief ein zuschlagzahlender Bourgeois, als er sich den Angstschweiß abwischte, den ihm der Anblick so halsbrecherischer Uebungen auf die Stirne gezaubert hatte.

Damit es auch an humoristischen Intermezzi's nicht fehle, so begann beim Defiliren der Feuerwehr vor dem Kaiser das Musikcorps der Letzteren, die im Volksmunde die Communalartillerie heißt, viel zu früh zu spielen, während noch die Capelle der Bürgergrenadiere spielte. Dadurch entstand ein förmliches Tonchaos, die auf dem Balkone des Rathhauses um die Person des Kaisers versammelten Stadtväter erschöpften sich in abwehrenden Handwinken, welche die Feuerwehrmusik nicht beachtete. Da machte der seinem Corps zu Pferde voransprengende Feuerwehrleiter kurzen Proceß, und berührte mit der Spitze seines Säbels die Häupter der vor ihm einherziehenden Musiker, welche jetzt endlich ihre vorzeitige Thätigkeit einstellten. Dieser Zwischenfall hatte aber den Feuerwehrchef so außer Fassung gebracht, daß er übersah, daß er dem Kaiser gegenüber Aufstellung nehmen müsse, während sein Corps defilirte. Doch genügte auch hier ein wohlwollender Wink vom Rathhausbalkon, um ihm sofort das Richtige finden zu lassen. Er tummelte sein Roß umher und brachte es glücklich dem Kaiser gegenüber zum Stehen.

Daß der Bürgermeister Belsky, dem bei der Wahl Czechen und Deutsche vertrauensvoll ihre Stimmen gegeben haben, und der oft versprach, die Interessen beider Theile gleich kräftig wahren zu wollen, die Schwachheit hatte, den Ultras seiner Partei, den czechischen „Tigern", die Concession zu machen, den Kaiser nur in czechischer Sprache zu begrüßen, das brachte einigen Mißklang in die Feste, obwohl diese Tactlosigkeit durch den Kaiser selbst ihre Correctur erhielt, da der exclusiv czechischen Ansprache eine im Geiste der Gleichberechtigung gehaltene deutsche und czechische Antwort wurde.

Es wäre auch grausam, mit dem Bürgermeister dieses Verstoßes wegen strenge in's Gericht zu gehen. Gegen ihn kehrte sich ohnehin der Grimm der tausend Gekränkten, die bei dem großen Ordensschub — es regnete über sechshundert Kreuze in Prag — leer ausgingen. Bekanntlich fungirte während der Occupation die Polizei-Direction nicht, und so intervenirte diesmal auch nicht der Polizei-Director bei dem Elaborate der Vorschläge, die dem Ritterschub zu Grunde lagen. Die Vorschläge gingen vom Bürgermeister direct an den Statthalter, und das Heer der Uebergangenen, Verkannten, Gestrichenen und Gekränkten hielt sich daher auch an den Bürgermeister.

Ihn klagten die an, die nichts, und die, welche zu wenig erhalten hatten, denn es war erstaunlich zu sehen, wie hoch Jeder sein eigenes Verdienst anschlug. Wer einige Male im Bahnhofe bei der Ankunft der Verwundeten erschienen, wer in den Tagen der Gefahr eine Nacht im Bureau, statt in seinem Bette zugebracht, wer von den Preußen hart angefahren worden, wer einige Flaschen Wein in's Spital getragen, wer einen Verwundeten in häusliche Pflege übernommen, oder auch nur eine Vergnügungsreise gemacht, um die Spitaleinrichtungen anderer Städte zu studiren, glaubte gerechten Anspruch auf den höchsten Orden der Christenheit erheben zu können.

Man erinnerte sich Angesichts des Ordenregens vielfach an Schmerlings Wort, mit dem er einmal eine ihm angesonnene Promotion von Rittern en masse — beziehungsweise die Einbringung eines Vorschlages zu einer solchen — ablehnte.

„Die Beamten," sagte Schmerling, „thun nur ihre Pflicht was sie auch thun, und bei Jenen, die Ehrenstellen haben, heißt es erst recht: noblesse oblige."

Als der Stadtrath und das Stadtverordnetencollegium von Prag zum ersten Male nach der Massendecorirung zusammentrat, sah man

eine Versammlung von Decorirten, und die Gratulationen nahmen kein Ende.

Mit Ausnahme des Bürgermeister-Stellvertreters Dietrich, seines Zeichens ein Holzhändler, der knapp vor der Occupation zwei Dampfer, die einer Actiengesellschaft gehörten, bei der er betheiligt ist, in Sicherheit brachte, und erst zurückkehrte, als man in Prag sang: „Wenn die Preußen heimwärts ziehen", und etwa noch eines Dutzends Verordneter hatten alle Uebrigen — gewiß sechszig von neunzig — das Kreuz erhalten.

Belcredi hatte einen Haupttrumpf auszuspielen geglaubt, indem er Orden an die Mitglieder der Partei verschwendete, auf die er sich in Böhmen stützte .....

Vergebens .....

Seine Stunden sind gezählt ..... und er fühlt es endlich, nachdem er sich lange gegen den Gedanken gesträubt, daß es auch nur in das Bereich der Möglichkeit gehören könne, ihn bei Seite zu schieben.

Schmerling's Nachfolger im Amte sieht, so oft er öffentlich erscheint, sehr nachdenklich aus.

Da sitzt er in der Festvorstellung neben der Kaiserloge, der Mann mit dem feinen, glatten, schmalen Gesichte, der eigentlich die innere Action in Oesterreich in Scene zu setzen vor Jahr und Tag berufen worden war.

Ringsum Jauchzen, Händeklatschen, Hochrufe, Tusche, Fanfaren — ringsum goldstarrende Uniformen, goldgestickte Krägen, befederte Hüte, buntschimmernde Waffenröcke, Orden, Bänder . . . ringsum herrliche Frauen mit blitzenden Augen, wehenden Federn, funkelnden Diamanten und Perlen in Haar und Ohren, auf Stirn, Brust und Arm, mit schneeweißen Hermelinmänteln auf den Nacken, die mit dem Marmor von Carrara an Glanz und Weiße wetteifern . . . ringsum alles erdenkliche Schöne, Hohe, Glänzende, Alles, was das Herz höher schlagen zu machen im Stande ist, besonders, wenn man sich der Huld des höchsten Herrn erfreut — und doch so ernst? Das Kinn in die Hand gestützt und sinnend vor sich hinstarrend, während Huttary-Gretchen das „bin nicht Fräulein, bin nicht schön," so ausdrucksvoll singt . . .

Die Miene Belcredi's verkündete es unwillkürlich: es geht etwas vor . . .

Ja, es geht etwas vor . . .

Draußen spielt der Telegraf, der die Minister Larisch, Wüllerstorf, John, Komers nach Prag beruft . . .

Und die Minister kommen, steigen in Hôtels ab, werden aber unmittelbar darauf eingeladen, in der Burg zu wohnen.

Der Freiherr von Beust ist auch in Prag . . .

Er wohnt dem Ministerrathe bei, der in der Hofburg am Hradschin abgehalten wird . . .

Als er das Cabinet des Kaisers verläßt, begegnet ihm der Bürgermeister von Prag und frägt ihn, ob man ihm gratuliren dürfe? ob es wahr sei, daß er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich ernannt sei?

Und Beust erwidert:

„Das Vertrauen Seiner Majestät besitze ich bereits, ich will mir nun auch das Vertrauen der Bevölkerung erwerben!"

Drei Tage später erscheinen die kaiserlichen Handbillete . . .

Die neueste Aera in Oesterreich ist inaugurirt . . .

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Druck von R. v. Waldheim.

Zwischen Krieg und Frieden

oder

Nach Custozza und Königgrätz.

Historisch-romantisches Zeitgemälde

aus

Oesterreichs neuester Aera

von

Lucian Herbert.

Zweiter Band.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1868.

I.

Mene! Tekel! Upharsim!

Auf schwankem Schiffe steht eine schöne, junge Frau und sieht unverwandten Blickes nach der Gegend hinüber, wo sie Europa, wo sie Frankreich vermuthet!

Ach, es ist so weit hinüber — Wochen werden vergehen, ehe sie ihren kleinen, zierlichen Fuß wird an's Land setzen können — und ihre Seele zehrt sich auf in brennendem Verlangen, das feste Land sobald als möglich zu sehen.

Land! Land!

Was nützt der Sehnsuchtsschrei der Armen, wenn die Wogen des Weltmeeres ihn mit ihrem monotonen dumpfen Gebrause beantworten, wenn dem Rufe nach Land immer nur das höhnende Echo entgegentönt:

Thalatta! Thalatta — Meer! Meer!

Unermeßlich wie dieses Meer, das ihr Schiff durchschneidet, ist der Jammer dieser jungen Frau, die heute das glücklichste Wesen sein könnte, wenn ihren Gemahl nicht der Glanz einer Kaiserkrone aus Europa hinweggelockt hätte — hinüber, von wo es keine Rückkehr gibt!

Und sie weiß es, daß weder ihr Gemal je wieder Europa sehen, noch daß sie je wieder nach Mexiko zurückkehren wird, sie weiß es und wenn ihre Seele Europa nichtsdestoweniger entgegenbrennt, so kommt das nur daher, weil sie sich doch in einzelnen Augenblicken, wo sie die Dinge minder schwarz sieht, als sie wirklich sind, mit der leisen Hoffnung trägt, in Europa die Gefahr beschwören zu können, die ihrem Gemahl in Mexiko droht.

Wie glücklich lebte diese reizende junge Frau in dem Europa, von dem sie nun die letzte Rettung erwartet!

Vor zehn Jahren noch war sie der Mittelpunkt eines schönen Familienlebens, davon die königlichen Schlösser von Brüssel und Laeken Zeugen waren.

Sie war das Lieblingskind ihres Vaters, des greisen Leopold, und wie ihr Vater der Friedensstifter in Europa war und vermittelte, wo eine Wolke am politischen Horizont sichtbar wurde, so war sie der Friedensengel der Familie, in der es, wie wohl in jeder königlichen und nicht königlichen Familie, zuweilen Differenzen gab.

Sie war die Kindliche, Unbefangene in der Familie, und wenn sich zuweilen die Herzen ihrer Brüder dem Vater entfremden zu wollen schienen, dann trat sie vermittelnd, mildernd, ebnend dazwischen und die alte Eintracht machte sich von Neuem geltend.

König Leopold, der lange Jahre im Witwerstande lebte, hatte sein schönes Schloß in den Ardennen einer Frau eingeräumt, von der es hieß, daß er sie in England geheiratet habe.

Die Dame im Ardennenschloße war schon einmal verheiratet gewesen, aber ihr erster Gemahl war in der Hochzeitsnacht verschwunden. Er hatte seiner Frau nur den Namen gegeben — man sagt, daß er nach Amerika gegangen sei.

Das Ardennenschloß, in das sich der König oft zurückzog, oder vielmehr seine reizende Bewohnerin, entzündete zuweilen kleine Kämpfe und Mißstimmungen in der königlichen Familie, da namentlich der Kronprinz den Einfluß, den die schöne Frau aus den Ardennen auf den König übte, zu paralysiren bemüht war.

Diesen vorübergehenden Mißstimmungen stand Charlotte nicht blos fern, sondern sie war auch immer diejenige, welche nach beiden Seiten calmirend wirkte, Vater und Sohn immer wieder in Einklang brachte.

Wir sagten, Charlotte sei der Liebling ihres Vaters gewesen. Die Bewohner von Brüssel haben sie oft dahin wandeln gesehen an seinem Arme. In bürgerlicher Anspruchslosigkeit gingen sie beide durch die Straßen und blieben vor den Auslagen stehen. Charlotte besah die Shawls und Seidenstoffe, und machte dem Vater wieder die Gegenconcession, daß sie mit ihm vor den Schaufenstern der Buchhandlungen stehen blieb. Diese zu mustern gehörte zu den Lieblingspassionen des alten Mannes, der namentlich ein eifriger Romanleser war. Er kaufte im Jahr zwei- bis dreihundert Bände Romane und bevorzugte in dieser Richtung die deutsche Literatur in so ausgesprochener Weise, daß ihm kein irgendwie hervorragender deutscher Roman entging.

Auch in Ostende, dem Lieblingsaufenthalte Leopolds im Sommer, war Charlotte die unzertrennliche Begleiterin des Königs, der in diesem glänzenden Seebade, das er aus dem Nichts hervorgezaubert,

alljährlich die Zeit vom fünfzehnten August bis fünfzehnten September zubrachte und ein unscheinbares Haus in einer Seitenstraße, fern vom Meere, bewohnte, das gar nicht nach einem Königspalaste aussah. Es war oft die Rede gewesen von dem Baue eines Schlosses am Meere, der König hatte aber immer wieder die Pläne bei Seite gelegt und gesagt, daß er in dem kleinen Hause bleiben wolle, in welchem er mit seiner zweiten Gemahlin, Louise von Orleans, so glückliche Tage verlebt und in welchem er derselben auch die Augen zugedrückt habe.

Ob König Leopold auf dem schönen Damme von Ostende dahinschlenderte, die Hände über dem Rücken gekreuzt, den fadenscheinigen Hut bei jedem Gruße freundlich lüftend, ob der Grüßende ein Prinz oder ein gemeiner Soldat war; ob er des Abends im Vierspänner längs des Meeres dahinfuhr, so daß dieses die Hufe der Pferde benetzte: Charlotte war immer mit dabei, Charlotte saß neben ihm, wenn er vor dem Cursaale ausruhte und die Menge Revue passiren ließ, Charlotte ging mit, wenn er auf der Holzbrücke, die tief in's Meer hineinragt, bis zu dem Punkte ging, wo die Dampfer, die nach England fliegen, vorbei müssen und wo man die Seeluft aus erster Hand hat.

Gegen das Ende der fünfziger Jahre verließ Charlotte den Familienkreis, dessen Zierde sie war, um ihrem Gemahl, den ihr der kluge Vater erwählt, nach Oesterreich zu folgen.

Leopold hatte es mit seinem liebsten Kinde gut gemeint, als er ihm den Erzherzog Ferdinand Max zum Lebensgefährten bestimmte. Alle Garantien für eine glückliche Ehe schienen vorhanden, der Gatte Charlottens war ein Mann von ganz ungewöhnlichem, edlen Gepräge, sie selbst eine feingebildete und dabei doch praktische, sich in Alles schickende Frau.

Sie lebten auch glücklich, zuerst in Mailand dann in Miramare, bis der Verlocker kam, der ihr Glück vernichtete.

Es wird immer unbegreiflich bleiben, wie Max, der bezüglich der politischen Verhältnisse in Europa einen merkwürdigen Scharfblick bekundete, sich über den Ocean locken lassen konnte.

Wie richtig er mitunter die Dinge in Europa beurtheilte, davon gibt folgender kleine, aber authentische Zug einen eclatanten Beweis.

Im Jahre 1851 kam er auf seiner italienischen Reise nach Neapel. Von da zurückgekehrt, wurde er gefragt, wie er die neapolitanischen Zustände gefunden habe.

„Ich wunderte mich,“ lautete die Antwort des Prinzen, „wie diese elende Wirthschaft so lange dauern könne!“

Lag nicht die Weißsagung des baldigen Endes der Bourbonenherrschaft in Neapel in diesen wenigen Worten, die ein österreichischer Prinz sprach, der sich zur Nachsicht gestimmt fühlen mußte, weil eine Oesterreicherin als Königin in Neapel thronte?

Verwandtschaftliche Rücksichten und doch eine so herbe Verurtheilung der neapolitanischen Zustände: man wird jetzt leichter begreifen, daß Garibaldi bei seinem Zuge nach Neapel im Jahre 1860 gar so leichtes Spiel hatte! Er brauchte nur den thönernen Körper, der Neapel hieß, mit dem Fuße zu berühren und er fiel in Trümmer.

Diese drastische Diagnose des Erzherzogs über den Thron des Re Bomba findet sich in den Schriften des Kaisers von Mexiko allerdings nicht verzeichnet, wenn er auch herb genug über das neapolitanische Hofleben spricht, sich darüber ausläßt, wie der Thronfolger gehalten wird, wie seltsam es ist, daß der König seine Gäste zwinge, bei Tische in Gegenwart der Damen zu rauchen.

Aber des Erzherzogs Sinn ging hoch, sein Geist nahm einen kühnen Flug, er fühlte sich zu etwas Höherem geboren, als in dem Oesterreich, das seinem berechtigten Ehrgeize keine freie Bahn bot, hinzuvegetiren — so schlug er ein, als ihm der Mann an der Seine das schöne, große Reich im fernen Westen zeigte, das einst den unglücklichen Montezuma gehörte, und zu ihm sagte:

„Das Alles soll Dir gehören, wenn Du mir folgst!“

Miramare war so klein — der Wirkungskreis da drüben über dem Ocean schien so groß — das Ziel schien, von der Ferne besehen, die Alles verklärt, des Schweißes des Edlen werth . . . so kam es, daß er hinüber ging, ein zweiter Cortez, um Mexiko nach seiner Anschauung der Civilisation zum zweiten Male zu erobern.

Eines Tages erschien vor dem Zaubergarten von Miramare das Schiff, das ihn aufnahm — ihn und sein junges Weib, um ihn hinüber zu tragen nach dem fernen Reiche, wo man ihn, wie die Frommen versicherten, denen er die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, mit Sehnsucht erwartete; nach dem Reiche, das nach den trügerischen Worten dieser Leute von Milch und Honig überfloß.

Man streute dem Scheidenden Blumen — ach, wie so sehr erinnern diese Blumen von Miramare an Hölty's melancholische Verse:

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen —
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns nur zugemessen.

Ja — eine kurze Spanne Zeit war ihm zugemessen!

Und unter welchen Mühseligkeiten, inneren und äußeren Kämpfen, unter welchen Entsagungen und Demüthigung lebte er sie dahin, diese kleine Spanne Zeit!

Der Verfasser dieses Werkes hat oft mit Wehmuth an ihn gedacht, wenn er in Ostende das reizende Stillleben sah, das die Familie führte, der Max durch seine Heirat angehörte.

Da spielten die Kinder des belgischen Kronprinzen, seines Schwagers, in des Meeres nächster Nähe, indem sie den Meersand aufschaufelten, zu kleinen Wällen ihn thürmend, und von der Arbeit, die ihnen den Schweiß auf die faltenlosen Kinderstirnen trieb, erst ablassend, als der Ruf ertönte: „Der Vater kommt!"

Der Vater kam wirklich langsam daher, — an schnellerem Gehen hinderte ihn eine Fußbeschwerde, die sich in einem manchmal mehr, manchmal weniger merklichen Nachziehen des einen Fußes kundgab — in der einen Hand den grauen Sonnenschirm, in der andern das Doppelfernglas, das er immer mit sich führte.

Sein Gesicht strahlte vor Freude; die Kinder hingen sich an ihn und er mußte sie zu dem Zelte begleiten, das man ihnen in der Nähe des Meeres errichtet hatte.

Und kaum hatte Papa vor dem Zelte auf der Sanddüne Platz genommen, so kam Mama in einem kleinen, von zwei Ponie's gezogenen Wagen, den sie selbst kutschirte, daher gefahren, und die Jubelrufe der Kinder erneuerten sich natürlich. Nachdem die beiden Gatten eine kurze Unterredung mit einander gehabt, nahm die Erzherzogin ihre Kinder zu sich in den Wagen und fuhr mit ihnen nach der Stadt, während sich ihr Gemahl, der Kronprinz von Belgien, nach dem Strande begab, wo er sicher war, den alten Vater zu finden, dem er sich anschloß, um mit ihm zuerst auf- und niederzugehen, und dann unter dem Cursaale Platz zu nehmen.

Da saßen Vater und Sohn oft stundenlang neben einander im dichtesten Gedränge und betrachteten die Menge, die da auf- und niederwogte — wie oft mögen aber ihre Gedanken abgeschweift haben nach dem fernen überseeischen Lande, in welchem Charlotte lebte . . .

So sah der Verfasser noch im Sommer 1865 den alten König am Meere sitzen; er sah damals bekümmerter aus als sonst, denn die Dinge in Mexiko gingen schon schlecht, und wenn es wahr ist, daß er für die Annahme des mexikanischen Thrones gewesen sei, so mag damals mancher stille Vorwurf durch seine Seele gezogen sein.

Bis dahin hatte der Alte in Allem Glück gehabt; Glück darin, daß er zwei herrliche, edle Frauen sein genannt, die poetische Charlotte von England, die brave Luise von Frankreich; Glück darin, daß er den griechischen Thron ausgeschlagen und den belgischen angenommen; Glück darin, daß er der reichste und geachtetste Monarch in Europa war, auf dessen Rath Alles hörte; Glück selbst darin, daß es seinem Einflusse gelungen war, den Frieden in Europa, wenige kurze Convulsionen abgerechnet, seit seinem Eingreifen in die Weltereignisse so zu sagen in Permanenz zu erhalten.

Wohl ihm, daß er die Katastrophe von Mexiko nicht erlebte — daß er ein Glücklicher starb, daß vor sein brechendes Auge nicht die Wahnsinnige von Miramare, nicht der blutbefleckte Sandhaufen von Queretaro trat!

Während der weißgelockte Alte bei Ostende am Meeresstrande sich sonnte, mußte sich sein Schwiegersohn drüben überm Meere mit übermüthigen Protektoren streiten, und wenn er von des Tages Mühen ausruhen wollte, Insektenpulver in sein Bett streuen, um schlafen zu können, ohne vom Ungeziefer aufgefressen zu werden. So sah es in den mexikanischen Palästen aus, in welchen die Minister zur Hoftafel in Hemdärmeln erschienen und so ungenirt aßen, daß sie rülpsten, als ob sie sich in jenem Lande befänden, in welchem die Gäste ihren Wirthen durch Rülpsen zu erkennen geben, daß sie mit dem Gebotenen zufrieden gewesen seien, und davon so viel genommen hätten, daß es der Magen schier nicht mehr vertrug.

Jetzt vollends muß der arme Kaiser, den man schon den Kaiser ohne Land nennen kann, das nicht einmal glänzende Elend seiner Krone allein tragen, denn sein Weib steht hier auf dem Verdecke des Schnellseglers, und starrt in die Wogen, als suche sie einen festen, hilfebringenden Punkt . . .

Der Mann aber, dem sie sich in Europa mit ihrem Jammer nähern will, sitzt auch einsam und schwermüthig in den Tuilerien, und denkt über die Angelegenheit nach, welche er noch vor zwei Jahren die glänzendste Affaire seiner Regierung genannt hat.

Wo sind die Feste, die man vor Jahr und Tag aus Anlaß der Einnahme von Puebla und Mexiko in Fontainebleau gefeiert hat — versunken und vergessen sind sie!

Die Kaiserin Eugenie, die ihre Abstammung mütterlicherseits von Montezuma ableitet, da sie eine Guzman ist, und die Guzman's direct von dem letzten König der Mexikaner abstammen, erschien damals in Fontainebleau in violetter Robe, mit einem Schifferhute à la Canotière mit weißer Feder, weißen Bändern und weißem flatternden Schleier, wie die weiße Dame. Es war zuerst Wettrennen, dann Diner und großes Pueblafest.

Am Pavillon, inmitten des Karpfenteiches, war eine Art Triumphbogen errichtet worden. Da prangte in feurigen Lettern die Inschrift: Puebla. Darunter waren die Namen der drei Obergenerale in Mexiko: Forey, Douay, Bazaine. Dann war Feuerwerk und Bengalbeleuchtung, die einer Spazierfahrt auf dem Teiche leuchtete. Die Kaiserin hatte für diese Spazierfahrt die seltsamste Flotille zusammengestellt, die man nur sehen konnte.

Da war ein türkisches Kaik, eine egyptische Feluke, eine venetianische Gondel, ein griechisches Fahrzeug, eine französische Miniaturfregatte. Die fremden Schiffe wurden durch Steuermänner geführt, die aus dem betreffenden Lande stammten, und jeder war in seiner Nationaltracht. Die Gondelfahrt dauerte bis tief in die Nacht; electrisches Licht verbreitete eine Helle, wie am Tage, im Park spielten abwechselnd zwei Musikkapellen. Wenn sie verstummten, sang der venetianische Gondolier Stanzen aus dem Tasso.

So großartig waren die Feste, mit denen man den Fall von Puebla und Mexiko feierte, daß man sich dabei unwillkürlich an die Worte jenes Franzosen erinnert fühlte, der, nachdem er die Wunder des Escurial beschaut, zu seinem Führer sagte:

„Es muß Philipp II. in der Schlacht von St. Quentin höllisch ängstlich zu Muthe gewesen sein, daß er seinen Sieg durch ein so kostspieliges Monument verherrlicht hat!"

Und während man in Fontainebleau so jubelte, wanderten die silbernen Schlüssel, die angeblich nach der Uebergabe von Mexiko dem französischen Marschall eingehändigt wurden, mit dem Packetboote von St. Nazaire nach Veracruz.

Ein Pariser Goldarbeiter hatte sie angefertigt.

Von Mexiko gingen sie wieder als Siegestrophäe nach Frankreich

zurück, denn der Marschall Forey schickte sie nach Vichy an den Kaiser. . . .

Derselbe Forey, über den sich aus den Tagen, wo er noch Stabsoffizier war, in den geheimen Archiven des Kriegsministeriums folgende von Louis Philipp eigenhändig geschriebene Randglosse in den Personalacten findet:

Kleiner Mann, kleine Mittel, kleiner Muth, kleine Ergebenheit! . . .

Derselbe Forey, dem der Kaiser Napoleon, als er ihn nach der Schlappe, die der General Lorencez bei Puebla erlitten, mit fünfzehntausend Mann frischer Truppen nach Mexiko schickte, die laconische Weisung mit auf den Weg gab:

Allez vite et frappez fort!

Marschiren Sie schnell und schlagen Sie kräftig!

Und weiter zurück schweifen des Kaisers Gedanken, zurück bis in eine längstverklungene Zeit, in eine Zeit, welche den Keim gelegt zu dem Gedanken, der sechzig Jahre später in der mexikanischen Expedition zur unglückseligen, verhängnißvollen That wurde!

Im Jahre 1841 war's, als sich eine Anzahl Männer im fernen Amerika daran erinnerte, daß ein Mitglied der Familie Bonaparte in einer französischen Festung als Gefangener lebe.

Die Betreffenden genossen in ihrer Heimat in Mittelamerika, wo sie an der Spitze der liberalen Partei standen, eines großen Ansehens. Sie setzten sich mit einem in Jamaica lebenden Franzosen in Verbindung und machten Louis Napoleon, der nach dem verunglückten Versuche von Boulogne in Ham als Staatsgefangener saß, durch jenen den Vorschlag, um seine Freilassung anzusuchen, und sich dafür dem König gegenüber zu verpflichten, in Nicaragua eine zweite Heimat zu suchen und dieses Land nie wieder zu verlassen.

Louis Napoleon ging damals auf diese Vorschläge nicht ein, weil er glaubte, in Ham an seinem Platze zu sein, weil er der Ansicht huldigte, daß er, wie er wörtlich sagte, mit seinem Namen blos in der Dunkelheit des Gefängnisses oder mitten im Glanze der Macht leben könne.

Aber, obwohl er die ihm gestellten Anträge zurückwies, blieb er doch mit jenen Männern in brieflichem Verkehr, und beschäftigte sich auch seither eifrig mit den Vorgängen in Mittelamerika.

Einmal besuchte ihn in Ham ein französischer Seeofficier, der im Begriffe stand, nach Mittelamerika zu gehen.

Louis Napoleon unterhielt sich lange mit ihm über die Möglichkeit, einen Schifffahrtscanal durch Nicaragua herzustellen.

Die Minister Louis Philipp's erfuhren nie etwas von dieser Unterredung, aber sie schickten in Folge eines eigenthümlichen Zusammentreffens der Umstände um dieselbe Zeit den Ingenieur Garella nach Panama zur Untersuchung der Landenge ab, welche man für sehr geeignet zur Anlage eines Canals hielt. Es erschien sogar im Auftrage der Staaten Guatemala, San Salvador und Honduras ein Herr Castellon bei Louis Philipp, und bot ihm eine Art Schutzherrlichkeit an.

Castellon präsentirte dem König einen Handelsvertrag, welcher dem französischen Handel große Begünstigung einräumte. Seine Anträge blieben jedoch unbeachtet, und er suchte nun um die Erlaubniß an, Louis Napoleon in Ham besuchen zu dürfen, und erhielt dieselbe auch und bot seine ganze Beredsamkeit auf, den Prinzen zu einer Uebersiedlung nach Amerika zu bewegen.

Dieser lehnte noch einmal ab, aber seither gingen ihm die amerikanischen Vorschläge unausgesetzt im Kopfe herum, und er beschäftigte sich viel damit, allerlei auf Centralamerika bezügliche Gedanken niederzuschreiben.

Er arbeitete mit Zuhilfenahme aller Geduld und Erfindungsgabe einen Plan aus, wie der atlantische mit dem stillen Ocean durch einen Canal zu verbinden wäre. Er wies die Unzulänglichkeit aller Landcommunicationen schlagend nach, und schickte seine Arbeit Herrn Castellon mit der Mittheilung zu, daß er sich selbst an die Spitze des großen Unternehmens stellen wolle, sobald er sich wieder auf freiem Fuße befände.

Castellon veröffentlichte den Brief in seiner Heimat, und man beschloß in Nicaragua, den Canalbau Louis Napoleon ausschließlich zu übertragen.

Der Brief, in welchem dies Castellon dem Prinzen anzeigte, lautete:

„Sie sagen mir, daß Sie gegenwärtig weit mehr, als früher geneigt sind, in unser Land zu kommen und hier ein großartiges Werk auszuführen, welches dem edelsten Ehrgeize Befriedigung gewähren kann. Sie haben dabei keine andere Absicht, als die, eine Aufgabe zu erfüllen,

welche des Namens Napoleon würdig ist. Ich kann Ihnen mittheilen, daß die Regierung dieses Staates überzeugt ist, das zu dem Unternehmen erforderliche Capital am besten aufzubringen, wenn man dasselbe an das Patronat eines durch Vermögen und Stellung unabhängigen Mannes knüpft. Es wird dann auf beiden Erdhälften Vertrauen finden und den Gedanken an eine Fremdherrschaft nicht aufkommen lassen. Unsere Regierung sieht in Ihnen den einzigen Mann, der alle erforderlichen Bedingungen in sich vereint. Sie haben Ihre Bildung in einer Republik erhalten, und durch Ihr edles Benehmen in der Schweiz den Beweis geliefert, daß ein freies Volk in hohem Grade auf Ihre Selbstverleugnung rechnen darf. Ihr Oheim, der große Napoleon, hat sich durch seine Siege unsterblich gemacht. Sie können bei uns durch Arbeiten des Friedens einen nicht geringeren Ruhm erwerben. Mit dem Tage, an welchem Ihr Fuß unseren Boden betritt, wird ein neuer Abschnitt für das Wohlergehen seiner Bewohner beginnen."

Gleichzeitig mit diesem Briefe erhielt Louis Napoleon eine Mittheilung von Seite des nicaraguanischen Gesandten, Marcoleta in Paris, welche ihm den Besuch dieses Diplomaten in nahe Aussicht stellte.

Marcoleta wollte mit ihm den Contract schließen, der ihn bevollmächtigen sollte, eine Gesellschaft für den Bau eines Canals zusammenzubringen, welcher den Namen Napoleonscanal von Nicaragua führen sollte.

Louis Napoleon wollte einen Revers ausstellen, daß er nie wieder einen Fuß nach Europa setzen wolle, wenn ihn Louis Philipp aus Ham entließe.

Aber der König ging nicht darauf ein.

Heute denkt Napoleon III. nur mit tiefem Verdruß an jene Episode aus seinem Leben, weil sie den Grund legte zu der mexikanischen Affaire, die er seit Monaten, seit der Erstarkung der nordamerikanischen Union, als eine verlorene betrachten muß.

Hätte er sich vor zwanzig Jahren nicht eingehend mit Amerika beschäftigt und so umfassende Studien in dieser Richtung gemacht, seine Augen würden sich nicht immer wieder von Panama ab und auf das angrenzende Mexiko gerichtet haben. Und als später Nordamerika der Zerbröckelung so nahe schien, würde ihn bezüglich Mexiko's und der revolutionären Südstaaten Nordamerika's die Begehrlichkeit nicht so leicht angewandelt haben.

Was sich also in Mexiko ereignete, war nur die Consequenz seiner alten Vorliebe für Mittelamerika. Wäre diese nicht gewesen, wer weiß, ob je der Gedanke in ihm aufgetaucht wäre, aus dem Bürgerkriege in Amerika Nutzen ziehen zu wollen .... wer weiß, ob er dann Alles auf die eine Karte, welche den Zerfall der nordamerikanischen Freistaaten bedeutete, gesetzt hätte .... wer weiß, ob ihm je die Fata Morgana eines französischen Schutzstaates in Mittelamerika erschienen wäre, der an den vom Norden losgetrennten Südstaaten seine natürliche Stütze finden sollte ....

Vielleicht, daß ohne jene Panamastudien Napoleon III. die Convention von Soledad ebenso ratificirt hätte, wie dies die mit Frankreich zugleich in Mexiko intervenirenden Mächte England und Spanien thaten; vielleicht daß er ohne jene Panamaprämisse dem unverschämten Jecker nicht die unbeschränkte Protection Frankreich's hätte angedeihen lassen, die Frankreich fünf Tausend brave Soldaten, eine halbe Milliarde und den Verfall seines Ansehens in Europa kosten sollte; vielleicht daß Napoleon, wenn sein Auge nicht durch ein Vierteljahrhundert Mexiko fixirt hätte, bezüglich Jecker's ganz so, wie die ganze übrige Welt gedacht und gesagt hätte: „ein Mann, der dem gegen Juarez kämpfenden Miramon effectiv dreiviertel Millionen Dollars vorgestreckt hat und sich dafür fünfzehn Millionen Dollars Staatsbons verschreiben läßt, ist ein Gauner, der den französischen Schutz nicht verdient, und wenn er zehnmal sich aus einem Schweizer in einen naturalisirten Franzosen verwandelt hätte!"

Der Kaiser kann die Mißstimmung, die ihn befällt, so oft er an Mexiko denkt, nicht los werden ... er kann sich keine Rechenschaft darüber ablegen, wie es komme, daß ihm eben jetzt die Scene in Biaritz in den Sinn komme, jene kleine Scene, die am Meeresstrande spielte, als er im Jahre 1862 eines Tages dort lustwandelte.

Damals grüßte ihn ein Knabe, der wie ein Matrose gekleidet war, sehr freundlich, so daß der Kaiser stehen blieb, und ihn wohlwollend frug:

„Du bist gewiß ein Engländer?"

„Nein, ein Amerikaner!" lautete die Antwort.

„Ein Amerikaner — so, so! Mit wem hältst Du es dann? Mit dem Norden oder mit dem Süden?"

„Mein Vater hält es mit dem Norden — ich bin für den Süden begeistert! Und Sie, mein Herr, mit wem halten Sie es?"

Der Kaiser drehte, ein wenig aus der Fassung gebracht, seinen Schnurbart und sagte:

„Ich halte es weder mit dem Norden, noch mit dem Süden!“

„Weder mit dem Norden noch mit dem Süden — ei, wie ist denn das möglich?“ meinte der Junge kopfschüttelnd. „Ich fürchte, dafür werden Sie wenig Dank ernten!“

Dieses naive, „dafür werden Sie wenig Dank ernten,“ ging dem Kaiser heute nicht aus dem Kopfe — wie Recht hatte der simple Junge gehabt! Wie ganz anders wären wohl die Dinge ausgefallen, wenn er vor Jahr und Tag offen Farbe bekannt hätte, statt zu laviren, wenn er mit seiner ganzen Macht für die Sache des Südens eingestanden wäre, mit dem er doch im Stillen sympathisirte!

Statt heute auf das kathegorische sic volo, sic jubeo (so will, so befehle ich es), der Vereinigten Staaten hin seine Armee über Hals und Kopf aus Mexiko ziehen zu müssen, würde er vielleicht jetzt ebenso die Dictatur in Amerika ausüben, wie er sie factisch zehn Jahre lang in Europa ausgeübt hatte!

Zu spät....

Heute nützt die Reue über das halbe Handeln nichts mehr — heute erscheinen ihm die bösen Worte seines Todfeindes Garibaldi wie ein Mene, tekel, upharsim an der Wand, das Gleichgewicht seines Gemüthes störend, die Ruhe ihm raubend.

Wie jener assyrische König inmitten des Festgelages aufschrack und zusammenfuhr, als er die unheimliche Drohung auf der Wand erblickte, so zucken unwillkürlich Napoleon's Wimpern, wenn ihm Garibaldi's Drohwort einfällt.

Garibaldi hatte im Jahre 1862 in Varignano von Napoleon gesagt:

„Er hat zwei Republiken zerstört — die französische und die römische. Die dritte, die mexikanische wird ihn für Alles bezahlt machen. Es gibt einen Gott und eine Vergeltung.“

Seit es so schlecht ging in Mexiko, verging fast kein Tag, ohne daß sich Napoleon des Ausspruches seines ergrimmtesten Feindes erinnert hätte, der sich eben in so peinlicher Weise zu bewahrheiten anfing.

Die Zeit der Selbsttäuschung war vorüber, und wenn der Kaiser der Franzosen je absichtlich den Erzherzog Max getäuscht haben sollte, als er während des Aufenthaltes des Letzteren in Paris zu ihm sagte,

„Je vous taille un empire dans un bloc d'argent,“ so wurde er jetzt grausam dafür bestraft, wo die größte Angelegenheit seiner Regierung so schmachvoll in die Brüche zu gehen anfing.

Wenn der Kaiser sich Mexiko's wegen abhärmt, so glaubt seine Gemalin noch immer durch Beten eine Sache retten zu können, die ihr ungleich klügerer aber weniger frommer Gemal längst als eine verlorene ansieht.

Sie fühlt es schmerzlich, daß sie ihren guten Theil an der Einfädlung der mexikanischen Angelegenheit habe, da sie sich in derselben von den Frommen als Werkzeug hatte benützen lassen.

Während Napoleon den Erzherzog in jeder Weise haranguirt hatte, den mexikanischen Thron anzunehmen, während er soweit gegangen war, ihm in fast gereiztem Tone zu schreiben, er begreife nicht, wie er noch zögern könne, da überall in der Welt, mit Ausnahme Amerika's, deutsche Fürsten auf den neucreirten Thronen säßen, und so die Zukunft beherrschten, ließ Eugenie alle Ueberredungskünste spielen, um auf Charlotte zu wirken und ihren Ehrgeiz anzufachen.

So sehr identificirte sich die Kaiserin der Franzosen mit der mexikanischen Angelegenheit, daß sie Pereire das mexikanische Anlehen mit den Worten an's Herz gelegt hatte:

„Ich bitte Sie, Herr Pereire, sich energisch mit meinem Anlehen zu beschäftigen.“

Da liegt sie nun täglich, die fast zur Büsserin umgewandelte Kaiserin, in der Tuileriencapelle, und fleht Gott an, daß er die französische Sache in Mexiko beschützen möge.

Nächst dem Hauptaltare befindet sich in dieser Capelle ein Marmorschrein, darstellend eine jonische Säule, deren Capital reich mit Gold und Edelsteinen geschmückt ist.

In der Höhlung dieser Säule befinden sich einige Goldkästchen, deren Inneres Reliquien ausfüllen.

Der heilige Nagel vom Kreuze Christi wird dort verwahrt, ferner eine silberne Haarlocke des heiligen Paulus und ein Zahn des heiligen Ludwig.

Mit dem heiligen Nagel vom Kreuze Christi, welche Reliquie Eugenie am höchsten hält, hat es folgendes Bewandtniß.

Eugenie war einmal als Mädchen mit ihrem Oheim Velasco de Gaston und ihrer Tante Emanuela Theba am reißenden Darro nach dem Kloster Annunciata zu den frommen Frauen hinauf

geritten, um dort der Einkleidung einer ihrer Verwandten, Verracca d'Azeonda beizuwohnen.

Im Kloster befand sich eine fast hundert Jahre alte Nonne, die Schwester Gabriela, welche nicht nur im Geruche der Heiligkeit stand, sondern von der es auch hieß, der Himmel habe ihr die Gabe verliehen, das Schicksal der Menschen vorher zu sehen, und sie so vor Schaden zu bewahren.

Nachdem am Tage der Einkleidung die große Vesper beendet war, verfügte sich Eugenie gegen Abend in den Klostergarten, der auf einer Hochplatte am Fuße eines Zweiges der Sierra Nevada liegt, um sich von der Hitze des Tages zu erholen.

Da ertönte mit einem Male die Avemariaglocke und sie sank auf ihre Kniee, um vor einem in einer Nische der Klostermauer angebrachten Bilde der Himmelsmutter ihr Gebet zu verrichten.

Unter diesem Muttergottesbilde verwahrten die Nonnen des Klosters Annunciata, in einem in die Mauer eingelassenen goldenen Schreine zwei Nägel vom Kreuze Christi.

Den dritten Nagel besitzt das Kloster St. Jago di Compostella.

Nur wenigen Sterblichen ist es vergönnt, diese Reliquien berühren zu dürfen.

Als sich Eugenie von ihren Knieen erhob, staunte sie nicht wenig, hinter sich die ehrwürdige Gestalt der alten Nonne Gabriela zu erblicken, die ihr freundlich zuwinkte, und sie wegen ihrer Andacht lobte.

Granada ist an sich schon ein Paradies, einer der schönsten Punkte in diesem Paradies ist jedoch dieser Klostergarten, und an einem schönen Sommerabende, nach dem feierlichen Eindrucke einer Einkleidung, daselbst sich an der Seite einer dem Himmel näher gerückten Gestalt zu ergehen, wird ein junges, unerfahrenes Wesen, wie es Eugenie damals war, gewiß in eine ganz eigene Stimmung versetzt haben.

So kam es auch, daß sie schnell von dem Gedanken erfaßt wurde, wie angenehm es sein müsse, hier in diesem Kloster als Nonne sich einkleiden zu lassen, wo sie dann für immer in diesem Garten lustwandeln könnte.

Sie vergaß ganz ihre Verwandten, vergaß, daß dazumal der Herzog von Ossuna, einer der reichsten Granden Spaniens, um ihre Hand, die Hand eines halben Kindes, geworben hatte.

Sie eröffnete der Nonne Gabriela ihren schnell gefaßten Entschluß, und bat sie, solchen sogleich im Kloster zu verkünden.

Die Nonne trat aber einen Schritt zurück, erhob sich mit ehrfurchtgebietender Würde und sah Eugenie mit einem hoheitsvollen Blicke an, indem sie sprach:

„Kind, laß ab von Deinem Beginnen; Du begehst kein dem Himmel wohlgefälliges Werk damit, Du bist nicht bestimmt, Dein Leben hinter Klostermauern zu verbringen; weise auch den Herzog von Ossuna mit seinen Bewerbungen zurück, Du bist für einen Thron bestimmt, ein großes Land, welches hinter jenen Bergen liegt, wird Dich als Herrscherin begrüßen, Du wirst geehrt und geliebt, Du wirst glücklich werden, nur verbanne jeden Gedanken an das Kloster. Kehre in dieses Kloster erst wieder, wenn Du im Zenith Deines Glanzes stehst. Dann wird Dir die Aebtissin einen der zwei heiligen Nägel vom Kreuze Christi geben, die wir seit Jahrhunderten hier verwahren, damit das Glück nie von Dir und Deinem Hause weiche!“

Diese Worte der greisen Nonne, mit steigender Begeisterung gesprochen, blieben Eugenie's Gedächtnisse unvertilgbar eingeprägt.

Ganz verändert kehrte sie von dem Einkleidungsfeste zurück, und wies die Hand des Herzogs von Ossuna zurück, was sich dazumal Niemand zu deuten wußte.

Und als sie im Zenith ihres Glanzes stand, machte sie von Madrid aus eine Pilgerfahrt nach dem Kloster Annunciata am reißenden Darro.

Es war im Jahre 1863, anläßlich ihrer spanischen Reise, die, sowie die schottische Winterreise, viel von sich reden machte.

Als die Kaiserin der Franzosen vor dem Muttergottesbilde im Kloster Annunciata ihre Andacht verrichtete, und selbstverständlich die Begünstigung erlangte, die heiligen Reliquien küssen zu dürfen, war sie vor Rührung so tief ergriffen, daß sie das Verlangen stellte, die Leiden Christi zum Theile mit empfinden zu dürfen, und darauf bestand, daß einer dieser Nägel ihr in die Hand getrieben werde.

Die Aebtissin erklärte, daß sie zuvor im Gebete die Erlaubniß des Himmels einholen müsse.

Der Himmel erledigte die kitzlige Frage durch folgenden Bescheid, zu welchem sich die Aebtissin nach der Gebetstunde inspirirt fühlte:

„Es ist kein Sterblicher würdig, daß sein Fleisch jenes Marterwerkzeug berühre, an welchem das Blut des Erlösers haftet.“

Die Kaiserin mußte sich dieser Entscheidung fügen.

Mit Erlaubniß des Metropoliten von Madrid und der Königin von Spanien nahm sie jedoch eines der kostbarsten Kleinodien mit nach Paris.

Die Prophezeiung der alten Nonne Gabriele, die längst das Zeitliche gesegnet hatte, bewahrheitete sich also auch in dem Theile, der die Acquisition eines der heiligen Nägel durch Eugenie betraf.

Als Maximilian mit seiner Gemalin, kurz vor seiner Abreise nach Mexiko, dem französischen Hofe einen letzten Besuch abstattete, gab die Kaiserin von Frankreich der Kaiserin von Mexiko einen Theil des heiligen Nagels, den sie dem Kloster Annunciata entführt hatte.

Charlotte, die, trotzdem sie eine ziemlich aufgeklärte und freisinnige Erziehung genossen, doch den Charakterzug der Frömmigkeit hatte, verschmähte die Reliquie nicht, die ihr aber keinen Segen brachte.

Entwickelter freilich, als der kirchliche Sinn, war bei Charlotten das intellectuelle Gefühl, das Ehrgefühl, der Drang nach Ruhm. Es schlummerte etwas in ihrer Seele, was an das aut Caesar aut nihil mahnte. Sie legte daher auch dem kühn in's Weite schweifenden Sinn ihres Gemals keine Zügel an, als er eines Tages, von den Haranguen Napoleon's fortgerissen, entschlossen sagte:

„Lieber in Mexiko der Erste, als in Oesterreich der Zweite!“

Charlotte war bei ihrer nervösen Constitution eine Frau, bei der jeder Gedanke zu einer Gemüthsbewegung wurde. So gab sie sich denn auch bald ihrer neuen Mission mit einer Glut der Begeisterung hin, daß sie die alte Welt gleichsam ganz und für immer von sich streifte, als sie nach der neuen übersiedelte.

Während Maximilian, als er in Miramare die Schaluppe bestieg, die ihn an Bord der Fregatte bringen sollte, auf der er seine Ueberfahrt nach Mexiko bewerkstelligen wollte, mit einem wehmüthigen Blicke auf das geliebte Oesterreich, von dem er schied, ausrief: „ich werde dieses Land, in welchem ich mein Herz zurücklasse, nie wieder sehen,“ sagte Charlotte mit einer gewissen Herbheit im Tone, in welcher die Erinnerung an die secundäre Rolle, die man sie in Oesterreich hatte spielen lassen, zum Ausdrucke kam:

„Und ich wünsche, dieses Land nie wieder zu sehen!“

Je ernster es Charlotte mit ihrer neuen Stellung nahm, je lebhafter und wärmer sie ihren neuen Beruf erfaßte, desto tiefer empfand sie auch das Widerwärtige desselben.

Wo sie Rosen erwartet hatte, fand sie nur Dornen. Sie sah sich von Verrath, Gemeinheit und Niederträchtigkeit umgeben, sah die Partei, die ihren Gemal gerufen, diesem den Rücken kehren, weil er sich

nicht zu ihrem willenlosen Werkzeug erniedrigen, weil er der „todten Hand“ nicht Alles wieder geben wollte, was ihr Juarez genommen.

Zuerst gab sie sich dem Irrthume hin, die Schwierigkeiten der Lage durch enormen Fleiß bewältigen zu können. Sie arbeitete wie ein Hofrath, so daß sie ihr Gemal scherzweise seinen Secretär nannte.

Aber sie erkannte bald, daß sie ihre und ihres Gemals Position nicht haltbarer mache, und wenn sie alle Fibern bis zur Erschlaffung anstrengte, und der Ueberdruß kam über sie, als eine Enttäuschung die andere jagte.

Als vollends Ende December 1865 in dem Augenblicke, wo sie von einer erschöpfenden Reise zurückkehrte — sie hatte die Provinz Jukatan bereist, um dem Kaiserthum daselbst Freunde zu werben — die Unglückskunde von dem Tode ihres Vaters, an dem sie so sehr hing, anlangte, brach sie zusammen und ließ Alles gehen, wie es gehen wollte.

Der bloßen intellectuellen Ueberanstrengung, wenn sie keine Gemüthsaufregung begleitet hätte, wäre sie kaum erlegen — aber das Gemüth war bei ihr der verwundbare Fleck, war die Pforte, durch welche der Feind des gesunden, geistigen Lebens bei ihr eindrang, um in ihrem Busen seinen Tyrannenthron aufzuschlagen, und von da aus ihren Verstand und ihren Willen zu knechten und zu foltern.

Daß sie sich in dem Augenblick, wo sie sich von den größten Gefahren umringt sah, des weisen Rathgebers für immer beraubt sah, der ihr bis dahin in Europa gelebt, das gab ihr den Rest.

Aerger, Gram und Kummer durchwühlten ihre Seele, und sie machte sich Gewissensbisse, daß sie den Ehrgeiz ihres Gemals angespornt, statt ihn zu dämpfen. Reue und gekränkter eigener Ehrgeiz nagten an ihr und erhielten sie in einem fortgesetzten Affect, der von Tag zu Tag deprimirender, trauriger, erschöpfender und schwächender auf ihr lastete.

Sie hatte ihre Wünsche und Hoffnungen auf einen Gegenstand concentrirt, hatte sich vollständig in einen festen Kreis von Wünschen und Hoffnungen hineingelebt und hineingeträumt, und sah nun durch die Apathie der mexikanischen Bevölkerung, durch die Trägheit, den Stumpfsinn und die Habgier der von Rom aus gegen das diesem viel zu liberale Kaiserreich aufgehetzten Geistlichen, und durch die immer mehr in die Augen springende Unmöglichkeit der Organisirung einer

nationalen Armee mit einem Male alle Bestrebungen abgeschnitten, alle Interessen gehemmt, alle Hoffnungen vernichtet.

Je tiefer aber ihre Hoffnung, die „zweite Seele der Unglücklichen“ — und unglücklich war Charlotte bereits — sank, desto tiefer auch sanken alle heiteren Gestirne in ihr und um sie, und eine unheimliche Nacht begann ihr Gemüth von Zeit zu Zeit zu umdüstern. Ihre Seele hatte den ersten, tiefen, verhängnißvollen Riß erlitten, und ein heftiger, leidenschaftlicher Kampf war in ihrem Inneren entfesselt.

Ihr Unglück war zudem ihr Stolz. Sie verschloß ihren Schmerz, ihr unsägliches Elend innerlich, und zwang sich gewaltsam, um es in keiner Weise nach Außen kundzugeben.

Sie trug ihre inneren Wunden mit Heldenmuth, mit scheinbarem Lächeln. Sie verschluckte ihren Schmerz, ihre Thränen.

Während sie innerlich unausgesetzt in die Anschauung ihres Jammers, ihrer hoffnungslosen Lage versunken war, und ein nicht zu bannendes Weh ihr Herz zerriß und ihre Brust belastete, spielte sie nach Außen hin, die Welt zu täuschen und die theuer erkaufte Stellung zu behaupten, die unbefangene Kaiserin. Ueber diesem Zwange, den sie sich selbst auferlegte, versiegten zuletzt selbst ihre Thränen ganz, und mit ihnen blieb auch die erleichternde Wirkung des Weinens aus, welche ihr Herz bis dahin noch zuweilen freier, ihre Brust leichter gemacht hatte.

Zuletzt preßte der Gram, „der nicht mehr sprach“ — um ein Wort Shakespeare's zu gebrauchen — ihr beladenes Herz, daß es fast brach, und die unglückliche Kaiserin ließ dieses Herz am Ende lieber in hunderttausend Scherben splittern, bevor sie weinte.

Hätte sie aber nur auch das Auge verhüllen und das Herz umpanzern können vor den Blitzen des Unheils!

Die Melancholie wurde fortan Charlotten's unzertrennliche Begleiterin. Sie empfand das Gefühl tiefen, geistigen Unwohlseins immer intensiver, eine Unfähigkeit zum Handeln, ein Erschlaffen aller Kraft, eine unsagbare Niedergeschlagenheit und Trauer, eine gänzliche Herabstimmung des Selbstbewußtseins kam über sie. Ihr Gemüth arbeitete sich in einen Zustand hinein, der alle angenehmen Gefühle ausschloß und nur die schmerzhaften gewähren ließ, der sie für jeden heiteren Eindruck unempfänglich machte.

Sie kam aus einer anhaltenden schmerzlichen Verstimmung nicht heraus. Zuweilen wohl kam es ihr vor, daß Alles um sie herum noch ebenso war wie früher, aber es schien ihr doch wieder anders gewor-

den zu sein; Alles hatte noch die alten Formen, sah noch ebenso aus wie sonst, aber es war doch mit Allem eine große Veränderung vorgegangen.

Zuletzt gab sie sich ohne Rückhalt und ganz ihrem Seelenschmerze hin. Sie dachte nur Schmerz, wußte und fühlte nur Schmerz, jeder Gedanke ward ihr zum Schmerz.

Da kam der letzte Schlag, der sie aus ihrer melancholischen Lethargie aufrüttelte.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika schickten Campbel und den General Shermann in das Lager des Juarez mit der officiellen Anerkennung dieses Letzteren, und mit der Weisung, den Franzosen den Abzug aus Mexiko zu erleichtern.

Die Franzosen wollten also abziehen, das Kaiserreich und den Kaiser sich selbst überlassen ....

Die Nachricht hätte unglaublich geschienen, wenn sie nicht in einer anderen fast gleichzeitig ihre Bekräftigung gefunden hätte.

Es tauchte die Nachricht auf, daß demnächst der französische General Castelnau in Mexiko eintreffen und an Bazaine den Befehl überbringen werde, Mexiko zu räumen — mit oder ohne den Kaiser.

Castelnau — Shermann — Campbel — Charlotte reimte sich die beiden Missionen, die französische und die nordstaatliche, in ihrer Art zusammen, und sah darin kein bloßes, zufälliges Zusammentreffen der Umstände, sondern ein gegen den Bestand und die Zukunft des mexikanischen Kaiserreiches direkt gerichtetes Complot.

In ihren Augen waltete kein Zweifel mehr darüber ob: Napoleon hatte die Segel kleinlaut vor dem Sternenbanner der Union gestrichen. Er war entschlossen, die Convention von Miramare zu brechen, Max fallen zu lassen, seine Truppen vor der bedungenen Zeit aus Mexiko zu ziehen.

Das stürmte Charlotten wach.

In den „rothen Hosen“ hatte sie noch den einzigen, letzten Rettungs- und Hoffnungsanker gesehen, und sie mußte sich nun, koste es, was es wolle, überzeugen, ob Napoleon diesen Anker ihrem Gemal wirklich aus der Hand winden wolle.

Sie lechzte nach Klarheit — sie wollte es von ihm selbst hören, der sie nach Mexiko gejagt, daß es keine Hoffnung mehr für sie, für ihren Gemal gebe — er sollte ihr in's Auge sehen und es ihr sagen, wenn er den Muth dazu hatte ....

Sie zweifelte im Innersten kaum, daß er ihr das vernichtende Wort in's Angesicht wiederholen werde — darum hatte sie von ihrem Gemal Abschied genommen auf Nimmerwiedersehen, denn er wollte drüben ausharren bis an's Ende, und bestand darauf, daß sie, wenn sie keine Hoffnung brächte, nicht wiederkehre, da er sie um keinen Preis in die große Catastrophe, die Allem ein Ende machen würde, verwickelt sehen wollte.

Da setzte sie nun den Fuß an's Land, da flog sie nach Paris, in Paris angelangt, nach den Tuilerien — kaum daß sie sich im Hôtel die Zeit nahm, Toilette zu machen.

Als sie in den Tuilerien vorfuhr, trug sie eine welke Rose am Busen befestigt — die Rose war die letzte Liebesgabe, die man ihr in Mexiko überreicht — ein Mädchen hatte sie ihr gegeben, als sie durch Puebla nach Veracruz reiste.

Sie hatte sie damals mechanisch an das Kleid festgenestelt, und so oft sie seither auch die Toilette gewechselt hatte, die Rose von Puebla übertrug sie immer von einem Kleide auf das andere. War sie auch längst welk geworden, die Kaiserin vermochte sich nicht von der Blume zu trennen.

Da stand sie nun vor ihm, den sie gesucht, wie nur ein weinendes Kind seine Mutter sucht — da stand sie endlich vor ihm, und auf ihrer Lippe lag nur die eine Frage, die Alles entschied, und die sie in namenloser Aufregung stammelte:

„Sire — sagen Sie mir nur Eines — ist es wahr, daß Sie die Convention, die Sie zu Miramare mit meinem Manne abgeschlossen, nicht halten wollen — ist es wahr, daß Sie Ihre Truppen vor Ablauf der stipulirten Zeit aus Mexiko herausziehen wollen?"

Mit unaussprechlicher Spannung fixirte Charlotte den Kaiser, der ihrem Blicke auszuweichen suchte und murmelte:

„Ich muß, Madame, ich muß! Die Vereinigten Staaten lassen mir keine Wahl, als die zwischen einem Kriege mit ihnen und dem forcirten Rückzuge meiner Armee! Der Krieg bietet mir keine Chancen, da der rechte Augenblick leider ungenützt vorüberging, ich muß also zurückweichen!"

„Sie müssen, Sire, — Sie müssen?" rief Charlotte, einen Schritt zurücktretend, mit zuckender Lippe, mit einem unheimlichen Feuer in den Augen. „Sie können uns aufgeben, die wir Ihnen vertrauten? Sie können diejenigen kurzweg fallen lassen und preisgeben, denen Sie

Ihren Schutz octroyirt haben, die ein Recht haben, auf diesen Schutz zu rechnen?"

„Fassen Sie sich, Madame — beruhigen Sie sich!" sagte Napoleon. „Wer kann dafür, daß wir uns Alle getäuscht haben!"

„Wir haben uns getäuscht, Sire?" fiel Charlotte dem Kaiser erregt in's Wort. „Wir? Warum sagen Sie nicht die Wahrheit, Sire? Warum sagen Sie nicht: Sie haben sich getäuscht? Wir sind nur die Getäuschten, die Verlockten, die nicht dafür können, daß Ihr Calcul, den Sie auf den Sieg der Sclavenbarone im Süden Nordamerika's bauten, wie ein Kartenhaus zusammengebrochen ist! Sie sagen, Sie müssen zurückweichen — wohlan, dann machen Sie auch uns den Rückzug möglich! Halten Sie Ihr Wort — lassen Sie Ihre Soldaten noch so lange in Mexiko, bis es sich gezeigt hat, ob das Reich lebensfähig sei! Steht es klar vor aller Welt, daß sich das Kaiserreich ohne französischen Schutz nicht halten kann, dann kann mein Gemal erklären, daß er nach Mexiko gekommen sei, um Kaiser zu sein, nicht bloß ein Vice-Kaiser — dann kann er, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, mit Ihren Truppen abziehen! Heute ist der Beweis, daß sich das Kaiserreich ohne Frankreichs Intervention nicht behaupten könne, noch nicht geführt, heute kann Max nicht zurücktreten, wenn er nicht den Vorwurf der Feigheit und Inconsequenz auf sich laden will. Sie kennen meinen Gemal — Sie nannten sich einmal seinen Freund! Sie wissen, daß er nichts zu thun im Stande ist, was irgendwie vom Standpunkte der Ehre die Probe nicht bestehen würde — Sie kennen seinen Wahlspruch: „Durch mich soll die Ehre meines Hauses nicht leiden, ich will mich meiner erlauchten Ahnen würdig zeigen." Heute kann Max mit Ihren Soldaten nicht aus Mexiko abziehen, heute uns verlassen, heißt so viel, als uns täuschen!"

Napoleon, der bisher den Eindruck eines Mannes gemacht, der kaum zuhörte, zuckte bei den letzten Worten Charlotten's auf. Seine Lider, welche bisher die Augen fast gedeckt hatten, hoben sich in die Höhe. Er hatte stets die Gewohnheit, den, der ihm eine Angelegenheit entwickelte, ausreden zu lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Inzwischen beobachtete er seinen Mann, und einige Bemerkungen zeigten dann, daß er aufmerksam zugehört habe.

Auch diesmal verrieth seine in unsicherem Tone hingeworfene Bemerkung: „Sie wählen ein strenges Wort, Madame," daß Charlotte an ihm einen aufmerksamen Zuhörer gehabt.

„Ich habe das einzig richtige Wort gewählt, Sire!“ beharrte Charlotte mit Heftigkeit. „Wenn Sie uns heute aufgeben, uns unserem Glücke — was sage ich, unserem Glücke, wo ich sagen sollte, unserem Unglücke — überlassen, so haben Sie uns, Frankreich und alle Welt getäuscht!“

„Madame!“ unterbrach der Kaiser die leidenschaftliche Sprecherin, ohne sie beruhigen zu können, denn sie fuhr noch lebhafter fort:

„Ja, Sire, ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen — ich muß es wiederholen, Sie haben uns und alle Welt getäuscht — Sie und Ihr Minister! Sagte Ihr Minister Rouher nicht im März 1864, also kaum zwei Monate vor unserer Einschiffung nach Mexiko, zur Kammer: Die Pacificirung Mexiko's ist vollständig, die letzten Bedingungen für die Abreise des Erzherzogs Max sind erfüllt! Haben Sie uns in den Tuilerien nicht selbst gesagt, daß das Land beruhigt sei, daß der Handel und Wandel dort blühe, daß die Wege sicher seien — und was war das erste Wort, mit dem uns drüben Ihr Admiral empfing? Es war ein vernichtendes Dementi Ihrer Worte, denn er sagte uns, als wir nicht inmitten der französischen Flotte ankern wollten, daß Räuberbanden den Weg von Veracruz nach Mexiko unsicher machten! Das war unser Empfang drüben — und Ihr Minister Rouher hatte, ein halbes Jahr nach unserer Landung, im April 1865, die Stirn, der Kammer zu sagen: Wir haben in Mexiko große Dinge vollbracht, wir haben dem Lande Ordnung, Civilisation und Freiheit gegeben, wir haben die Anarchie und den Bürgerkrieg verjagt, und in wenigen Jahren wird das Land Frankreich segnen! Gelogen, Sire, Gelogen! In wenigen Jahren wird das Land Frankreich verfluchen, wenn Sie Ihr Werk unvollendet lassen, wenn Sie uns verlassen! Anarchie und Bürgerkrieg werden ärger wüthen, denn je, und die Vereinigten Staaten werden kommen müssen, die Ordnung herzustellen, die Freiheit und Civilisation zu retten, die Ihr Minister lügnerisch im Munde führte!“

Charlotte stand da, zitternd vor Aufregung, mit erhobener Hand, mit blitzendem Auge.

Der Kaiser wollte sich ihrer Hand bemächtigen, und einen Versuch machen, sie zum Sofa zu geleiten.

Sie aber entzog ihm die Hand, und rief mit Heftigkeit:

„Wenn noch etwas von der Freundschaft, die Sie gegen Max im Munde führten, in Ihrem Herzen lebt, Sire, so sagen Sie mir in

dieser Stunde, was Sie zu thun beabsichtigen, um meinem Manne die Erfüllung seiner Aufgabe oder einen ehrenvollen Abzug zu ermöglichen! Sie schweigen, Sire? Ist es möglich — Sie können schweigen? Muß ich Ihnen sagen, daß Sie eine heilige Pflicht haben, das an Max gut zu machen, was Ihre Generäle an ihm verbrochen haben? Ja, Sire, verbrochen, als sie ihn zuerst insgeheim, dann öffentlich bekämpften! Muß ich Ihnen sagen, daß Ihr Marschall Bazaine an meinem Gemal nicht viel besser gehandelt hat, als Hudson Lowe an Ihrem großen Oheim? Und Sie, Sire, wie haben Sie einmal das Unrecht gerächt, das Hudson Lowe, der Scherge, an Ihrem Oheim übte?"

Charlotte spielte auf die Begegnung Louis Napoleon's mit Hudson Lowe in England an, bei welcher der Neffe des Kaisers den Quäler des Kaisers auf offener Straße mit der Reitgerte tractirte.

„Ja, Sire," fuhr Charlotte in höchster Exaltation fort, „wie Hudson Lowe Ihren Oheim, den Kaiser, so hat Bazaine meinen Gemal, weil er nicht ein bloßer Schattenkaiser sein wollte, gequält und beleidigt — ja, er hat ihn halb und halb wie einen Gefangenen behandelt! Er hat ihm das unselige Decret vom dritten October 1865 abgezwungen, welches die Parteigänger des Juarez für Banditen erklärt und mit der Füsilirung bedroht, wo man sie auch greifen würde. Haben Sie bedacht, Sire, daß sich dieses Decret blutig gegen meinen Gemal kehren kann, dessen Name darunter steht? Haben Sie bedacht, welchen Rückschlag es auf Ihr Reich üben kann, wenn der von Ihnen im Stiche gelassene Habsburger drüben das Schicksal Marie Antoinette's erleiden sollte? Welches Fürstenhaus würde je wieder mit Frankreich etwas zu thun haben wollen, wenn dieses Frankreich sich denen, die sich vertrauungsvoll daran lehnen, immer nur verhängnißvoll bewähren würde?"

„Sie geben sich ungerechtfertigten Besorgnissen hin, Madame!" versuchte der Kaiser seinen Gast zu besänftigen, der sich jedoch an den Einwurf nicht kehrte, und mit gleicher Lebhaftigkeit, wie früher, fortfuhr:

„Sire — haben Sie auch, indem Sie an meinen Gemal wortbrüchig werden wollen, erwogen, wie sehr Sie in Ihm Oesterreich mißhandeln — jenes Oesterreich, dem Sie schon mehr als einen Schlag beigebracht haben, und das Ihnen doch schon Gutes erwiesen hat, als Sie noch ein Knabe waren!"

Napoleon drehte unruhig seinen Schnurbart, Charlotte aber ließ ihre Anklage erbarmungslos auf ihn niederfallen.

„Muß ich Sie in dieser trostlosen Lage, in der ich mich befinde, daran erinnern, daß Ihnen die Oesterreicher zweimal das Leben retteten?“ rief sie. „Einmal in Dijon, im Jahre 1815, als Sie mit Ihrer Mutter aus Paris flohen; die königlichen Garden hatten bereits das Zimmer, in welchem Sie sich mit Ihrer Mutter befanden, erstürmt und bedrohten Sie Beide mit ihren Säbeln, als der österreichische Hauptmann, der Sie nach der Schweiz zu escortiren hatte, und der Sie nur auf eine halbe Stunde verlassen hatte, um sich in der Stadt ein Augenglas zu kaufen, herbeistürzte, und die Rasenden zu Paaren trieb — das andere Mal in Aix, als sich eine bourbonistische Mordbrennerbande mit der ausgesprochenen Absicht organisirt hatte, alle Napoleoniden umzubringen. Hätte damals der österreichische General Rochemann, der in Lyon die Streitkräfte der Alliirten befehligte, nicht einen Offizier an Ihre Mutter nach Aix mit der Warnung abgesandt, sie möge sich vorsehen, da es zunächst auf Sie abgesehen sei, Sie lebten heute nicht mehr, Sire! Wollen Sie die Dankbarkeitsrechnung mit Oesterreich auf diese Art abschließen? Wollen Sie den Bruder des Fürsten, den Sie bei Solferino schlugen, in's Verderben jagen? Wollen Sie den zwei Opfern Frankreichs, wollen Sie Marie Antoinette und Marie Luise ein Drittes anreihen, meinen Gemal, damit das Haus Oesterreich sagen könne, es habe immer und überall Unglück davon gehabt, wo es etwas mit Frankreich angefangen?“

„Wie gerne wollte ich Ihren Wünschen entgegenkommen, Madame!“ entschuldigte sich der Kaiser verlegen. „Aber die Verhältnisse zwingen mich —“

Napoleon konnte den angefangenen Satz nicht vollenden.

Er erschrak über den starren Blick, den Charlotte auf ihn richtete, und das Wort gefror ihm auf der Lippe.

„Also keine Hilfe?“ murmelte die Kaiserin. „Ich bin umsonst von Mexiko hierher gekommen? O Max, Max! Unglückseliger Max, daß Du die Warnung in den Wind schlugst, die Dir Wohlmeinende in Rom an die Thüre Deiner Wohnung klebten. Wie recht hatten diese Leute, als sie Dir riethen, umzukehren, den hinfälligen Thron Montezuma's nicht zu besteigen, der nur eine französische Schüssel voll Schaum sei! Stand es nicht so auf jenem Plakate? Erwogst Du nicht rechtzeitig das alte Wort: fürchte die Danaër und jene, die Geschenke

geben, so findest Du unter dem Kaisermantel den Strick — so war es — ja — den Strick — ja, ja, es soll Niemandem Glück bringen, der es anrührt, dieses Mexiko — wurde der Admiral de la Gravière nicht desavouirt und in Ungnade gethan, weil er die Convention von Soledad abschloß? Wurde Lorencez nicht bei Puebla geschlagen? Siecht Forey, der Sieger von Puebla und Mexiko, nicht an einer unheilbaren Lähmung dahin? Und Bazaine — die Verachtung aller ehrlichen Leute wird ihn treffen — und Max, mein theurer Gemal — o — der Strick unter dem Kaisermantel — wehe — wehe — und dann bleiben noch Sie, Sire — Sie — Ihnen gebe ich diese Rose von Puebla — nehmen Sie sie, Sire, zur Erinnerung an mich, die blutige Rose von Puebla — legen Sie sie zu der Rose von Solferino — zu der Rose von Malakof — zu der Rose von Alma — ich weiß, Sie lieben die Rosen, die blutigen Rosen — es heißt ja, daß, wenn Ihr Gärtner eine Rosenart zu Wege bringt, Sie derselben einen auf die neuesten Ereignisse Bezug nehmenden Namen geben — ich weiß, daß sich die ganze neue französische Geschichte in der Rosennomenclatur widerspiegelt — darum nehmen Sie die Rose — da — nehmen Sie — da — da!"

Charlotte hatte die welke Rose von der Brust gerissen und zwang sie dem Kaiser auf.

Er hatte die Blume kaum in der Hand, als ihm Charlotte den Rücken zukehrte und, ihn verstört zurücklassend, fortstürzte.

Das Maß war voll — die Unterredung hatte den Ausschlag gegeben. Was in dieser Stunde über ihr Herz hereingestürmt war, das hatte im Zusammenhange mit den früheren Seelenkämpfen der unglücklichen Frau die hohe, himmlische Mitgift, die den Menschen zum wahren Ebenbilde des Ewigen stempelt, hatte ihren Geist vollends verwirrt, so daß es kein Wunder war, wenn zuletzt der grause Wahnsinn ihr zornig von den Lippen schwirrte, zum Entsetzen des Mannes, den sie wie versteint in den Tuilerien zurückließ, aus denen sie nicht schnell genug fliehen konnte.

Als sie in ihrer Wohnung angelangt war, warf sie sich auf die Knie, rang die Hände in wilder Verzweiflung, und rief in herzzerreißenden Tönen:

„Gott ist gestorben — es kann nicht anders sein — Gott ist gestorben!"

Dann erhob sie sich und murmelte:

„Es ist aus — aus — die Kaiserburg ist öde — laßt uns ausziehen — was würden uns auch jetzt die schönsten Prunksäle nützen? Und wenn wir selbst im Himmel das schönste Zimmer hätten, wir müßten doch alle Wände mit schwarzen Tapeten behängen! Es ist ja aus!"

Nach diesen Ausbrüchen eines tiefen Affectes fühlte sie sich wie gelähmt.

Stumm und willenlos starrte sie auf einen Fleck hin, eine unbegrenzte Passivität machte sie zur athmenden Bildsäule.

Ihre Haltung verrieth die äußerste Niedergeschlagenheit.

Ihr Gang war ein langsamer, ihr Haupt gesenkt, ihr Nacken gebückt; zögernd und mißtrauisch waren ihre Bewegungen, und als sie sich niederlegte, hatte sie kaum die Energie sich wieder zu erheben. Die Kraft des Wollens schien dahin zu sein.

Dabei zuckten ihre Gesichtsmuskeln in einer Art Krampf, die Züge hatten einen unveränderlichen, starren, gespannten Ausdruck, die Stirne runzelte sich, die Mundwinkel sanken schlaff herab.

Sie schien, seit sie in den Tuilerien gewesen, um zehn Jahre gealtert zu sein.

Die ganze Frische und Elasticität der Jugend war dahin.

Seit alles grüne Hoffnungslaub von den Bäumen gefallen war, war es Herbst geworden in ihrem Inneren, in ihrem Aeußeren, und in ihrer Herbststimmung hatte die gebrochene Frau nur den einen Wunsch, möglichst bald aus dem Leben zu scheiden.

Zuweilen wachte sie aus ihrer bleiernen Lethargie auf.

Dann irrte sie ruhelos durch die Zimmer, von unbestimmter Qual umhergetrieben, wie von einem Feinde verfolgt, den sie nicht sehen, nicht greifen konnte.

Dann träumte sie von geheimen Complotten, sah sich auf Schritt und Tritt von Spionen umgeben.

Das geringste Geräusch hielt sie für Trommeln, und glaubte Soldaten im Anmarsche, die sie abholen wollten. Ein Schaffot erbaute sich vor ihren Augen, auf dem sie in kleine Stückchen zerfleischt werden sollte.

Auf Augenblicke kehrte ihr die Energie wieder und sie wollte zu ihrem Gemal eilen, — in der nächsten Sekunde aber war es ihr wieder, als ob er ihr die Rückkehr verboten hätte und als ob sie gehorchen müßte.

Napoleon kam sie zu besuchen, — sie wollte ihn nicht sehen.

Als man ihr seinen Namen nannte, machte sie eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und sagte in unsäglich traurigem Tone:

„Was will er bei mir? Er kann mir nicht helfen! Fort — fort, mir kann jetzt nur noch Einer helfen — zu ihm will ich — zu ihm muß ich! Er hat mich gesegnet — er wird mich retten!“

Und mit einer heroischen Aufraffung entriß sie sich auf Augenblicke ihrer Lethargie und ertheilte Befehle zur Abreise nach Rom.

Wie sie in ihrer lichten Zeit von dem Kaiser Rettung gehofft hatte, so hoffte sie jetzt vom Papste Hilfe.

Nach dem Vatikan trieb es sie.

Napoleon sah mit blutendem Herzen eine Wahnsinnige von dannen ziehen, wenn gleich dieser Wahnsinn noch ein Geheimniß für alle Welt war, ihn und Charlotten's nächste Umgebung ausgenommen.

Im Vatikan brach er zum Entsetzen des Papstes offen aus — alle Welt kennt die ergreifende Scene.

Als sie inne wurde, daß auch der Papst nichts für sie habe als leere Trostesworte, da brach es aus in heller Lohe, da wurde es offenkundig, was sich bis dahin nur die Vertrauten zugeraunt, die ihr verworrenes Treiben mit Angst und Grauen gesehen.

Von der fixen Idee ergriffen, daß man sie vergiften wolle, verweigerte sie die Annahme jeder Nahrung.

Man brachte die unglücklichste aller Frauen nach dem Schlosse am Meere, in welchem sie mit ihrem Gemal einige glückliche Jahre verlebt hatte.

Dort lebte sie in ascetischer Zurückgezogenheit, den Blick rastlos auf das Meer gerichtet, als ob er, den sie geliebt, doch noch kommen müßte trotz alledem . . . . .

Der Verfasser fühlt sich gedrungen, im Anhange dieses Capitels, einige Worte an das Publikum zu richten.

Er hat gerade dem Thema, welches dieser Abschnitt des Werkes anklingen läßt, die größte Sorgfalt zugewendet, und sich mit ausgezeichneten Irrenärzten berathen, und die bedeutendsten psychiatrischen Werke zu Rathe gezogen, ehe er an die Abfassung dieses Capitels ging.

Der Verfasser hat, obwohl er noch nicht zu den „Alten" zählt, ein bewegtes Leben hinter sich; er hat viel gesehen und mitgemacht, aber Weniges hat ihn in so hohem Grade interessirt, wie das Leben des Kaiserpaares von Mexiko.

Dies hat seinen einfachen Erklärungsgrund darin, daß er das reizvolle Stillleben, welches die belgische Königsfamilie führte, seit Jahren zum Gegenstand seiner Beobachtung machte.

Er hat die belgische Königsfamilie in den verschiedenartigsten Phasen gesehen, da er im Jahre 1853 in journalistischer Mission Zeuge der Vermälungsfeier des belgischen Kronprinzen mit der österreichischen Erzherzogin war, und im Jahre 1856 den Unabhängigkeitsfesten beiwohnte, die aus Anlaß der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der Unabhängigkeitserklärung Belgiens in Brüssel in großartigster Weise in Scene gingen. Später hatte der Verfasser wiederholt Gelegenheit, das Leben der königlichen Familie in Ostende zu studiren.

Die Resultate dieser Beobachtungen legte er in dem Buche: „Erinnerungen an Leopold I., König der Belgier" nieder, welches der jetzige König von Belgien in seine Bibliothek aufnahm. Am vierten Mai l. J. theilte der belgische Minister dem Verfasser mit, daß ihm Se. Majestät, der jetzt regierende König von Belgien, für die zarte Aufmerksamkeit (delicate attention), die er seinem Vater gewidmet habe, danke.

Dieselbe Sympathie, welche der Verfasser für die belgische Königsfamilie empfand, fesselte ihn auch an den edlen Prinzen aus dem Hause Habsburg, der seit 1857 durch seine Verheiratung mit Charlotte dieser liebenswürdigen Familie angehörte.

Im Jahre 1865, als man für die mexikanische Entreprise des Erzherzogs nur mitleidiges Achselzucken hatte, fühlte sich der Verfasser gedrängt, dem kühnen Deutschen, der sich dem Versuche unterzogen, der Civilisation eine Stätte in Mexiko zu erobern, den Tribut seiner Huldigung in der Weise darzubringen, welche einem Schriftsteller zusteht.

Kaiser Maximilian von Mexiko hatte damals gerade den Kampf mit den „Schwarzen" mannhaft und unerschrocken aufgenommen. Dies veranlaßte den Verfasser dieses Werkes, seinen ihm Jahre 1865 erschienenen Roman: „Die todte Hand", der sich an österreichische und belgische Zustände anlehnte, dem Kaiser Max zu widmen.

Die Widmung lautete wörtlich:

„Seiner Majestät dem Kaiser Maximilian von Mexiko, dem

freisinnigen Gegner der todten Hand, widmet dieses sich vornehmlich mit österreichischen Zuständen beschäftigende Werk ehrfurchtsvoll, aber ohne jeden Hintergedanken an den Guadelupeorden, der Verfasser Lucian Herbert.

Der Kaiser von Mexiko hat das Werk wohl nie zu Gesichte bekommen, da der Verfasser keinen Schritt in dieser Richtung that. Des Verfassers geheimer Gedanke war, das Buch eines Tages, wenn der Kaiser von Mexiko nach Europa zurückgekehrt sein würde — denn daß er unverrichteter Dinge dahin zurückkehren würde, daran zweifelte der Verfasser keinen Augenblick — demselben als Beweis zu übermitteln, daß sich seiner, während er drüben in der fernen Erdhälfte mit widrigen Verhältnissen rang, ein deutscher Schriftsteller in anspruchsloser Sympathie erinnert habe.

Es sollte leider anders kommen.

Was die psychiatrische Seite der Sache anbelangt, so läßt der Verfasser einen der berühmtesten Irrenärzte der Gegenwart sprechen, weil in seinen Worten die Erklärung des Zustandes der Kaiserin Charlotte liegt:

„Die Erschütterung, die im Physischen der Sturz von der Höhe, der Schlag der Keule und der Blitz hervorbringt, ist im Psychischen die Erschütterung, welche tief verletztes Ehrgefühl, gekränkter Ehrgeiz erzeugt.

Ein jähes Herabsinken von der im Geiste erklommenen, geträumten Höhe, ein Vernichtetwerden der idealsten Erfahrungen, sind Gründe, daß die Saiten der Seele sich plötzlich verstimmen, leider oft für immer, so daß tiefste Schwermuth das Bild der ganzen Person erfüllt.

Der Ausgang solcher psychischen Zustände ist gewöhnlich ein langes Siechthum, hektische Erschöpfung, und wie der Lieblingsausdruck der Engländer es mit Recht bezeichnet, ein allmäliges und sicheres Sterben am gebrochenen Herzen. Es ist kein eitel Wort um diesen Tod am gebrochenen Herzen. Die Rückwirkungen der psychischen Affecte des Grames, Kummers, der Pein und Qualen läßt das Herz erschlaffen, und ein peinliches Gesammtgefühl entsteht aus dem schweren, gedrückten, seiner Energie verlustig gewordenen Organe des Lebens. Die Zusammenziehungen desselben werden schwächer und matter, die Pulse langsamer und kleiner, die Elasticität der organischen Fasern läßt immer mehr nach, sie sinkt immer tiefer, und endlich steht es still, dieses Organ, das so stürmisch früher aufhüpfte vor Lebenslust, es ermattet, und

in Folge der langsam verzehrenden Wirkung des Grames, dieses Krebses der Schönheit, Blüte und Kraft, tritt ein Stillstand ein — der Tod am gebrochenen, gelähmten Herzen.

Der Proceß ist am gewaltigsten bei jenen Naturen, wo fester Charakter, lebhafte Neigung, Stolz und Ehrgeiz mit einander ringen. Da sieht man ein unruhiges Meer, das der heranstürzende Sturm und der Zorn des Schicksals bis in die Tiefe aufwühlt, so daß die letzte große Woge den Unglücklichen mit sich fortreißt und in ihrer Brandung begräbt.

Im Gemüthe, dieser Summe und diesem Borne der Gefühle, wurzeln alle Seelenleiden, vom Gemüthe aus, diesem am leichtesten afficirbaren Theile des ganzen Seelenlebens, entspringen die anderen Geistesstörungen. Die Grundlage derselben ist die Schwermuth, die anhaltende schmerzliche Verstimmung. Der Hauptcharakter dieser spontan entstandenen Schmerzaffecte ist aber die Angst der Seele.

Weil das ganze Gemüthsleben des Melancholischen nur mit Gefühlen der Trauer und Wehmuth erfüllt ist, so ist auch der Inhalt des Gedankenlebens ein nur wenig abwechselnder. Durch diesen Mangel an Abwechslung wird im ganzen seelischen Bewußtsein eine Dürftigkeit und eine Armuth der Vorstellungen erzeugt. Da nur sehr wenige und trübe Gedanken den Kranken beschäftigen, so muß die schmerzliche Concentration dieser wenigen Vorstellungen nothwendig die Lebhaftigkeit und den gesunden Wechsel des ganzen Vorstellens unterdrücken.

Fast nur monotone Klagen werden vom Schwermüthigen geäußert, die Neigung einer geistigen Mittheilung ist sehr vermindert, und manche Kranke halten oft jahrelanges Stillschweigen fest.

Da die Gefühle und Vorstellungen die Erzeugerinnen der Thaten, die Anregungen des Willens sind, so ist auch bei unterdrücktem und vereinsamtem Verlaufe der beiden Ersteren das Wollen selbst gehemmt, gelähmt, und oft völlig aufgehoben.

Vorliebe für Einsamkeit folgt auch aus dem Mißtrauen gegen die äußere Umgebung, aus dem Widerwillen, den der Schwermüthige gegen die ganze Außenwelt, gegen Freunde, Angehörige, gegen seine Familie hegt. Die ängstlichen Empfindungen, namentlich das dem Melancholischen eigene peinliche Gefühl des Zusammengeschnürtseins der Brust, und das Gepreßtsein des Herzens, die eigentlichste Herzensangst, theilen auch allmälig den Vorstellungen diese schmerzhafte Färbung mit. Die Schmerzempfindungen beherrschen dann die Gedanken,

und die besten, und an sich angenehmsten Vorstellungen werden auf solche Weise in Trauer und Mißmuth umgewandelt, zur schmerzhaften Stimmung verwendet, und in diesem Sinne verwerthet.

Am meisten leidet aber der Wille, der seine Haupttriebfedern ja im Gemüthe besitzt.

Sind es nicht im gesunden Leben die Gefühle und Affecte der Liebe, der Freude, des Stolzes, der Ehre, des Hasses, des Neides u. s. w., überhaupt die aufregenden Gemüthsstimmungen, die den einzelnen Menschen, sowie ganze Nationen zur Thatkraft und zum Handeln treiben? Sehen wir nicht, wie der Arm des Ermattenden sich von Neuem stählt durch neue Hoffnung? wie die erschlaffenden Glieder des verirrten Wanderers sich wieder frisch erheben, durch das Sehnen nach der Heimat und den Theuren? die Füße sich beflügeln bei der Nähe des Geliebten, wie die Kräfte sich verdoppeln, ja verzehnfachen bei Kriegen, die Aussicht auf Sieg und Ruhm haben? Und welch' lähmenden Einfluß im Gegentheil hievon übt nicht schon eine verlorene Schlacht auf ganze Heere aus? Dieser Eindruck ist ja auch gewöhnlich die Hauptursache zu ferneren Niederlagen und zur Flucht bei einmal schon auf's Haupt geschlagenen Heeren.

Darum wegen des Mangels an, den Willen anregenden Affecten ist der Melancholische auch gelähmt in seinen Entschlüssen, denn es treibt ihn kein leidenschaftliches Gefühl zum Wollen und zur That. Daher die Passivität der Schwermüthigen. Selbst jene, bei denen noch gewisse Wahnvorstellungen im Gange sind, bieten schon in ihrer äußeren Erscheinung ganz entschiedene Merkmale. Der meist abgemagerte Körper wird durchwegs nur schwer oder wenig in Bewegung gesetzt, wenn nicht Furcht, Schrecken oder Mißtrauen solche veranlaßt. Manche wollen sich nicht setzen, stehen immer oder knieen beständig.

Nimmt der Melancholische auch Eindrücke von Außen auf, so verwendet er sie doch nur als neue Nahrung für seine inneren Schmerzen. Sein einziges Bestreben ist Verzweiflung; Feinde, Verschworene, Spione umgeben ihn, und diese aus der Störung seines Gefühlslebens entsprungenen abnormen Vorstellungen sind die Delirien des Melancholischen.

Diese seine verkehrten oder Wahnvorstellungen — Delirien — sind es, welche die psychische Verstimmung, aus der sie eigentlich entsprungen sind, wieder rückwirkend auf diese, noch mehr unterstützen und unterhalten.

Hat endlich der Zustand der Schwermuth eine zeitlang angedauert, dann werden auch die äußeren Sinne mit in den Bereich der Störungen hineingezogen. Der Kranke sieht und hört, und empfindet alsdann seine krankhaften Gefühle und Vorstellungen verkörpert, er objectivirt seine Gedanken und verlegt sie als Realitäten nach Außen. Hieraus entstehen die Sinnestäuschungen, die Delirien der Sinne, die Hallucinationen und Illusionen.

Ich höre, was ich denke, sagen die meisten Kranken. Der Eine behauptet, es wüßten alle Leute, was er denke, man höre jeden seiner Gedanken fünf Meilen weit, weil unter ihm Röhren in der Erde lägen, die seine Gedanken fortleiten. Andere Kranke fühlen die Flammen und die Hitze des höllischen Feuers, hören das Prasseln desselben, Andere riechen stets den Schwefelgestank der Hölle. Der Eine hört sich verurtheilen, der Andere über sich schimpfen, die Einen sehen Rad und Galgen, Andere Schwert und Leichen, Leichenbahren u. s. w.

Empfindungsanomalien oder Störung des Allgemeingefühls begleiten häufig die Schwermuth, so die Empfindung der Leere, das Abgestorbensein des Kopfes, der Glieder, ja des ganzen Körpers, theils widrige Empfindungen auf der ganzen Hautoberfläche, die den Wahn des Electrisirtwerdens erwecken u. s. w. Manche wähnen einzelne ihrer Organe mit Wasser angefüllt, oder mit eckligen lebendigen Thieren, Fröschen, Schlangen, Spinnen bewohnt. Andere beklagen sich über das Fehlen ganzer Glieder oder deren Verstümmelung, meinen, einzelne Körpertheile seien von Glas, Holz, und haben stete Sorge, diese möchten zerbrechen oder verbrennen. Die Hallucinationen und Illusionen haben ganz den Charakter und das Gepräge der schmerzlichen Gemüthsverstimmung. Der Kranke sieht die Zurüstungen zur Hinrichtung, hört die Gerichtsdiener, die ihn abholen wollen, Abgründe scheinen sich vor seinen Füßen zu öffnen, Gespenster kommen, die ihm das Gericht ankündigen.

Die Illusionen haben zur Folge, daß der Kranke in jedem Fremden Mörder, Teufel, Henker sieht, in dem Summen des Ofens das ihn erschlagende Donnerwetter hört u. s. w.

Der absolut Schwermüthige geht selten mit directen Selbstmordgedanken um. Dazu fehlt ihm die Kraft des Willens, die Energie. Nur die höchste Seelenangst treibt ihn mitunter zum Selbstmord, aber er verlangt dann in der Regel, daß Andere ihm das Leben nehmen sollen.

Nahrungsverweigerung jedoch, um sich den Hungertod

anzuthun, ist eine häufige Erscheinung bei Melancholischen. Dies ist aber nur ein passiver Tod — hiezu braucht der Kranke keinen Willensakt, keine That zu setzen, sondern tödtet sich nur durch Negirung, durch Unterlassung des Essens, durch Thatenlosigkeit.

Die Verweigerung der Nahrung geht meist aus Furcht vor Vergiftung, oder aus Wahnvorstellungen hervor, wie z. B., daß der Magen und die Gedärme verschlossen seien, und keinen Raum für Speisen und Getränke mehr enthielten, oder aus der irrigen Vorstellung, durch ihr Essen ihren hungrigen Kindern die Speise zu entziehen, die sonst verhungern müßten, aus der Furcht, durch Sättigung Gott zu beleidigen, oder aus der Besorgniß, das Essen nicht bezahlen zu können, oder um Gott ein Sühnopfer zu bringen für ihre vermeintlichen Sünden, oder aus Opposition, um sich selbst wehezuthun. Einige Kranke verbinden mit der Nahrungsverweigerung directe Selbstmordgedanken. Einige empfangen durch Hallucinationen höhere Befehle, das Essen zu unterlassen, Andere wittern Menschenfleisch in den Speisen. Es gab Kranke, die nicht essen wollten, weil sie in dem Wahne lebten, in ihrem Magen bekämpften sich zwei Regimenter Soldaten, und sie müßten den streitenden Theilen den Proviant entziehen, weil sich nur so dem blutigen Kampfe ein Ziel setzen ließe. Andere wieder waren der fixen Meinung, in ihrem Magen hielten die Päpste aller Jahrhunderte ein Concilium, und sie dürften sie durch Belastung des Magens in ihren Berathungen nicht stören.

Wer die Krankheitsgeschichte der armen Kaiserin von Mexiko mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird leicht ersehen, wie vieles von dem, was unser Gewährsmann — wir wiederholen, es ist einer der berühmtesten Irrenärzte Europa's — über die Art des Seelenleidens sagt, dem Charlotte zum Opfer gefallen, auf diese Letztere Anwendung findet.

II.

In den Gifthütten.

Es ist Zeit, daß wir den Helden unseres Romans wieder aufsuchen, gegen den, wie sich der freundliche Leser erinnern wird, der Hofrath von Weißenstark den Einfluß der Gräfin von Hermannsburg aufgerufen hat.

Während sich das Schicksal auf der einen Seite gegen Romuald Bardeleben zu verschwören scheint, arbeiten auf der anderen Seite wieder unsichtbare Mächte im Interesse unseres Helden.

Um die wunderbaren Fäden, die das Schicksal nach dieser Richtung hin — zum Vortheil Romuald's — gezogen hat, näher zu bezeichnen, müssen wir etwas weiter ausholen und einige Jahre zurückgreifen.

Im Süden Oesterreichs, am adriatischen Meere, wenige Meilen von dem reizenden Feenschlosse, das sich der Erzherzog Ferdinand Max vor Jahren am Strande erbaut hat, liegt ein kleines Seebad.

Garotta ist sein Name — wir wenigstens wollen es so nennen; der freundliche Leser wird uns sicher entschuldigen, wenn er das kleine Seebad unter diesem Namen auf keiner Landkarte finden sollte, da uns wichtige Ursachen zwingen, den wahren Namen des Bades nicht zu verrathen.

Garotta ist kein Ostende.

Seine Luft zwar ist weicher, milder und wärmer, und sein Himmel blauer als jener von Ostende — aber von dem geräuschvollen, üppigen und luxuriösen Leben eines Weltbades findet man in Garotta keine Spur.

Wer nach Garotta kommt, den empfängt nicht sofort eine Schaar von hoffnungsvollen Jungen mit dem freundlichen Anerbieten, ihm das Meer zu zeigen. Man läßt ihn ruhig das Meer selbst suchen, und kümmert sich wenig darum, ob er es auch findet. Kein Kellner preist ihm die Herrlichkeiten seines Hôtels an, man gibt ihm volle Freiheit, sich sein Logis zu wählen.

Er kann sich, wenn er sich scheut, in das große Hôtel einzutreten, welches wie ein Leuchtthurm von dem höchsten Uferpunkte emporragt und weithin sichtbar ist, in den kleinen Fischerhütten einquartiren, welche sich so idyllisch längs des Ufers von Garotta hinziehen, und von denen jede ein oder das andere billige Gelaß dem bescheidenen Badegaste bietet.

Zieht er die Pension in dem großen Hôtel vor, so ist er dort ein willkommener, gut aufgehobener Gast.

Das Hôtel hat kürzlich einen neuen Pächter erhalten.

Wenn er auch aus weiter Ferne kam, so war er doch den meisten Leuten in Garotta bekannt.

Alljährlich, wenn es Herbst wurde, war er aus der großen deutschen Handelsstadt im Norden her zugewandert gekommen, um sich in den Seebädern von Garotta Stärkung zu holen für die geschäftliche Wintercampagne.

Er hätte es ungleich näher gehabt nach Helgoland, Nordernei oder Ostende, aber er hatte, waren seine Nerven auch sonst aus Stahl, ein Leiden, welches ihm den mächtigen Wellenschlag und die kalte Temperatur des Nordmeeres unerträglich machte.

Einmal hatte er wohl auch mit Verachtung auf die schwächlichen Menschenkinder niedergesehen, welche eine Temperatur von zwölf, dreizehn Graden abwarteten, um ihren Körper dem Wellenschlag des Meeres preiszugeben. Aber seit er sich ein Brustleiden zugezogen, wanderte er alljährlich nach dem lauen Süden, und tauchte seine Glieder in die Fluthen der Adria, die um acht bis zehn Grade wärmer waren als die Fluthen der Nordsee.

Vor einigen Jahren hätte übrigens Niemand gesagt, daß der reiche Hamburger Handelsherr Boldenhangen Badhaus- und Gasthofpächter in Garotta werden, daß seine eselbespannten Badekarren die Leute in's Meer fahren würden, daß er selbst besonders empfindlichen Badegästen, die nicht einmal die zwanzig bis zweiundzwanzig Grad Wärme vertrugen, die das Wasser der Adria bis zum Frühherbste hat, warme Seebäder präpariren und tarifmäßig abgeben würde.

Noch vor wenigen Jahren stand Boldenhangen stramm und streng in seiner Schreibstube, nur durch eine Glasthür von dem Comptoir getrennt, in welchem seine Leute arbeiteten.

In diesem Comptoir standen nur vier Schreibepulte, an denen eben so viele dünne, kerzengerade Menschen arbeiteten.

Eine kleine eiserne Handcasse und eine ungeheure Wandkarte, welche die überseeischen Länder dem Beschauer bis in's kleinste Detail präsentirte, vervollständigte das Ameublement des Zimmers.

Aber der Principal war wo möglich noch dürftiger eingerichtet.

Zwei Dritttheile des Cabinets nahm ein großer Tisch ein, auf dessen Platte es ziemlich barock aussah.

Neben Proben rohen Zuckers stehen Kisten mit Cigarren; ein kleiner Theeberg führt zu einer Gruppe indischer Götzenbilder, in deren Umgebung sich originelle Proben indischen Gewerbsfleißes aufgestapelt befinden.

Dann kommen einige Säcke mit Kaffee, eine Reihe glänzend aufgeputzter Puppen und eine Partie Lichtschirme, die aus Papierblumen verfertigt sind.

Was man von den eben specificirten Waaren hier sieht, ist zu wenig, um das Waarenlager eines Kleinkrämers vorzustellen. Aber wir haben es auch nur mit den Proben solcher Handelsartikel zu thun, mit deren Export oder Import Boldenhangen sich eben befaßt.

Wie wir den von der Bläße seines physischen Leidens etwas angekränkelten Mann da sehen, so war er noch vor fünfzehn Jahren Comptoirdiener in einem Großhandlungsgeschäfte — nur daß er damals kerniger, stämmiger, gesundheitsstrotzender war.

In dem Augenblicke, wo wir ihm in seinem Hamburger Comptoir einen Besuch abstatten, hat er ein Vermögen von zwei Millionen Mark Banco; seine Schiffe befahren die Meere, seine Factoreien sind in Batavia, seine Filialcomptoirs in Newyork.

Vor den Thoren Hamburgs bildet Boldenhangen's Villa einen der stattlichsten Bestandtheile jener imposanten Stadt voll Landhäuser, welche das eigentliche Hamburg so reizend in der Richtung der Elbe umgürtet.

Man kann sich nichts Schöneres denken als die Villen dieser Hamburger Geldgroßen.

Das Gebäude kehrt eine Fensterreihe der Straße zu, von welcher es durch eine Gartenanlage getrennt ist. Die zweite Fronte wendet es dem Strome zu, und hier steigen seine Gartenterrassen bis zur Elbe herab, so daß die letztere bei der Fluthzeit die untersten Partien mit ihren frischen, rauschenden Wellen bespült. Da gibt es dann die Elbe entlang ein endloses Ziehen von Segelschiffen, ein ewiges Jagen von Dampfern.

Aber zurück zu unserem Handelsherrn, der an dem Tage, da wir ihn im Comptoir aufsuchen, ein colossales Doppelgeschäft machte.

Am frühen Morgen kaufte er für achtzigtausend Mark Banco einen gewaltigen Dreimaster, um zehn Uhr brachte ihm die überseeische Post die Nachricht, daß ein Compagnon auf der Ueberfahrt nach Batavia gestorben sei, und ihn zum Universalerben eingesetzt habe.

So war denn der Glückliche aller Compagnons ledig.

Mit nicht weniger als drei Compagnons hatte er das Geschäft begonnen. Ihm war das Glück beschieden worden, das Geschäft in Hamburg zu leiten und nebenbei die Station Newyork zu versehen.

Seine drei Genossen hatten Batavia auf sich genommen, und einer nach dem andern war unter dem mörderischen Himmelsstrich zu Grunde gegangen, indem er sterbend die übrigbleibenden Compagnons zu Erben berief.

Vor Kurzem war der Letzte todtkrank von Batavia nach Hamburg gekommen, und scheinbar gebessert wieder auf seinen Posten zurückgegangen. Aber er sollte Batavia nicht mehr sehen und sein Tod auf dem Meere dazu dienen, den letzten und einzig überlebenden Compagnon um eine halbe Million zu bereichern.

Der nimmt mit wunderbarer Gleichmüthigkeit von dem Ereignisse Notiz. Sein Gesicht verräth nicht die geringste Bewegung, nicht einmal der Entschluß, selbst nie nach Batavia zu gehen, ist darin zu sehen.

Einen Augenblick nur überlegt er, öffnet dann die in das Comptoir führende Glasthür, und frägt den dünnen und langen Buchhalter, welcher eine wahre Leichenbittermiene zur Schau trägt:

„Wollen Sie nach Batavia gehen, Ertal?"

„Warum nicht?" lautet die lakonische Antwort.

Das Geschäft ist abgemacht, ganz in der Art, wie man sonst einen Ausflug von einigen Tagen zu behandeln pflegt. Der Buchhalter fühlt sich im Innern hochbeglückt, Chef einer so wichtigen und großartigen Expositur zu werden, wie dies das Geschäft in Batavia ist.

Daß er in fünf Jahren in Batavia nothwendig eine Leiche sein muß, daran denkt der Mann nicht, denn er ist Kaufmann, bei welchem das Leben erst in letzter Linie mit in den Calcul hineingezogen wird. Höchstens, daß man es versichern läßt. Aber daran denkt schon der Principal. Der läßt seinen Commis nicht nach Batavia gehen, ohne daß er sein Leben zu eigenem Vortheil bei der englischen Compagnie für fünftausend Pfund versichert.

Der Mann weiß, was er thut.

Fünfhundert Pfund kostet ihm der Chef der Station Batavia jährlich — fünftausend Pfund zahlt die englische Compagnie, wenn er stirbt, und da es sich, seine Constitution gegen den Himmel Batavia's gehalten, mit mathematischer Gewißheit ausrechnen läßt, daß er zwischen heute und fünf Jahren sterben muß, so hat der Principal mit dieser Lebensversicherung ein ganz artiges Geschäft von einigen tausend Pfund gemacht.

Während Batavia so seine Leute verschlingt, steht der Chef des Hauses unverwüstlich da, und beschränkt sich darauf, jährlich einen Geschäftsausflug nach Newyork, und vierteljährlich eine Excursion nach London zu machen, welche beide Reisedivertissements im Verein mit dem, gleichfalls mit unantastbarer Regelmäßigkeit jährlich wiederkehrenden Badeaufenthalte in Garotta dazu dienen, seine etwas angegriffene Gesundheit im Gleichgewicht zu halten.

Ließe sich Jemand zu der neugierigen Frage verleiten, in welchen Artikeln Boldenhangen eigentlich Geschäfte mache, so müßte man ihm zur Antwort geben: Boldenhangen handelt als echter Hamburger Kaufmann mit Allem. Er hat eben einige hunderttausend Mark Banco mit einem colossalen Puppengeschäfte gewonnen. Er hatte Wind bekommen, daß Australien einen großen Mangel an zierlichen Puppen leide, worüber sich die australische Kinderwelt in untröstlicher Verzweiflung befinde. Alsbald setzte er tausend fleißige Hände in Bewegung, die nichts als Puppen zu verfertigen und zu kleiden hatten. Ehe sechs Wochen um waren, lag ein Australienfahrer da, dessen Bauch Millionen Puppen füllten. Zehn Wochen nachdem dieser Australienfahrer aus dem Hamburger Hafen hinausgesegelt, war der Puppennoth Australiens gründlich abgeholfen.

Da kamen die Papierblumen in die Mode.

Newyork zeigte eine ungeheure Vorliebe für Lichtschirme, die mit Guirlanden von farbigen, den lebenden Blumen täuschend nachgemachten Papierblumen eingefaßt waren.

Und nun arbeiteten tausend Hände in Hamburg an der Fertigung dieser wahrhaft reizenden Lichtschirme, davon der eben angekaufte Dreimaster eine gewaltige Ladung nach Amerika bringen soll.

So benutzt Boldenhangen jede günstige Conjunctur, die sich seinem richtigen Speculationsinstincte darzubieten scheint, und auf der Leiter der divergirendsten Geschäfte steigt er eine Reichthumssprosse nach der andern empor.

Wie aber lebt der reiche Mann in seinem Hause?

Ganz so wie ein Mann, der jährlich höchstens zehntausend Mark zu verzehren hat. Kein Mensch würde seinen immensen, täglich steigenden Reichthum ahnen, wenn er in seinen Haushalt hinein blickte. Der einzige Comfort, den er sich gönnt, besteht in einer eleganten und bequemen Wohnung. Aber diese Wohnung liegt nicht in der Stadt, Sommer und Winter über verläßt er seine glänzend eingerichtete Villa nicht, aus welcher er täglich in die Stadt geht, und zwar im buchstäblichen Sinne — geht.

Die Strecke zwischen der Villa und dem Comptoir dehnt sich in einer fünfviertelstündigen Entfernung hin, und doch legt sie der reiche Mann täglich hin und her zu Fuß zurück.

Man könnte glauben, er cultivire das Gehen als eine der Gesundheit zuträgliche Lieblingsbeschäftigung. Aber gerade durch dieses forcirte Gehen hat er sich sein Brustleiden zugezogen und seine Märsche sind vielleicht die Haupturſache, daß es sich damit nicht recht bessern will.

Und auch seine Frau, ein feines, ätherisches Wesen, geht zu Fuße. Sie thut es auch nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern nur aus weiser Sparsamkeit. Es muß regnen oder stürmisches Wetter sein, wenn sie sich eine Droschke gönnen soll. Von einer Equipage, wie sie in anderen, namentlich in österreichischen Großstädten jeder emporgekommene Krämer hält, der fünftausend Gulden Rente hat, ist keine Rede. Das Theater kennt Boldenhangen nur vom Hörensagen, und seine Familie thut es ihm zuvor an Enthaltsamkeit. Vom Theater zur Villa ist ja ein weiter Weg.

Sonst aber ist Boldenhangen gewohnt, die weitesten Wege als Spaziergänge zu behandeln.

Jetzt eben setzt ihn der Todesfall seines Compagnons in die Nothwendigkeit, zur Abwicklung seiner Geschäfte nach London gehen zu müssen. Kaum gefaßt, ist der Entschluß auch schon ausgeführt. Heute Abend geht der Dampfer nach London; der zur Reise in jeder Minute Vorbereitete will die Gelegenheit sofort benützen.

Es ist eilf Uhr — das Dampfschiff geht erst um sieben Uhr Abends mit eintretender Fluth. Zeit genug, um von Frau und Kindern den zärtlichsten Abschied zu nehmen.

Aber Boldenhangen denkt an nichts Aehnliches.

Er nimmt ein Blatt Papier, schreibt einige Worte darauf, und

übergibt es dann dem Buchhalter zur Siegelung und gelegentlichen Besorgung an die Frau vom Hause.

In dem Billet ist aber nichts Anderes zu lesen als ein herzlicher Gruß und die trockene Notiz, daß er in acht Tagen wieder zu Hause sein dürfte.

Auf diese lakonische Art hat Boldenhangen nun wohl schon hundertmal von seiner Familie Abschied genommen, und die letztere erfuhr nur durch ein gelegentlich besorgtes Billet, daß Papa einen Geschäftsausflug nach London oder Amsterdam unternommen, ohne sich die Zeit zu gönnen, sich persönlich von seinen Angehörigen zu beurlauben.

Aber einen Gang unterläßt Boldenhangen doch nicht, ehe er nach London geht — von der Börse muß er sich verabschieden.

Und wie sorgfältig geht er mit seiner Uhr zu Rathe, wenn die Börsestunde herannaht!

Welch' ein Unglück wäre es, wenn er ankäme, nachdem das Börsengeläute zu Ende, die Schranken geschlossen wären — nein, er könnte es nicht vor sich selbst und seinem Cassier verantworten, wenn er in die Büchse des Börsendieners den Zuspätzoll von vier Schillingen werfen müßte! Wie wollte er den Betrag verbuchen, und verbucht müßte er doch werden, da er das Geld für seine Bedürfnisse aus der Cassa nimmt, da in seinem Hauptbuche auf seinen Namen eine Rubrik eröffnet ist, wie für den ersten besten Geschäftsfreund. Er müßte die vier Schillinge beim Abschluß als Manco einschmuggeln; aber da ist der Buchhalter, der kein Manco duldet und jedem verlorenen Schilling nachspürt.

Da steht nun Boldenhangen auf dem Schlachtboden der Börse, den er so gut kennt, und die Mäkler drängen sich um ihn.

Viertausend Menschen wogen durcheinander, schwirren dahin, einander bald anziehend, bald abstoßend, rennen jetzt in Gruppen zusammen und sprühen dann wieder auseinander. Hier sucht einer mit einer Hand voll Kaffee, der eine noch auf dem Meere schwimmende Riesenladung repräsentirt, die Säule Nummer so und so viel, dort wieder windet sich ein Anderer mit einer Indigoprobe durch hundert Menschenknäuel hindurch. Von der Höhe der Gallerie starren geblendeten Auges die Fremden in das auf und niederfluthende Menschengewühl unter ihnen, um für ewige Zeiten das unvergeßliche Bild einer Hamburger Börsenstunde mit sich zu nehmen.

Lassen wir die Leute sich den neuangeschlagenen Coursen zudrängen, lassen wir sie die Verzeichnisse der Artikel lesen, welche durch die Meerfahrt so gelitten haben, daß sie von den Mäklern in öffentlicher Auction feilgeboten werden müssen, lassen wir die zwanzig Briefträger aus verschiedener Herren Ländern, darunter die dänischen in ihren grellrothen Röcken wie Leuchtkäfer anzusehen, in den verschiedenen Winkeln die Adressaten suchen, und sehen wir nur nach Boldenhangen.

Er ist eben im Begriffe die Börse zu verlassen, als sich ein Mann an ihn herandrängt und ihm einen Plan zu entwickeln anfängt.

Boldenhangen ist ganz Ohr — ein neuer Geschäftshorizont scheint sich vor ihm aufzuthun, indem der Andere spricht. Er hat bisher nur in Kaffee, Zucker, Thee, Indigo, Cigarren, Puppen, Lichtschirmen und ähnlichen reellen Artikeln gemacht, und jetzt wird ihm plötzlich der Plan eines literarischen Unternehmens, einer Zeitung, entwickelt.

Boldenhangen hat keine klare Idee von dem Mechanismus, dessen Ineinandergreifen ein Journal ausmacht, aber das thut nichts zur Sache. Man kann es versuchen. Gelingt es, so ist eine neue Sprosse zur Millionärschaft erklommen, — mißlingt es, so schreibt man auf das Verlustconto des betreffenden Geschäftsjahres einen Betrag von zwanzigtausend Mark Banco, der schon anderweitig wieder seine Ausgleichung findet. Und Boldenhangen stimmt zu und eröffnet dem Anderen einen Credit von zwanzigtausend Mark zur Begründung des Journals.

Als er die Börse verläßt, schreibt man eben auf die Börseschandtafel den Namen eines muthwilligen Bankerotteurs, und läutet über den Verfehmten die Schandglocke.

Abends ist Boldenhangen auf dem Wege nach London und das Billet, welches seiner Frau dieses Factum meldet, in den Händen dieser Letzteren, die es gleichmüthig den Kindern verdolmetscht.

Wir haben das Leben geschildert, welches Boldenhangen noch vor wenigen Jahren führte.

Jetzt hat sich das Alles gründlich verändert.

Eine große Handelskrise war über die nordische Handelsmetropole hereingebrochen. Sie knickte die besten Firmen in einem Handumdrehen und warf auch das Haus Boldenhangen nieder. Eine Bank übernahm für ihn die Abwicklung der Geschäfte, da seine Aktiva genügende Sicherheit boten.

Der reiche Kaufherr stand da, vorläufig ohne Mittel und auf sich selbst angewiesen.

Einen Anderen hätte diese Situation vielleicht in eine gewisse Verlegenheit gesetzt. Nicht so Boldenhangen, dessen praktischer Blick vor keinem praktischen Auswege zurückscheute.

Es fügte sich, daß die Zeit, für welche das Hôtel in Garotta verpachtet war, um war; Boldenhangen las die Aufforderung an Pachtlustige in der Zeitung, und der Plan seines künftigen Lebens war gemacht.

Er hatte von jeher eine besondere Vorliebe für dieses Seebad gehabt, und der Gedanke, sich in demselben dauerhaft anzusiedeln, hatte etwas Angenehmes für ihn.

Er war von jeder Regung der Eitelkeit frei. Daß er, der Jahre lang als Badegast Garotta besucht, nun als Pächter der Badegerechtigkeit und des Gasthofes daselbst auftreten sollte, genirte ihn nicht im Geringsten. Er hatte sich im Reichthum nicht überhoben, er sah auch in der neuen Stellung, die er anstrebte, keine Erniedrigung. Und seine Familie war gewohnt, sich von ihm leiten zu lassen und ihm in Allem zu folgen.

Seine Frau war eine passive Natur, die mit Allem zufrieden war, was Boldenhangen anzuordnen für gut fand. Er hatte sie geheiratet, als er sich noch in bescheidenen Verhältnissen befand, und sie hatte kein Anrecht auf Wohlleben, da sie ihm nichts zugebracht.

Eine wichtigere Stellung als die Frau vom Hause hatte beinahe Delphine, Boldenhangen's ältestes Kind aus erster Ehe, inne.

Wenn Jemand Einfluß auf Boldenhangen hatte, so war sie es.

Aber gerade sie durchschritt mit so stillem, fast geisterhaftem Schritte das Haus, daß sich unwillkürlich eine Art Scheidemauer bildete zwischen ihr und der übrigen Familie.

Es lag eine Melancholie und ein Ernst auf ihrem ganzen Wesen und Thun, der unwillkürlich auch auf die Umgebung übersprang, und noch mehr dazu beitrug, dem an sich schon genug schweigsamen Verbande der Menschen, welche die Familie Boldenhangen ausmachten, den Stempel des Klösterlichen aufzudrücken.

Delphine war nicht immer so still, so ernst, traurig und wortkarg gewesen, wie sie sich jetzt gab.

Als ihre Mutter noch lebte, war sie ein gar heiteres Kind, wel-

ches die schönsten Hoffnungen rege machte. Mit einer beispiellosen Zärtlichkeit hing sie an den Eltern, und wenn manchmal ein Lächeln über Boldenhangen's frostige Züge huschte, so war gewiß Delphine daran Schuld.

Boldenhangen war damals ein armer Mann, und wie der freundliche Leser bereits weiß, Diener in einem Handlungshause. Die ganze Familie wohnte in einer Stube beisammen, aber die Zufriedenheit lag auf den Gesichtern von Mutter und Tochter.

Plötzlich besserten sich die Verhältnisse der Familie; aber von dem Tage, da der Wohlstand einzog in das Haus, war es um die Mutter geschehen. Ihr Antlitz wurde immer bläßer, die Lippen umschwebte kein Lächeln mehr, der Gang verlor an Elasticität, ein ewiges Kränkeln nahm den Körper gefangen.

Aber Delphine war noch immer die Alte — immer noch übersprudelnd in guter Laune war sie der gute Engel der Mutter.

Delphine war sechszehn Jahre alt, als die Mutter starb.

Von dem Todestage dieser Letzteren datirte aber eine Wandlung im Wesen der Tochter, welche die letztere zu einem ganz anderen Charakter machte.

All' ihr Frohsinn erstarb mit einem Male, und in ihrem Benehmen gegen den Vater trat gleichzeitig eine eigenthümliche Veränderung ein.

Sie blieb äußerlich die gehorsame Tochter, aber die Zärtlichkeit, mit der sie ihren Gefühlen gegen den Vater bisher Ausdruck gegeben, war dahin. Sie hielt sich so fern von ihm, als dies nur immer möglich war. Schweigsam gegen Alle, war sie es gegen ihn am meisten. Es war sogar, als vermiede sie es, ihn anzusehen. Dabei gab sie sich einer Sparsamkeit hin, die so weit ging, daß sie sich selbst in Verschiedenem Abbruch that.

Während sich das Vermögen Boldenhangen's täglich vergrößerte, arbeitete seine Tochter insgeheim für Geschäfte, welche in Luxusartikeln machten.

Aber sie dehnte ihre Sparsamkeit nur auf ihre Person und auf das, was sie sich selbst erwarb, aus. Im Uebrigen verwaltete sie das Haus nach dem Willen ihres Vaters, und von den Summen, welche da durch ihre Hände gingen, blieb auch nicht ein Schilling an denselben kleben. Es schien im Gegentheil, als ob sie eine unsagbare Abneigung vor fremdem, anvertrauten Gelde hätte, so schnell und unter so nichtigen Vorwänden suchte sie sich desselben immer zu entledigen.

Mit der Zeit sah sie einen großen Theil der häuslichen Geschäfte, die sie bisher besorgt hatte, auf Boldenhangens zweite Frau übergehen.

Die Heirat Boldenhangen's brachte übrigens bei Delphine keine Veränderung hervor. Das Verhältniß zwischen der Stiefmutter und der Stieftochter gestaltete sich so freundlich, als dies bei Delphinen's verschlossenem, wortkargen Wesen nur immer möglich war.

Boldenhangen selbst war von seinen Geschäften so in Anspruch genommen, und hatte sich so in dieselben hineingelebt, daß eine Identificirung seiner Person mit seinen geschäftlichen Sorgen und Angelegenheiten eintrat, die ihn für alle häuslichen Vorkommnisse blind machte. Es fiel ihm daher kaum auf, daß Delphine eine so ganz andere geworden, als welche sie als Kind gewesen.

Die Stiefmutter aber hatte Delphine nie anders gekannt, als still und traurig, und auch die kleinen Geschwister, welche die neue Ehe allmälig in's Haus brachte, gewöhnten sich daran, die erwachsene Schwester nie lächeln zu sehen, und verlernten allmälig beinahe selbst das Lachen.

Kurze Zeit, nachdem Boldenhangen mit seiner Familie den gepachteten Gasthof in Garotta bezogen hatte, brach einer jener wilden Seestürme aus, welche diesen Küstenstrich im Spätherbst eines jeden Jahres heimzusuchen pflegen. Dann schäumt das Meer in fieberhaften Zuckungen auf und wirft seine Wogen über die Steine und Kreuze des Kirchhofes hin, welcher in gewöhnlichen Tagen so ruhig und friedlich daliegt.

Zu solchen Zeiten ist es nichts Außergewöhnliches, daß Schiffe, welche von dem Sturme in offener See überrascht werden, Schiffbruch leiden, und die Bewohner von Garotta haben im Verlaufe der Jahre beherzten Sinnes Manchen, den die aufrührerische See verschlingen zu wollen schien, dem nahen Tode entrissen. Wenn die Stürme einschlugen, pflegten die muthigen Fischer die Küste wohl im Auge zu halten, um vorkommenden Falles rasch bei der Hand zu sein.

Während eines solchen Sturmes war es, daß auf der wildbewegten Meeresfläche plötzlich ein Nachen sichtbar wurde, der von den Wogen hin und hergeschleudert wurde.

Die Leute in Garotta setzten, sobald sie des mit dem Sturme Ringenden ansichtig wurden, unverweilt, ohne das eigene Leben zu achten, ihre Kähne aus, und Boldenhangen betheiligte sich in erster

Linie an den Anstalten, die getroffen wurden, um dem in verzweifelter Lage Befindlichen kräftigen Beistand zu leisten.

Lange sah man das kleine Schiff, welches von einem einzigen Menschen geleitet schien, gegen die Fluth ankämpfen, bis es plötzlich emporgeschleudert durch eine ungeheure Woge, und fast in demselben Augenblick auch schon von dem weißen Gischte bedeckt, verschwand, um nach einer geraumen Weile an entfernter Stelle leer aufzutauchen.

Ein Schrei des Entsetzens begrüßte auf Seite der Bewohner von Garotta das ohne Bemannung wieder erscheinende Schiff, — da wurde ein Kopf sichtbar, der sich über die Fluthen erhob, — er verschwand freilich ebenso blitzschnell wieder, als er aufgetaucht war, aber er sagte doch den Männern von Garotta, daß der kühne Schwimmer noch zu retten war.

Alles, was Arme und gesunden Athem in der Brust hatte, setzte sich in Bewegung, — der noch zwei, dreimal auf der Oberfläche des Meeres sichtbar werdende Kopf diente den Kähnen als Wegweiser — in zehn Minuten, welche Zeugen unsäglicher Anstrengungen waren, lag der den Wellen Entrissene von einer, dem Tode ähnlichen Ohnmacht befangen in Boldenhangen's Kahn.

Der dem Meere Abgerungene wurde fast im Triumphe nach Garotta gebracht.

Bald erfuhr man, daß der Gerettete ein englischer Kaufmann sei, der die benachbarten Seestädte im Interesse seines Geschäftes besucht hatte, und auf einer Ausfahrt in das offene Meer, die er allein unternommen, von dem Sturme überrascht und gegen Garotta verschlagen worden war.

Dem Engländer hatte das unfreiwillige Seebad, aus dem ihm die muthigen Garottaer herausgeholfen, eine ernstliche Krankheit zuwege gebracht, während deren Dauer er gar oft Gelegenheit hatte, in Delphinen's melancholische blaue Augen zu schauen, da Delphine die Wartung des Kranken auf sich genommen hatte.

Der Eindruck, welchen Delphinen's Erscheinung und Benehmen auf den unter dem Einfluße einer zarten und aufmerksamen Pflege rasch Genesenden machte, mußte kein ungünstiger gewesen sein, denn als Delphine eines Tages in das Zimmer trat, in welchem der Reconvalescent in einem bequemen Lehnstuhle am Fenster saß, das den freien Blick auf das Meer gestattete, welches für ihn leicht hätte verhängnißvoll werden können, rief er sie mit einer stummen Handbewe-

gung zu sich, ergriff ihre Hand und frug sie, den Blick unverwandt auf ihr Antlitz gerichtet:

„Möchten Sie Garotta verlassen wollen?“

Delphine sah den Frager überrascht an, antwortete aber unbefangen:

„Ich selbst habe mir diese Frage nie gestellt und ein Anderer hat sie nie an mich gerichtet. Die Beantwortung derselben setzt mich daher in Verlegenheit.“

„Ich meine, ob Sie nichts haben, was Sie in Garotta festhalten könnte?“ fuhr der Engländer eindringlich fort, sein Auge fest auf Delphinen's Stirn klammernd.

Delphine schwieg einen Augenblick, dann sagte sie ernst:

„Ich habe Nichts in Garotta, vor dessen Verluste mir bangte!“

„Sind Sie auch nach keiner anderen Seite gebunden?“ forschte der Engländer weiter.

„Nein!“ lautete die ohne Bedenken gegebene ruhige Antwort.

„Dann kommen Sie mit mir nach England!“ schlug der Engländer mit einer Naivetät vor, die ihm ganz gut stand, weil sie durch ein wohlwollendes Lächeln illustrirt wurde.

Delphine versuchte es, den eigenthümlichen Vorschlag als einen harmlosen Scherz zu behandeln, zwang sich zu einem Lächeln und sagte:

„Sie würden an mir eine trübsinnige Reisegefährtin haben!“

„Das thut nichts — ich bin auch ernst! Wir werden also zusammenpassen!“ lautete der trockene Bescheid. „Ueberhaupt können Sie bei mir ganz nach Ihrer Façon leben. Ich werde Sie in Nichts stören und Ihnen so wenig als möglich lästig fallen!“

„Sie stellen ja ganz annehmbare Bedingungen!“ warf Delphine, ganz unwillkürlich in eine heitere Stimmung versetzt, ein.

„Sie scherzen, während es mir mit meinem Antrage voller Ernst ist!“ sagte der Engländer eifrig. „Ich sehe, daß ich Ihnen alle Gelegenheit abschneiden muß, mich mißzuverstehen. Wenn ich Sie also frage, ob Sie mein Weib werden wollen, was doch sicher eine deutliche Sprache ist, was werden Sie darauf antworten?“

Delphine heftete den vollen Blick forschend auf das Antlitz des Mannes, der noch immer ihre Hand festhielt und sie eben so frei und offen ansah, wie sie jetzt ihn.

Es war kein Zweifel, daß es ihm Ernst war mit seinen Worten, und sie — hatte sie nicht lange Jahre dem Augenblicke entgegenge-

lechzt, der sie einer Umgebung entführen würde, deren Anblick und Berührung ihr eine nimmer endende Qual war?

In ihren kühnsten Träumen hatte sie es nicht zu hoffen gewagt, daß ein Tag kommen würde, der sie diesem Kreise entrücken, sie auf ihre eigenen Füße stellen, sie frei machen und dadurch ihr Unglück mildern würde.

Sollte sie nun die großmüthige Gabe des Schicksals zurückweisen? Sie hatte keinen Grund, dies zu thun. Sie liebte Niemanden, und wußte Niemanden, der sie geliebt hätte.

Einmal freilich, einmal war es anders! Da klammerte sich ihr Herz mit tausend weichen, unsichtbaren Fäden an das Herz des Vaters an — da hing sie mit einer abgöttischen Zärtlichkeit an ihm, der ihr wie die irdische Verkörperung alles Edlen, Guten, Liebenswerthen erschien. O, daß die düstere Stunde nie geschlagen hätte, welche einen unheilbaren Riß machte durch dieses schöne, heilige Verhältniß, und eine Scheidemauer aufthürmte zwischen Kind und Vater, über welche kein Blick der Liebe seinen Weg mehr fand!

Wie die Sachen lagen, so war es ihr eine unsägliche Pein, neben dem Vater einher zu wandeln, ihm in's Auge sehen zu müssen. Da trat in wunderbarer Fügung Jemand an sie heran, der diesen Zwiespalt lösen und sie von einer Qual befreien wollte, die sich täglich erneuerte und deren Ende sonst nicht abzusehen war.

Ja, noch mehr — der Mann, der an sie herantrat mit der Frage, ob sie mit ihm gehen, ob sie sich ihm anvertrauen wolle, eröffnete ihr sogar die Aussicht, kräftiger an einer Sühne arbeiten zu können, die sie als eine heilige Mission ihres Lebens betrachtete.

Arthur Durwoord war nach den Schilderungen, die er von seinen Lebensverhältnissen entworfen, ein reicher Mann. In Birmingham rauchten die Schlote seiner Fabriken und seine Handelsflagge wehte auf mehr als einem Schnellsegler. Er vermochte Delphinen mehr zu bieten, als einen eigenen Herd, als ein freies, unabhängiges Leben: er konnte ihr Arbeit bieten, eine Arbeit, die sich schätzen, deren Werth sich durch Ziffern abwägen, durch Geld aufwiegen ließ.

Und eine solche Arbeit war es, der Delphine entgegen lechzte, ein auf solche würdige Art erworbenes Geld war es, dem ihre Finger entgegenzuckten.

Eigentlich war Delphine bereits in dem Augenblick entschlossen, als sie zu überlegen begann.

Ihre Stimme klang fest und sicher, als sie an Arthur Durwoord's offene Frage jetzt die Antwort knüpfte:

„Ich werde mein Ja oder Nein von dem Umstande abhängig machen, ob Sie eine Bedingung eingehen oder nicht.“

„Eine Bedingung, die Sie stellen wollen?“

Delphine bejahte.

„Sprechen Sie!“ sagte Durwoord ruhig.

„Ich verlange einen Platz in Ihrem Hause, an dem ich zu wirken im Stande bin mit voller Kraft!“

„Scheint Ihnen der Platz an meiner Seite dazu nicht ausreichend genug?“ verwunderte sich der Engländer.

„Ich kann meine Pflichten als Frau erfüllen und damit doch mir selbst noch nicht genug gethan haben!“ erwiderte Delphine ernst. „Sie können nur dann mit Gewißheit darauf rechnen, ein zufriedenes Weib neben sich zu haben, wenn Sie mir in Ihrer geschäftlichen Sphäre eine Stellung verleihen, mit welcher man sonst nur Männer zu betrauen pflegt!“

Durwoord sah das Mädchen überrascht an.

Es war ihm klar, wohin sie zielte, und das eigenthümliche Ansinnen, das sie ihm machte, war keineswegs darnach angethan, um sie in seiner Achtung sinken zu machen.

„Wenn ich Sie recht verstehe, mein Kind,“ sagte er mild, „so wollen Sie einen Platz in meinem Comptoir — Sie wollen meine Bücher führen oder die Correspondenz besorgen, wie ein —“

„Wie ein Arbeiter Ihres Hauses!“ ergänzte Delphine den von Durwoord angefangenen Satz.

„Wissen Sie, daß meine Reichthümer auch meiner Frau gehören würden?“ fragte der Engländer rasch, als ob ihm daranläge, Delphine über die Vortheile ihrer künftigen Stellung aufzuklären.

Delphine warf den Kopf stolz in die Höhe und rief in fast herbem Tone:

„Mich dürstet nicht nach Reichthümern. Mich dürstet nur nach Arbeit, durch welche ich eine Schuld abtragen könnte, die auf meinem Leben lastet — eine Schuld, die um so heiliger ist, weil ich nicht mich, sondern Andere zu entsühnen habe!“

Durwoord streifte die Sprecherin mit einem Blick der Bewunderung.

Seine Stimme klang fast unterwürfig, als er mit einer gewissen Feierlichkeit sagte:

„Sie sollen in meinem Hause finden, was Sie suchen!"

„Dann haben auch Sie gefunden, was Sie suchen!"

Die Hände Beider lagen ineinander.

Die Unterredung mit Durwoord brachte einen Umschwung in Delphinens Wesen hervor, der von ihrer Umgebung kaum wahrgenommen wurde, schärferen Augen aber nicht entgangen wäre.

Nicht nur, daß sich Delphinens Traurigkeit milderte, es glänzte auch zuweilen ihr Antlitz in einem Ausdrucke innerer Zufriedenheit, der auf diesen, von einem verkümmerten Leben zeugenden Zügen schon seit Jahren ein Fremdling gewesen.

Es geschah sogar zuweilen das Unerhörte — Delphine lächelte, ihr Leben war nicht mehr ausschließlich ein melancholisches Brüten, nur von mechanischer Thätigkeit unterbrochen.

Ein neuer, schönerer Abschnitt des Lebens schien für sie herangebrochen zu sein, ihre Gedanken nahmen eine freundlichere Färbung an, und die innere Heiterkeit prägte sich auf dem Antlitz und im äußeren Benehmen aus.

Es schien sogar, als ob ein Theil der Schranke gefallen wäre, der sie vom Vater getrennt, als ob ihr eine Annäherung an denselben eine geringere Ueberwindung kostete als früher.

Es war ein ernst-heiterer Abschied, den Delphine von ihrem Verlobten nahm.

Arthur Durwoord wollte nach England gehen, dort seine Geschäfte ordnen, und dann wieder kommen, um Delphine nach seiner Heimat abzuholen.

Zwischen seinem Gehen und Kommen sollten nur wenige Monate mitten inne liegen.

Während dieser Zeit sollte kein Brief irgend eine Lebenskunde nach der einen oder andern Seite tragen.

Durwoord wollte als sein eigener Bote wieder kommen.

Delphinens gehobene, von innerer Befriedigung Zeugniß ablegende Stimmung hielt während Durwoord's Abwesenheit an.

Sie erwartete seine Wiederkehr mit einer gewissen Sehnsucht, da dieselbe mit einem Wendepunkte ihres Lebens, auf dessen Herannahen sie sich freute, identisch war.

Ein tiefes, aufrichtiges Wohlwollen für Arthur begann sich als

überwiegendes Gefühl in ihr festzusetzen — sah sie doch in ihm den Mann, der ihr Das vermittelte, wornach ihre Seele lange gelechzt.

Die drei Monate waren um — Durwoord sollte kommen.

Delphine zweifelte auch keinen Augenblick, daß er kommen würde.

Sie sah ihn landen, sie sah ihn wieder gehen, aber mit ihr — ein Gefühl unnennbarer Freude bewegte sie, als sie sich an seiner Seite dachte, als sie im Geiste den Fuß in das Fahrzeug setzte, das sie ihrer Umgebung entführen und nach einer fernen Erde tragen sollte, wo sie sich regen, ihre Thätigkeit einsetzen konnte, um etwas zu erringen, das ein fremdes, und ihr durch die Natur doch so nahe gelegtes Menschenleben entsühnen sollte — da tauchte wirklich in der Ferne ein Schiff auf, das sich Garotta immermehr näherte.

„Er kommt!“ sagte sich Delphine in zuversichtlicher Freudigkeit, und ein unwillkürliches Lächeln setzte sich um ihre Lippen fest, ihren Zügen einen eigenthümlichen, weichen Reiz verleihend.

Das Schiff steuert auf Garotta zu.

Delphine wendet kein Auge von demselben.

Sie denkt an den Tag, da Arthur Durwoord dem Sturme abgerungen worden, — welcher Abstand zwischen heute und damals; damals heulte der Sturm und das Meer warf seine Wogen über den Kirchhof von Garotta — heute glänzte die Sonne inmitten eines blauen Himmels, eine sanfte Brise fächelte die ruhigen Wellen. Damals hatte sie hoffnungslos, in Leid und Gram verfangen, an derselben Stelle gestanden, an welcher sie heute hoffnungsfreudig dem Kommen des Verlobten entgegenharrte.

Aber warum steht er nicht am Bug des Schiffes — warum sucht sein Auge nicht ebenso den Strand von Garotta, wie das Ihrige das Schiff, das ihn bringen soll?

Fröstelnd überfährt sie der Gedanke — der nächste Blick auf das Schiff zeigt ihr, daß auf dem Verdecke desselben ein aufgebahrter Sarg steht.

Ein Zittern überkömmt das noch vor einer Secunde so glückliche Mädchen, ihre Gedanken verwirren sich, stehen endlich still, während sich ihr Auge in den Sarg einbohrt.

So steht sie da, versteint, nur durch das Auge noch mit dem, was sie sieht, zusammenhängend.

Sie steht an der Stelle, wo das Schiff landet.

Delphine hört wie die Leute, welche mit dem Schiffe gekommen sind, den herzueilenden Einwohnern von Garotta sagen, daß sie eines Engländers Leiche brächten, der seinem letzten Willen nach in Garotta begraben sein wollte.

Sie hört die ganze, schreckliche Geschichte — hört, daß Arthur Durwoord, strotzend von Gesundheit in Triest angekommen, daselbst aber als erstes Opfer einer eben im Ausbruche begriffenen epidemischen Krankheit in wenigen Stunden zu Grunde gegangen.

Anfangs habe man keinen so traurigen Verlauf der Krankheit erwartet, und als die entsetzliche Wendung eintrat, die ihn binnen wenigen Stunden zur Leiche machen sollte, fielen seine Kräfte einer so plötzlichen Erschlaffung anheim, daß von einer förmlichen letztwilligen Verfügung keine Rede mehr sein konnte.

„Nach Garotta! nach Garotta!" war der einzige verständliche Ruf, den er, von unsäglichen Schmerzen gepeinigt, einigemal gewaltsam ausstieß, bis er einer gänzlichen Agonie anheimfiel.

Man verstand den Ruf des Sterbenden dahin, daß er in Garotta beerdigt sein wollte — wußten doch mehrere seiner in Triest lebenden Landsleute, daß er bei Garotta auf eine wunderbare Art dem Meere abgerungen worden.

In seiner Sehnsucht nach Garotta lag also nichts Wunderbares — der Sterbende fühlte sich eben nach dem Orte hingezogen, in dessen Nähe er erst kürzlich dem Tode abgekämpft worden.

Da auch die Aerzte sicherstellten, daß die Krankheit keine contagiöse, so war kein Grund vorhanden, den fragmentarischen letzten Willen des Verstorbenen nicht zur Ausführung zu bringen.

Arthur Durwoord's Leiche wurde eingeschifft, ein anglikanischer Geistlicher und einige in Triest ansässige Engländer gaben ihr über See das Geleite und brachten sie nach Garotta.

Delphine hörte das Alles erzählen, und obwohl sie dastand wie vom Blitz berührt, wie eine starre, leblose Statue, so verlor sie doch kein Wort davon.

Vernichtet in allen ihren Lebens- und Zukunftshoffnungen, der Verzweiflung in die Arme getrieben, nachdem sie kurz zuvor mit Träumen von Glück gespielt, dachte sie doch nicht an sich — ihr erster Gedanke, als sie überhaupt wieder zu denken vermochte, als sie zu sich kam und sich faßte, galt dem Todten.

Sie trat anfangs wankenden, dann festen Schrittes an den Sarg heran, der bereits auf festem Lande stand.

Sie nannte sich ruhig und fest, gegen den Schmerz kämpfend, der ihrer Kehle zuerst jeden Laut versagen zu wollen schien, die Verlobte Arthur Durwoord's, und ordnete die Uebertragung der Leiche nach dem Gasthofe an.

Von dort wurde sie nach dem meerumsäumten Kirchhof von Garotta getragen. — Arthur Durwoord's letztes Verlangen: „nach Garotta!" fand seine traurige, schmerzhafte Erfüllung.

Als der Leichenzug dahinschritt, schien Garotta der melancholischeste Ort auf Erden geworden zu sein. Nicht als ob der Himmel nicht blau, das Meer nicht spiegelglatt gewesen wäre; aber auf den Straßen hörte man nur Ausrufe des Bedauerns und der Theilnahme. Aus den Fischerhütten kamen die Leute hervor, ernst und traurig alle, die Frauen mit dunklem Bänderwerk, die Männer in ihren Sonntagsgewändern, und Alle schloßen sich als Leidtragende dem Zuge an, da sich die Familie Boldenhangen in der ganzen Umgegend lebhafter Sympathien erfreute.

Das Meer war weit zurückgetreten, und die warmen Sonnenstrahlen ließen den Kies der Dünen edelsteinartig erglänzen. Im Uebrigen war es aber traurig auf der Düne, still und öde lag sie da, und keine heiteren Gruppen tummelten sich auf ihr herum. Die Kinderschaaren, deren Lieblingsspielplatz sonst die Düne bei ebbendem Meere zu sein pflegte, hatten heute ein anderes Schauspiel, das sie anzog, und sie abhielt, sich wie sonst bis an den Hals in den warmen, weichen, feuchten Sand zu vergraben. Auch kein Badekarren war heute sichtbar und keine Fischerbarke, welche ihre Segel aufblähte, daß sie, von der Ferne aus gesehen, wie ein weißer Punkt erschien.

Fischer trugen den einfachen Sarg, hinter welchem, als die zunächst Leidtragende, Delphine einherschritt.

Man konnte nicht sagen, daß sie ernster und trauriger war als gewöhnlich — ihren marmorbleichen Zügen schien das Leid und der Kummer für immer so tief eingegraben, daß ein Mehr von Beiden da keine bemerkbare Veränderung mehr zuwege bringen konnte.

Jeder, der das blasse, trauernde Wesen sah, das da theilnahmslos für Alles, was dasselbe umgab, dem Sarge folgte, fühlte sich von der Erscheinung eigenthümlich angezogen. Delphine hatte, ohne eben schön zu sein, etwas Fesselndes in ihrem anspruchslosen Wesen. Die

schmerzhafte Resignation, welche den Grundton ihres Charakters bildete, verlieh ihrem Antlitz jenen durchsichtigen Glanz, der, von einer Welt geheimer Leiden erzählend, unwillkürlich einnahm.

Das Eigenthümliche der Situation bewirkte, daß selbst oberflächliche Lebemänner, die das Leben nur von der Genußseite nahmen und nach Garotta blos darum gekommen waren, um die kleinen Wunden, welche ihnen die Vergnügungen des Lebens geschlagen, in den weichen, linden Meeresfluthen vernarben zu lassen, von dem Schauspiele ergriffen waren, welches ihnen der einfache Leichenzug darbot. Der Ernst des Lebens trat ihnen, die mit dem Leben ein leichtes Spiel zu treiben pflegten, hier eben auf eine ergreifende Weise in den Weg, und die abgehärmten Züge eines Mädchens sprachen ihnen plötzlich und unerwartet von einer Welt des Elends, von welcher sie bisher keine Ahnung gehabt. Es war ihnen vielleicht nur halb klar, welches Trauerspiel vorläufig mit diesem Sarge, den man der letzten Ruhestätte zutrug, sein Ende erreicht, um in dem Herzen der Frau, die diesem Sarge folgte, eine ewige, schmerzhafte Fortsetzung zu finden — aber sie fühlten sich so ernst gestimmt, als ob sie die traurige Scene, deren zufällige Zeugen sie waren, selbst irgendwie berührt hätte.

So kam es, daß sich selbst der Gleichgiltigste dem Zuge der Leidtragenden anschloß, und mit diesen nach dem kleinen Friedhofe ging, der sich auf einem Hügel in unmittelbarer Meeresnähe befand.

Auf dem Friedhofe warf Delphine, ohne zu weinen, die erste Scholle auf den Sarg, den man in die Erde senkte.

Wie sie da mit starrer Miene dem Todten den letzten Liebesdienst erwies, heftete sich das Auge eines Mannes auf sie, der gleichfalls nur zum Vergnügen und zur Erholung nach Garotta gekommen war, und sich durch das, was er jetzt sah, aus seinem inneren Gleichgewichte eigenthümlich aufgerüttelt sah.

Der Mann, der sich den Dreißigern nähern mochte, hieß Donnerkeil, und war aus Wien nach Garotta gekommen, in dessen Fremdenbuche er als Privatier verzeichnet stand.

Welche Rolle er auch im Leben spielen mochte, man sah ihm den Lebemann auf hundert Schritte an.

Als solcher fühlte er sich, selbst nachdem er die ersten Eindrücke abgeschüttelt, durch das, was er gesehen und gehört, nachhaltig beengt und genirt. Er war nach Garotta gekommen um sich zu zerstreuen, zu erholen, und nebenbei auch zu unterhalten, und nun war diesen lebens-

lustigen Bestrebungen durch das im Seebade Erlebte ein peinlicher Dämpfer aufgesetzt worden.

Er mochte sich noch so sehr dagegen wehren, die traurige Staffage des Leichenzuges schwebte ihm unausgesetzt vor den Augen. Er konnte die Erinnerung an das in dumpfer Verzweiflung hinter dem Sarge des Engländers einherwankende Mädchen nicht von sich abschütteln.

Er sah ihre feinen, gramvollen Züge immer vor sich, er malte sich die ganze Erscheinung so lebhaft aus, daß er von einer eigenthümlichen Unruhe nicht frei zu werden vermochte.

Als ob er instinktartig gefühlt hätte, daß ihn ein rasches, gewaltsames Losreißen von dem Orte, an welchem er die Eindrücke, die er nicht bannen konnte, empfangen, am ehesten auf andere Gedanken bringen würde, so beschloß er, Garotta auf einige Tage zu verlassen, und einen Ausflug in die nächsten Umgebungen des Seebades zu unternehmen.

Fünf Meilen von Garotta entfernt liegen die Arsenikwerke von Amalfi, unter dem Volksnamen die Gifthütten weit und breit bekannt.

Nach den Gifthütten wollte er sich wenden, der Besuch von Amalfi verlohnte immerhin der Mühe.

Mit diesem Entschlusse steuerte er auf den Postwagen zu, der nur an gewissen Tagen zwischen Garotta und Amalfi verkehrte.

Aber als ob seinen Gedanken, die sich rastlos mit der trauernden Delphine befaßten, eine magnetische Anziehungskraft innegewohnt hätte, so trat Delphine plötzlich an den bereits zur Abfahrt gerüsteten Postwagen heran, und nahm, ohne ein Wort zu sprechen, von dem letzten Platze, der im Wagen noch frei war, Besitz.

Donnerkeil fühlte sich bei dem Anblick der in tiefes Schwarz Gekleideten, der er ja eigentlich hatte entfliehen wollen, von einem eigenthümlichen Gefühl beschlichen.

Er betrachtete sie mit tiefem Interesse, und schien jeden ihrer leidvollen Züge in sich aufnehmen zu wollen.

Und doch mahnte es ihn wieder, als ob er jetzt aussteigen und in Garotta bleiben sollte.

Seine Gefühle kämpften mit seinen Neigungen.

Er, der oberflächliche, auf Vergnügen und Unterhaltung fahndende Mann, sah sich hier einer tief und ernst angelegten, von Schwermuthschleiern umhüllten Gestalt gegenüber, welche der brennende

Finger des Unglücks berührt hatte. Es war ihm instinktartig zu Muthe, als müßte er sie, die einen vollen Gegensatz zu ihm zu bilden schien, fliehen, und doch fehlte ihm wieder der Wille, sie zu fliehen.

Er blieb, und der Wagen setzte sich gegen Amalfi zu in rasche Bewegung.

Was mochte wohl Delphine in den Gifthütten wollen?

Sie hatte diese Frage weder an sich gerichtet, noch hätte sie dieselbe beantworten können.

Ein dunkles Gefühl, als ob ihr dort das Heil werden sollte, das sie sonst in der Welt vergeblich suchte, trieb sie dahin.

Oft, wenn sie sich von den Schauern der Schwermuth besonders angeweht gefühlt hatte, war ihr der Gedanke an die Gifthütten gekommen.

Sie hatte diesen Gedanken aber immer wieder, so lockend er sich auch oft vor sie stellte, verworfen.

Die Gifthütten erschienen ihr als die letzte Instanz, wenn alles Andere fehlgeschlagen, und in dieser Beleuchtung hatten sie gar nichts Schreckliches für sie.

Eine Zeitlang hatte sie aber gar nicht mehr an sie gedacht — das war die Zeit, da sie an die Hoffnung auf Durwoord's Wiederkommen das Aufdämmern einer schöneren Zukunft knüpfte.

Jetzt aber war Alles unter ihr zusammengebrochen und die große Enttäuschung, deren Opfer sie war, schien ihr ein Wink, daß ihrem Ringen von vorne herein der Stempel der Hoffnungslosigkeit aufgedrückt sei.

Lebhafter als je traten ihr die Gifthütten vor das Auge, als sie den letzten Blick warf auf den unförmlichen Hügel, der Arthur Durwoord's eben aufgeworfenes Grab bezeichnete.

Mitten in ihrer Verzweiflung gewährte ihr der Gedanke an die Gifthütten von Amalfi einigen Trost.

Sie sah ihm immer fester und entschlossener in's Auge, und wie von einem unwiderstehlichen Zuge erfaßt, gab sie ihm nach und machte sich auf den Weg.

Die Reisenden saßen einander stumm gegenüber.

So gewandt Donnerkeil sonst auch sein mochte, hier fand er weder Stimmung, noch den Angriffspunkt, um eine Unterhaltung anzubahnen.

Oft war er nahe daran, eine Bemerkung zu machen, aber ein Blick auf Delphine schloß ihm wieder den Mund.

Die Letztere sah starr auf die Landschaft hinaus, gewiß ohne etwas von ihr zu sehen.

Es war unter diesen Umständen eine willkommene Abwechslung, als der Wagen in der Mittelstation Zenga hielt, wo die Pferde gewechselt werden sollten.

Zenga ist ein ärmlicher Ort, gegen dessen nicht immer saubere Hütten ein wie in absichtlicher Absonderung seitwärts stehendes Häuschen durch seine Nettigkeit vortheilhaft abstach.

Das durch sein freundliches, sauberes Aussehen sich von der übrigen Verkommenheit des Ortes günstig abhebende Haus mochte schon die Aufmerksamkeit manches Reisenden angeregt haben. Nicht immer war aber der freundliche Posthalter so rechtzeitig und bereitwillig mit der Aufklärung bei der Hand, wie heute, da Donnerkeil frug, wer da wohne?

Der Posthalter zog mit einem gutmüthigen Lächeln sein Käppchen und sagte:

„Wenn die Herrschaften nicht allzusehr mit der Zeit geizen und es sich gefallen lassen wollen, auf zehn Minuten in meinen Garten zu treten, so kann ich Ihnen wohl sagen, was es mit dem Hause für ein Bewandtniß habe. Die Pferde sind ohnehin eben erst vor einer Stunde sehr echauffirt von Amalfi zurückgekommen, und die Herrschaften werden nur Nutzen davon haben, wenn wir die abgehetzten Thiere noch ein wenig ausschnaufen lassen. Seit einigen Tagen ist der Fremdenzug nach Amalfi so stark, daß wir zu den Aushilfsgespannen greifen müssen und selten ein paar Pferde ruhig im Stalle stehen haben, zumal wir derselben nicht zu viele halten, weil im Winter die Route wenig befahren wird.“

Donnerkeil und die übrigen Reisenden waren mit dem Vorschlage des freundlichen Postmeisters einverstanden und folgten ihm in den Garten.

Delphine wäre theilnahmslos neben dem Wagen stehen geblieben, wenn sie nicht sowohl der Postmeister als Donnerkeil auf die zuvorkommendste Art genöthigt hätten, mitzugehen.

Mechanisch schloß sie sich der übrigen Gesellschaft an, welche um einen einfachen Gartentisch Platz nahm.

„Damit wir auf das Haus zurückkommen, das den Herrschaften vorhin aufgefallen ist,“ sagte der Posthalter, „so muß ich bemerken, daß es gleichsam ein Castell ist, dem übrigen Orte zum Trotze hinge-

setzt. Die Bewohner des netten Häuschens wohnten früher mitten im Dorfe, bis sie eine traurige Familiengeschichte aus der Mitte der Nachbarn heraustrieb und sie gewissermaßen nöthigte, in stolzer Isolirung ihr Heil zu suchen. Sie hätten freilich ganz fortgehen können — aber dazu waren sie wieder zu stolz, und zogen es vor, in unangreifbarer Selbstständigkeit den Vorurtheilen, die sich gegen sie erhoben hatten und ihrem Namen einen Makel anklebten für alle Zeiten, Trotz zu bieten.

Wir wollen die Geschichte der Familie Würfel, welche der Postmeister nun ausführlich erzählte, in wenige Worte zusammenfassen.

Die Familie Würfel bestand aus drei Personen: Vater, Mutter und Sohn. Der Letztere war Soldat und mit Urlaub zu Hause. Er sollte ein Mädchen heiraten, das er liebte, und die alte Würfel wollte ihm in die Wirthschaft ein nettes Sümmchen mitgeben, welches sie, Kreuzer zu Kreuzer legend, in fünfundzwanzig Jahren erspart hatte. Der alte Würfel galt allgemein für einen wohlhabenden Mann, und er war es auch in Wirklichkeit bis vor Kurzem gewesen. Die bewegten Zeiten hatten ihn jedoch zu oft in's Wirthshaus getrieben, zumal er Gemeindevorsteher war und einen Ehrgeiz darein setzte, sein Licht vor den Bauern leuchten zu lassen, indem er ihnen die Nachrichten, welche die Zeitungen brachten, erläuterte. Anstatt zu pflügen und zu ackern, führte Würfel in den Wirthshausconventikeln das große Wort, und die Folge davon war, daß er in seinem Wohlstande zurückging und Schulden machte. Doch gelang es ihm immer noch, die Frau über seine mißlichen Vermögensverhältnisse zu täuschen; er schämte sich, sich ihr zu entdecken, obwohl er wußte, daß sie ihm helfen konnte, wenn sie ihr Erspartes hergeben würde. Aber wie hätte er ihr gestehen sollen, daß er sein Hab und Gut verwüstet habe, während sie ihrem Sohne mit blutiger Arbeit eine Hütte zu bauen bemüht war?

So standen die Sachen, als ein Jugendfreund Würfel's, der sein Anwesen in einem anderen Dorfe verkauft hatte und sich mit der Absicht trug, in die Gegend zu übersiedeln, in der Würfel wohnte, diesem tausend Gulden schickte, damit er ihm eine Wirthschaft, die öffentlich feilgeboten werden sollte, ankaufe.

Mit Hilfe dieser tausend Gulden befriedigte Würfel diejenigen Gläubiger, die am meisten drängten, sah sich aber alsbald einer neuen Verlegenheit preisgegeben, als sein Freund, nachdem es mittlerweile von dem öffentlichen Verkaufe der Wirthschaft, die er in's Auge gefaßt,

sein Abkommen erhalten hatte, die ihm anvertrauten tausend Gulden von ihm zurückverlangte.

Würfel wußte, daß seine Frau gerade tausend Gulden erspart habe, und er beschloß, sich dieser Summe insgeheim zu bemächtigen.

Er führte sein Vorhaben in der Nacht aus, nachdem er vorher erklärt hatte, daß er am nächsten Tage in Geschäften über Land müsse.

Da er in einer Kammer über der Wohnstube schlief, so war es ihm leicht, sich, sobald er Frau und Sohn schlafend wußte, in den Garten zu schleichen, und aus diesem in das gegen den Garten hinausgehende Schmuckzimmer der Familie einzudringen, in welchem der Bettvorrath des Hauses, und in einem Kasten wohl verwahrt, auch das Ersparniß seines Weibes ruhte.

Würfel leitete Alles so geschickt ein, daß man glauben mußte, es sei ein Einbruch von Außen geschehen. Er kehrte dann vorsichtig in seine Schlafstube zurück und ließ sich, obwohl er kein Auge schloß, zum Scheine von seiner Frau wecken, die erst einige Stunden nach seinem Fortgehen, als sie ein Geschäft in die Zierstube führte, die Entdeckung machte, daß sie bestohlen worden sei.

Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, schickte sie den Sohn zu Gericht, damit er die Anzeige mache und dort die Buchstaben und Nummern der Banknoten deponire, die ihr entwendet worden waren, und die sie sich stets angemerkt hatte.

Der Bauer, dem Würfel die tausend Gulden, die er seinem Weibe entwendet, übergeben hatte, las zu seinem Schrecken die Nummern der Banknoten in dem Amtsblatte publicirt. Er eilte, Würfel zur Rede zu stellen, stieß aber auf dessen Sohn, welchem gegenüber er Würfel des Diebstahls beschuldigte. Der junge Würfel durchblickte und combinirte die Sache sofort, und faßte den edelmüthigen Entschluß, sich zu dem Diebstahle zu bekennen. Er eilte zu Gericht, gab an, daß er sich durch Freunde zu einem ausschweifenden Leben habe verleiten lassen, und sich schließlich keinen anderen Rath gewußt habe, als seine Mutter zu bestehlen. Jetzt treibe ihn aber die Reue zu dem Geständnisse. In einem Briefe, den er der Mutter zurückgelassen, hatte er ihr den wahren Sachverhalt enthüllt und sie gebeten, ihn in seinen Bemühungen, die Ehre des Vaters zu retten, zu unterstützen. Die Mutter schwankte lange, ob sie den Sohn oder den Gatten opfern sollte, und entschloß sich erst nach hartem Seelenkampfe, den edlen Absichten ihres Sohnes nicht entgegenzuarbeiten. Sie befahl förmlich ihrem Gat=

ten, der in der ersten Aufwallung, nachdem er den von seinem Sohne zurückgelassenen Brief gelesen hatte, zu Gericht gehen und der Wahrheit die Ehre geben wollte, dem Sohne in Nichts zu widersprechen. Aber das Gefühl siegte im entscheidenden Augenblick über den Wunsch der Frau. Als der Richter, der den alten Würfel als Zeugen vorgeladen hatte, nach beendetem Verhör die Frage an ihn richtete, ob er seinen Sohn, der in der Untersuchungshaft bleiben müsse, bis die Militärgerichte über ihn verfügt, noch einmal sehen wolle, antwortete Würfel mechanisch: „Ja."

Die Scene, die sich zwischen Vater und Sohn entwickelte, war ergreifender Natur und endete tragisch. Der alte Mann schloß, als er seines Sohnes ansichtig wurde, die Augen, und als er sie aufschlug und dem demüthig bittenden Blicke seines Sohnes begegnete, stöhnte seine Brust auf im krampfhaften Schluchzen, er öffnete seine Arme, umschloß seinen Sohn und drückte ihn mit wilder Leidenschaft an seine Brust, indem er rief: „Er ist unschuldig — mein Sohn hat sich nur angeklagt, um seinen Vater zu retten — glaubt seinen Worten nicht!"

Der Sohn wollte widersprechen — der Alte aber schrie: „Nein — nein, Gott würde mir keinen ruhigen Augenblick mehr geben, wenn ich dieses Opfer kindlicher Liebe annähme, ich will kein junges, unschuldiges Leben zerstören — hören Sie es, Herr Richter, dieser junge Mensch ist unschuldig, ich allein bin der Verbrecher!"

Seine Kraft war erschöpft. Indem er auf den Richter zuschritt, um sich ihm gleichsam als Gefangenen zu übergeben, brachen seine Kniee und er sank zusammen.

Einige unverständliche Worte, einzelne vergebliche Versuche, sich durch Blicke oder Winke mitzutheilen — dann wenige schwere Athemzüge und der alte Mann stand vor einem höheren Richter, vor dem Ewigen.

„Der junge Würfel," schloß der Posthalter seine Erzählung, die wir hier in kurzen Umrissen wiedergegeben haben, „wurde einstweilen seiner Haft entlassen und kehrte betrübt nach Zenga zurück. Wohl kehrte die Freude bald wieder in das Haus der so schwer Geprüften zurück, denn das Mädchen, das der junge Würfel liebte, trat in die Familie ein, und führte an der Seite des schuldlosen und schuldlos gesprochenen Gatten das glückliche Leben einer jungen Hausfrau. Der junge Würfel und seine Mutter aber konnten bisweilen nur mühsam ihre Thränen zurückhalten, wenn sie dessen gedachten, den sie so sehr geliebt, und

dessen Tod sie gleichwohl nicht betrauern mochten, an dessen Schuld sie die schroffe Haltung, welche das ganze Dorf gegen sie annahm und aufrecht hielt, ununterbrochen mahnte. Die Leute sprachen von den Würfel's nicht anders, als mit dem Beisatze des Criminals; in ihre nie angefochtene Redlichkeit sich hüllend, sahen sie auf die Familie, die einmal in eine peinliche Untersuchung verflochten gewesen und ein schuldiges Haupt in ihrer Mitte gehabt, mit greifbarer Geringschätzung herab. Die jungen Leute wichen dem Würfel aus, keine Hausfrau schloß sich an sein Weib an, ja Alles, was früher befreundet gewesen, zog sich schroff zurück. Empört durch dieses Benehmen beschloß Würfel aus dem Kreise dieser im Vorurtheil befangenen Menschen zu scheiden, ohne sich jedoch räumlich von ihnen zu entfernen. Er wollte ihnen blos beweisen, wie sehr er ihre Vorurtheile verachte, und wie wenig er ihrer selbst bedürfe. Er baute sich dieses isolirte Haus, in welchem er nun lebt und wirthschaftet, sich um die Umgebung und deren Bewohner, in deren Munde er noch immer der Criminalist heißt, nicht kümmernd."

Donnerkeil glaubte wahrgenommen zu haben, daß die Erzählung des Postmeisters einen gewissen Eindruck auf Delphine gemacht habe. Unwillkürlich kam ihm bei der tiefen und aufrichtigen Theilnahme, welche ihm das Leiden des jungen Mädchens einflößte, der natürliche Gedanke, aus dem Gehörten Consequenzen zu ziehen, welche ausgesprochen, einen wohlthätigen Einfluß auf die Trauernde üben, und ihrem Kummer einen Ableiter bieten könnten.

Sagte ihm doch Alles, was er bisher von Delphine gehört und gesehen, daß er es da mit einer edlen und tiefen, sensitivartig angelegten, ungemein empfänglichen und feinfühlenden Natur zu thun habe, und ihre Erscheinung, das geisterhaft stille, verschlossene Wesen ihres Schmerzes, die Art, wie sie diesen trug, trugen dazu bei, ihm eine ungewöhnliche Seele vermuthen zu lassen.

Nicht ohne Absicht, aber ohne scharfe Betonung sagte er, als die Gesellschaft wieder ihre Sitze im Postwagen eingenommen, und der letztere sich in Bewegung gesetzt hatte:

„Hier, auf dem Gebiete, auf das uns des Posthalters Erzählung einen Blick thun ließ, wäre edlem Frauenwirken ein unabsehbares Terrain geboten. Wir haben gesehen, wie das Vorurtheil eine in ihren einzelnen Individuen zumeist ehrenhafte Familie in gänzliche Isolirung bannt. Weil diese Leute von einem harten Verhängniß gestreift wurden,

weil ein Glied der Familie eine Schuld, das andere einen Verdacht auf sich geladen, welche Schuld und welcher Verdacht die Intervention des Strafgerichtes hervorriefen: so ist die ganze Familie für Lebenszeit verfehmt, und in Acht und Bann gethan. Sie muß sich auf sich selbst beschränken, sich in sich selbst zurückziehen. Es ist ein Glück, daß sie es kann, daß sie den Muth und die Selbstachtung hat, dem Vorurtheil zu trotzen, daß sie die Mittel hat, sich unabhängig behaupten zu können. Aber fassen wir die tausend Fälle in's Auge, in denen diese Mittel nicht vorhanden sind, — welch' ein elendes Leben haben diese verfehmten Leute dann zu führen. Das Wort: „Der Vater oder der Bruder, oder der Sohn ist im Criminal" genügt, um die ganze Familie in die gesellschaftliche Acht zu thun. Niemand will freiwillig etwas mit Leuten zu thun haben, die einen Angehörigen im Criminal haben oder hatten. Alle Welt scheut und meidet sie wie das Feuer, zieht sich von ihnen zurück, flieht ihre Berührung wie den Pesthauch. Man duldet sie kaum in einer Wohnung, beschimpft sie bei allen Anläßen, überwacht sie mißtrauischen Auges, und wenn sie um Arbeit bitten, so finden sie taube Ohren — denn ihr Verwandter ist oder war im Criminal, wer bürgt also für ihre Rechtlichkeit? Sie können ja ebenso schlecht sein, wie ihr Verwandter! Und denken wir uns nun Kinder, deren Ernährer und väterlicher Schützer im Gefängnisse sitzt. Die Schande des Vaters wird zum Brandmal auf der Stirn des unschuldigen Kindes, welches auf jedem Schritte sich von dem unheimlichen Worte umschwirrt sieht: „Dein Vater ist ein Verbrecher." Das Verbrechen des Vaters wird dem Kinde zum Fluche für's ganze Leben, von dem es sich nie wieder loszumachen vermag. Verwahrlosung ist des unglücklichen Kindes Erbe — es wächst in entsetzlicher Verwilderung heran, weil Niemand etwas mit dem Kinde des Verbrechers zu thun haben mag. So von aller Welt gehöhnt, verachtet und mit Füßen gestoßen wird es mit Gewalt auf die Laufbahn gedrängt, die den Vater in den Kerker geführt! Hier nun wäre ein Terrain für edle, höhere Frauenarbeit — hier könnten sich Frauen, die den Beruf in sich fühlen, wohlthätig auf Andere einzuwirken, deren Erbe die Verwahrlosung ist, Frauen, die das Schicksal vielleicht selbst einsam hingestellt hat, ein unsterbliches Verdienst erwerben! Wie manche edle Frauennatur geht in schwerem Schmerze, in unheilbarem, von Niemandem verstandenen und getheilten Kummer langsam zu Grunde, während sie hier in der Liebe, die sie über das Unglück und die Verzweiflung ausgöße, einen wohl-

thätigen Ableiter für ihren eigenen Kummer, einen vollen Lebensinhalt und Lebenshalt finden könnte."

Donnerkeil hatte mit Feuer gesprochen, weil ihn der Gegenstand selbst innerlich erwärmte, und weil es ihm darum zu thun war, zu überzeugen und Eindruck zu machen.

Seine Worte waren auch nicht am Ziele vorbeigeschossen, sie hatten die trauernde Delphine aus der grenzenlosen Apathie ihres Schmerzes aufgerüttelt.

Es lag so viel Wahres, Ergreifendes in Donnerkeil's Bemerkungen, daß es in Delphinen's Seele aufleuchtete, wie von einem Funken, der die richtige Stelle getroffen und gezündet.

Je länger Donnerkeil sprach, je feuriger er die Sache führte, für die er plaidirte, desto klarer wurde es auch in Delphinen's Seele, desto weiter in den Hintergrund trat der Gedanke an die Gifthütten, mit dem sie sich vorhin fast ausschließlich beschäftigt hatte.

Sie heftete ihr großes, schönes Auge in einem vollen Blicke auf Donnerkeil; von einer Bewegung ergriffen, der sie nicht zu widerstehen vermochte, berührte sie seine Hand, und sagte lebhaft:

"Ich danke Ihnen, mein Herr!"

Donnerkeil fühlte sich wohl höchlich geschmeichelt, keineswegs aber überrascht durch Delphinen's Gebahren.

Es freute ihn im Herzen, daß er hier wohlthätig in die Entwicklung und Zukunft eines Lebens eingegriffen, und ein gutes Werk gestiftet.

Er betrachtete Delphine kaum mit geringerem Interesse, als dasjenige war, das sie für den Mann empfand, der ihrem ganzen Denken und Fühlen eine andere Richtung gegeben, und sie von einer That zurückgehalten, die sie wohl nie klar gedacht, die sie aber doch mit ihren Gedanken gestreift, als es sie nach den Gifthütten gezogen hatte.

Als ob es mit einem Male Licht in ihrer Seele geworden wäre, so dachte sie wieder an das Leben, wie sie früher nur an das Sterben gedacht.

Ein Leben für Andere dünkte ihr erträglich, während ihr ein Leben für sich unerträglich geschienen.

Ja, sie sah in diesem Leben zum Besten Anderer sogar einen Weg der Sühne für eine Schuld, die nicht die ihre, für eine That, die nicht sie begangen, die sie aber doch nichtsdestoweniger auf ihrem Leben lasten fühlte.

Donnerkeil sprach nichts mehr, sondern betrachtete stumm das Mienenspiel Delphinen's, welches gewissermaßen ein Spiegel dessen war, was in ihr vorging.

Und wie er sie ansah, so sagte er sich im Stillen, daß sie schön sei, und daß das Schicksal unverzeihlich daran gethan, daß es ihr die Schwingen gebrochen.

Er fühlte sich sogar von einer eigenthümlichen Wehmuth beschlichen, als der Postwagen in Amalfi hielt und Delphine ausstieg.

Er wäre gern bei ihr geblieben, mit ihr gegangen, aber er fühlte das Indiscrete, sich ihr in der Lage und Stimmung, in welcher sie sich befand, aufzudrängen, und so lüftete er denn artig zum Scheidegruß den Hut, und ließ Delphine ihres Weges gehen.

Diese stand eine Weile unschlüssig da.

Was wollte sie jetzt noch in den Gifthütten?

Bei der Wandlung, die mit ihr vorgegangen war, hatten die Gifthütten ihre ganze frühere Bedeutung für sie verloren.

Und doch zog es sie wieder hin wie zu einem Orte, der keine Macht mehr über sie hatte, und dessen schaurigen Geheimnissen in's Auge zu schauen es sie doch drängte.

Hatte sie bis zu dem Augenblick, wo Donnerkeil's Worte ihr eine neue Zukunftswelt eröffnet hatten, auf die Gifthütten wie auf den letzten Tröster und die letzte Lebensstation hingeblickt, hinter welcher es nichts mehr gab als ewige Ruhe, so wollte sie auch jetzt, wo sie anderen Sinnes geworden, die Stätte aufsuchen, die noch kurz zuvor die Bedeutung des letzten auszuspielenden Trumpfes für sie gehabt.

Sie ging nach den Gifthütten von Amalfi einen Weg, den rings die üppigste Vegetation umgab.

Die Hügel waren mit Reben besetzt, nichts ließ die Nähe der schauerlichen Hütten ahnen.

Da — bei der schroffen Wendung, die der Weg machte, schien alles Leben in der Natur mit einem Male zu stocken.

Das fruchtbare Land war wie abgeschnitten, und machte einer kahlen, ausgebrannten Haide Platz, auf welcher in trauriger Vereinsamung einige verkrüppelte Birken und Zwergfichten standen.

Kein Fruchtbaum war zu schauen, keines Vogels Lied ertönte hier; eine dicke, schwer einzuathmende Luft lagerte über der Gegend, und schien gegen das Aufkeimen eines wie immer gearteten Lebens ein kategorisches Veto einzulegen.

Je mehr man sich den Gifthütten näherte, desto öder und kahler wurde der Landstrich, desto unangenehmer machte sich die verpestete Luft bemerkbar.

Es war nicht anders, als ob selbst die Sonne auf diesen verfehmten Fleck minder hell herabschiene.

Nur wenn man den Blick in die Ferne schweifen ließ, stieß man auf eine grüne Umsäumung, und konnte die Grenze erkennen, bis zu welcher die Aushauchungen der Gifthütten ihren, alle Vegetation ertödtenden Einfluß geltend machten.

In weiter Ferne erst begann sich der hier kahle Boden in saftigere Farben zu kleiden, an die Stelle der verkommenen Zwergpflanzen traten wieder schöne, starke Bäume, und der warme Sonnenschein lag über grünen Hügeln, die zu diesen ausgedorrten Höhen einen erquickenden Gegensatz bildeten.

Delphine betrat die Gifthütten, welche durch einen über der Eingangsthüre angebrachten Todtenkopf markirt waren.

Sie kam an der Wohnung des Oberbrenners und an den Giftfängen, dunklen Kammern, an deren Wandritzen ein weißer Niederschlag sichtbar war, vorüber, und trat in die Magazine ein, in welchen die gewonnenen Arsenikmehle aufgestapelt lagen.

In allen Räumen lagen massenhaft todte Fliegen umher, welche die hier herrschende Hitze ausgebrütet, und der Giftdampf getödtet hatte.

Arbeiter in Ledertracht, zum Theil mit Masken vor dem Gesichte, durchstreiften die Räume.

Delphine sah das schneeweiße Arsenikmehl hier centnerweise liegen, und dachte daran, daß sie eigentlich mit dem Vorsatze nach Amalfi gefahren war, sich insgeheim während ihres Besuches in den Gifthütten ein Atom von diesem Gifte anzueignen.

Wie sie so dastand, fühlte sie sich sanft an der Schulter berührt und als sie sich, aus ihren Gedanken aufgescheucht, umwandte, sah sie Donnerkeil in die Augen, der sie grüßte, und mit ungewöhnlicher Hast zu ihr sagte:

„Sehen Sie jene junge Dame?“

„Die in tiefes Schwarz gekleidet ist?“ gegenfragte Delphine.

„Dieselbe! Sie hat ein Stückchen Arsenik entwendet!“

Delphine wurde bleich, und hielt nur mit großer Mühe den Schrei zurück, der ihr schon auf der Lippe schwebte.

Donnerkeil fuhr fort:

„Ich habe bemerkt, wie sich diese Dame immer von der übrigen Gesellschaft zu isoliren suchte, und beschloß, sie nicht aus den Augen zu verlieren. Es gelang ihr, die Erste hier einzutreten; ich sah aus dem benachbarten Raume, wie sie sich scheu umsah, und dann in der Meinung, daß es Niemand bemerke, etwas von dem Gifte wegnahm. Sie that es in ein Papier, und verbarg es an ihrem Busen. Es kann nichts Gutes sein, was die Dame im Schilde führt, und sie darf den Arsenik nicht behalten. Ich wollte anfänglich einen der Beamten darauf aufmerksam machen; das hätte jedoch Aufsehen verursacht, und so fiel mir ein, Sie in's Vertrauen zu ziehen. Sie können das Gift leicht von der Dame zurückerhalten. Auf diese Art schonen wir sie, und verhüten zugleich ein Unglück. Uebernehmen Sie die Mission, der Dame in Trauer das Gift abzunehmen?"

Delphine nickte in stummer Bejahung mit dem Kopfe.

Welche Gefühle bewegten sie! Sie selbst war hierher gekommen in der Absicht, das auszuführen, was jetzt eine Andere, die vielleicht ebenso unglücklich war wie sie, in's Werk gesetzt.

Und sie sollte dieser Anderen das Gift abnehmen, nach welchem sie, wenn Donnerkeil nicht gewesen wäre, selbst verlangend die Hand ausgestreckt hätte!

Und dieser Donnerkeil, dieser Fremde, der sie bis dahin nur vom Sehen gekannt, dessen Namen sie kaum gewußt, welch' einen eigenthümlichen, geheimnißvollen Einfluß übte er hier auf mehrere Menschenleben!

Nachdem er sie selbst von ihren düsteren Entschlüssen abgebracht und dem Leben wieder gegeben hatte, trat er an sie heran mit der Aufforderung, ein anderes Leben zu retten, welches in ähnlicher Bedrohniß schwebte.

Delphine faßte die Dame in's Auge, auf welche Donnerkeil, der sich inzwischen wieder entfernt hatte, ihre Aufmerksamkeit in so eindringlicher Weise gelenkt hatte.

Sie war eine königliche Erscheinung, schlank und hoch von Wuchs, schön von Antlitz, aber auch ebenso bleich und abgehärmt als schön.

Wenn man sie ansah und wußte, daß sie heimlich Gift entwendet, so war man auch über den Zweck dieses Diebstahls im Klaren.

Delphine zögerte keinen Augenblick, an die ihr fremde Dame heranzutreten.

Sie wollte ohne Umschweife auf ihr Ziel losgehen, und der

Ueberraschten und Ueberrumpelten jede Möglichkeit, zu leugnen, abschneiden.

Delphine berührte leise den Arm der Fremden, und als diese ihr überrascht das Antlitz zuwendete, sagte sie:

„Zu welchem Zwecke haben Sie das Gift zu sich genommen, Fräulein?“

Die so Angesprochene erbleichte und zitterte.

Sie war nicht im Stande zu antworten, sondern senkte stumm den Blick zur Erde.

„Geben Sie mir das Gift!“ sagte Delphine sanft, ihren Arm in jenen der Verstörten legend.

Diese sah sie an mit einem unsäglich schmerzlichen und dabei flehenden Blicke, und flüsterte:

„Lassen Sie es mir — ich bitte Sie inständig — lassen Sie es mir und schweigen Sie!“

„Ich kann nur dann darüber schweigen, wenn Sie es mir geben!“ lautete Delphinen's entschiedene, aber in mildestem Tone gesprochene Antwort. „Und Sie werden es mir geben!“

„Ich kann es Ihnen nicht geben! Ich müßte dann noch schlimmer enden, als wenn ich das Gift mit mir nähme. — Denn schlimmer als der Tod ist das Ende im Irrenhause!“

Delphine ließ einen Blick voll warmer Theilnahme auf der Unglücklichen haften, und bemerkte dann bewegt:

„Sie wollen sterben?“

Die Andere nickte in lebhafter Bejahung mit dem Kopfe.

„Sehen Sie mich an!“ nahm Delphine wieder das Wort. „Ich war vor wenigen Stunden noch in derselben Lage und auf demselben Punkte wie Sie. Auch ich wollte sterben, weil ich sterben zu müssen glaubte, um einem namenlosen Unglück zu entgehen. Auch ich kam hieher mit dem festen Entschlusse, Arsenik zu rauben, und —“

„Und?“ stammelte die Dame in Trauer, und sah Delphine, welche einen Augenblick inne hielt, gespannt an.

„Und jetzt habe ich mich selbst so weit überwunden, daß ich Sie retten kann!“

„Mir ist nicht zu helfen!“ stammelte die Andere, traurig mit dem Kopfe schüttelnd. „Ich trage schreckliche Erinnerungen mit mir herum — zumeist die Erinnerung an ein selbstverschuldetes Elend — dann —“

Delphine ließ sie nicht ausreden.

„Umsomehr müssen Sie leben, um das selbstverschuldete Elend zu sühnen!“ rief sie lebhaft ihr in's Wort fallend. „Mich trieb eine fremde Schuld zur Verzweiflung — aber ich habe diese Verzweiflung bezwungen, und werde es versuchen, durch mein Leben ein anderes zu entsühnen! Um wie viel mehr müssen Sie leben, da Sie sich selbst zu entsühnen haben!“

„Ich kann nicht leben mit dieser Vergangenheit — mit diesen Erinnerungen!“ schluchzte die Andere, aber eben das leidenschaftliche Weinen verrieth Delphine, daß es ihren Worten schon gelungen war, die Unglückliche in ihrem Vorsatze wankend zu machen.

„Wir werden leben!“ flüsterte Delphine sanft, „und wenn Sie mit mir gehen wollen, werde ich Ihnen zeigen, wie man das Leben ertragen kann, auch wenn man unglücklich und in Verzweiflung ist. Wollen Sie sich mir anvertrauen?“

Delphinen's Blick haftete so weich und flehend auf der Unglücklichen, und es lag so viel Lockendes und Anziehendes in diesem Blicke, daß es kein Wunder war, wenn man sich ihm gefangen gab.

„Ich will hören, was Sie mir zu sagen haben!“ stammelte die durch Delphinen's Wort und Blick schon halb und halb Bezwungene.

„Ich habe Ihnen jetzt nichts zu sagen,“ bemerkte Delphine. „Ich will Sie nur leben lehren, wie man mich selbst eben erst leben gelehrt hat! Ich will Ihrem Leben einen Inhalt geben, wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen — aber der Anfang meiner Führerschaft beruht eben darin, daß ich darauf bestehen muß: geben Sie mir das Gift!“

Mit dem Widerstande war es auf Seite der Unbekannten zu Ende; sie gab sich Delphinen gefangen, und griff, wenn auch zögernd, nach dem Busen, um das Gift da zu Tag zu fördern und es in Delphinen's Hände zu legen.

Diese nahm es mit einem zufriedenen Lächeln, streute es auf den Boden, warf das Papier weg, ergriff dann die Hand der Fremden und frug diese im herzlichsten Tone:

„Sie sind allein?“

Als die Befragte bejahte, fuhr Delphine fort:

„Ich bin es auch! Dann hindert uns nichts, daß wir diese Hütten, welche wir vereinzelt betreten haben, zusammen verlassen, um uns,

für eine Zeit wenigstens, nicht zu trennen — für so lange mindestens, bis ich Ihnen gezeigt habe, wie man dem einfachsten Leben Inhalt und Schwung geben kann, und bis Sie sich darüber klar geworden sind, ob Sie einem solchen Leben, wie ich es Sie lehren will, Geschmack abzugewinnen vermögen."

„Ich will mit Ihnen gehen!" sagte die Andere tonlos.

„Dann müssen Sie mir auch sagen, wie ich meine neue Freundin nennen soll!" meinte Delphine schmeichelnd.

„Ich heiße Genovefa — Genovefa Vanstraten!"

Ein leises Zucken spielte um die Lippen des Mädchens, als sie den letzten Namen aussprach.

„Wohlan denn, so kommen Sie mit mir, Genovefa!" flüsterte Delphine, und legte ihren Arm in jenen Genovefa's.

Die ganze Gesellschaft, welche die Arsenikhütten besichtigte, hatte sich jetzt in einem und demselben Raume zusammengefunden, und der Zufall wollte es, daß der Director, welcher bisher den Cicerone der Gäste gemacht, zu einem dringenden Geschäfte abgerufen wurde.

„Das Interessanteste haben wir gesehen," sagte der Director, sich von seinen Gästen verabschiedend, „und für die kleine Partie, die noch der Besichtigung werth ist, will ich den Herrschaften einen Führer an die Seite geben, der schon an und für sich interessant ist. Wir nennen ihn nur den Invaliden der Gifthütten, obgleich er wenig über dreißig Jahre alt ist. Er gehört zur feinen Gesellschaft, und war ein sehr gebildeter und besonders sprachgewandter Mann. Jetzt freilich ist seine ganze frühere Intelligenz wie weggeblasen. Der Mann muß ein ungemein abenteuerliches Leben geführt, und namentlich den Sicherheitsbehörden geheime Dienste geleistet haben. Zuletzt compromittirte er seine Behörde durch ein unvorsichtiges Benehmen, und man entließ ihn; er trieb sich plan- und bestimmungslos in der Welt umher, und fand zuletzt hier in den Gifthütten eine Versorgung in einer ziemlich untergeordneten Stellung. Hier war er nicht sehr lange, als ihn ein entsetzliches Unglück traf. Er scheint sich die Vorsichten, die man in gewissen Räumen dem Gifte gegenüber in Anwendung bringen muß, nicht sehr zu Gemüthe geführt zu haben; wir vermuthen wenigstens, daß er Giftdämpfe in großer Quantität eingeathmet habe. Seitdem ist er zu einem unförmlichen, angeschwollenen, contracten Klumpen geworden, als welcher er sich dort eben heranwälzt."

In der That wurde in der Ferne eine wahre Jammergestalt sichtbar, die sich mühsam heranbewegte.

Einzelne Körpertheile hatten einen unnatürlichen Umfang, andere, wie das Rückgrat, welches sich in einem Halbbogen nach vorne krümmte, so daß Hals, Rücken und Kopf eine Parabel beschrieben, waren verkrümmt, andere ganz contract und unfähig, irgend welche Dienste zu leisten.

Die Gesellschaft betrachtete den Invaliden mit gemischten Gefühlen; Genovefa aber stieß einen gellenden Schrei aus, sobald sie ihn erblickte, und mit Gewalt sich an ihre neugewonnene Freundin anklammernd, stöhnte sie:

„Kommen Sie — kommen Sie fort von hier — ich beschwöre Sie darum — kommen Sie — er ist es!"

„Was haben Sie, Genovefa?" fragte Delphine erschreckt und theilnehmend, indem sie sich bemühte, die am ganzen Leibe zitternde Freundin aufrecht zu erhalten.

„Nur fort von hier — draußen auf dem Wege zu Ihrer Wohnung will ich Ihnen Alles anvertrauen — jetzt genüge Ihnen nur zu wissen, daß er es ist — der böse Genius unseres Hauses und die Nemesis zugleich, die uns ereilt — er, der mich und meinen armen Vater elend gemacht — der meinen armen Vater in Wahnsinn und Tod gejagt hat! Wie entsetzlich ist doch das Ende dieser ganzen Geschichte — wie hat sich Alles gerächt an uns und auch an ihm — o kommen Sie, Delphine, kommen Sie fort von hier!"

Delphine führte die wankende Freundin hinaus, und wie sie den Saal durchschritten, um das Freie zu erreichen, hörten sie, wie der Director den Invaliden der Gifthütten der Gesellschaft mit den Worten vorstellte:

„Hermann Groschen, auch Mardyk genannt, wird die Ehre haben, die Herrschaften weiter zu führen!"

„Mardyk," stammelte Genovefa verstört, „haben Sie gehört — Mardyk!"

Der Invalide hatte inzwischen die beiden fliehenden Damen erblickt — er faßte sie in's Auge und schien die eine derselben zu erkennen — ein dumpfer Ausruf entfuhr ihm — er wollte eine rasche Bewegung machen, um ihnen zu folgen — aber seine Füße trugen ihn nicht weiter — er war ja der Invalide der Gifthütten — er konnte nur langsam kriechen — und so mußte er sich begnügen, den rasch ent-

schwindenden Frauen nachzusehen, und dann, während sich eine außerordentliche Verstörtheit in seinen Zügen malte, zu flüstern:

„Sie ist es — sie war es — Genovefa Vanstraten!"

Das Hirn voll von anderen quälenden Gedanken, mußte der Invalide den Führer der Gesellschaft machen, während Genovefa, nachdem sie sich erholt, mit Delphine nach Garotta fuhr, und sie auf dem Wege in die Geschichte ihres Lebens einweihte.

Genovefa erzählte von einem reichen Kaufmannshause, dem sie angehört, von einem Vater, der sie geliebt habe, wie man nur immer ein einziges Kind lieben kann. Sie hatte mit ihrem Vater in Aachen gewohnt, wo er ein blühendes Geschäft dirigirte. Aber die langsame, stetige Zunahme des Wohlstandes genügte weder dem Vater noch der Tochter; Beide begegneten einander in dem heißen Gedanken, schnell reich werden zu wollen. Sie arbeiteten an der Ausführung dieses Gedankens, indem sie in Aachens unmittelbarer Nähe eine Besitzung kauften, welche so gelegen war, daß sie preußisches und belgisches Gebiet streifte. Diese Besitzung richtete Vater Vanstraten parkartig her, durchkreuzte sie mit Wegen und bevölkerte sie mit einer vertrauten, verschwiegenen Dienerschaft. Aber selbst vor dieser hielt er das Geheimniß seiner eigentlichen Manipulation verborgen. Dieses bestand darin, daß er mit einem Handlungshause in Verviers zu einem großartigen Schmuggelgeschäfte zusammentrat. Vanstraten nahm die Maske vor, als ob er ein Liebhaber von Pferden sei, und ließ sich stets andere Thiere aus Belgien kommen, die er gewissenhaft und mit einer gewissen Ostentation an der Grenze verzollte. Um die Thiere zu erproben, schickte Vanstraten ihnen seinen Wagen nach Verviers entgegen, und pflegte dem Gespann selbst eine weite Strecke entgegenzugehen, um es nach seiner Villa zu kutschiren. Wenn die Landjäger auf den Kaufmann trafen, grüßten sie ihn höflich, gaben seinen freundlichen Worten wohl noch zuvorkommenden Bescheid, und hatten keine Ahnung davon, daß der Wagen Vanstraten's in allen seinen Bestandtheilen ausgehöhlt und mit den feinsten Brüsseler Spitzen gefüllt war. War der Wagen in der Schupfe, so entließ Vanstraten den Kutscher, und gelangte dann durch eine geheime Treppe aus dem Boudoir seiner Tochter Genovefa in die Wagenremise, ohne daß er dieselbe von Außen zu öffnen brauchte.

Als Vanstraten die Villa gebaut, hatte er die Pläne selbst entworfen, und die geheime Verbindung zwischen dem Salon seiner

Tochter und der unmittelbar darunter liegenden Remise angeordnet. Während der Vater nun den Wagen seiner Spitzenschätze beraubte und dieselben in das Zimmer der Tochter trug, war diese Letztere beschäftigt, den falschen preußischen Zollstempel auf die kostbare Waare zu drücken und sie so unantastbar zu machen.

Zuweilen lud Vanstraten Alles, was Aachen an feiner Gesellschaft aufzuweisen hatte, auf seine Villa heraus, um sein geheimes Treiben noch besser maskiren zu können. In der letzten Zeit hatte er sein Augenmerk auf van Berlo, den neuen Zolldirector von Aachen, gerichtet, und strebte, um vollkommen sicher zu gehen, eine engere Verbindung mit demselben an. Van Berlo war bald die erste Person bei den Gesellschaften im Hause Vanstraten's, und eine Heirat mit Genovefa wurde dem Zolldirector so nahe gelegt, daß er rasch in die ihm gelegte Falle ging. Genovefa konnte nicht anders, als sich den Plänen des Vaters fügen, zu dessen Werkzeug sie sich nun einmal gemacht, ja, den sie gewissermaßen selbst auf den schlüpfrigen Weg des rücksichtslosen Strebens nach Reichthum gedrängt.

Wenn es auf sie angekommen wäre, so hätte sie sich freilich lieber für Hermann Mardyk erklärt, einen jungen, interessanten Mann, der in Vanstraten's Geschäft eingetreten war.

Mardyk hatte glühende Worte zu ihr gesprochen, die ihr Herz gefangen nahmen — sie hatte ebensowenig wie ihr Vater die leiseste Ahnung davon, daß Mardyk ein Agent der Sicherheitsbehörde sei, Van Groschen hieße, und die Mission habe, dem geheimnißvollen Anschwellen des Vanstraten'schen Reichthums auf die Spur zu kommen.

Der geheime Agent wußte es listig einzufädeln, daß er in das Innere der Wagenremise drang, nachdem er sich in Verviers die Ueberzeugung verschafft, daß Vanstraten daselbst große Geschäfte in Spitzen mache. Als Vanstraten eines Tages auf die Villa hinausfuhr, verließ Mardyk das Comptoir, ging hinaus auf die Villa und ließ sich von Vanstraten's Kutscher den Schlüssel der Remise geben, vorgebend, daß ihn Vanstraten geschickt. So bahnte er sich den Weg in die Remise, und hatte in derselben Gelegenheit, das Treiben seines Principals zu belauschen. Plötzlich erschien er im Boudoir Genovefa's und stellte Genovefa's Besitz als den Preis hin, mit dem sich sein Schweigen erkaufen ließ. Genovefa wandte sich entrüstet von ihm, und zeigte dem Manne, den sie kurz zuvor noch geliebt, ihre tiefe Verachtung. Mardyk verließ die Villa nur, um dem Zolldirector van

Berlo die Anzeige von dem zu machen, was er entdeckt und gesehen. Da er sich als Agent der Sicherheitsbehörde legitimirte, mußte ihm van Berlo Glauben schenken, mochte er innerlich sich noch so sehr dagegen sträuben.

Als die Commission auf Vanstratens Villa anlangte, fand sie die letztere offen, und von ihrer Herrschaft verlassen. Die Diener vermochten über das räthselhafte Verschwinden Vanstratens und Genovefas keinen Aufschluß zu geben. Die Commission begnügte sich vorläufig damit, die Schränke in Genovefa's Zimmer öffnen zu lassen, und zu constatiren, daß diese mit eingeschmuggelten belgischen Spitzen angefüllt waren, von denen die meisten den falschen deutschen Grenzstempel trugen.

Während die öffentliche Macht so Vanstraten's Schuld feststellte, bewegte sich dieser mit Genovefa raschen Schrittes über die Waldpfade seines Besitzthumes der Grenze zu. Vater und Tochter hatten den Zolldirector mit Mardyk kommen gesehen, und die Wahrheit sofort geahnt. Sie hatten noch Zeit gehabt, die Villa zu verlassen, und die von Vanstraten künstlich angelegten Wege dienten nun dazu, ihnen die Flucht zu erleichtern. Sie schifften sich noch an demselben Tage in Ostende nach England ein. Das Haus Vanstraten war nicht mehr.

Sein Haupt überlebte den jähen Fall nicht lange. Vanstraten fiel in England einer rasch um sich greifenden Melancholie als Beute anheim, welche bald in ausgesprochenen Wahnsinn umschlug.

Von tiefer Geistesnacht umfangen, war es seine einzige Beschäftigung, auf Alles, was ihm in die Hände fiel, einen Stempel zu drücken. Er sagte dann mit Lächeln, daß er an der Befestigung seines Wohlstandes arbeite, und daß nur noch einige Millionen falscher Zollstempel nöthig wären, um ihn zum reichsten Manne der Welt zu machen.

Genovefa kämpfte mit aller Kraft der Seele gegen die Verzweiflung und die Vorwürfe ihres Gewissens an, und pflegte ihren unglücklichen Vater. Ewig mußte sie sich sagen, daß sie die ganze Schuld dieses namenlosen Elends trage, da sie einem Reichthume mit fieberhafter Hast entgegengetrieben, der nicht auf natürlichem Wege zu erreichen war.

Als Vanstraten in Genovefa's Armen starb, glaubte auch die Letztere, die Zeit der Erlösung von dem Jammer, der auf ihr lastete,

sei gekommen. Ihre Seele brannte dem Tode entgegen, da ihr das Leben nichts bot, als eine unbesiegbare Reihe entsetzlicher Erinnerungen.

Wie sie einst den Durst nach Reichthum in sich getragen, so trug sie sich jetzt mit der unbezwinglichen Sehnsucht nach dem Tode.

Sie verließ England und irrte lebensmüde und den Tod suchend durch die Welt. In Brüssel fiel sie Verwandten in die Hände, welche ihr stets in Liebe zugethan gewesen und sie nun festhielten und aufzurichten strebten. Sie zeigten ihr einen neuen Wirkungskreis und Genovefa schien auch wirklich zu einiger Ruhe zu kommen und auf die guten Absichten der ihr so wohl Gesinnten einzugehen.

Eine entfernte Verwandte des Brüsseler Hauses hatte eine Stellung im mexikanischen Hofhalte inne und wünschte sehnlichst aus derselben heraustreten und nach Europa zurückkehren zu können, das sie vor zwei Jahren im Gefolge der Kaiserin Charlotte verlassen hatte, und wo sich ihre Verhältnisse mittlerweile so günstig gestaltet hatten, daß ihrer Verheiratung mit einem geliebten Manne, die lange Zeit hindurch im weiten Felde gestanden, nun nichts mehr entgegenstand.

Die Kaiserin von Mexiko ließ das Brüsseler Kind, das sie liebgewonnen, und in welchem sich ihr gleichsam die geliebte Heimat verkörperte, sehr ungern von sich, und um ihre Abreise so weit als möglich hinauszuschieben, stellte sie die Bedingung, daß sie für eine Remplaçantin sorgen müsse, da ihr daran liege, gerade für die betreffenden Functionen eine verläßliche Person, der sie zugleich persönlich gewogen sein könne, um sich zu haben.

Nun standen die Dinge aber in Mexiko bereits so, daß in Europa nicht leicht mehr ein Mädchen aus guter Familie zu bewegen war, dahin zu gehen, und eine Mexikanerin wollte die Kaiserin nicht um sich haben, da sie in dieser Beziehung genug traurige Erfahrungen gemacht hatte.

Die Verwandten Genovefa's legten es dieser nahe, den vacanten Posten anzunehmen und das Mädchen, das gar so gerne nach Europa zurückkehren würde, abzulösen. Sie stellten ihr vor, daß sie sich aus ihrer trostlosen Stimmung aufraffen müsse, und daß sie drüben über dem Meere, wo sie nichts an die Vergangenheit mahnen würde, sich am ehesten sammeln und dem Leben neue Reize abgewinnen könnte. Da ihr die Sache zugleich unter dem Gesichtspunkte dargestellt wurde, daß sie ein gutes Werk thue, wenn sie das Mädchen, das so sehnsuchts-

voll nach Europa herübersähe, ablöse, so fügte sich Genovefa endlich und trat die Seereise an.

Sie gefiel der Kaiserin, erhielt den Platz, um den es sich handelte, und füllte ihn nach einigen Monaten zur Zufriedenheit ihrer hohen Gebieterin aus, als die Erinnerung an die Vergangenheit plötzlich wieder mit unwiderstehlicher Macht über sie kam, alle guten Vorsätze umwarf, sie um alle Energie und Willenskraft brachte. Sie erklärte plötzlich, daß sie sich nicht länger ihrer Stellung gewachsen fühle und beschwor die Kaiserin unter Weinen, sie ihrer Verpflichtungen zu entbinden.

Sie erhielt die gewünschte Freiheit, und bestieg mit Hast das Schiff, das sie wieder nach Europa tragen sollte. Sie fühlte sich namenlos unglücklich und wieder ganz so haltlos wie damals, wo sie zu ihrem Glücke ihren Brüsseler Verwandten in die Hände gelaufen war. Sterben war ihr einziger Gedanke und sie verließ in Europa das Schiff von dem dunklen Gedanken geleitet, den Tod zu suchen.

War diese Sehnsucht nach dem Tode bisher eine lediglich passive, so daß Genovefa wohl das brennende Verlangen fühlte, daß die Dinge ein Ende nehmen möchten, aber doch nichts dazu that, dieses Ende selbstthätig herbeizuführen, so änderte sich das mit einem Schlage, als die Nachricht, daß die Kaiserin von Mexiko nach Europa zurückgekehrt und hier dem Wahnsinn verfallen sei, zu Genovefa drang.

Für sich allein hätte diese Kunde wohl keinen so mächtigen Eindruck auf Genovefa's Gemüth gemacht. Aber sie trat im Verein mit dem gleichzeitig aufgetauchten Gerüchte auf, daß die Kaiserin Charlotte entweder noch in Mexiko oder während der Ueberfahrt vergiftet worden sei.

Dieses Gerücht, welches seinen Weg zu Genovefa's Ohren fand, war es, was sie so außerordentlich aufregte, und ihr Innerstes aufwühlte, denn sie machte sich nun Vorwürfe, daß sie ihre Stellung bei der Kaiserin aufgegeben. Wer weiß, sagte sie sich, ob sie nicht in der Lage gewesen wäre, das heimtückische Attentat auf das Leben der Kaiserin zu verhindern, wenn sie im Dienste der letzteren geblieben wäre.

Die fixe Idee, daß ihr Leben zu gar nichts mehr gut sei, als Anderen Nachtheil zu bringen, setzte sich immer mehr bei ihr fest, und bildete sich zu dem fieberhaften Drange aus, einem so werthlosen, und für Andere verderblichen Leben bei nächstbester Gelegenheit ein Ende zu machen.

Dieser fieberhafte Drang führte sie nach Amalfi — in die Gifthütten.

Delphine hatte wohlthuende Worte des Trostes für Genovefa, nachdem sie die letztere in das Geheimniß ihres Lebens und Leidens eingeweiht.

Sie sprach mit Genovefa von dem neuen Horizont, den ihr Donnerkeil unvorhergesehener Weise erschlossen, indem er sie durch die überzeugende Gewalt seiner Rede vom Rande des Abgrundes gerissen, dem sie bereits zutaumelte.

Sie theilte ihr ihre Absicht mit, Garotta zu verlassen, und sich in dem mehrere Meilen entfernten Schloißnig anzusiedeln, in welchem sich eine Strafanstalt befand, die in einem ehemaligen Kloster untergebracht war.

Schloißnig glaubte Delphine zum Ausgangspunkte ihrer Wirksamkeit machen zu sollen.

Von Schloißnig aus wollte sie ein Netz der Liebe spinnen um die, welche da litten unter den Vorurtheilen einer Welt, die nun einmal die Eigenthümlichkeit hat, daß sie die Schuld des Einen auch die Unglücklichen entgelten läßt, welche durch Familienbande mit dem Schuldigen verknüpft sind.

In dem Orte, der groß genug war, um ausgiebig wirken zu können, und doch wieder klein genug, um diesem Wirken einen Mittelpunkt und eine Concentrirung geben zu können, wollte Delphine die armen, verwahrlosten Kinder der Gefangenen um sich sammeln, um ihnen mütterliche Freundin und Erzieherin zu sein; von Schloißnig aus wollte sie ihre Hand schirmend breiten über die Familien Derer, die der Arm der weltlichen Gerechtigkeit aus dieser oder jener Ursache ereilt, und dafür sorgen, daß die Unschuldigen nicht zu herb litten unter der Schuld ihrer Angehörigen.

Aber es gehörten Mittel dazu, den Plan auszuführen, und besaß Delphine auch diese Mittel nicht, so kam sie doch nicht in Verlegenheit, da sie einen Weg kannte, sich dieselben zu verschaffen.

In der vorjährigen Saison war ein Badegast in Garotta gewesen, der sich Graf Kreuth nannte, ein sehr leutseliger Cavalier von feinen, weltmännischen Manieren war, und, wie aus Allem hervorging, höhere Intentionen hatte, und die Welt von einem Gesichtspunkte aus ansah, wie Wenige seiner Standesgenossen.

Graf Karl von Kreuth war in Böhmen begütert und eine

kurze Zeit im Staatsdienste gewesen, hatte denselben jedoch verlassen, als man ihm unter dem Ministerium Bach eine Action ansann, die seinen Grundsätzen zuwiderlief.

Er war ein Mann in den mittleren Jahren, und hatte eine Frau, die sehr bigott war, und die er ihrer Schönheit wegen geheiratet hatte. —

Er ließ sie ihre Wege gehen, und wandelte die seinen, welche von den ihrigen ziemlich seitab liefen.

Er lebte ganz der Erziehung seiner Kinder und seinen literarischen Arbeiten, die eine eigenthümliche, volksfreundliche Richtung verfolgten.

Er hatte sich ein eigenes System der praktischen Lebensweisheit aufgebaut, das er die Kunst schön zu leben nannte.

Er führte in seinem System die Theorie aus, wie man sich oft mit geringen Mitteln das Leben, welches sonst dürr und öde verlaufen würde, angenehm gestalten könne, und wies die Wege, wie man auch auf die Verschönerung des Lebens Anderer hinwirken könne.

Kreuth hatte während seines Aufenthaltes in Garotta oft mit Delphine, an der er ein besonderes Wohlgefallen fand, über seine Theorie gesprochen, und Delphine war mit lebhaftem Interesse auf das Thema eingegangen, hatte nur zuweilen ihren Zweifeln Ausdruck gegeben, ob Kreuth's Anschauungen sich auch in der Praxis bewähren würden, und ob das, was sich auf dem Papiere so schön und bestechend ausnehme, auch die Probe bestände, wenn man es mit der Leuchte praktischer Durchführung in's Auge faßte.

„Vielleicht finden Sie einmal Gelegenheit, auf das Leben Anderer verschönernd und veredelnd einzuwirken!“ schloß der Graf von Kreuth eine solche Unterhaltung mit Delphine, die besonders lebhaft geführt worden war. „Dann wenden Sie sich ungescheut an mich, Sie sollen bei mir einen kräftigen Rückhalt finden — ich will Ihnen mit Rath und That beistehen!“

An diese Worte Kreuth's erinnerte sich Delphine im ersten Augenblick. Kreuth war der Mann, der ihr bei der Ausführung ihres menschenfreundlichen Vorhabens behilflich sein konnte. An ihn wollte sie schreiben, ihm die Sache darlegen, ihn um seine Unterstützung angehen, und sie war überzeugt, daß sie keine Fehlbitte thun würde.

Ihre Zuversicht wurde auch wirklich nicht getäuscht.

Der Graf beantwortete ihren Brief dahin, daß es ihn freue, etwas zur Realisirung seiner Theorien wenigstens nach einer Richtung hin

thun zu können, obwohl diese Richtung eine mehr humanitäre als kalobiotische, das heißt in die eigentliche lebensphilosophische Verschönerung des Daseins einschlagende sei.

Er schlug Delphinen vor, mit ihm an einem ihr passenden Orte zusammenzutreffen und die Sache durchzusprechen, da der persönliche Gedankenaustausch in solchen Fällen viel rascher zur Klarheit führe, als die Correspondenz.

Er theilte ihr zugleich mit, daß er in den nächsten vierzehn Tagen nicht mobil sei, weil er einen Mann auf Schloß Kreuth erwarte, dem er die Erziehung seines Sohnes anvertrauen wolle, und mit dem er persönliche Rücksprache nehmen müsse. In vierzehn Tagen aber stehe er unbedingt zur Verfügung, und es genüge daher, wenn ihm Delphine nur noch mit zwei Worten die Anzeige mache, wo sie ihn dann erwarten wolle, ihm sei jeder Ort gleich genehm.

Delphine schrieb darauf, daß sie ihn in vierzehn Tagen in Graz erwarten würde, und gab das Hôtel an, in welchem sie absteigen wolle.

Während diese Mittheilung nach Schloß Kreuth in Böhmen wanderte, vollbrachte Delphine noch ein für sie sehr peinliches Werk, indem sie ihrem Vater die Mittheilung machte, daß sie ihn verlassen wolle.

Boldenhangen sah sie scharf an, als sie ihm ihre Absicht, nach Schloißnig zu übersiedeln, auseinandersetzte, und sagte nach kurzer Pause gereizten Tones:

„Es scheint Dir also nicht zu gefallen im Hause Deines Vaters?"

Als Delphine schwieg, fuhr Boldenhangen noch schneidender fort:

„Du willst allein sein?"

„Das Alleinsein wird mir wohlthun!" lautete Delphinens schlichte Antwort.

„Darauf läßt sich wenig erwiedern! Ich möchte nur bemerken, daß Du dem menschenfreundlichen Drange, der Dich nach Schloißnig zieht, auch hier im Schooße Deiner Familie zum Ausdrucke verhelfen könntest!"

„Wenn nun aber mein Heil gerade in der Entfernung von hier läge?" flüsterte Delphine, in die Enge gedrängt.

Boldenhangen sah sie durchdringend an, und frug rasch und heftig:

„Welche Gründe hast Du, den Umgang mit uns zu scheuen und unangenehm zu finden?“

Ueber Delphinens Antlitz ging es wie ein leises Zittern der Erregung.

Aber sie bezwang sich und sagte:

„Sie fragen mich zu viel, mein Vater!“

„Als wir reich waren, schien es Dir bei uns zu gefallen!“ entsprudelte es Boldenhangen in bitterer Rede. „Jetzt, wo wir arm geworden sind, und unser einziges und ganzes Heil in unserer Thätigkeit beruht, kehrst Du uns den Rücken!“

Delphine heftete ihr Auge vorwurfsvoll auf den Vater, und wie ein tiefer, aus dem innersten Gemüthe aufsteigender Seufzer, entfuhren ihr die Worte:

„O, daß wir nie reich gewesen wären, dann brauchte ich heute nicht von hinnen zu gehen!“

Boldenhangen schien durch diese Worte eigenthümlich betroffen.

Er entfärbte sich und rief heftig:

„Was willst Du damit sagen?“

Delphine erkannte, daß sie bereits zu weit gegangen war, um jetzt noch umkehren zu können und sagte daher trostlos:

„Sollten Sie mich nicht verstehen, mein Vater?“

Boldenhangen heftete sein Auge finstern Blickes auf sein Kind, aber als ihm dieses furchtlos einen offenen, geraden Blick entgegensetzte, schien er denselben nicht aushalten zu können.

Er senkte unwillkürlich den eigenen Blick zu Boden, und so sichtlich er auch bestrebt war, sich aufzuraffen, er vermochte es doch nicht, und brachte es nicht weiter, als daß er sein Auge anstatt am Boden, im leeren Raume wurzeln ließ.

Aber er fühlte doch zugleich, daß er etwas sagen müsse, und so rief er mit polternder Heftigkeit:

„Sprich es aus, was Du denkst — ich will es — ich befehle es Dir!“

„O, daß Sie mir doch das Gegentheil befehlen würden, — daß Sie mich schweigend von dannen ziehen ließen!“ rief Delphine in schmerzlicher Aufregung. „Was soll ich Ihnen sagen, als daß ich diesen Reichthum, der meiner Mutter das Herz brach, immer mit zwischen Schmerz und Zorn gemischten Blicken sah, und daß ich nichts sehnlicher wünschte, als ihn von mir werfen zu können! Aber was nützte das

Wegwerfen desselben! Waren wir auch schon entsühnt, indem wir ihn von uns thaten? Und ist dadurch, daß er von uns gefallen, unsere Schuld eine kleinere geworden? Ich sage, unsere Schuld, mein Vater, erlassen Sie mir zu sagen: Ihre Schuld!“

„Delphine!“ rief Boldenhangen, und trat unter tiefem Erbleichen einen Schritt zurück.

„Sie haben mir das Aeußerste in den Mund gelegt, mein Vater — verzeihen Sie mir, daß ich es Ihnen, halb gegen meinen Willen, zu hören gab.“

Boldenhangen rang offenbar mit sich selbst.

Er athmete tief und schwer, ein harter Kampf spiegelte sich in seinen Zügen.

Plötzlich trat er an Delphine heran, ergriff hastig ihre Hand und versuchte es, seiner Tochter fest und forschend in's Auge zu sehen.

„Was weißt Du?“ rief er mit gedämpfter Stimme.

„Was mir meine Mutter gesagt hat, als sie an gebrochenem Herzen starb!“ sagte Delphine feierlich.

Boldenhangen wich unwillkürlich vor der Tochter zurück.

Mit erkünstelter Fassung warf er die Frage hin:

„Was hat Dir Deine Mutter sagen können?“

„Etwas, was ich Ihnen gegenüber zu wiederholen nicht die Kraft habe! Sie sollten sich diese Andeutung gefallen lassen, mein Vater, und nicht weiter forschen. Sie können doch nichts mehr erfahren, als was Sie bereits errathen haben dürften, — daß meine unglückliche Mutter unabsichtliche Zeugin einer That gewesen, die den Grundstein zu Ihrem künftigen Reichthum bildete! Meine arme Mutter ist an dem, was sie gesehen, gestorben — auf ihrem Todtenbette hat sie mir in's Ohr geraunt, aus welcher trüben Quelle unser Wohlstand entsprungen. Sie können den Schmerz nicht ermessen, mein Vater, mit welchem mich diese mütterliche Offenbarung erfüllte. Sie kostete mich die ganze Unbefangenheit meiner Jugend, denn fortan stand immer vor meinen Augen das Märtyrerthum meiner Mutter, die ungesühnte Schuld meines Vaters. Was half es, daß ich mir gelobte, an der Sühne zu arbeiten — meine Kraft war zu schwach, die Schuld dadurch zu tilgen, daß ich sie gut machte. Mit Durwoord's Tod schwand mir die letzte Hoffnung in dieser Richtung — da ging mir plötzlich und unerwartet das strahlende Licht von neuem auf. Konnte ich die Schuld auch nicht ausgleichen, indem ich dem Verletzten das Seine zurückgab, so konnte ich doch viel-

leicht zur Entsühnung des Schuldigen das Meinige beitragen, indem ich meine ganze Thätigkeit auf einen edlen Zweck hinlenkte. In einem solchen Wirken glaubte ich auch den verlornen innern Frieden wieder gewinnen, meiner todten Mutter ein kindliches, frommes Opfer darbringen zu können. Haben Sie den Muth und den Willen, mein Vater, mich in meinem Vorhaben zu hindern?"

Boldenhangen fand lange kein Wort der Erwiderung.

Vernichtet stand er da, starrte in's Leere, den Blicken seines Kindes ausweichend, und erst nach langer Pause sagte er tonlos:

„Geh'!"

Wenige Tage später waren Delphine und Genovefa auf dem Wege nach Graz, welches für beide eine Etappe auf dem Wege nach Schloißnig, ihrem Zukunftsbestimmungsorte, bilden sollte.

Graz hatte Delphine dem Grafen von Kreuth als Rendez-vous-Ort vorgeschlagen, weil es auf halbem Wege zwischen Schloß Kreuth und Garotta lag, und beide Theile also nahezu gleichweit dahin hatten.

Genovefa hatten die Ideen ihrer neuen Freundin so vollständig erwärmt, daß sie mit sich im Klaren war, sich Delphine anzuschließen, und an deren Seite ein neues, fruchtbares Leben der Entsühnung zu beginnen.

Während Delphine und Genovefa nach demselben Graz ihre Schritte lenkten, welches die Gräfin von Hermannsburg soeben nach Empfang des Briefes, den ihr Pater Cornelius Giesebrecht geschrieben, verlassen hatte, um nach Schloß Kreuth zu eilen, reiste aus diesem letztern plötzlich jene Dame ab, auf welche Herr von Weißenstark, Pater Giesebrecht und die Gräfin von Hermannsburg ihre Plane gebaut hatten, deren offensive Spitze sich gegen Romuald Bardeleben kehrte, der sich nun auch seinerseits zur Abreise nach Kreuth rüstete, das so der Angelpunkt combinirter Operationen wurde.

Wie auf einem Schachbrette bewegten sich die Figuren gegen und neben einander, um einander hier zu bekämpfen, dort zu unterstützen.

Kaum hatte die merkwürdige Trias, die sich aus einem Staatsmann, einem Geistlichen und einer Frau aus der höchsten Aristokratie zusammensetzte, dem ahnungslosen Bardeleben Schach angesagt, so kam diesem auch schon eine wunderbare Verschlingung von Umständen so zu Statten, daß er der feindlichen Umgarnung unvermuthet entkam und das heißersehnte Ziel erreichte, das ihm eine neue freie Bahn

durch das Leben öffnen sollte — eine Bahn, welche ihm die fanatischen Parteigänger der freien Bahn Belcredi's so gern verlegt hätten.

Was die bigotte Gräfin von Kreuth in dem Augenblicke, wo sie für ihre Partei in Kreuth so nothwendig war, um das Engagement Romuald Bardeleben's als Hofmeister ihres Sohnes zu hintertreiben, plötzlich von Kreuth nach Graz trieb, war die Eifersucht.

Sie hatte von dem Briefe, den Delphine ihrem Gemal, dem Grafen geschrieben, und der nur aus den wenigen Worten bestanden hatte: „Ich erwarte Sie in Graz und werde daselbst im Hotel . . . wohnen, Delphine," — Kunde erhalten, und da ihre Eifersucht durch einen Vorfall, der sich während des letzten Winters zugetragen, angeregt worden war, so hatte sie beschlossen, hinter die Winkelzüge ihres Gemals zu kommen, den sie seit der winterlichen Affaire im Verdachte der Untreue hatte.

Der Vorfall, welcher den Keim der Eifersucht, der in der Gräfin schlummerte, zur Entfaltung gebracht, war folgender:

Das gräfliche Paar hatte den letzten Winter in Wien zugebracht und der Graf, ein lebenslustiger Mann, bewegte sich viel und gerne in Gesellschaft, in welche ihm seine Gemalin, welche gerade in diesem Winter ungewöhnlich stark an Migräne litt, nicht immer zu folgen vermochte.

In den Gesellschaften, welche der Graf mit Vorliebe besuchte, gab es manche schöne und geistreiche Frau, und den Reigen dieser sich durch einen solchen seltenen Doppelreiz auszeichnenden Frauen führte die Fürstin Selma von Tecklenhorst.

In einem Cirkel, an welchem die Fürstin theilnahm, kam eines Tages das Gespräch auf die „geflügelten Worte" und es wurde geltend gemacht, wie manche derselben immer falsch citirt würden. Als Beispiel wie sehr solche Verdrehungen classischer Stellen mitunter das Bürgerrecht erlangt hatten, führte der Graf von Kreuth, der wie Wenige seiner Standesgenossen in den Classikern zu Hause war, zwei Citate an, die immer falsch angewendet wurden. Das Eine lautete: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde" — das Andere: „Der Knabe Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden."

„Nun," meinte die Fürstin von Tecklenhorst, „was haben Sie gegen diese beiden Citate einzuwenden?"

„Das Einzige, was ich eben betonte — daß sie nicht richtig sind!" entgegnete der Graf von Kreuth gelassen.

„Wie soll es dann heißen?“ warf die Fürstin pikirt ein. „Ich habe immer gehört und gesagt: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.“

„Und doch ist es falsch!“ bemerkte Kreuth. „Es muß heißen: Die Uhr schlägt keinem Glücklichen!“

„Nun meinetwegen!“ ließ sich die Fürstin ärgerlich vernehmen. „Die Uhr des Glücklichen gebe ich Ihnen preis aber mit dem Knaben Carl haben Sie entschieden Unrecht, wenn Sie die Fassung: der Knabe Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden, irgendwie anfechten.“

„Und doch, meine Gnädige, muß ich widersprechen!“ beharrte Kreuth. „Don Philipp sagt in Don Carlos nicht: Der Knabe Carl —

„Was sagt er denn?“ fiel die Fürstin dem Grafen in die Rede.

„Der Knabe Don Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden! So sagt Don Philipp!“

„Lächerlich!“ warf die Fürstin ein. „Der Knabe Don Carl, wer hat das je gehört, es paßt nicht einmal in den Vers. — Der Knabe Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden, ist ein regelrechter sechsfüßiger Jambus. Werfen Sie das Don dazwischen und Sie stören den Rhythmus!“

„Und doch, meine Gnädige, heißt es: Der Knabe Don Carl. Ein Vers schließt eben mit Knabe, der nächste fängt mit Don an!“

„Nicht möglich!“ rief die Fürstin. „Don ist eine lange Silbe wie kann ein Jambus mit ihr anfangen?“

Der Graf zuckte mit den Achseln und sagte:

„Wollen Sie wetten?“

„Natürlich — um wie viel Sie wollen!“

„Wohlan — schicken wir in die nächste Buchhandlung um einen Don Carlos!“

„Einverstanden!“

Der Don Carlos kam — da stand es unwiderleglich schwarz auf weiß: „Der Knabe Don Carl.“

Die Fürstin war überführt und der Graf sagte lächelnd:

„Ich habe also die Wette gewonnen — aber um was haben wir denn eigentlich gewettet?“

Die Verlegenheit war groß — man hatte in der Hitze des Wortgefechtes wirklich vergessen, den Wettpreis festzusetzen.

„Ich werde Ihnen jedenfalls Ihren Gewinn nicht schuldig bleiben, Graf!“ schloß die Fürstin lachend die Debatte.

Einige Wochen später — der Graf war längst wieder mit seiner Gemalin nach dem Schloße Kreuth zurückgekehrt — erhielt Kreuth eine Sendung aus Wien, der kein Brief beilag.

Den Inhalt bildete eine prächtige Cigarrentasche, deren Außenseite eine feine Stickerei zeigte, in deren Mitte mit goldgestickten Lettern zu lesen war:

Der Knabe Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden.

In einem der Fächer lag ein Zettel, auf dem von weiblicher Hand geschrieben stand:

J'y pense — ich denke daran.

Die Fürstin hatte sich also ihrer Verpflichtung entledigt, indem sie Kreuth die schöne Cigarrentasche gestickt.

Daß sie aber der Stickerei im Uebermuth das Citat, das sie vertreten, eingeflochten, das sollte nicht ohne Folgen bleiben.

Der Graf fand es nicht mehr für nöthig, seiner Gemalin etwas von dem Präsente zu sagen, das er aus Wien erhalten. Sie war nicht bei dem Dispute zugegen gewesen, Schiller interessirte sie vielweniger als der fromme Oscar von Redwitz, der ihre Lieblingslecture bildete, und so hatte er ihr damals gar nichts von der Wette und dem Ausfall derselben gesagt.

Da er jedoch andererseits auch keinen Grund hatte, die Cigarrentasche verborgen zu halten, so ließ er sie frei liegen, und so geschah es, daß seine Gemalin, als sie eines Tages in seiner Abwesenheit in sein Arbeitszimmer trat, sie sah und sich das: „Der Knabe Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden," im Zusammenhange mit dem J'y pense auf ihre Art zurechtlegte und deutete.

Hieß ihr Gemal nicht Carl?

Er hatte also offenbar hinter ihrem Rücken ein Liebesverhältniß angeknüpft und die Cigarrentasche mit dem deutlich für sich sprechenden j'y pense war eine Liebesgabe.

Die Gräfin hätte gern erfahren, wer der Knabe Carl — unter diesem Schlagworte war, wie sie annahm, sicher ihr Gemal gemeint — fürchterlich zu werden anfing, aber sie hütete sich, eine directe Interpellation an ihren Gemal zu richten.

Der Schloßcaplan auf Schloß Kreuth, welcher zugleich der Beichtvater der Gräfin war, und sich daher ihres besonderen Vertrauens erfreute, erhielt den geheimen Auftrag, die Correspondenz des Grafen

nach Thunlichkeit zu überwachen und sofort Anzeige zu erstatten, wenn ihm in dieser Beziehung etwas auffiele.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte der Caplan lange spioniren können, ehe er etwas Besonderes entdeckt hätte, da einerseits der Graf die Gewohnheit hatte, seine Correspondenz unter Verschluß zu halten, und er andererseits auch seinen Verkehr mit dem Caplan, der ihm nicht sonderlich zu Gesichte stand, auf ein Minimum zu beschränken pflegte.

Nun fügte es sich aber, daß der Graf den Caplan, der eine schöne Handschrift hatte, ab und zu als Abschreiber benützte, wenn es eben harmlose Dinge abzuschreiben gab. Besonders die Aufsätze über die Kunst schön zu leben, gab er dem Caplan häufig zum Abschreiben, weil er scherzhaft zu bemerken pflegte, daß Aufsätze über die Schönlebekunst auch schön geschrieben sein müßten.

Da der Graf eben jetzt eine Broschüre, welche sein System weiter ausführen sollte, für den Druck vorbereitete, so ging der Caplan häufiger als sonst bei ihm aus und ein, und hatte Gelegenheit, sein forschendes Auge über den gräflichen Schreibtisch gleiten zu lassen.

Als er eines Tages mit den Augen eines Luchses und einem Blicke, der in das Innerste eines jeden Schubfaches dringen zu wollen schien, diesen Schreibtisch recognoscirte, entdeckte er den lakonischen Brief Delphinen's, den der Graf eben erhalten und harmlos auf dem Schreibtische liegen gelassen hatte.

Er prägte den kurzen Inhalt des Briefes seinem Gedächtnisse ein, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Erschnappte der Gräfin zu hinterbringen.

Deren nun einmal wachgerufene Eifersucht schlug in hellen Flammen auf, und sie beschloß, den Schlichen ihres Gemals gründlich auf die Spur zu kommen und die geheime Flamme dieses Letzteren, die ihm für die nächsten Tage ein Rendezvous in Graz gegeben hatte, kennen zu lernen.

Sie gab vor, daß sie einen Brief von einer Freundin erhalten habe, die sie schon lange zu sehen gewünscht, und die in den nächsten Tagen nach Linz kommen würde. Da die Freundin das lange Fahren per Achse nicht vertrüge, so wolle sie ihr den Abstecher nach dem etwa zehn Meilen von Linz entfernten Schlosse Kreuth ersparen und sie in Linz mit ihrem Besuche überraschen.

In Wahrheit war Linz nur ein Vorwand, und die Gräfin von Kreuth reiste, daselbst angekommen, mit dem Eilzuge sofort über Wien

weiter nach Graz, wo sie vor ihrem Gemal ankommen und sich über die Sachlage orientiren wollte.

Zu derselben Zeit, wo die Gräfin Kreuth nach Graz flog, eilte die Gräfin von Hermannsburg nach Kreuth, um daselbst zu ihrem nicht geringen Schrecken zu erfahren, daß die Gräfin Kreuth vor sechsunddreißig Stunden Schloß Kreuth verlassen habe, um einen Ausflug nach Linz zu unternehmen.

Ohne lange zu überlegen, reiste die Gräfin von Hermannsburg der Gräfin Kreuth nach Linz nach, wo sie dieselbe natürlich nicht fand.

Vielleicht zu derselben Stunde, in welcher die Gräfin von Hermannsburg in Linz ihren Einzug hielt, verließ Romuald Barleben, der, nachdem er die Geschäfte, die ihn bis dahin in Wien zurückgehalten, abgewickelt hatte, mit dem Eilzuge nach Linz gekommen war, diese Stadt, um sich gegen Schloß Kreuth zu wenden, wo die Dinge nicht günstiger für ihn liegen konnten, nachdem eine eigenthümliche Verkettung von Umständen die einzige Person von dort entfernt hatte, die ihren schwerwiegenden Einfluß zu seinem Nachtheile hätte geltend machen können, und auch sicher geltend gemacht hätte.

III.

Unterm Koscinskohügel. — Kossuth in Debreczin. — Die Krone des heiligen Stephan. — Omer Pascha. — Der Mann aus Trentschin. — Carl von Rumänien. — Die Tochter des Zersägten.

Sei mir gegrüßet, Krakau, im Schimmer der scheidenden Sonne — sei mir gegrüßet, du alte, herrliche Stadt der Piasten!

Noch denke ich mit Wehmuth der Tage, da ich in deinen stillen Straßen wandelte, und bei jedem Schritte dem russischen Soldaten ausweichen mußte, der plump und schwerfällig daherschritt, als wollte er Alles niedertreten, was ihm in den Wurf käme — ein treues Conterfei seines Herrn, der eben so plump und dreist die Freiheit niedertritt in Polen!

Einundzwanzig Jahre sind es her, daß sich der Russe breit machte in Krakau, wohin er auch jetzt wieder verlangend schielt.

Wer, wie ich, im Frühling 1846 in Polen reiste, durfte auf keinen angenehmen Eindruck gefaßt sein.

Die meisten Herrensitze lagen in Trümmern, ausgebrannt oder zerstört von Bauernhand. Die Greuel, zu welchen sich die Landbevölkerung Galiziens damals hinreißen ließ, erinnern an die Schrecken der französischen Revolution. Daß dem Uebermuthe so manches Grundherren in diesen Greueln nur ein gerechter Rächer erstand, läßt sich gleichwohl nicht leugnen.

Der galizische Bauer war damals nicht viel mehr als der Sklave seines Herrn. Und dieser Herr war in den meisten Fällen ein Bettler. Er besaß drei, vier Dörfer, und die tausend Seelen, die ihm dienstbar waren, mußten zusehen, wie sie auftrieben, was die Herrschaft in Paris verbrauchte, wo sie sich den größten Theil des Jahres über aufhielt. Erst wenn der Gutsherr so ausgesackt war, daß ihm kein Hôtelier in Paris oder in seinem Lieblingsbade — denn eine Badereise mußte sich immer an den Pariser Ausflug anschließen — mehr Credit gab, kehrte er auf seine „Güter" zurück. Wenn er auf diesen residirte, wurde er der Welt nie anders sichtbar als in einem vierspännigen Jagdzuge, den freilich in Ermanglung anderer Dienerschaft Bauern lenken mußten, die vom Pfluge weggenommen waren.

Ich habe in jener Zeit Scenen erlebt, welche geeignet waren, Einem das Herz im Leibe zur Empörung zu bringen. So ist es Thatsache, daß ein Gutsbesitzer einen seiner Mannen drei Meilen weit um Tabak schickte, und sich kein Gewissen daraus machte, den Mann, der für eine Familie zu sorgen hatte, im härtesten Froste noch einmal nach dem Tabakverlagsorte zu senden, wenn er zufällig nicht die gewünschte Sorte Tabak gebracht hatte.

Einer solchen Behandlung konnte die Vergeltung nicht ausbleiben. Daß dieselbe so herb ausfiel, konnte der Menschenfreund nur bedauern. Aber der Ausbruch hatte die wohlthätige Folge, daß die Regierung vertraut wurde mit den Leiden des Volkes, und nicht rastete, bis der galizische Bauer jener freie, unabhängige Mann wurde, der er jetzt, im Ganzen genommen, ist — wenigstens seiner ehemaligen Obrigkeit, dem adeligen Gutsherrn gegenüber.

In unheimlicher Erinnerung wird mir stets meine damalige Reise von Biala nach Wadowiz bleiben. Drei Damen in tiefer Trauer theil-

ten mit mir das Eilwagencoupé. Der Bruder der Einen war von den Bauern zersägt worden — die beiden Andern hatten gleichfalls den Verlust naher Verwandten zu beklagen, die erschlagen worden waren.

Die Geschichte dieses bei lebendigem Leibe zersägten Edelmannes gehört mit in den Rahmen dieses Romanes, und wir werden auf sie zurückkommen, sobald wir uns erst die „Russen in Krakau" besehen haben werden.

In der Nähe von Podgorcze — so heißt die kleine Stadt auf dem, Krakau gegenüberliegenden Ufer der Weichsel, welche bis zum Jahre 1846, wo sich Oesterreich das Krakauer Gebiet einverleibte, die Grenzmarke des Kaiserstaates gegen das Gebiet der Republik Krakau hin bildete, von der Podgorcze nur durch eine Brücke getrennt war, so daß sich bei oberflächlichem Hinschauen Podgorcze und Krakau wie eine einzige Stadt präsentirten — liegt jenes kesselartige Thal, in welchem die letzten Reste der polnischen Armee campirten, als sich dieselbe im Herbste 1831 vor den Russen auf das österreichische Gebiet zurückzog.

Oesterreich empfing die unglückliche Armee, deren Glück in den Sümpfen von Ostrolenka untergegangen war, ohne alle Herbheit.

Es wies den polnischen Generalen die bedeutendsten Plätze der Monarchie zum Aufenthalte an.

Chrzanowsky, der bei Ostrolenka befehligt hatte, lebte lange Jahre unangefochten in Prag, wo er ein Haus auf dem schönen Roßmarkte bewohnte.

Täglich sah man ihn in den dreißiger Jahren in Prag zu derselben Stunde denselben Spaziergang machen. Er ging von seiner Frau begleitet, gegen das Neuthor hin und pflegte dann eben so regelmäßig einem Manne zu begegnen, der gleichfalls in Prag internirt war — dem Marquis Pallavicini, der an den italienischen Unruhen der ersten zwanziger Jahre betheiligt gewesen war, und vierzehn Jahre auf dem Spielberge zugebracht hatte, bis ihn Kaiser Ferdinand im Jahre seiner Thronbesteigung begnadigte und ihm Prag zum Aufenthaltsorte anwies, wo er gleichfalls auf dem Roßmarkte, dem General Chrzanowsky gegenüber, wohnte und eine Weinhändlerstochter heiratete, die auch ein Kind des Prager Roßmarktes war, wo ihrem Vater das Haus gehörte, in welchem sich heute das Café Hübner befindet.

Diese Pallavicini ist dieselbe, welche den Brief an Garibaldi richtete, der seiner Zeit so viel Aufsehen machte. Ihr Gemal war eine kurze Zeit Gouverneur von Neapel.

Während Pallavicini in Prag so lange ausharrte, bis ihm das Jahr 1848 die Freiheit der Action und die bis dahin immer noch sequestrirt gebliebenen Güter zurückgab, zog es der General Chrzanowsky vor, sich der polizeilichen Aufsicht, in welcher er in Prag gehalten wurde, durch eine geschickt in Scene gesetzte Flucht zu entziehen. Seine Gemalin erwirkte sich einen regelrechten Paß nach Belgien, der Polizeicorporal, der, allerdings in Civil gekleidet, dem Exgeneral auf Schritt und Tritt zu folgen hatte, wurde auf eine schlaue Weise entfernt, der General setzte sich, als Bedienter verkleidet, auf den Kutschbock, und kam so glücklich über die Grenze, und weiter nach Brüssel.

Der greise Chlopitzky, der im Jahre 1830 die Dictatur in Polen geführt, mußte sich nach dem Uebertritte der polnischen Armee auf österreichisches Gebiet nicht einmal von Krakau zurückziehen. Er lebte daselbst noch im Jahre 1854 unangefochten, denn als ich im Herbste 1854 abermals in Krakau war, um die große Truppenaufstellung in Galizien zu beobachten, sah ich dort den nahezu neunzigjährigen Greis, dem, wo er sich auch zeigen mochte, ehrfurchtsvolle Grüße dargebracht wurden. Selbst der Feldmarschall Heß, welcher die Armee befehligte, die in Galizien einen demonstrativen Aufmarsch auszuführen hatte, dessen Spitze sich diesmal gegen Rußland kehrte, verschmähte es nicht, den greisen Exdictator in Krakau zu besuchen.

Chlopitzky war, als ich ihn zum letzten Male sah, noch sehr gut conservirt. Seine stramme, hohe Gestalt, die ein ungebeugtes Haupt zierte, bedurfte des Stockes, den der General immer trug, nicht als Stütze. Sein Antlitz hatte einen ernstfreundlichen Ausdruck, und ein gewinnendes Lächeln glitt darüber hin, wenn der General den Grüßenden dankte.

Im Jahre 1846 sah ich Chlopitzky täglich in Krakau auf der sogenannten Promenade, wo die trefflich eingeübte Kapelle vom Regimente Palombini, jetzt Degenfeld, unter der Leitung des, als Tanzmusikcompositeur sogar über Deutschland hinaus bekannten Capellmeisters Liehmann, ihre Piecen executirte.

Das Regiment Palombini gehörte nämlich zu jenen Truppen, die im Februar 1846 über Hals und Kopf gegen Polen dirigirt wurden. Was damals in Böhmen, Mähren und Niederösterreich nur irgendwie an Regimentern verfügbar war, erhielt Marschordre gegen die Weichsel hin, wo man sich nach dem Ausbruche der Revolution in Krakau auf größere Dinge gefaßt machte, als wirklich eintraten.

Die damals eben erst eröffnete Prag-Olmützer Bahn beförderte in den letzten Februartagen 1846 ein Regiment nach dem anderen bis in das Herz von Mähren, von wo aus sich die Truppen zu Fuß weiter in Bewegung setzten, die über Tetschen und Biala nach Wadowiz und Krakau führende Heerstraße verfolgend.

Von Prag gingen die Regimenter Palombini und Latour nach Polen, Regimenter, deren Werbbezirk theils Prag, theils die nächste Umgebung dieser Landeshauptstadt bildet, und die in der letzteren seit Menschengedenken gelegen. Beiden Regimentern hat seither der Lauf der Zeit ihre damaligen Inhaber genommen. Latour fiel am 6. October 1848 als ein treuer Diener seines Herrn, und das Regiment gehört seither dem unglücklichen Benedek.

Palombini starb als friedlicher Pensionist in Sachsen, wo er sich mit Vorliebe aufgehalten hatte.

Jetzt können die Regimenter nicht mehr so mit der Bevölkerung der Städte zusammenwachsen, wie dies früher der Fall gewesen. Vor dem Jahre 1848 lag oft ein Regiment durch Jahrzehente in einer und derselben Garnison, und gehörte gleichsam mit zur Familie. Wie z. B. das Regiment Hoch- und Deutschmeister durch nahezu ein Jahrhundert mit geringen Unterbrechungen einen integrirenden Theil der Besatzung von Wien ausmachte, so waren die Regimenter Latour und Palombini mit Prag verwachsen.

Dieses durch das lange Verweilen in derselben Garnison bedingte Aufgehen einer Truppe in die Bevölkerung der großen Stadt, die sie umschloß, hatte seine poetischen Seiten, über welche die neue Aera, wie über so Manches, nivellirend hinwegging.

Regimenter, welche vor einem halben Jahre eingerückt sind, läßt die Bevölkerung natürlich gleichgiltig wieder abziehen. Sie haben eben nicht Zeit gehabt, sich die Sympathien derselben zu erwerben, sich in sie hineinzuleben.

Wie ganz anders gestaltet sich der Abzug eines Regimentes, das durch zwanzig, dreißig Jahre in einer Stadt gelegen!

Wien und Prag wissen davon zu erzählen! Als im Jahre 1846 das Regiment Palombini nach Polen beordert wurde, verbreitete die Nachricht davon eine allgemeine Trauer in Prag; die Stadt sollte sich gleichsam loslösen von ihren liebsten Kindern, und das ging nicht ohne Schmerz ab. Jeder Bürger war, so zu sagen, Freund geworden mit jedem Soldaten, wozu die ausgezeichnete Haltung der Truppen viel

beigetragen. Die Officiere waren durch Verwandtschaftsbande an die Stadt gekettet, jedem Soldaten schlug ein treues Herz innerhalb der Stadtmauern und diese gegenseitige Sympathie ging so weit, daß man in der Stadt in Verzweiflung darüber war, die ausgezeichnete Regimentsmusik zu verlieren.

Und als der Abschiedstag gekommen war, bewegte sich eine dichte Menschenmasse zwischen der Caserne und dem Bahnhofe. Tausende von Menschen fanden sich in diesem ein, Tausende gaben den aus der Caserne ziehenden Truppen das Geleite. Von einem Marschiren in Reih und Glied war keine Rede. Jeder Soldat wurde von seinen Freunden in die Mitte und unter die Arme genommen, und daß die Freundschaft nicht selten in das zarte Geschlecht hinüberstreifte, gab der ganzen Scenerie etwas Poetisches und Malerisches. Man wechselte zarte Worte und letzte Blicke, weinte dazwischen, und manche Schöne machte sich ein Vergnügen daraus, dem Scheidenden den schwer bepackten Tornister nachzutragen.

Der Bahnhof selbst zeigte ein buntes Durcheinander von Officieren, Soldaten, geputzten Frauen und Mädchen aus dem Volke. Tücher wehten, und ein donnernd Lebewohl nach dem anderen wurde dem Regimente gebracht, als sich der Wagenzug in Bewegung setzte, und von den mit zehntausend Menschen besetzten Basteien ging ein Tücherwehen, Abschiedrufen und Winken herab in die Tiefe, welchem aus dem Innern der Wagen eine eben so herzliche Erwiderung ward.

Auf der Krakauer Promenade nun war es, wo ich im Frühling und Sommer 1846, denn ich lebte damals volle sechs Monate im Kreise naher Verwandten, davon einer gegenwärtig eine der höchsten militärischen Stellungen in Neuösterreich einnimmt, in Krakau, täglich den alten Chlopitzky den Klängen der Palombinimusik lauschen sah.

Da fanden sich die Officiere der in Krakau und Podgorcze garnisonirenden Regimenter mit ihren Frauen und Familien ein, und die Mazurs, welche die Capelle aufspielte, waren so feurig und verlockend daß es allmälig auch die enragirtesten Polinen nicht verschmähten, die Promenade aufzusuchen, die sie anfänglich sorgfältig gemieden hatten. Vielleicht waren die schönen und eleganten Gestalten der österreichischen Officiere nicht ganz unschuldig an diesem Sinneswechsel der schönen Sarmatentöchter, welche anfänglich jedem österreichischen Krieger aus dem Wege gingen, und zwar auf eine so auffallende Art, daß sie die entgegengesetzte Seite des Trottoirs aufsuchten, wenn ein Officier ihnen

auf der Seite entgegenkam, die sie eben einhielten. Mit der Zeit nahmen diese Demonstrationen ab, welchen die Oesterreicher eine würdevolle Gleichgiltigkeit entgegensetzten, und bald hatten sich die Krakauerinnen an den Anblick der weißen Waffenröcke so gewöhnt, daß sie es nicht mehr für gut fanden, denselben auszuweichen.

Das Castell von Krakau hielten 1846 gleichfalls die Oesterreicher besetzt, welche schon damals anfingen, Krakau in jenen großartigen Waffenplatz umzugestalten, als welchen es sich heute präsentirt, und der es befähigt, in einem Kriege Oesterreichs mit Rußland eine Hauptrolle zu spielen.

Palissaden wurden aufgeführt, um den Schloßberg unzugänglich zu machen, und Adaptirungsbauten begannen, welche freilich nicht zur Verschönerung des alten Schlosses beitrugen, indem sie demselben ein casernartiges Gepräge aufdrückten. Indessen, man mußte sich wohnlich einrichten, und die strategische Nothwendigkeit, das Schloß in eine Festung umzuwandeln, lag auf der Hand. Aus diesen kleinen Anfängen entwickelte sich das großartige verschanzte Lager, als welches Krakau bereits acht Jahre später, im Jahre 1854 verwendet werden konnte.

Als es 1854 galt, einen Theil der russischen Armee zu Gunsten der Westmächte, mit denen Oesterreich halb und halb alliirt war, zu binden und für den eigentlichen Kriegsschauplatz in der Krimm unverwendbar zu machen, diente Krakau als Anfangspunkt der österreichischen Machtentfaltung gegen den Nordosten hin.

Bei Krakau begann der Aufmarsch jener Heeressäulen, welche sich im weiten Bogen bis gegen Semlin hin erstreckten, und in den gleichfalls von den Oesterreichern besetzten Donaufürstenthümern ihre letzten Ausläufer hatten, welche von Orsowa bis Galatz die Donaulinie im Interesse der Türkei schützten, Siebenbürgen behaupteten, und sich in der Bukowina und im östlichen Galizien zum Kerne der Armee formirten, in dessen Mitte sich in dem unscheinbaren Städtchen Suczawa, mit der Anlehnung an die Moldau, das permanente Hauptquartier des Generalissimus Heß befand, dessen Operationskanzlei der jetzige Kriegsminister-Stellvertreter General Roßbacher leitete.

Von diesem äußersten Zipfel der Bukowina aus wurden die complicirten Bewegungen dieser colossalen Armee dirigirt, welche, 300,000 Streiter und 80.000 Pferde zählend, leider nicht zur Action kam, und doch so fürchterlich hergenommen wurde, da sie Cholera und Typhus decimirten.

Semlin war damals, so lange die Anwesenheit der Russen in den Donaufürstenthümern Montenegro, Serbien und Bosnien bedrohte, das Hauptquartier des Erzherzogs Albrecht; Mamula deckte Dalmatien der Ban Jellatschitsch Croatien und Ungarn. Später zog sich die Armee Erzherzog Albrechts gegen Siebenbürgen.

Krakau aber, das in strategischer Hinsicht das war, was eine große Durchfuhrstation auf handelspolitischem Gebiete ist, sah alle aus dem Westen und Südwesten der Monarchie kommenden Truppen durchziehen, die von dort aus in Fußmärschen weiter ostwärts geschoben wurden; es sah all' die ungeheueren Verpflegsanstrengungen an sich vorübergehen, welche gemacht wurden, um die größte Armee, die seit den ersten napoleonischen Kriegen und bis zum Jahre 1866 überhaupt schlagfertig auf einem Punkte unter Waffen gestanden, für den Winter zu decken; es sah die riesigsten Proviant-, Pferde-, Waffen- und Pulvertransporte seine Mauern streifen und Tage, an denen ein Artilleriepark von siebzig, achtzig Kanonen einrückte, waren keine Seltenheit. Dann wälzte sich das Durcheinander von Geschützen, Pulverkarren, Bedienungswagen, Schmiedewerkstätten den Stradoin entlang, der galizischen Heerstraße zu.

Da rumorte ewiger Trommelwirbel, und ohne Aufhören knatterte Pelotonfeuer aus den Rotten der Brigaden empor, die in der nächsten Umgegend der Stadt exercirten.

Und während im Thale die Truppen manövrirten, waren auf dem Schloßberge und dem Kosciuskohügel tausend Soldatenhände beschäftigt, die uralte Weichselstadt wehrhafter zu machen.

Die Capelle, welche am Fuße des Kosciuskohügels stand, wurde abgebrochen — sie mußte einer Bastion weichen, die sich an den Hügel lehnen sollte, um so einen integrirenden Theil der neuen Befestigungen zu bilden.

Am 13. August 1854 wurde die letzte Messe in dem Gedenkkirchlein gelesen, welches dem Hügel zu Füßen steht, diesem stattlichen Denkmal, das dem letzten großen Polen durch Mitwirkung einer Nation errichtet wurde.

Ein eigenthümliches Gefühl beschlich mich, als ich dieser letzten Messe beiwohnte. — Wehmuth erfaßte mich, als ich daran dachte, daß der Fremde, welcher in Zukunft Krakau besuchen würde, fortan nicht mehr nach dem Bronislawahügel werde wallfahren können.

Der Kosciuskohügel war im Jahre 1819 aufgeführt worden.

Alle Bewohner von Krakau und der Umgegend waren in jenem Jahre hinausgeströmt, um Erde zuzuführen. Der Reiche und Hochgestellte hatte den Karren ergriffen und Taglöhnerdienste gethan, um so an der Vergrößerung des Hügels zu arbeiten. Aus Oesterreich waren Tausende hinüber geströmt, um das Werk zu fördern, und Oesterreich hatte, obwohl unter Metternich's eiserner Hand seufzend, die nur knapp ein Glacéhandschuh bedeckte, dem nationalen Erinnerungswerke kein Hinderniß gelegt und den Polen erlaubt, in Kosciusko den nationalen Helden zu ehren.

Auch im Jahre 1846 wurden die Oesterreicher in Krakau nur Wenigen lästig. Die Untersuchungen wurden in Böhmen, Tarnow und Lemberg regelmäßig geführt, und zwar in so mildem Geiste, daß man nicht einmal Kriegsgerichte an die Stelle der Criminalämter setzte. In Krakau selbst wurde man den Kriegszustand kaum gewahr, sobald man sich über die Uniformen der Oesterreicher und Russen hinwegsetzte, welche letztere bei der Bevölkerung ungleich verhaßter waren als die Oesterreicher.

Wenn man in jenen Tagen durch die Straßen von Krakau schritt, so sah man sich nicht selten plötzlich von einer erbarmungswürdig aussehenden Gestalt angehalten. Hohläugig, die Hand flehend ausgestreckt, trat ein Mann heran, dessen Gewand nur, nicht die Haltung, den Soldaten verrieth. Das Kleid war im defecten Zustande, nicht selten blickte das nackte Knie hervor, und war dies auch nicht der Fall, so wies Beinkleid und Rock doch eine geflickte Stelle neben der andern.

„Gos podar!“ murmelte der Mann, und die ausgestreckte Hand ergänzte die übrige unterdrückte Phrase.

Wenn der österreichische Soldat den russischen Cameraden so betteln sah, so lächelte er stolz, immer aber mehr mitleidig als verächtlich. Ich habe nicht selten österreichische Soldaten ihren mageren Beutel aufthun, und von ihrem kleinen Reichthum den armen Cameraden etwas spenden gesehen.

Aber war es ein Wunder, daß die Russen bettelten? Das Brot, das die armen Leute erhielten, war so elend, daß es die Enten nicht verspeisen mochten, denen man es in den Teich warf.

Manchem diente die in Gährung gerathene Gerste als einzige Nahrung. Sie gossen Wasser auf die Gerste und ließen die dadurch entstandene Jauche in der Sonne in Gährung gerathen. Dies erzeugte den fuselartigen Quas, den die Leute aus ihrer Heimat gewöhnt waren, und der ihnen Brot und Branntwein ersetzte.

Interessant war es, das Treiben der Russen am frühen Morgen zu beobachten. Da gestalteten sich die Casernlocalitäten, die sie inne hatten, zu wahren Höllen. Was der Ofen nur vertrug, wurde in denselben gethan, und doch genügte die Hitze von mehr als dreißig Graden, die er nach den fernsten Winkeln des Gemaches ausstrahlte, den an intensivere Schwitzhütten gewohnten Soldaten nicht. Sie thaten alle Kleider von sich, was ihnen in der Regel keine große Arbeit verursachte, da das Beinkleid in den meisten Fällen sich auch schon als das zurückgezogenste Toilettestück erwies. In unmittelbarem Naturzustande drängten sie sich dann um den Glühofen herum, bis der ganze Körper von Schweiß glänzte. Die häßlichen Leute, die sich so im Urcostume der Menschheit um das Feuer zu schaffen machten, mit den Händen und Füßen nicht selten vor Wonnegefühl um sich schlagend, oft auch heulend vor Freude, sahen sich in ihrer gnomenhaften Ungestaltheit wie eine Genossenschaft Vulkans an, die ihre Heimat an den glühenden Feueressen hat.

Wenn sie von der Hitze durch und durch gesättigt waren, so daß es von ihnen fast dampfte und rauchte, und jede Muskel, jeder Knochen in einen Zustand des Geschmolzenseins gebracht zu sein schien, dann warfen sie ihre weiten, grauen Mäntel um und stürzten in Masse dem Strome zu, in den sie sich kopfüber warfen. Die Weichlicheren ließen sich als Surrogat des Weichselbades, vor dem sie zurückschreckten, vom Corporal ein Schaffel Wasser über den Kopf gießen, nachdem sie sich zum Behufe dieser summarischen Waschung in Reih und Glied gestellt hatten.

Ich habe in jener Zeit in Krakau die Bekanntschaft eines gewesenen Oberpopen gemacht, der, ein Mann von anständiger Bildung, das Gewehr des gemeinen Soldaten trug. Das Regiments-Commando hatte dem Priester um eines geringen Vergehens willen die Muskete in die Hand gegeben. Und wer war an des Entsetzten Stelle gekommen? Niemand Anderer, als sein Gehilfe, sein Glöckner, sein Kirchendiener, wie wir das Individuum ungefähr nach unserer Nomenclatur bezeichnen würden. Und den neuen Oberpopen kann morgen schon die Laune des Obersten zum gemeinen Soldaten degradiren. Von einer theologischen Bildung der im Priesterstande Arbeitenden konnte unter solchen Umständen natürlich keine Rede sein, und es konnte wirklich nur auf Rechnung der strengen Disciplin geschrieben werden, wenn der russische Soldat ein Verehrer der Gottheit blieb, deren unwürdiger

Dolmetscher vor seinen Augen, vielleicht durch seine Hand die Knute erhielt. Derselbe Mann, dem der Corporal heute mit dem Prügel in der Hand die ersten Handgriffe der Kunst, das Gewehr zu halten, beibringt, war gestern noch der Gegenstand der unbegrenzten Verehrung von Seite seines nunmehrigen, barbarischen Lehrmeisters.

Die Popen sind aber auch zu vielen irdischen Versuchungen ausgesetzt, als daß sie mitunter nicht unterliegen sollten. Jeder Todte gehört ihnen, fällt ihnen zuerst in die Hände. Wer nun die Gewohnheit der russischen Soldaten kennt, ihre geringe Habe an Geld in den Kragen ihres Rockes einzunähen, der wird es begreiflich finden, daß ein entschlafener Soldat dem Popen immer ein Gegenstand hohen Interesses ist. Und da ereignet sich denn mitunter der Fall, daß der Pope die Intervention der Cameraden des Verstorbenen nicht abwartet und in eigener Machtvollkommenheit die Kragennaht auseinandertrennt, um die illegitime nähere Bekanntschaft einiger Rubelstücke zu machen. Die Entdeckung einer solchen Eigenmächtigkeit führt dann gewöhnlich zu Degradirungen.

In einer Zeit, wo man in einzelnen Kronländern Oesterreichs mit der russischen Volkshymne einen demonstrativen Cultus treibt, und das Moskauer „Väterchen" zu Hilfe ruft, dürfte es nicht ohne Interesse sein, sich die gerühmten russischen Verhältnisse mitunter beim Lichte zu besehen.

Nachdem wir so den russischen Soldaten, wie er sich im Jahre 1846 auf nunmehr österreichischem Boden präsentirte, in's Auge gefaßt, und den freundlichen Leser auf den Boden gestellt haben, auf welchem eine der Gestalten dieses Romans aufgewachsen ist, wollen wir nun diese letztere betrachten, deren abenteuerliches Leben eben nur unter den specifischen Verhältnissen, wie sie das zerfahrene Oesterreich der letzten zwanzig Jahre darbot, möglich war.

Da liegt er auf bloßem Stroh in einer der elendesten Herbergen von Graz und erwartet den Tod.

Er ist in Lumpen gehüllt und schleppt an dem Fluche des Säuferwahnsinns.

Er hat eben einen Anfall überstanden, und die Spannkraft seines Geistes, der einst so rege gewesen, ist ihm bis zu einem gewissen Grade wiedergekehrt.

Er ergreift die Hand seines Pflegers und Beschützers, der neben

seinem dürftigen Lager auf der Erde kauert, und eine merkwürdige Ergänzung der originellen Scenerie bildet.

Der Mann, der den Kranken pflegt, trägt nämlich das braune Gewand der Drahtbinder.

Wer würde die österreichischen Savoyarden nicht kennen, die mit ihrem Drahtringe auf der Hand durch die Welt ziehen, um mit einigen mühsam eroberten Gulden dereinst in die bergige Heimat zurückzukehren?

Man nennt die Bursche bald Rastelbinder, bald Drahtbinder, und sie entstammen fast insgesammt dem Trentschiner Comitate in Ungarn, welches Ländchen man das österreichische Savoyen nennen könnte.

Die Drahtbinder erscheinen zwar nicht im Gefolge eines Murmelthieres, wie die Savoyardenknaben, welche die Welt durchziehen avec la marmotte, und sich in der Fremde ein Capitälchen zusammensparen, Alles avec la marmotte, mit dem sie dann in ihre heimatlichen Berge zurückkehren, um sich in denselben eine selbstständige Existenz zu gründen; aber dafür machen sich die Drahtbinder durch ihre Kunst selbst zu Aspiranten der Murmelthierschaft. Leicht und mühlos üben sie diese Kunst, und man könnte diese Ausübung fast nur einen höheren Müssiggang nennen. Von diesem Standpunkte aus könnte man das Trentschiner Revier, welches jährlich Hunderte seiner, der Mannbarkeit entgegensehenden Söhne auf diese Art in die Welt hinauswirft, auch das österreichische Neapel nennen, weil diese, die Welt begehenden Kinder Trentschins das Lazzaronithum in seiner üppigsten Blüte repräsentiren, wo sie immer auftauchen.

Wenn man die Straßen einer großen Stadt durchschreitet, sieht man die verwahrlosten Gesellen an den Hausthoren auf den Dielen lagern und warten, bis ihnen der Zufall einen Erwerb zuführt. Wenn sie etwas thun, um den letzteren heranzuziehen, so beschränkt sich diese Mühewaltung auf das Ausstoßen eines heiseren Rufes, des stereotypen slowakischen: „Dratovat!“

Diese Zauberformel erschließt dem Burschen alle Thüren. Man mag ihn brauchen oder nicht, er ist willkommen, denn er bildet einen gewaltigen Factor in der modernen Erziehung. Die Zeiten sind zu aufgeklärt, als daß man der lieben Jugend, insofern sie sich ungefügig zeigt, mit Gespenstern beikommen könnte. Eine reellere Zeit verlangt auch reellere Schemen, und da bietet der allezeit bereite Rastelbinder eine sehr brauchbare, aus Fleisch und Blut construirte Figur. Sein

improvisirter Ruf genügt, um in der tollsten Kinderstube die Ordnung herzustellen und das Schauergefühl der Furcht durch die kleinen Herzen schleichen zu machen.

So repräsentirt denn die schwarzbraune Gestalt des Rastelbinders ein Individuum, welches sich auch außerhalb der Börse von der Panique ernährt, denn wer der von der Kindernoth bedrängten Hausfrau im Augenblicke des auf das Höchste gestiegenen Familienwirrwarres als rettender deus ex machina erscheint, der hat auch zu hoffen, daß man ihn nicht fallen läßt, sondern vielmehr seinen materiellen Bedürfnissen einige wohlthuende Rechnung trägt.

Im Trentschiner Bezirke gibt es wenige Familien, die nicht ein, oder nach Umständen mehrere Glieder jenseits der Berge hätten, wo sie „Rastelbinders Wanderleben“ in freier Bearbeitung in Scene setzen. Die Jungen wandern, die Alten ruhen aus vom Wandern. Das ist hier der stereotype Kreislauf. Unter fünf Wirthschaften, auf denen kleine Familien sitzen, ist immer wenigstens eine jenseits der Berge zusammengerastelt, mitunter auch zusammengebettelt worden. Der echte Rastelbinder verschmäht keinen Erwerbszweig, der auf ehrlichem Wege zugänglich ist. Hat er nichts zu binden, so läuft er den Equipagen in den Gassen nach oder attakirt harmlose Spaziergänger. Aber daß er sich so erniedrigen muß, das hat die leidige Geschäftsstockung zu verantworten. Der Fortschritt hat den armen Jungen aus den Trentschiner Bergen den goldenen Boden unter den Füßen ihres Handwerks hinweggezogen. Das irdene Geschirr kommt immer mehr ab, das Eisen tritt an seine Stelle, der gute Trentschiner Geselle kennt aber nur einen Feind auf der Welt, den er um so glühender haßt, als er ihm leider nichts anhaben kann, und dieser Feind heißt: der Kochtopf von Eisen. Seitdem dieser unzerstörbare Apparat seine zerbrechlicheren irdenen Collegen verdrängt hat, ist auch der gute Humor des Rastelbinders dahin. Man sieht ihn seltener seine nationalen Tänze, die sich ausnehmen, als ob der Tänzer von der Tarantel gestochen hin- und herraste, ausführen, dafür aber um so häufiger betteln. Ja sogar für die Criminalstatistik ist das Verschwinden des irdenen Kochgeschirres nicht ohne Bedeutung. So lange dasselbe allgemein war, so lange das Handwerk des Rastelbinders florirte, war es der Stolz der ganzen Drahtbindergilde, sich in keine schmutzige Geschichte verwickelt zu sehen. Ja, die Ehrlichkeit der Drahtbinder war eine so sprichwörtliche, daß unter dem gemeinen Volke der traditionelle Glaube anzutreffen war,

die Drahtbinder dürften nur so lange frei und ungenirt im Lande umherziehen, als sich keiner von ihnen an einer unehrlichen Handlung betheiligte. Der erste Diebstahl, den sich ein Drahtbinder beikommen ließe, würde, so lautete der Volksglaube, unfehlbar die Abschaffung aller seiner Collegen aus dem Lande zur nothwendigen Folge haben. Man kann dies noch oft erzählen, und dazu die naive Bemerkung fügen hören: „so ist's Gesetz!“ Seitdem jedoch im Geschirrdepartement das eiserne Zeitalter an die Stelle des irdenen getreten, will das Volk auf die absolute Moralität des braunen Völkleins kein Jurament mehr ablegen, und die Separationen der Gefängnißhäuser wissen von manchem verlorenen Sohne aus der Gilde der Rastelbinder zu erzählen.

Wenn der Trentschiner Bursche in frühen Jahren auswandert, und mitunter ziehen schon sieben- und achtjährige Knaben über den Jablunkapaß nach Schlesien, um sich von da weiter durch die Länder zu zerstreuen, so kommt er wohl nach einigen Jahren zurück in die Heimat, nicht um schon dort zu bleiben, sondern lediglich um sich umzusehen, und es sich schwarz auf weiß zu holen, daß er untauglich zum Soldaten sei. Denn die moderne, Alles nivellirende Zeit reflektirt auch auf den Trentschiner Drahtflechter, wenn es gilt, Candidaten für die Muskete zu werben, und so Manchem ist bereits das verhängnißvolle Papier, das ihm als Heimatschein die Thore aller Länder öffnet, zwangsweise nach den heimatlichen Bergen visirt worden.

Auch der Drahtbinder, der jetzt hier in dem elenden Grazer Wirthshause zu den Füßen des sterbenden Polen lungert, an welchen ihn ein untilgbares Wohlwollen fesselt, dessen Grund wir dem Leser noch im Verlaufe dieses Capitels darlegen werden, war vor Jahren ein Drahtbinder wie die Anderen, und wenn man ihm einen Steckbrief hätte nachschicken wollen, würde das Signalement dann haben lauten müssen:

Ein schlanker Geselle mit vollen, schwellenden Gliedern, tief gebräuntem Gesichte, schwarzem, wallenden Lockenhaar; die Bekleidung ein brauner, kotzenartiger Mantel, unter welchem das von Schweiß, Staub und langer Benützung dunkel glänzende Hemd und die breite, grobe Gattie hervorsieht. Den Kopf deckt ein breitkrämpiger, runder Hut mit niedrigem Mittelaufsatze, wie er bei den Hanaken üblich. Um die rechte Hand ist ein Ring ziemlich feinen Eisendrahtes geschlungen, an welchem der Schweiß der Arbeit klebt.

So hätte das Signalement vor zwanzig Jahren gelautet — heute

ist der Mann, welcher der letzte und einzige Freund des sterbenden Polen ist, ein alter, verwitterter Geselle, dem das graue Haar wirr um die Schläfen flattert.

Er trägt wohl noch immer das Gewand der Drahtbinder und den Drahtring, der da neben ihm liegt, repräsentirt den ganzen Fond des ungefähr fünfzigjährigen Mannes. Wie viele irdene Töpfe muß er nicht umflechten, ehe er sich so viel verdient, um sich einen neuen Drahtring kaufen zu können? Aber der Kaufmann, der ihm den Draht verkauft, weiß auch, welche Mühe es dem armen Menschen macht, die zwei Gulden zusammenzubringen, die er kostet, und nimmt keinen Gewinn von ihm!

Bis zu seinem dreißigsten Jahre führte der Drahtbinder, den wir hier dem Leser vorgeführt haben, dasselbe Leben wie seine Landsleute und Cameraden insgesammt. Wer die Gattung schildert, der schildert auch ihn; wer einen Drahtbinder gesehen hat, der kennt Alle. Es gibt kaum ein anderes unterscheidendes Merkmal zwischen dem Einen und dem Anderen, als daß dieser etwa um einen Zoll höher ist als jener. In Tracht, Wesen und Gewohnheiten gleichen sie einander Alle, wie ein Ei dem andern. Wenn Barak — so heißt der Drahtbinder, mit dem wir es zu thun haben — in der zweiten Hälfte seines Lebens aus der Art schlug und in seinen Gewohnheiten, in seinem ganzen Thun und Lassen von der Art seiner Landsleute und Erwerbsgenossen abwich und sich von jedem Verkehre mit ihnen lossagte, auch nie wieder nach der Heimat kam, nach der es alle seine Stammesbrüder früher oder später doch immer drängt, so ist die Ursache für dieses außergewöhnliche Benehmen in einem ganz besonderen Vorgange zu suchen, auf welchen wir zurückkommen wollen, sobald wir das normale Leben der Drahtbinder, welches, wie gesagt, auch lange das Leben Barak's war, belauscht haben werden.

Ja, die braunen Gesellen führen ein eigenthümliches Leben, von welchem derjenige wohl keine Ahnung hat, welcher sie nicht anders als sitzend auf den steinernen Stufen irgend einer Haustreppe zu denken vermag.

Wer an dem schwarzgelockten Burschen in irgend einer Hausflur vorbeikommt und vielleicht einen kleinen Umweg beschreibt, um mit dem fettglänzenden Gewande desselben in keine allzunahe Berührung zu kommen, sieht den fleißigen Arbeiter, der das Drahtgeflecht um die schadhaften Töpfe schlingt oder Mausfallen flicht, vielleicht mit vollkom-

mener Gleichgiltigkeit an. Kaum daß er sich wohl die Frage stellt, wo dieser braune Geselle, dessen eigentliche Heimat das Slowakenland ist, in der fremden Stadt sein provisorisches „Zu Hause“ haben mag!

Fürwahr, der Savoyarde aus der Slowakei, sieht nicht darnach aus, als ob er mit dem Nachtlager irgend eines Wirthshauses, und rangirte dasselbe auch unter den bescheidensten, vertraute Bekanntschaft machen könnte, und von Privatlogis, welche Drahtbinder beherbergten, wird wohl auch Niemandem etwas bekannt sein. Und doch wandern mehr als Hundert solcher Gesellen durch die Straßen nahezu jeder österreichischen Großstadt, und ein jeder von ihnen beansprucht irgend eine Stelle, auf die er des Nachts seine müden Glieder hinstrecken kann.

So komm denn mit mir, freundlicher Leser, wenn es zu dämmern beginnt; wir begeben uns vor das Thor, hinter welchem sich die gewerbsthätige Vorstadt ausbreitet. Auf dem ersten grünen Hügel dort liegen bereits zehn und mehr der braunen Gesellen und strecken in behaglicher Ruhe und unter heiterem Gespräche ihre schlanken Glieder. Sie erwarten ihre Collegen, die nach und nach in kleinen Zügen aus der Stadt ankommen. Sind endlich alle beisammen, dann machen sie sich, in lustige Gruppen getheilt, auf den Weg, der sie wohl eine gute halbe Stunde weit zu einem Gehöfte führt, das ihre provisorische Heimat bildet. An ihre wirkliche Heimat mahnen die Nationallieder, welche sie in vielstimmigem Chore singen. Es repräsentiren diese Volksgesänge aber ein Chaos von unarticulirten Naturlauten, welches auf eine noch in den Windeln liegende Volkspoesie hindeutet. Es mögen dies vielleicht in Betreff ihres musikalischen Gefüges die rohesten Lieder slavischer Zunge sein, die man nur irgend hören kann. Langgedehnte, oft klagende Naturlaute kennzeichnen den monotonen Rythmus der Melodie.

In dem Gehöfte, das die Drahtbinder jetzt betreten, so wie in der ganzen Umgegend zählen sie zu den guten Bekannten. Kein Mensch wundert sich, wenn er auf die zahlreichen Rotten derselben stößt.

Im Gehöfte selbst angekommen, lagern sie sich um ihr Nachtquartier. Dies letztere ist ein Raum, der ursprünglich eine ganz andere Bestimmung hat. Wenn eine meiner freundlichen Leserinnen in diesen Raum hineinblickte, so würde sie schwören, er repräsentire nichts mehr und nichts weniger als einen Kuhstall. Aber die stattlichen Kühe, welche dastehen, sind nicht die einzigen Bewohner dieses Raumes, sie haben vielmehr eine doppelte, und dreifache Anzahl von Drahtbindern zu regelmäßigen Schlafcameraden. Der ganze Raum ist so belebt, daß man,

liegt einmal Alles vom Schlafe umfangen, seinen Fuß sehr vorsichtig setzen müßte, um nicht auf ein lebendiges Wesen zu treten. Wenn aber eine der geehrten Damen, die ich eben erst aufgefordert habe, in den Kuhstall hineinzublicken, vollends gewahr würde, wie die braunen Burschen bei dem Werke, das uns zu Milch und Rahm verhilft, vermittelnd mitwirken — der Kaffee würde ihr gewiß für alle Zeiten weniger munden, als dies ohne die gemachte Erfahrung der Fall gewesen wäre.

Aber das lustige Völkchen der Drahtbinder läßt sich den Zins nicht schenken. Wenn es auch verhältnißmäßig billig wohnt, ganz umsonst will es doch nicht wohnen. Zunächst bildet die Genossenschaft schon eine Art Sicherheitswache des Hofes, der sie gastfreundlich aufgenommen. Da kommt weit und breit kein Diebstahl vor, das Obst und die Feldfrucht sind so sicher, als ob beide an Baum und Boden angenagelt wären. Kein Huhn geht verloren, und liefen ihrer Hunderte ungezählt im Hofe und außerhalb desselben umher. Wo die Drahtbinder wohnen, da scheut sich der Dieb hinzugehen, er weiß die Wirthschaft zu gut bewacht. Aber auch abgesehen von dieser moralischen Wirkung, die sie üben, honoriren sie den Herrn, der ihnen den von ihnen beanspruchten bescheidenen Unterstand gewährt, durch ein werkthätiges Eingreifen in die Förderung des Wirthschaftsdetails. Hier gehen sie hinter dem Pfluge, mit kräftiger Hand ihn lenkend, und die Dienste eines Schaffers versehend; dort wieder finden sie sich ein, wenn es gilt, den Klee und das Viehfutter hereinzubringen. Da fliegen die Rechen hin und her, unter Verzehnfachung der Hände entsteht ein Futterhügel neben dem anderen, und die Sense hat, ehe es Abend geworden, ein erstaunliches Werk gethan. Am glänzendsten aber bewähren sich die Burschen, wenn die Ernte da ist. Hier mähen sie Flächen nieder, dort gehen sie neben dem vollgeladenen Wagen einher und stützen ihn, wenn er den Hügel hinankeucht, der Scheune zu, um ihn dann in Gedankenfrist leer zu machen. Unbezahlbar sind ihre Leistungen vollends, wenn ein Gewitter den guten Fortgang der Hereinbringung des Getreides zu bedrohen scheint; da werfen sie sich mit einer wahren Leidenschaft auf das zerstreut umherliegende Getreide; in einigen Augenblicken ist Alles gebunden, die Garben liegen gerüstet da, und hundert rüstige Hände spielen dem Regen einen lustigen Schabernack, indem sie ihm gleichsam vor der Nase das Getreide entführen, das er schon recht durchnässen

zu können geglaubt. In solchen Krisen zahlt der Drahtbinder seinem Hausherrn den Miethzins in vollgiltiger Arbeitsmünze aus.

Und treu nach Außen, hält die Gilde auch treu nach Innen zusammen. Ein patriarchalisches Leben macht sich überall geltend; Einer hängt an dem Anderen, und keiner würde von der Gilde lassen. Ein einziges Mal ist es vorgekommen, daß ein Drahtbinder seiner Genossenschaft untreu wurde, und das ist die Geschichte, welche Barak berührt und ihn zu dem verdrossenen, sich von aller Welt abwendenden und selbst von seinen Landsleuten losschälenden Menschen machte, welcher er heute ist.

Diese Geschichte bildet das tragische Moment im Leben Barak's und spaltet sein Leben in zwei ungleichartige Hälften.

Barak war jahrelang frisch und fröhlich in der Welt umher gewandert, als er eines Tages die Nachricht erhielt, daß sein älterer Bruder daheim gestorben sei und einen zwölfjährigen Sohn in mißlichster Lage zurückgelassen habe. Dies zu hören und sich auf den Weg nach der Heimat zu machen, war das Werk desselben Augenblickes. Der verwaiste Neffe, der die Mutter schon vor dem Vater verloren hatte, sollte in ihm einen zweiten Vater finden. Oheim und Neffe wanderten bald darauf durch den Jablunkapaß wieder nach Cisleithanien und durchstreiften selbander die Welt. Barak der Jüngere gedieh und wuchs zu einem prächtigen Burschen heran, so daß Barak der Aeltere oft besorgt bei sich dachte: Wenn sie mir den Prachtjungen nur nicht assentiren!

Und eines Tages machten in einem ungarischen Städtchen die Beamten wirklich Miene, den Burschen auf den Assentplatz zu stellen, denn der Kaiser, der sich eben zum Kriege mit Frankreich und Italien rüstete, brauchte Soldaten, und Barak präsentirte sich als ein gar zu sehr in die Augen fallendes ausgezeichnetes Kanonenfutter.

Damals war es, wo der Pole, der jetzt in der Grazer Herberge so elend verendet, dem älteren Barak einen wesentlichen Dienst leistete, den ihm der dankbare Drahtbinder nie wieder vergaß.

Der Neffe brauchte die Muskete nicht zur Hand zu nehmen; der Oheim wanderte mit ihm in eine große Stadt, die dem jungen Menschen verhängnißvoll werden sollte. Er verliebte sich daselbst in ein Mädchen aus feinem Hause, in welches ihn seine Wanderbeschäftigung oft führte, und das Mädchen hätte den schönen, schlanken Mann wohl auch gern gesehen, wenn er nur kein Drahtbinder gewesen wäre.

Eines Tages war der jüngere B a r a k verschwunden. Der Oheim suchte ihn, wie nur eine Mutter ein verlorenes Kind suchen kann — er fand ihn nicht. Seine Cameraden sannen hin und her, und erschöpften sich in Muthmaßungen, was aus ihm geworden sein möge. An Abtrünnigkeit zu denken fiel Niemandem ein — Alle riethen auf ein Unglück.

Da brachte eines Abends Einer die Kunde, der verloren Geglaubte halte sich in der Vorstadt auf und beschäftige sich damit, bei einem Kaufmanne Zimmt und Kaffee in einem großen Mörser zu stoßen. Das Kleid des Drahtbinders habe er von sich gethan, eine breite, schwarze Mütze decke sein Haupt, die Haare seien kurz geschoren, an die Stelle der Gattie und des fettglänzenden Hemdes seien eine blaue Tuchhose und ein blauer Gehrock getreten, wie beides gewöhnliche Menschenkinder zu tragen pflegen. Der Durchgegangene wolle auch ein gewöhnliches Menschenkind werden; sein Sinn flöge hoch, er wolle Kaufmann werden, um ein vornehmes Mädchen heiraten zu können, das er liebe.

Diese Notizen brachten die ganze Genossenschaft in einen unbeschreiblichen Aufruhr. Der ältere B a r a k vollends wußte sich nicht zu fassen und ging wie vor den Kopf geschlagen umher.

Daß ein Drahtbinder seinen Stand mit Füßen getreten, von seinem langen Haare gelassen und als ein zimmtstoßender Lehrling bei einem Kaufmanne eingetreten, das Alles klang so unglaublich, daß Alle beschlossen sich von der Wahrheit der Thatsachen durch den eigenen Augenschein zu überzeugen. Sie beredeten den älteren B a r a k, ihnen zu folgen, und dieser ließ sich halb willenlos, und auf den schlimmsten Anblick gefaßt, mitziehen.

So wanderten sie am nächstfolgenden Tage Alle hinaus, wohl vierzig an der Zahl, der Vorstadt zu.

Arglos stand der Deserteur inzwischen vor der Ladenthüre beim Riesenmörser und stieß Kaffee. Da schien es ihm mit einem Male, als tauchte dort an der Ecke ein Drahtbinder auf. Er erröthete und stampfte um so energischer darauf los. Aber als er nach einer Weile einen schüchternen Versuch machte, die Umgegend zu recognosciren, zog er seine Blicke alsbald wieder erschreckt zurück, denn an Stelle des gefürchteten e i n e n Drahtbinders sah er fünf, sechs braune Gestalten, die ihn und den Mörser fest in's Auge zu fassen schienen.

Der Abtrünnige fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß.

Er hätte mögen sein Gesicht in den Mörser vergraben, nur damit ihn seine Cameraden nicht erkannten. Aber er fühlte doch wieder, daß er bereits verrathen und erkannt sei, und stampfte nur um so leidenschaftlicher fort, daß ihm der Schweiß über Stirne und Wangen hinabschoß.

Und immer mehr Cameraden tauchten an der Straßenecke auf. Ein Murmeln ging durch ihre Reihen, und immer enger schlossen sie den Kreis um den Flüchtling.

Und dort wurde nun gar sein Oheim sichtbar, dem er so viel verdankte, und der ihn jetzt so vorwurfsvoll ansah, daß er hätte mögen in den Boden sinken!

Zuletzt trat Einer aus der dichten Gruppe hervor, näherte sich dem räthselhaften Lehrling, sah ihm fest ins Gesicht, griff dann mit der Hand aus, fuhr ihm über das Haar und das Gesicht, und wandte sich mit dem Ausrufe: „Er ist's — er ist's gewiß!" an die Gruppe der Drahtbinder. Die Cameraden konnten nun nicht mehr zweifeln, das Unglaubliche war wirklich geschehen, ein Drahtbinder war Kaufmannslehrling geworden.

Aber war denn der Flüchtling überhaupt noch Kaufmannslehrling? Nein — nicht mehr! Er hatte den Lockungen der Cameraden nicht zu widerstehen vermocht, ob sie auch stumm waren — der Oheim vollends gab den Ausschlag. Sein vorwurfsvoller Blick sprach mahnender zu seinem Gewissen als das dumpfe, grollende Murmeln der Cameraden. Mit der Macht des Heimweh's überkam es ihn, daß er den Mörserstock von sich warf, die Lehrlingskleider von sich streifte, und seinem Oheim in die Arme stürzte, als dieser ihm eben verachtungsvoll den Rücken kehren wollte.

Das Schluchzen des wieder gewonnenen Verlorenen übertönte den Jubel der Cameraden. Sie hoben den Geretteten in die Höhe, gaben ihm Mantel und Hut, küßten ihn, und führten ihn im Triumfe davon.

Aber die Umkehr war nicht von langer Dauer, war nicht nachhaltig. Die Liebe war mächtiger als das Stammes-, Standes-, ja selbst als das verwandtschaftliche Gefühl, und eines Tages war der jüngere Barak wieder verschwunden. Diesmal hatte er die Schiffe hinter sich verbrannt, um ja nicht wieder umkehren zu können. Er hatte sich zum Militär assentiren lassen. Officersträume gaukelten ihm vor Augen; wenn das Glück ihm wohl wollte, konnte er als Soldat zu einem noch glänzenderen Ziele kommen als bei der Carriere, die er früher einge-

schlagen, und von der ihn seine Landsleute wieder abgezogen hatten. Als Soldat konnte er nicht fahnenflüchtig werden, der Oheim und die Cameraden mochten noch so sehr locken.

Aber er irrte sich diesmal. Oheim und Cameraden gaben sich keine Mühe mehr, sie ließen den Abtrünnigen fahren. Ihm ist nicht zu helfen, sagten die Cameraden — der ältere Barak aber sagte gar nichts, zog sich nur scheu und verdrossen in sich zurück, denn etwas Aergeres hätte ihm nicht geschehen können, als daß sein Neffe sich dem Stande freiwillig in die Arme warf, dem er ihn vor Kurzem mühevoll entrungen.

Der Mißmuth nahm bei dem alternden Manne mit der Zeit solche Dimensionen an, daß er sich von seinen Landsleuten immer mehr zurückzog und einsame Wege ging, die ihn dem Trunke in die Arme führten.

So kam er, von Stadt zu Stadt wandernd, nach vielen Jahren einsamen, zerfahrenen Lebens endlich nach Graz, und hier traf er in einer Branntweinkneipe mit dem Polen zusammen, vor dessen Strohlager wir ihn jetzt kauern sehen.

Man kann sich nicht leicht eine bewegtere Vergangenheit denken, als die, welche dieser Mann hinter sich hat, der da mit dem Tode kämpft, und dem der Drahtbinder wohl bald die Augen zudrücken wird.

In lichten Augenblicken tauchen Bilder in dem Kopfe des Polen auf, die ihn in eine bewegte Zeit zurückversetzen, in welcher er eine hervorragende Rolle gespielt — in eine Zeit, die ich im Eingange dieses Kapitels dem Leser in allgemeinen Umrissen geschildert habe, um ihn auf die Figuren vorzubereiten, welche jener Zeit ihren lebensvollen Inhalt gaben.

Die Bilder, welche ich dem Leser aus jener Zeit entrollen will, bilden die Staffage zu dem Vorleben des Polen, der sich Peter Jassanowsky nennt und im Jahre 1846 zur Zeit des polnischen Februaraufstandes Mandatar bei dem polnischen Grafen Stwrtkowsky war.

Auf einem Edelsitze in Galizien war's, wo im Oktober 1845 sich eine große Anzahl polnischer Cavaliere um Tissowsky schaarten, den die Rolle, die er schon in dem polnischen Freiheitskriege von 1831 gespielt, zum Manne des allgemeinen Vertrauens machte.

Tissowsky, welcher der alte begeisterte Vorkämpfer der Freiheit geblieben war, wie sich diese der polnische Edelmann von jeher

dachte, haranguirte auch heute die Standesgenossen mit feurigen Worten, indem er ausrief:

„Macht des großen Polenführers Wort zu Schanden, zeigt, daß Polens letzte Stunde in Wirklichkeit noch lange nicht geschlagen habe, ob sich auch drei Adler wider uns verbanden! Tragen wir nicht noch das alte Herz im Busen? Brennt die blutige Scharte, die wir auszuwetzen haben, nicht noch immer knochen- und markversengend? Ostrolenka's Namen hat die Welt noch immer zu vergessen! Wagen wir heute kühn noch einmal, was dreimal gescheitert, vielleicht, daß jetzt ein guter Stern unserem Werke leuchtet, vielleicht, daß wir gerade in dem Augenblicke, wo unsere Dränger unsere Schwäche überschätzen, den Uebermuth derselben brechen! Vielleicht, daß sich Polen's Horizont jetzt dauernd erheitert, wenn es nur gelingt, die Zwietracht von unserem Herde zu scheuchen! Lassen wir die Feinde, die auf Polens Trümmern ein europäisches Sibirien aufrichten wollen, nicht länger an unserem Sarge zimmern, nicht länger an unseren Rechten drehen, die uns selbst der Wiener Congreß verbrieft hat, dem der Erbe und Nachfolger des Mannes, der es auf diesem Congresse übernahm, Polen als selbstständiges Königreich verfassungsmäßig zu regieren, jetzt ein Schnippchen nach dem andern schlägt! Wie selten ein Volk in der Weltgeschichte, sind die Polen von der Wiege ab an die Kette geschmiedet. Fremde Zungen grüßen unser erstes Lallen, Späher folgen unermüdlich unseren Schritten, fremde Larven fassen uns allerorten mit gierigen Krallen. Glücklich noch, wem es vergönnt ist, in den kaukasischen Schluchten in der russischen Soldatenzwangsjacke ein freies Volk zu bekämpfen, das, wie wir, nichts von Rußland wissen mag, denn nach der Ansicht unserer geschworenen Feinde, der Russen, gebührt uns ja Allen nach Rechtswegen der Galgen, sollten wir Alle aus der Menschheit ausgestrichen werden, weil wir Polen sind! Jetzt vollends will man uns den angestammten Glauben rauben, jetzt vollends sollen wir uns fremder Laune fügen. Bald werden wir um Erlaubniß fragen müssen, ob wir auch athmen dürfen, bald werden sie uns fremde Luft sogar in's Land tragen, damit sie die freie, vaterländische in sich aufsauge! Polen soll nur Frauen haben, um ihnen Freudenmädchen zu liefern, denn das Schöne verstehen sie selbst am Feinde zu ehren. Wir sollen nur darum Schlösser haben, damit ihre lustige Grille dieselben in Casernen und Gefängnisse verwandeln könnte! Den Fetzen Landes, den man uns von dem großen Polen, das vom Ostmeere einst fast bis zum schwarzen Meere reichte,

übrig gelassen, ist eben groß genug, um eine Straßensäule hinzubauen und schwarzberändert die Aufschrift darauf zu setzen: Rechts und links kannst Du in's einstige Polen schauen! Darum regen wir keck den Arm, ziehen wir das Schwert, machen wir einen letzten Versuch, uns die Freiheit zu erstreiten, die Bedrücker, die nicht halten, was sie versprochen, mit ihrer ganzen Herrlichkeit in die Luft zu sprengen!"

Während Tissowsky mit kräftiger Stimme, welche die weite Saaleshalle voll und markig durchdrang, so sprach, umstanden ihn die Cavaliere in weitem Kreise mit funkelnden, rachesprühenden Augen.

Und als er schwieg, erhob sich zuerst ein dumpfes Gemurmel, so daß man im ersten Augenblicke nicht wußte, ob die Zuhörer seine Worte loben oder tadeln würden; aber vom leisen Anlaufe hoben sich die Stimmen immer lauter, bis endlich Einer rief: Fort mit den Bedrückern! und noch Einer und wieder Einer, und bis zuletzt hundert Stimmen Chorus machten, um Tissowsky leben zu lassen, der berufen sei, Polens alten Ruhm wieder herzustellen.

Tissowsky griff nun, den Eindruck inne werdend, den seine zündende Ansprache auf die Gemüther der Anwesenden gemacht, nach dem Säbel, den er in die Ecke gestellt, und rief, die Waffe schwingend:

„Wohlan denn, so schwört mir auf diesen Säbel, den ich vor fünfzehn Jahren schon einmal für Polens heilige Sache geschwungen, schwöret mir bei diesem Stahle, dessen Felsenhärte Euch an den moskowitischen Tyrannen mahnen muß, schwört mir bei diesem rothen Kreuzeszeichen, das des Priesters Hand dem Stahle eingegraben, schwört mir, daß Ihr nimmer von unserer Sache lassen wollt, bis wir uns die Freiheit wieder errungen! Und weil der tückischeste und schlaueste Euerer Feinde sich in Euerer Mitte, in Eueren Reihen selbst befindet, so schwört mir nun Gehorsam, unbedingten, wie die Klöster ihn nur fordern! Schwört, daß, wenn Ihr mir nicht blind folgt, Euere Augen erblinden sollen!"

Und Alle schwören, blind dem Führer zu folgen, dem Auge gleich die Zunge zu ketten, das blinde Auge dem Lichte erst zu erschließen, bis die einstweilen stumm gelegte Zunge sich würde lösen und in Jubelliedern den freien Tag begrüßen dürfen.

Und indem sie schwören, reichen sie sich die Hände und der neue Freiheitsbund, den Tissowsky aufgerichtet, ist eingeweiht in dieser ernsten Stunde.

* * *

Beklagenswerther Tissowsky, der Du geglaubt, daß Du durch ein Wort einen hundertjährigen Feind bezwungen hast! Du selbst meintest es treu und redlich mit dem Vaterlande, Deine rechtdurchglühte Seele kannte keinen Argwohn — aber Du vergaßest, daß, wenn sich das Gift schon in des Körpers Mark und Bein eingenistet hat, es nicht durch zwei ohnmächtige Silben überlistet werden kann. Polen und innere Zwietracht sind schon von den Tagen der polnischen Landtage her zwei zusammenfallende Begriffe — das solltest Du an Dir erfahren, armer Patriot!

Während Du fern vom Heimatherde weilst, und in Russischpolen Dein Leben in die Schanze schlägst, von dem edlen Gedanken geleitet, daß Einer da, wo es sich um das Ganze handle, nur wenig gelte, versammeln sich die, welche Du zum Bunde geeint zu haben glaubst, welchen Du den Eid abgenommen, von Neuem, und zeichnen die flüchtigen Stunden mit schwarzen Racheentwürfen.

Du, der Erste, der sie angefeuert hat zur That, bist nicht dabei, denn Du irrst umher, wankende Herzen für Dich und Deine Sache zu gewinnen, aufzuregen, zu befeuern überall, selbst an Orten, wo jeder Hoffnungsstern längst verblichen schien. Unermüdlich kühnen Fluges ziehst Du vom Osten zum Westen; Schwalben, welche die öden Fluren mit dem nahen Frühling trösten, werden nicht mit größerem Jubel aufgenommen und begrüßt, als mit welchem Dich der Wirth empfängt, dessen Schwelle Du betrittst!

Viele weckst Du aus dem Schlafe, Viele folgen Deinen Wegen, nirgends tritt Dir schmählicher Verrath entgegen, als eben an der Stelle, von der Du ausgegangen.

Unter den Gefährten, die zu folgen Dir geschworen, die Du die Ersten von Allen zu Vertrauten Dir auserkoren, regt sich die Hydra der Zwietracht und des Verrathes, die in Polen den Aufschwung stets gehemmt, und den Lauf des Schicksals mitunter schon in dem Augenblicke gedämmt hat, wo das Siegesziel so nahe schien.

Seht da den Jüngling keck aus der Edlen Mitte heraustreten! Kaum daß bleicher Flaum die trotzig aufgeworfene Lippe deckt! Aber in den Augen glimmt ein unheimliches, verstecktes Feuer.

Und anklagend erhebt der Jüngling seine Stimme gegen den Abwesenden, indem er ruft:

„Wenige Wochen sind verflossen, seit wir an dieser Stelle Tissowsky's Wort vernommen. Auch heute sind wir seinetwegen hier zu-

sammengekommen. Ich habe Euch zusammenberufen, und Ihr werdet über die Kunde erstaunen, die ich Euch zu hinterbringen habe. Ehe aber mein Wort Jemanden mit bestimmter Anklage getroffen, steht mir zuvor Rede: Welche Strafe ziemt dem verrätherischen Eindringling? welches Loses darf der gewärtig sein, der sich als Fuchs bei uns eingeschlichen?"

Unheil ahnend, tief bestürzt, doch stumm sehen sich die Cavaliere an und einigen sich dann in dem Spruche, daß der Tod dem gebühre, dessen Verrath erwiesen sei.

Wohlgefällig mustert der Jüngling die Reihen der Erzürnten, die in ihrer Aufregung bereitwillig das Haupt des vermeintlichen Feindes soeben dem Tode geweiht haben, und ruft dann:

„Wohlan, Tissowsky ist der Verräther am Vaterlande, an Euch, an unserem Recht! Seine Wege sind verdammlich, sind schlecht! Für ein elend Sündengeld sind wir an die Tyrannen verkauft, die schon lange darüber brüteten, wie sie uns mit einem großen, wuchtigen Schlage niederschmettern könnten. Hier steht des Verräthers Freund, der Mandatar des Grafen Stwrtkowsky, er ist bereit, gegen den Freund zu zeugen, durch einen Schwur zu erhärten, daß der vermeintliche Retter dieses Landes der größte Landesfeind sei!"

Und ein Mann tritt vor, den man stets als Freund Tissowsky huldigen sah. Jassanowsky ist's, der Mandatar des Grafen Stwrtkowski, der an dem Freunde zum Lügner wird und den Unschuldigen moralisch mordet, um sich aus dem Untergange desselben ein Piedestal zu bereiten.

Der Ehrgeiz spornt ihn an, bei der bevorstehenden Erhebung eine größere Rolle zu spielen, als welche ihm sein Freund Tissowsky zugedacht hat, und zum Werkzeug für seine hochfliegenden Pläne hat er sich den Jüngling auserkoren, der in der Verhandlung der Edlen die Anklage gegen Tissowsky erhob. Hatte der Milchbärtige nur erst seine Schuldigkeit gethan, glaubte er ihn noch viel leichter beseitigen zu können als den Freund.

Jassanowsky bezeugt mit kecker Stirne, daß sich Tissowsky mit den Bedrückern Polens insgeheim verbunden habe, und Alle glauben dem falschen Zeugnisse, das mit so unwiderleglicher Bestimmtheit vorgetragen ward. Keinem fiel ein, zu prüfen, ob sich dies Zeugniß auch mit Tissowsky's Wesen reime.

„Darum hat der Hinterlistige," nimmt der Jüngling wieder das

Wort, uns Wort und Schwur abgenommen, blind ihm zu folgen, das war der sicherste Weg, uns ganz in seine Schlingen zu bekommen. Es ist ein künstliches, schlaues Gewebe, in das er Euch verstrickt, und wenn es geglückt wäre, wär's mit Polen für ewig aus gewesen! Aber die Vorsehung hat es anders gelenkt — denkt nun auch an Euer strenges, aber gerechtes Urtheil! Ich aber will Euch zur Freiheit führen an des Verräthers Tissowsky's Stelle — ich will die Heimat zu einem weiten Tyrannengrabe machen! Ströme Blutes sollen tilgen, was die Fremden uns gethan, ist Tissowsky erst gefallen, geh' ich leuchtend Euch voran."

* * *

Und weiter, und weiter untergraben sie maulwurfartig Tissowsky's Stellung und überall hat der Mann, der jetzt in der Grazer Herberge vor unseren Augen dem Tode entgegenreift, überall hat Jassanowsky seine Hand mit im Spiele.

Da ragt er stolz und prächtig in die Höhe, ruhm und altersgrau, der herrliche Kirchenbau, der dem heiligen Dominik gewidmet ist.

Er ist eine der schönsten Zierden der hochbethürmten, gräberreichen Königsstadt, welche so lange das Herz eines der mächtigsten Reiche des civilisirten Europa darstellte.

Wehmuth beschleicht Einen, wenn man sieht, daß hinter den schwarzen Mauern, in denen einst Polen's Könige gethront, jetzt Soldaten wohnen!

Jetzt scheint die hundertmal blutgeröthete Weichsel träger durch ein Land zu fließen, in welchem sich der Krakushügel hier, der Kosciuskohügel dort, wie Polens Anfang und Ende, die Todtenhände reichen!

Heiliger ist wohl keine Stätte auf dem weiten Erdenrunde, als die weite, stille Halle in der schönen Dominikanerkirche zu Krakau. Friede weht Dem entgegen, der einen Blick in diese säulengetragene Halle wirft, und hat er einen Gram im Herzen, so empfindet er ihn sicher weniger scharf, wenn er in dieses Haus der Ruhe blickt.

Jetzt aber ist's Mitternacht, und das Innere der Dominikanerkirche glänzt in mattem Lichte.

Bleiche Schatten wallen die Mauern entlang, obgleich alle Pforten geschlossen sind. Neue, immer neue Gestalten schleichen heran, das sind keine Gläubigen, keine Frommen, um Mitternacht betet Niemand

in Kirchen, und überhaupt, wer da weinen und beten will, trägt die Demuth im Gesichte und scheut das Tageslicht nicht, wenn er Gott seine Noth klagen will.

Den Zügen dieser nächtlichen Waller ist aber das Selbstbewußtsein aufgedrückt — Priester sind die nächtlichen Gäste, Prediger des Friedenswortes — worüber sie aber jetzt sinnen, das ist nicht der Friede, das ist Empörung.

So schleicht langsam an den kalten Wänden der Zug der Mönche hin, und auf ihre scharfen Züge fällt das matte, grüne Licht, welches die von der Decke niederhängende Ampel ausstrahlt.

Sie bilden einen Kreis um den Hochaltar, flüstern leise halbe Worte und ein Jüngling tritt vor das Presbyterium, den wir bereits von der Versammlung der Edlen her kennen. Aber er blickt jetzt nicht so frei und offen, wie damals, wo er die Adeligen gegen Tissowsky haranguirte. Sein Blick scheint heute den Fuchs zu verrathen, aus seinem Auge scheint die Schlange zu zischen, die Oberlippe nagt tückisch an der Unterlippe, und das Licht der Ampel beleuchtet ein hämisches Lächeln.

„Mit Vergnügen hat man zu Rom die große Mähre vernommen," beginnt der Jüngling seine Ansprache, nachdem er sich in diesem Kreise als ein Jünger Loyola's entpuppt hat; „mit Vergnügen hat man gehört, daß der Brand in Polen noch nicht verglommen, das Volk immer noch bereit sei zur Wehr. Und was wir insgeheim und offen gethan, um das Volk aufzuregen, hat hohen Beifall gefunden, und die von uns klug eingeschlagene Bahn ist unbedingt gebilligt worden. Mittel wurden uns zur Durchführung zugestanden, wie wir sie nur selbst begehrt, Mittel, die uns auch in den Stand setzen, solche Leute zu bekehren, die noch nicht zu uns halten. Doch die Kirche kann das ihr anvertraute Pfand nicht verschwenden, sie muß dort, wo sie den Grund befruchtet, auch ernten. Gelingt es uns, Russischpolen vom Joche zu befreien, so wollen wir es auch regieren. Wir wollen das Scepter handhaben in dem wieder vereinigten, großen Polen und nur unser Wille soll die Schranke bilden für unser Regiment. Wir müssen den verdammenswerthen Geist, der im fernen Westen spuckt, mit aller Härte unterdrücken, wo er nur immer hervorlugt. Unser Sklave muß sein, wer die Stadt bewohnt, wer das Feld bebaut, Bürger und Bauer müssen für ewig die Dienenden, Abhängigen bleiben. Nur wer hoch auf seinem Schlosse thront, darf frei auf freien Grund niederblicken. Ueber ihm aber steht der Knecht Gottes und der Diener der Kirche.

Wir können auch kein selbstständiges Auftreten dulden. Tissowsky, der Polens Sache zu leiten sich angemaßt, ist vom liberalen Geiste angenagt, ist den modernen Neuerungen zugethan. Was wir jüngst ihm unterbreitet, hat er, Ihr wißt es Alle, mit einem starren „Nein“ zurückgewiesen. Die Volkssache ist auch die meine, sagte er, und löste sich so auch vom Adel los, wie von uns. Denn nur zwei der Stände dürfen neben einander in Polens goldenem Zukunftsbuche stehen. Tissowsky muß sich daher beugen, ehe noch das große Werk gethan ist. Wir wollen dem Kecken zeigen, daß er ohne uns ein Zwerg sei. Ein Anderer, der sich unseren Plänen besser fügt, soll seine Stelle einnehmen, ein Anderer, dessen Auge nicht zu hell, dessen Geist nicht zu klar, genügt uns besser. Ich habe auch bereits an der Untergrabung seiner Stellung gearbeitet, und mich dabei seines Freundes, des Mandatars Jassanowsky als Werkzeug bedient. Jassanowsky glaubt, ich weiß es, mich als Werkzeug gebrauchen zu können, denn der Kurzsichtige und Eitle hat keine Ahnung davon, daß ich ein Mitglied der großen und mächtigen Genossenschaft bin, die seit Loyola's Tagen eine so große Rolle in der Weltgeschichte spielt. Er hält mich für einen simplen Edelmann, und glaubt in mir die Citrone zu sehen, die er auspressen und dann wegwerfen kann, während er die Citrone war, die ich auspreßte, und nächstens wegwerfen werde.“

So spricht der Jüngling und der Anderen leises Geflüster murmelt ihm Beifall zu. Gleicher Sinn, gleicher Haß, gleiche Sympathien beseelen hier Alle, und wie sie sich still eingefunden, so scheiden sie auch stumm von dannen, und Niemand in Krakau hat eine Ahnung davon, was das stille Heiligthum der schönen Dominikanerkirche in der Winternacht geborgen.

* * *

Einsam wandelt inzwischen tagaus, tagein durch die Straßen der gestürzten Königsstadt der Mann, den die Seinen nicht lieben, weil er es gar so treu gemeint hat.

Weiß sind schon des Helden Locken, aber fest und stolz ist sein Gang noch immer. So gleicht er einer lebenden Ruine, die von alter Kraft noch zeugt, einem Versatzstück von der großen Weltbühne, welches das Alter nicht gebeugt.

Hätte ihm das Glück gehuldigt, wie es sein edler, großer Sinn

verdiente, würden sie jetzt vor ihm knieen, statt ihn zu beschuldigen, statt ihn zu verleumden!

Sein kühnes Auge wirft Blitze, und scheint mit jedem stolzen Blicke zu fragen, ob Chlopitzky nicht zum Herrscher, zum Lenker von Volksgeschicken wie geboren sei?

Vor den alten Helden, der im Unglück noch groß ist, und dessen treues Herz von Liebe für sein Vaterland überfließt, treten Abgesandte hin, um dem Lebensmüden den Gruß der Edlen zu vermelden, um seinen Sinn auszuforschen.

Soll das Freiheitswerk gedeihen, denken die Besseren, Uneigennützigeren unter denen, welche die Bewegung vorbereiten, muß es ein kräftiger Arm leiten. Darum haben sie sich des Besten, des Treuesten erinnert, dessen Herz am vollsten und wärmsten für Polen schlägt.

„Polen will sich neu erheben," rufen sie ihm zu. „Schüttle Deine Mähnen, Löwe; harte Kämpfe wird es geben; willst Du nicht mit in den Streit ziehen? Willst Du uns nicht zum blutigen Siege führen? Kämpftest Du vor fünfzehn Jahren auch unglücklich, wir haben das Vertrauen zu Dir darum nicht verloren! Drücke Deinen Namen auf das große Werk — wache auf, stolzer Adler, Du kannst noch einen kühnen Flug machen!"

Ruhig hört der Hohe ihre Worte, mißt sie mit dem großen Blicke, der ihm eigen, aber dieser Blick strahlt keine Lohe inneren Brandes zurück. Dagegen zucken die bleichen, eisigen Brauen wie in leisem Hohn — er mag wohl dem Syrenenworte nicht trauen, das ihn schon oft betrogen!

Und wie sie nun stille schweigen, sinnt er einen Augenblick nach, tritt dann einen Schritt zurück und sagt zu den gespannt Aufhorchenden:

„Ich will nichts davon gehört haben, was Ihr mir soeben mitgetheilt, was Ihr beschlossen habt! Wer schon mit einem Fuße in der Grube steht, läßt sich nicht in den Kampf hineinstoßen! Als ich noch bei vollen Kräften war, that ich das Meinige redlich, und nicht mit mir dürft Ihr rechten, Ihr wißt es recht wohl, wenn das, was ich that, ein Dämon zum Bösen wendete. Wenn Jemand schöne, süße Träume von einem jungen Polenreiche nährte, so war ich es. Aber diese Träume sind längst dahin wie abgestorbene Bäume, und wie auf Polens königlichem Flusse, der Weichsel, in diesem Augenblick, so liegt auch auf meinem Herzen der Eispanzer. Der Winter ist da, gönnt dem alten Manne, ihn still zu durchleben. Meine Gluten sind ver-

glommen — was könnte ich Euch frommen? Ihr braucht junge Herzen, junge Köpfe, junge Arme. Aber nehmt ein Wort mit auf den Weg: noch durch eine härtere Schule muß, sich läuternd, der Pole gehen, ehe er zur Freiheit eingehen kann. Wer seine besten Freunde verräth, ist eines guten Schicksals nicht werth. Ihr aber habt noch Allen, die Euch Gutes thaten, mit Verrath gelohnt. Die größten Wunden hat Euch Eure eigene, giftgetränkte Hand geschlagen. Ihr müßt der Rache entsagen, bis Ihr Euch selbst erkannt habt. Erst wenn Ihr allen inneren Zwiespalt bei Seite lassend, wie eine einzige Phalanx dasteht, festgeschlossen, liebeverbunden: erst dann bricht Polens Morgenröthe, dämmert Polens Tag heran. Was das Glück Euch früher böte, wär' doch nur ein leerer Wahn!"

* * *

Während die Cavaliere conspiriren und in der Stunde der Action den Bauer, der ja so zu sagen ihr Leibeigener ist, mit sich fortzureißen hoffen, steht dieser Bauer, auf den sie rechnen, sinnend und trübe hinter seinem Pfluge und rechnet nach, was er seinem verschwenderischen Grundherrn noch an Robott und Steuern schuldig sei. Mit schmerzensvollen Blicken mißt er sein kleines Feld, das in seinem Schooße sein ganzes Vermögen und Habe umschlossen hält. Und je länger er rechnet, desto fahler senkt sich die Kummerblässe über seine Wangen nieder, desto schwerer und mißmuthiger läßt er sein Haupt hängen. Er denkt an seine Lieben, die daheim hungern, er blickt im Geiste in ihre hohlen Augen und murmelt düster:

„So hab' ich lange Jahre geplagt mich und gequält, damit mich zuletzt doch des Elends Nacht umschlinge! So ist das Ende der Arbeit und der blut'gen Mühsal, von der diese schwieligen Hände Zeugniß geben, doch nur der Hunger, welcher der Kinder Leben unterhöhlt! Die sich von meinem Schweiße genährt haben, die praßten, wo ich arbeitete, regen jetzt keinen Arm, meine Last zu lindern. So hört den Fluch des Armen, der sich nicht rächen kann! Euch bindet auf die Seele sein Los der arme Mann. Wie Ihr an mir gehandelt, so richte man einst Euch! Damit die Wage gleich sich neige für Euch und für mich, so faulet bei lebendigem Leibe! In giftige Verließe warft Ihr mich hinein, wenn ich robottsäumig war und Euren strengen Forderungen nicht bis auf das letzte Titelchen nachzukommen vermochte — darum mögen auch Euren

Fuß glühende Eisen umspannen! Nie ende Euer Leiden, Eure Buße! Und weil Ihr Euch in Euerer verhärteten Grausamkeit meiner Kinder nicht erbarmtet, weil ihre heißen Bitten Euer felsenhartes Herz nie zu rühren und zu erwärmen vermochten, so mögen auch Eure Kinder, von Eurer Seite gezerrt, ihr Leben verhauchen weit weg vom heimischen Herde! Ihr selbst sollt einst verenden auf freier Gottesflur, von Niemandem betrauert, von Allen nur verflucht! Eure modernden Gebeine soll kein Stein decken, gierigen Raben sollen sie ein üppiges Futter sein! Nichts erbe von Euerem blendenden Glanze der Enkel späte Brut, nichts als den Fluch des Bettlers, der fortan auf Euch ruht! Von all' den Herrlichkeiten, mit denen Ihr jetzt flunkert, soll Euch auch gar nichts bleiben als Euere blutige Schuld!"

Die Worte des Armen tönten schaurig durch die Luft, es schien, als krächze ihnen ein Flug Raben, der sich vom nächsten Felde erhob, um weiter zu schwirren, das Echo nach.

Von diesem Augenblicke war's entschieden, daß, wenn die Herren eine Revolution weckten, der Gegenschlag bei dem Bauer, auf den sie rechneten, nicht ausbleiben würde, und daß sich ein Kampf zwischen dem Besitzenden und dem Abhängigen, dem Armen und Gedrückten, ein Kampf mit blutigem, socialem Beigeschmack entspinnen würde!

Cavaliere und Bauern waren im besten Zuge, sich gegenseitig zu zerfleischen — die alte polnische Zwietracht sollte eine schaurige Illustration nach einer neuen Richtung erhalten; ein Zwiespalt war im Aufklaffen begriffen, ein neuer, von dem man selbst in diesem vieltheiligen, ewig uneinigen Lager bis dahin nichts gewußt.

* * *

Jassanowsky ist es inne geworden, daß ihn der Jüngling, den er wie eine Drahtpuppe lenken zu können geglaubt, selbst am Gängelbande führen wolle, und er brütet Rache. Offen scheut er sich aufzutreten, und so greift er zur Denunciation.

Freilich spielen dabei manche andere Interessen mit. Der Mandatar liebt die Tochter seines Herrn, des Grafen Stwrtkowsky, ein liebliches, üppiges Mädchen von vierzehn Jahren, das bei in ihren Jahren seltener körperlicher Gereiftheit, den Kinderschuhen frühzeitig entwachsen.

Hedwig Stwrtkowsky vereint in sich das deutsche und das

polnische Wesen. Polin durch den Vater ist sie halbe Deutsche durch die Mutter, die einem deutschen Grafenhause entsproßt, und die ältere Schwester jener Gräfin von Hermannsburg ist, welche der freundliche Leser bereits kennt.

Das liebliche Wesen der Mischlingsrace prägt sich in Hedwig's Charakter und Gestalt aus. Sie hat die weichen, schwellenden Formen der Polinnen, deren feuriges Auge, und doch wieder den sanften Blick und das innige Wesen des deutschen Mädchens. Ihre Sprache hat das Weiche, Singende, Melodische, wie man es bei Polinnen findet.

Wer das reizende Kind sieht, muß es lieben. Jassanowsky will aber mehr — er will Hedwig, von welcher ihn die Standeskluft scheidet, besitzen.

Die Revolution, in die er den Vater Hedwig's zu verwickeln wußte, sollte ihm mit ihren regellosen Wirrnissen diesen Besitz vermitteln.

So war's noch gestern, wo er die Revolution wollte — heute ist er ein Gegner derselben, da ihn der Jünger Loyola's hinter's Licht geführt, da er bereits angefangen hat, ihm seine Superiorität fühlen zu lassen, indem er ihm einen Platz bei der Action anwies, der ein noch viel geringerer war, als welchen ihm seiner Zeit Tissowsky zugedacht hatte.

Jetzt glaubt Jassanowsky am leichtesten bei Hedwig zu seinem Ziele zu gelangen, wenn er in erster Linie deren Vater denuncirt.

Ein eingekerkerter Vater, über dessen Haupte das Damoklesschwert einer jahrelangen Hochverrathsuntersuchung schwebt, kann ihm in der Ausführung seiner Pläne kein Hinderniß legen, keinen Widerstand bereiten. Als Mandatar hat er das Vermögen des gefangenen Herrn in der Hand, er will auch noch die Tochter dazu gewinnen.

So setzt er sich denn hin und schreibt eine anonyme Warnung nach der anderen an den Gouverneur von Galizien, der im Lemberger Schlosse ganz harmlos residirt, und nicht wenig verwundert ist, Brief nach Brief mit Hochverrathsanzeigen einlaufen zu sehen.

Er liest, und liest die Briefe wieder, und findet in jedem dasselbe Lied, ob auch die Handschrift der Schreiben immer eine andere scheint. Aus jedem dringen Worte warnend an sein Ohr, sonderbare Worte, die er bis dahin nie gehört.

Aber er glaubt die Mähre nicht, so abenteuerlich, so unwahrscheinlich däucht ihm, was er liest.

„Der Adel sich erheben?“ lächelt er. „Wahnsinnige Idee! Nie werd' ich's wohl erleben, daß der gegen mich und das kaiserliche Regiment stehe! Wenn sich die Sterne empören und nicht mit dem Monde ziehen, wenn sich die Blumen kehren gegen ihre Ernährerin, die Erde, wenn sich die Fische gegen ihr Lebenselement, das Wasser auflehnen, dann wird auch der Adel mein friedliches Regiment stören — nicht früher! Ist er denn der Gedrückte auf seinen stolzen Höhen? Wie könnte denn der Begünstigte seinen Beschützer befehden? Es ist eitel Lug und Trug, was hier steht, von Neidern und Feinden Stwrtkowsky's ersonnen!

So weit geht der Gouverneur in seiner Vertrauensseligkeit, daß er den Grafen kommen läßt, ihn fest und lange anblickt, und zu ihm sagt:

„Da, lesen Sie Herr Graf, diese Blätter! Ihr Name steht voran! Lesen Sie, und sagen Sie dann, ob ich in Ihnen wirklich einen Verräther sehen muß!“

Der Graf durchfliegt die Briefe, ohne die Handschrift zu erkennen, denn Jassanowsky hatte es verstanden, sie zu verstellen, und ohne eine Miene zu verziehen, legt er sie ruhig wieder hin.

„Man hat mich tief beleidigt, mein Fürst“, sagte er ruhig, „doch halte ich dafür, daß mich die Ruhe, mit der ich der feigen Anklage in's Antlitz sehe, sattsam Ihnen gegenüber vertheidigt. Und zweifelten Sie bei alledem noch an meiner Loyalität, so nehmen Sie meine Person selbst zum Pfande hin. Mein Kopf sei verfallen, wenn etwas Stichhältiges gegen mich zu Tage kommt!“

Das sichere, zuversichtliche Benehmen des Grafen imponirte dem Gouverneur vollends und trat seine letzten Zweifel an der vollkommenen Schuldlosigkeit des Mannes, der vor ihm stand, und dem er stets gewogen gewesen, nieder. Wie einem Freunde drückte er ihm die Hand und ließ ihn gehen mit der festen Ueberzeugung, daß er sich von dieser Seite keines feindlichen Vorgehens zu versehen habe.

* * *

Aber der Graf hat noch nicht lange das Cabinet des Gouverneurs verlassen, so geht es schon los.

Siehst Du auf den Bergen die Feuer, Hußar? Dort, dort ist's nicht geheuer — sattle Dein Pferd, flinker Hußar!

Schärfe den rostigen Säbel, setze den Fuß in den Bügel, und dann fort durch Regen und Nebel!

Weht Dir auch frostiger Nebelflug und eisiger Windeszug in's Angesicht — acht' es nicht! Reite in die Winternacht hinaus, erhalte dem Reiche, erhalte dem Kaiser die schöne Provinz, in welche man wieder die Aufruhrsfackel geschleudert!

Hörst Du die Flinten knallen, Hußar? Wie die Schüsse langsam verhallen! Putze den Karabiner, strecke den Kopf vorsichtig horchend und spähend über Deines Thieres Mähne — es frommt nicht, daß Du Dein Haupt heute so kühn und stolz trägst, wie bei der Revue — siehst Du dort die dunklen Gestalten, die rings um Mitternacht walten? Ein Sturmangriff auf diese nächtlichen Schemen wird Deinem Sinne wohl frommen, tapferer Reiter — hier wirst Du zu thun bekommen!

Hörst Du die hallenden Rufe, Soldat des Kaisers? Siehst Du die flüchtigen Boten, den Aufruhr ansagend, von Schloß zu Schloß sprengen?

Heraus, aus Kasernen und Kasematten heraus, fasse die nächtlichen Schatten!

Siehst Du die Scheunen flammen? Dort, dort ziehen sie sich zusammen! Schon funkeln die Sensen — auf Hußar, ja ja, laß jetzt auch Deines Säbels Stahl funkeln!

* * *

In sein Schloß zu Lissagora reitet um Mitternacht Stwrtkowsky, der Verräther, ganz still und sachte ein. Ihm folgen an hundert Cavaliere, welche insgesammt das Schloß verbergen soll.

Unheilvolles Schloß! Hätten Deine Hallen den Reitertroß doch nicht aufgenommen — viel Blutvergießen wäre erspart worden!

Es konnte ja nicht gut enden, was mit Verrath begonnen. Schmach und Schande sind nicht die Etappen, über die man zur Freiheit gelangt. Wer das Haus vom Wurm säubern will, wirft den Brand nicht in's Dach. Wer sich gedrückt glaubt, zeige dem Feinde die offene Stirn, sende aber nicht den Würggeist des Verrathes vor sich her, damit er ihm die Wege ebne, wie Stwrtkowsky dies gethan, der immer noch mit dem Gouverneur und der Regierung kokettirte, während er beide längst an die Revolution verkauft hatte.

Lasse das Ei der Schlange durch einen Strauß ausbrüten, es

kommt doch nur eine Schlange zu Tag; thue die duftbergende Blume in einen verpesteten Raum, und sie verkümmert und verfault. So entweiht auch die Freiheit, wer sie mit schmutziger Hand berührt, ohne daß es ihm selbst Nutzen brächte. Nur dem Gewissenlosen heiligt der Zweck die Mittel, die edle Natur geht den geraden, offenen Weg.

Es ist die alte Geschichte, die in Polen ewig neu bleibt, bricht auch Polen dabei immer mehr auseinander.

Wieder einmal, wie schon so oft, haben sie an dem Himmel mit Frevlerhand gezerrt, wieder einmal haben sie die Himmelsblume der Freiheit mit sündigem Griffe entehrt! Fürwahr! Ehe die blutgetränkte Blüte ihren alten Glanz wieder erhält, ehe der Blutrost weggewaschen wird, muß mancher Regentropfen reinigend auf sie niederfallen.

Des Verrathes Mißlingen war schon seine erste Strafe. Jassanowsky ist die Nemesis, die sich an die Fersen Tissowsky's, der noch der Edelsten Einer war, und an die Strwtkowsky's heftete, der nichts war, als ein gewöhnlicher Bauernschinder.

Die ewige Gerechtigkeit erforderte, daß die Kugel den eigenen Schützen traf — daß sich das Glück dem Verrathe ab- und denen zuwandte, die nichts gethan, um die Empörung zu provociren. Denn ein milderes Regiment als jenes war, das die Oesterreicher in Galizien handhabten, gab es im ganzen, zerrissenen Polen nicht wieder.

Lissagora, schreckensvoller Name!

Ihr habt so oft die fränkische Sitte nachgeahmt, daß über der Vergötterung alles dessen, was aus Frankreich stammte, Euch zuletzt die eigene Kraft erlahmte. — Eines aber hat Euch noch gefehlt — die Pariser Blutnacht!

Ihr sollt sie haben zu Lissagora!

Im Schlosse regt sich's laut und wild, deckt auch die Nacht mit ihrem Schilde friedsam das unheimliche Treiben. Wo Männer einst gewandelt, auf edle That bedacht, begräbt der Enkel sein Sinnen und Thun in schwarze Nacht.

O daß er hinüber sähe nach dem nahen Zolkiew, wo der letzte große Polenkönig, wo Johann Sobiesky, der Edle gehaust — vielleicht daß er auf andere Gedanken käme!

Sobiesky's Schloß zu Zolkiew liegt freilich in Trümmern! Die Säulen, welche den Mann priesen, der, mit seinen 16,000 Reitern zu des Lothringers Heer stoßend, Wien von den Türken befreite, liegen zerschlagen, der goldenen Inschriften beraubt, besudelt im Wall-

graben. — Metternich, der die Polen immer haßte und fürchtete, hat Zolkiew so verfallen lassen.

Im Schloß zu Lissagora stehen im großen Ahnensaale die Cavaliere auf ihre Säbel gestützt, und harren des Führers, der sie in's Schloß gebracht, das wohl ein ähnliches Treiben noch nie überdacht, so lange es auch schon stehen mochte.

Die Fackeln an den Wänden geben einen matten, bleichen Schein. So eigenthümlich knistert die Flamme im Herd, als murmelte sie Flüche darein — kaum zur Glut emporgezüngelt, bricht sie schon wieder zusammen, als schreckte sie vor der Berührung mit der vom Gifte des Verrathes geschwängerten Luft zurück.

Manche der Gestalten, die sich hier an die Wand lehnen, blicken wild, als hätten sie ihr gutes Gewissen längst in Acht und Bann gethan. So wild blickt nicht die gerechte Sache — so blickt nur die Schuld, die längst mit allen Bedenken gebrochen, alle Zweifel in den Schlaf gelullt!

Wie die Gewehre funkeln, die an den Wänden hängen — wie unheimlich der Dolch im Gürtel leuchtet — hat er nicht die Bestimmung, den Feind im Gotteshause, im Bette zu morden — überall, wo er ihn treffen mag?

Jetzt durchirrt der Weinhumpen den Haufen, und doch ertönt kein Laut — der Wein löst diese Zungen nicht!

Wie es Zwei schlägt vom Schloßthurme, tritt Strwtkowsky ein, um sein Gefolge in seine Pläne einzuweihen.

„Ihr edlen Herren alle," beginnt er, „wohl wißt Ihr, was geschehen. Es muß eben jedem Unternehmen sein Fluch zur Seite stehen. Während wir bedacht waren, das Land vom Feinde zu säubern, hat der Verrath heimtückisch uns umgarnt und über uns gewacht. In die Cabinete der Regierung drang die Mähre von unserem Wirken. Man sandte in unsere Mitte ein Späherheer, und wo wir nur zwei Worte mit einander gewechselt mit leisem kaum hörbaren Klang, durchdrang das Messer der Spione schon zergliedernd den Sinn unserer Rede und deutete ihn ärger, als er vielleicht war. Wo sich zwei von uns arglos hingestellt, hatte ihnen die Hölle auch immer richtig den Dritten beigesellt, der die Freundesmaske vornahm, ihren vertrauenden Sinn täuschte, und forschend ihrer Pläne Geheimniß aus ihren Worten herauslog. Und als wir den ersten großen Schlag führen wollten, der ihr Regiment in einem einzigen Tage zertrümmern, der die Gefilde mit ihrem

Blute tränken, uns im Sturme die langentbehrte Freiheit wieder geben sollte, da waren wir verrathen, da sahen wir unseren Plan von ihnen aufgegriffen bis auf den letzten Gran. Wir waren überlistet, waren ihnen in die Hände gespielt, und wornach wir kühn gezielt, scheint nun wieder in weite Ferne gerückt. Manchen riß man aus unserer Mitte, damit er fern von der Heimat die Strafe des Hochverräthers leide, denn Hochverräther nennen sie uns ja allesammt, und Kreuz und Rad hält Metternich für uns bereit. Ich selbst bin den Verfolgern mit Mühe entronnen — aber wie lange wird es dauern, so wird man auch mich von der Gattin reißen, vom Kinde — Euch Allen wird nicht besser mitgespielt werden, an Eurem Gute wird man sich reichlich für Eure Sünden entschädigen; während Ihr selbst in der faulen Gefängnißluft erstickt, wird Eure Habe zerstückt, Eure Heimat nur noch mehr zerfleischt werden. Längst war's ihr einziges Sinnen, daß der Polenname ganz von der Erde verschwinde, daß drüben russisch, hier deutsch der Polenstamm werde. Der Russe machte kein Hehl aus seinen Plänen, und bemühte sich nicht, sie erst zu bemänteln. Hier aber sah man sich noch ängstlich nach einem Mäntelchen um, das die krummen Wege decken sollte. Jetzt haben sie das Gewünschte in unserem neuen Versuche, uns zu befreien, gefunden; jetzt werden sie rastlos zum Ziele hinhasten, und, was uns noch an Rechten übrig blieb, mit einem Axthiebe fällen. Wollt Ihr das ruhig tragen? Wollt Ihr dem Ziel, der goldenen Morgenröthe, dem hellen Tageslichte so nahe gewesen sein, um nun wieder, und diesmal unfehlbar für immer, in die finstere Nacht zurückzusinken? Nein, das könnt Ihr nicht wollen! Noch auch ist nicht Alles verloren! Ward auch unsere List zu Schanden, so glüht der Brand doch noch auf dem Herde fort. Hat uns der Dolch die Dienste versagt, gelang es Euch nicht, die Feinde in ihren Betten zu überrumpeln, so greifet kühn zum Schwerte! Tauschen wir den gewundenen Pfad gegen den geraden Weg, gegen die offene Heerstraße der Gewaltthat um. Wetzen wir unseren Sarras nicht mehr brütend und stumm wie bisher, lassen wir ihn vielmehr wild klirren, daß man es weithin im Lande höre, daß der schaurige Klang die Dränger aus ihren Nestern störe! Das Werk, das wir jetzt beginnen wollen, ist freilich schwerer, aber der Pole zittert vor nichts zurück! Die Freiheit soll ja die harte Mühe lohnen! Darum sprecht, ob Ihr mir folgen wollt in den Tod, ob Ihr zusammenhalten wollt in Sieg und Noth, bis rein von den Bedrückern die polnischen Lande gekehrt sind, bis ihre Macht zersplit-

tert, die letzte Zwingsfeste zerstört ist! Ich habe meine Mannen hier allesammt vereint, jeder erscheint mit seiner Sense, sobald das Morgenroth den Westen verklären wird. Und was ich da eingeleitet, das thut man mir nach im ganzen Lande, sobald nur Einer erst vorangeht und kühn den Arm zu heben wagt zur That! Man wird sie bald Alle herbeiströmen sehen, die weiten Polenlande werden auch nicht einen Feigling bergen, der nicht willig Leben, Gut und Waffe einsetzte in den großen, letzten Kampf der Befreiung!"

Als Skwrtkowsky in seiner Rede inne hielt, durchstürmte ein wildes, dreifaches Hurrah die Reihen der versammelten Edlen. Alle Schwerter fuhren wie auf ein Commando aus den Scheiden, und hundertstimmig tönte der Ruf:

„Verdammt sei, wer für sein Land nicht einsteht!"

Darauf reichen sich Alle die Hände, den Wein — eine Seele wollen sie insgesammt sein in Sieg und Nöthen, so schwören, so trinken sie einander zu. Sie wollen Alle für Einen, Einer für Alle stehen, bis daß von Krakau's Thürmen der weiße Polenadler würde wehen!

Dem gräflichen Führer nach stürmen sie in den Hof hinab, der sich für Viele, die ihn ahnungslos betreten, zu einem weiten, schwarzen Grabe öffnet.

Da stehen die Bauern, wohl tausend an der Zahl, neben einander gereiht. Sie alle sind hier, die der Wille des Grundherrn nach Lissagora berief zu nächtlicher Stunde.

Ihre Sensen funkeln im bleichen Fackellicht, das sich an den schwarzen Mauern Lissagora's gespensterhaft bricht.

Harrend der geheimnißvollen Eröffnung, die ihr mit dem Morgengrauen werden soll, steht die große Schaar da, Trotz und Unmuth im Gesichte, in dem oft stier und blöde blickenden Auge.

Der Herr tritt jetzt vor seine Sclaven — denn was waren 1846 die galizischen Bauern mehr als Sclaven? — — und zwingt sich zu einem wohlwollenden Blicke, wie er selten sein Antlitz erhellte, wenn er mit den Leibeigenen sprach.

Die Bauern lüften ihre Mützen, neigen demüthig die Häupter vor dem Gebieter, küssen unterwürfig den Saum seines Rockes, und treten dann scheu zurück.

Gutes ist es sicher nichts, was er ihnen zu sagen hat, der gegen ihr Flehen stets taub gewesen, so denken sie und blicken ihn mißtrauisch an.

„Merkt wohl auf meine Rede," beginnt er, „es ist Euer Herr,

der zu Euch spricht. Sein Wort machte Euch stets erbeben, sein strenger Blick erbleichen, — ich weiß das. Ich will's nicht leugnen, daß Ihr bisher Sclaven waret, daß Ihr so gut wie keine Freiheit hattet — ja selbst das bekenne ich ohne Scheu, daß ich Euch mitunter ein strengerer Herr gewesen, als ich es wohl hätte sein sollen. Aber das Alles soll von diesem Augenblicke an anders werden, denn heute mache ich Euch frei, heute löse ich Euere Frohnen, schenke Euch Eueren Grund und verlange nichts dafür als Gegenleistung, als daß Ihr zum Danke gemeinschaftliche Sache mit mir macht gegen den gemeinschaftlichen Feind, gegen die Regierung. Wenn Ihr auf meine Seite Euch schlaget, für mich Euer Leben waget, mit mir in's Feld zieht, so geht auf dem Felde des Sieges für Euch auch der Freiheitssamen auf. Wenn Ihr mit Eueren Kindern, mit Waffen, Knecht und Roß zu dem Aufgebot der Edlen stoßet, mit dem diese den bezahlten Soldatentroß bekämpfen wollen, dann macht der Edelmann Euch auch für ewige Zeiten frei. Euer sei auch ungeschmälert, was Ihr in dem bevorstehenden Kampfe erraffen solltet. Ihr habt freies Recht, unsere gemeinschaftlichen Gegner zu plündern. All ihre Schätze geben wir Euch preis, sobald ihr unseren Panieren folgt. Nehmet, freie Männer, zum Bunde die freie Manneshand hin, die Euch der Edelmann durch mich bietet. Euch gilt es, Euer und Euerer Kinder Wohl, die Freiheit gilt es und das Vaterland!"

Der Graf schweigt — es schweigen aber auch die Bauern, und nicht ein Beifallsschrei ertönt aus der Menge. Im Gegentheil — ein Murren erhebt sich in den Reihen der für frei Erklärten, und pflanzt sich wetterkündend immer weiter fort, auch lauter immer anschwellend.

Manches Auge leuchtet wild und unheimlich im Zwielichtschein der Morgendämmerung!

Fast scheint es, daß sich der Edelmann gewaltig verrechnet hat, als er seine Hoffnung auf den knechtischen Sinn des vermeintlich blöden Unterthanes setzte — die Gründe des luftigen Unterbaues weichen, die Voraussetzung erweist sich als falsch, ein tiefer Schlund thut sich auf — schon ertönt im nahen Dorfe die Sturmglocke, welche die Rachestunde einläutet!

Der Graf stutzt — wüßte er erst, wer die Sturmglocke in Bewegung setzt, wer die Bauern aufgewiegelt, daß sie als Rebellen gegen den Willen derer jetzt dastehen, für die sie sonst nur blinden, unbedingten Gehorsam hatten, die sie durch ein Zucken ihrer Augenbrauen regierten!

Wüßte er, daß sein erster Diener, sein Vermögensverwalter, der Mann seines Vertrauens hinter Allem steckt — daß sein Mandatar Jassanowsky die Bauern aufgestachelt, nachdem die Denunciationen, die er nach Lemberg geschickt, nicht gleich verfangen hatten!

Später, als sich die Anzeichen des Sturmes häuften, als das Unwetter hie und da ausbrach, als endlich der ganze Feldzugsplan der Verschworenen zur Kenntniß der Regierung kam, hatte diese ihre Maßnahmen ergriffen — aber Jassanowsky hatte, um dem Grafen jede Rückzugslinie abzuschneiden und sich seiner für immer gründlich zu entledigen, den sichersten Weg betreten, indem er die Bauern gegen den Adel aufhetzte.

Sein aufreizendes Wort fiel auf guten Boden.

Aus der Bauern Mitte tritt jetzt ein Greis heraus, entschlossen, mit dem Herrn vorerst einen unblutigen Strauß zu wagen. Er setzt über die Kluft hinweg, die ihn von seinem Herrn trennte, obwohl kein breiterer Abgrund, als diese Kluft, Erde und Himmel auseinanderhielt.

„Mein hoher Herr und Graf," begann der Alte, „Ihr machtet soeben mit freiem Worte uns frei. So hört denn auch, was des Freien wohlbedachte Meinung sei. Mein hoher Herr und Graf, vernehmet, daß all' die Männer, die hier versammelt sind, längst darüber in's Reine gekommen sind, es mir zu überlassen, das Wort für sie zu führen. Mein hoher Herr und Graf, ich zähle wohl an achtzig Jahre und war von meiner Wiege an ein guter Pole. Mit Vater Kosciusko sah ich so manchen heißen Tag, sah oft der Polen Sache steigen und wieder fallen in der großen Völkerwage, die Gott in der Hand hält. So manches Opfer, groß und schwer, brachte ich meinem Vaterlande, für das mein Herz stets wärmstens schlug. Die Sümpfe Ostrolenka's begruben meinen Sohn, ein Zweiter müht im Ural sich unter russischer Knute zu der Menschheit Hohn. Mein hoher Herr und Graf, ich mein' es gut mit meinem Lande, darum reich' ich Euch zum Bunde nimmermehr die Hand. Darum halt ich's mit den Männern, die Ihr die Dränger nennt, gegen die Ihr in blindem Zorne und Hasse entbrannt seid. Wären sie nicht, Ihr hättet uns längst blutig geschunden — sie sind es noch, die uns gegen Euren Uebermuth schützen. Wären sie nicht, Ihr hättet uns längst zu Tode gequält — sie sind uns noch die einzigen Freunde in harter Noth. Und wir sollten unsere Sensen gegen sie schwingen? Es ist verlorene Mühe, uns dazu überreden zu wollen! Wir stoßen nicht so durch blutige That den

letzten Freund von uns, wir liefern uns nicht freiwillig unserem schlimmsten Feinde in die Hände. Und unseren ärgsten Feind — wir finden ihn in Euch! So lange Ihr im Lande hausend den Ton angebt, ist es an Wölfen reich, die auf das Zerreißen Wehrloser ausgehen! Ihr seid wie die Hyänen, Ihr saugt vampyrartig an unserem Herzblute, Ihr trampelt auf unserem Nacken umher und peitscht ihn blutig. Ihr reißt uns die Lappen vom nackten Leibe herab, Ihr greift räuberisch nach unserer, in blutigem Schweiße erworbenen Habe! Und ließen sich unsere Knochen noch zu Gold münzen, wir wären mit Leib und Seele im Solde Euerer Lüste. Ihr machtet, Herr Graf, mit freiem Wort uns frei. Darum hört auch die freie Wahrheit, ich spreche sie ohne Scheu. Wenn Ihr unseren Arm brauchtet, da habt Ihr's gut gedreht, da hat gleich von einer anderen Seite der Wind geweht. Da ließet Ihr uns großmüthig die Frohnen nach und machtet zum freien Manne uns unter dem eigenen Dache! Da habt Ihr uns überschüttet mit Gnade und mit Huld, und glaubtet so Euere ganze Schuld gut zu machen. Was Ihr aber dabei vergessen habt, das ist, daß kein Machtgebot in einer kurzen Stunde hundertjährige Wunden heilen kann, daß, wo einmal der Haß in's Herz eingezogen ist, er sich auch innig an dieses tiefverletzte Herz schmieget, wie der scharfe Rost an das Eisen. Und habt Ihr dann die schweren Zeiten überstanden geglaubt, so habt Ihr Euere Geschenke stets wieder zurückgenommen, uns von Neuem zu Maschinen erniedrigt, unsere Klagen und Einwendungen höhnisch weggelacht. So haben es Euere Väter immerdar mit uns getrieben, Ihr Sinnen und Ihr Handeln, so weit es uns betraf, war stets aller Ehre bar. Ihr aber wäret sicher auch getreten in die schmutzigen Fußtapfen Euerer Väter — Ihr wollt jetzt gleich trügerische Saat säen wie sie. Wir aber sind seither etwas klüger geworden und lassen uns durch solche Gaukeleien nicht mehr täuschen. Wir bleiben jetzt dem Fürsten treu, besser ihm dienen, als unter Wölfen frei sein. Darum, hoher Herr Graf, geben wir Euch die uns großmüthig angetragene Freiheit zurück. Wir wollen kein so heimtückisches Geschenk, und gehen mit Hochverräthern keinen Freundschaftsbund ein. Verzeiht die kecke Rede der übersprudelnden Lippe. Ihr werdet uns zu unserem Glücke nicht wider Willen zwingen wollen, da Euch dies nicht frommen würde! Gebt vielmehr Acht, daß Euch der oft erbarmungslos getretene Wurm nicht auch einmal steche! Das, hoher Herr Graf, ist unsere wahrhafte Meinung in aller Unterthänigkeit, und es reut uns nicht, sie offen ausgesprochen zu haben!"

Als der graue Redner schwieg, war es ringsum so grausig stumm — Niemand im weiten Kreise wagte sich auch nur umzublicken.

Glänzte der Reif des frischen Februarmorgens auch auf den Gräsern, fielen auch einzelne Schneeflocken, Vorboten eines Schneesturmes vom Himmel nieder — es gab doch mehr als eine Stirn auf dem Schloßhofe, von welcher der Schweiß niederperlte.

Es war eine Todtenstille, wie sie nur dem wüsten Sturme vorangeht, vergleichbar jener grausen Schwüle, die sengend vorausgeht dem Sirocco, der Miene macht, über die Lande zu wehen — es war das dumpfe Schweigen, welches ein Erdbeben einleitet!

Des Grafen Auge funkelt in rother Zornesglut, schwer und tief geht sein Athem, als ächzte er nach Blut. So vorgebeugt steht er dem Sprecher der Bauern gegenüber, und scheint immer noch zu zweifeln, ob es Wahrheit sei, was er so eben gehört, oder eitler Sinnentrug?

Plötzlich aber in überschäumender Wildheit schwingt er den Sarras hoch zu seinen Häupten — Jassanowsky hat seinen wilden Sinn gekannt, hat auf seinen Jähzorn gebaut; er hat von vorneherein gewußt, wie sich die Scene entwickeln würde, zu der er den Anstoß gegeben, darum konnte er auch schon, ehe noch der Bauer zu sprechen angefangen, um durch seine Rede den Zorn des Grafen wach zu rufen, die Sturmglocke läuten.

Tödtlich dringt die Waffe in das Herz des greisen Bauernredners während der Graf höhnisch schreit:

„Du freche Bauernseele, die da zu denken wagt, statt daß zu meinen Worten sie blindlings Amen sagte, da wärst Du denn bezahlt, und hättest Deinen Lohn! Und jeder von Euch soll einen ähnlichen davontragen, sobald er sich weigert mir zu folgen, der Fahne nachzugehen, die der Edelmann ihm voranträgt, sobald er säumt, die gleiche Bahn mit uns zu gehen!“

Wie der Funke zündend in die Pulvertonne, wie der Blitz des Zornes, eine Welt schlummernder Leidenschaften entfesselnd in's Herz des Menschen einschlägt, daß sich Alles durcheinander wirr und erschreckt regt, so wirkte der unbedachte Schlag auf den Haufen.

Blutroth erhob sich der lang ersehnte Tag der Rache, an welchem sich hundertjähriges Leiden blutig entschädigt, indem es seine Krallen in grausiger Vergeltung in die Eingeweide des Bedrückers einbohrt, an welchem die Vernunft ihr Königsscepter an die Wuth verliert, und der Mensch von seiner Natur gar nichts behält als die wilde Larve,

das Bild der Leidenschaften, die in ihm toben, und denen nachgebend, er, wie das wilde Thier im Walde, Alles kalt erwürgt und mordet, was ihm in's Auge fällt.

Ein wilder Schrei ertönt jetzt, als ob das ganze Bauernheer ein Herz und eine Seele, ein Busen wäre, der in namenlosem, schneidendem Wehe aufschreit, daß man es ohne Mühe für den Aufschrei der Verzweiflung halten kann.

Und all die blanken Sensen schwingen sie so hoch, als wollten sie das hundertjährige Joch zertrümmern. Dabei stöhnen die Lippen Flüche, so wilde und schaurige Flüche, als sollte des bloßen Fluches Kraft schon den Feind zermalmen.

Einer aus dem Haufen, ein Mann, dessen Muskeln von Stahl und dessen Sehnen von Eisen zu sein scheinen, springt, während ein fahles Zornesleuchten über sein Gesicht zieht, aus der Reihe heraus, packt den Grafen an der Brust und schüttelt ihn mit Macht, als ob es ihm Lust und Wonne wäre, den Herrn zu schütteln.

Dabei donnert er ihm die Worte zu:

„Verruchter Mörder!“

Und nicht genug daran, er schreit ihm auch noch in die Ohren:

„Du Hund, Du schwarzer Hund, Du bist am längsten unser Herr und unser Tyrann gewesen! Mit diesen meinen Armen zerr' ich Dich in den Tod!“

Der Graf sinkt zur Erde, von Knechteshand gewürgt.

„Nieder mit den Verräthern an des Kaisers Majestät!“

So geht der Ruf tausendstimmig von Mund zu Mund, und tausend Sensen blitzen, daß bald darauf ein dumpfer Schmerzensschrei die Luft durchzittert.

Jetzt ist auch dieser Wehschrei verweht — eine Blutlache bedeckt den Boden.

Hundert edle Leichen deckten das Pflaster des Schloßhofes von Lissagora, dessen Gestein wohl noch nie in so vielem Blute schwamm.

Als sich die Sonne am Morgen durch das Gewölke Bahn brach, beleuchtete sie ein entsetzliches Schauspiel, da war ein schauerliches, schreckliches Werk vollbracht!

Für Polen wurde Lissagora die unheimlichste Stätte — wer noch gezweifelt hätte an Kosciusko's Wort, der konnte sich an diesem Schreckensorte die blutige Gewißheit holen — Finis Poloniae.

Der Graf war aber nicht im großen, allgemeinen Blutbade ge-

fallen. Ihn hatte vielmehr ein noch schrecklicheres Schicksal getroffen als alle Uebrigen — zwei Bauern hatten ihn ergriffen, niedergeworfen und ließen nun die Sense wie eine Säge auf seinem Körper arbeiten, bis dieser in zwei Theile blutig auseinander fiel. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Was treibt Dich, Du blasses Mädchen, so rastlos von Stätte zu Stätte? Suchst Du einen schützenden Wald, eine Stadt, die Dich bergend in ihre sicheren Mauern aufnehmen soll?

Wer so einsam hinwandelt durch Dämmerung, Schnee und Eis, den muß ein arges Weh von der Heimatstätte weggetrieben, der muß gar sehr mißhandelt worden sein!

Es ist wohl kein Verschulden, das Dich so ruhelos dahin jagt — Du siehst vielmehr schmerzbetäubt, als schuldbeladen aus, und selbst im Gram bist Du noch ein Bild der Huld. Eine reine offene Himmelsstelle scheint Dein Angesicht zu sein und Dein Auge blickt so hell und klar, daß sicher noch keine Leidenschaft seinen harmlosen Frieden gestört hat! An dem jungfräulichen Glanze Deiner Erscheinung hat noch keine Hand frevelnd gezerrt, wenngleich Dich der Blick des Mannes verlangend streifte, der die Hauptschuld trägt an dem heutigen Blutbade.

Du bist in Deiner Schönheit und Reinheit sichtlich eines jener Menschengebilde, die Gottes Hauch umweht, bei dem in heiliger Einheit Leib und Seele sind, beide Tempel gottähnlicher Reinheit.

Wen aber leiten Deine Arme? Du bist ja nicht allein! Glück auf, es ist nicht gut, im Harme allein zu sein!

Das Weib, das matte, das Du sorgsam führst, ist Deine Mutter wohl? Der kalte Tod scheint sich in ihrem hohlen, irren Auge schon eingenistet zu haben, ob sie auch noch nicht zu den Alten zählt.

Dort hinter Dir Flammen — wie es kracht, wie es stöhnt und sprüht! Jetzt bricht der Bau zusammen, jetzt sinkt das Dach verglüht!

Dazwischen tönen Jubelrufe mit Schmerzgestöhn vermischt, wie wenn sich in das Geheul der Hyänen das Zischen von Schlangen mischte!

Und ach, Dein weißes Kleid ist blutbefleckt — ja, Blut, frisches, heißes Blut leckt Dir Wange und Nacken. Entsetzlich — so kommst Du aus dem Hause, das dort in verkohlten Trümmern liegt? Ist's

der alte Vater, der Dir dort erschlagen wurde in grausiger Stunde, dessen Gebeine dort unter dem Schutte liegen? Malte er Dir sterbend Dein Kleid mit blutiger Farbe? Oder blutest Du aus eigener Wunde — ja, ja, ein Sensenhieb, zum Glücke leicht, traf Deinen zarten Arm, als Du dem Vater zu Hilfe eilen wolltest!

Und jetzt bist Du der Heimat entflohen, bist geflohen von der Stätte, die Dir so ungetrübte Jugendlust brachte, bis sie Dir zum grausigen Schlusse unsägliches Leid und Elend eintrug.

Und wohl flohest Du noch zu guter Stunde, um dem Manne nicht in die Hände zu fallen, der, um zu Deinem Besitze leichter zu gelangen, Deinen Vater, der ihm allein unter Tausenden ein milder Herr gewesen, an's Messer lieferte. Er sucht Dich jetzt überall, Enttäuschung, daß gerade Du ihm entkommen seiest, malt sich in seinen Zügen.

Es ist ein Glück, daß er nicht weiß, wohin Du mit Deiner Mutter, die Du mit Mühe dem Glutentode entrissen hast, geflohen bist.

Preis der Kindesliebe, dem göttlichen Gefühl, Preis dem Kindesherzen, das seine Eltern noch küßt und beschützt, während es unter glühenden Schmerzen mit ihre Sünden büßt, das den Fluch, der hoch ob der Eltern Haupte glimmt, halb ihn theilend mit auf sich nimmt!

Wohin wirst Du jetzt, unglücklichstes aller Wesen, Deine Schritte lenken? Kennst Du einen Ort in der nächsten Umgegend, wo Dich Niemand weiter kränken, wo man Dich freundlich beschützen wird? Wo Du Deine Herzensleiden und Deine Körperwunden verbergen kannst, denn Du mußt sie verbergen, mußt das Antlitz der Menschen mehrere Meilen in der Runde meiden, da hier Deiner Familie nur bittere Widersacher leben! Alle ringsum sind sie Deine Feinde, alle sind sie Dir gram, wie eine einzige Gemeinde halten sie im Hasse zusammen. Die im tollen Uebermuthe Flammen in Dein Haus trugen, die Dir den Vater erschlugen, sie lechzen auch nach Deinem Blute!

Du mußt vorwärts eilen — es gilt ja Deine Mutter!

Jetzt wird auch der Wald lichter, der Dich bisher den Blicken Deiner Feinde und Verfolger entzog — siehst Du jene Hütte? Fliehe sie! Dort gibt man Deiner Mutter kein Lager, kein Bett, das ist nicht der Ort, wo Du Deine Wunde verbinden könntest!

Du wagst es dennoch, Aermste? wirfst neu Dich in Gefahr, da noch das warme Blut Dir trieft vom verletzten Arme?

Wie, wenn man Dir mit Mordgeschossen entgegentritt?

Nun, Gottes reichster Segen, armes Kind, folge Deinem gewagten Schritte!

Und siehe — aus dem Thor der Hütte tritt ein Weib hervor.

Mit stummer Kummerbitte nähert sich die Jungfrau dem Weibe, zeigt auf die bleiche Mutter, zeigt auf ihrer Wunden Blut — richtet dann das thränenreiche Auge bittend auf die Bewohnerin der Hütte, in deren Herzen sich's mild zu regen beginnt, als fühle es die Schmerzen, welche das Herz des Mädchens erfüllen, das vor ihr steht.

Eine innere Stimme, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben vermag, treibt sie unwiderstehlich einer edlen That entgegen, und sie sagt:

„Ich weiß, Ihr kommt von dort, wo noch gemordet wird! Mein Mann hat sie ja selbst zur Burg geführt und mit unheimlichem Worte geschworen, daß, wenn der Herrensitz erst einmal umringt ist, Niemand von den Adeligen, die dort versammelt sind, die Frühglocke hören soll. Schwer hat uns in jenen Hallen, die jetzt in Blut getaucht sind, Euer Vater oft gequält, aber die Tochter soll nicht zahlen, was ihr stolzer Vater an dem armen Bauer gefehlt hat. Ich berge Euch und Eure Mutter, ich schütze Euch so lange, bis drüben der Zornesschrei der Meinigen verstummt, bis ihre Hitze abgekühlt und verflogen ist!"

So findet das Grafenkind Schutz in der Hütte der Bäuerin, die ihm auch mit persönlicher Aufopferung die Mittel leiht und die Wege zeigt, aus der aufgewühlten Gegend zu entkommen, und ihm so nicht blos das Leben, sondern auch die Ehre rettet, da der Mandatar Jasjanowsky jetzt das eitle Nachsehen hat und von einer Seite, von der er sich's am wenigsten versehen hätte, einen Strich durch seine schlau angelegte Rechnung gezogen sieht.

* * *

Durch Krakau's Gassen macht zu nächtlicher Stunde ein höllentsprungener, schwarzer Geist die Runde.

Alles sucht er in tollem Wirbel zu umfassen Alles in sein trübes, unlauteres Bereich zu ziehen.

Lauernd schleicht er an den Häusermassen hin, hier und dort mit stummen Geberden anpochend.

Wortlos begehrt er Einlaß, lacht höhnisch, wenn sich ihm die Thore öffnen, und alle Teufel lachen mit im Chore.

Am rauhen, wilden Männerherzen zerrt dieser böse Geist, daß es, vom tollen Rausche angesteckt, mit der schrecklichsten Gefahr zu scherzen wagt.

Und unzufrieden damit streckt er seinen Arm auch nach Frauenherzen aus, daß sie in wilder Erregung aufzucken, und Milde und Erbarmen, die sonst in ihnen ein sicheres Asyl zu haben pflegen, von sich weisen.

Nur ein Haus umgeht dieser böse Geist scheu im weiten Buge, — es ist dasjenige, in welchem Polens letzter Held, Chlopitzky, wohnt. Das ist das einzige Herz, das er nicht mit seinem Truge zu locken vermag, an welchem alle List zerstiebt.

Auf dem Platze, auf welchen alle jene geraden Straßen münden, die Krakau nach verschiedenen Richtungen durchziehen, stehen vor Panna Maria's schönem Bau, umweht von eisigen Winden, mit frosterstarrten Händen Oesterreichs Soldaten, die von Podgorcze herübergezogen kamen, um dem Aufruhr die Stirn zu bieten.

Sie stehen schutzlos da, von keinem Verhau gedeckt, jedem Angriff blosgestellt. Wenn die Meuterei ihre Kugeln in diese dichtgeschlossenen Reihen zu senden Lust hat, kann sie dieselben decimiren.

Darum lacht auch der böse Geist, wie er leise hinschleicht an der lebendigen Mauer, welche die weißberockten Krieger bilden, höhnisch, blickt die Kämpfer, deren Reihen der Doppeladler überragt, tückisch an und stößt noch einmal ein widerliches, heiseres Lachen aus, als wollte er sagen: „Ihr seid mir insgesammt verfallen!"

Und nun steigt der böse Geist auf das Schloß der Jagellonen, erklimmt die höchste Zinne desselben und wirft von oben einen Blick auf die bunten Gemarkungen, in welchen die verschiedensten Stämme wohnen, die er alle mit heimtückischem Sinne zu verderben gedenkt.

„Wenn jetzt die guten Götter Euch nicht beschützen," ruft er da oben in wilder Extase, während sein Auge funkelt, „so seid Ihr alle verloren, der Hölle zum Gewinn. Denn alle seid Ihr verkauft und verrathen, und nichts hilft Euch das Pochen auf Eure großen Thaten, auf Eure glänzende Vergangenheit! Von dem Augenblick an, wo Ihr gewagt habt, mit der Hölle zu spielen, konntet Ihr nicht hoffen, ihr zu entrinnen. Ihr seid verloren und verflucht, und sollt jetzt den Grimm der Hölle fühlen, sollt ihren weiten, gierigen Rachen füllen, Mann für Mann. Siegt Ihr, so werdet Ihr Euch unter einander zerfleischen, werdet Ihr besiegt, so wird Rußland vollends in Eurem Fleische wühlen,

wie's kaum der Wurm am todten Körper kann. Die Knute wird der Russe über Euch schwingen, bis Ihr im ohnmächtigen Zorne und Schmerze aufstöhnt! Die Kette wird er Euch um den Hals schlingen, daß Ihr glauben sollt, das letzte Weltgericht sei gekommen."

So heult mehr, als er spricht, der böse Genius Polens seinen Fluch in die Luft, und wie sein Wort im Winde verklungen, ist's nicht anders, als ob die Erde rings dumpf erdröhnte.

Der giftige, trübe Geist der Verblendung, der Polen immer von Neuem auf blutige Bahnen treibt, hat seine Höllensendung vollendet.

Abgerissene Wolken ziehen hin, so schaurig schwarz, wie Raben, das Aas witternd, über Schlachtfelder hinziehen, die Gefallenen mit heiserem Gekrächze unter sich theilend, als wollten sie sagen: Dieser Todte gehört mir — jener Dir ...

Es ist, als ob die Wolken selbst, das sich zeitigende Unheil ahnend, aus dem Bereiche der Stadt zu entkommen strebten, die dem Aufruhr verfallen ist ...

Dort sind einige Fenster hell erleuchtet. Zwölf Adelige haben sich daselbst zum Rath zusammengefunden. Der Unfriede herrscht unter ihnen, die sich doch erst kürzlich die Hände gereicht hatten zu treuer, aufrichtiger, gemeinsamer Förderung des großen Freiheitswerkes. Hart kämpfend stehen die zwei Parteien gegen einander, von denen die eine der besonnene Tissowsky führt, während der Wortführer der anderen jener Jüngling ist, der den Gegenbund gegen Tissowsky gestiftet und sich zu diesem Zwecke des Mandatars Jassanowsky als seines Werkzeuges bedient hatte, das er nach gemachtem Gebrauche verächtlich von sich werfen zu können glaubte.

„Bei Lissagora haben wir unsere Sache verloren!" beginnt Tissowsky in gedrücktem Tone. „Bei Lissagora ward der entscheidende Schlag gegen uns geführt, und meine Ansicht ist, daß wir am besten thun, wenn wir nach dieser großen, vernichtenden Schlappe uns vorläufig ruhig verhalten, und die Rache auf eine spätere Zeit verschieben, wo das Wagniß nicht so groß sein wird wie jetzt. Vielleicht kommt uns wieder eine günstige Gelegenheit — jetzt wär's Wahnsinn, loszuschlagen. Ich kann Euch aber nicht von aller Schuld freisprechen, daß es so gekommen. Mit Euch selbst müßt Ihr rechten, daß der Funke, der so hell gesprüht, so schnell in Nacht verglommen ist. Ihr selbst habt diesen vielverheißenden Funken meuchlings erstickt. Indem Ihr den Bauer mißhandeltet, habt Ihr Euch um die Möglichkeit des Erfolges selbst be-

trogen. Mich aber habt Ihr wissentlich getäuscht, indem Ihr mir vorgaukeltet, daß der Bauer Euch blind ergeben sei, und in der Stunde der Erhebung zu Euch stehen werde. Ich habe vom Osten zum Westen das Land durchzogen, um Alles mit eigenen Augen zu prüfen und zu schauen. Aber das Eine hätte ich mir nie träumen lassen, daß die Herren so im Unklaren sein könnten über die Gesinnungen ihrer Unterthanen, wie Ihr es thatsächlich gewesen, indem Ihr noch fest auf jene bautet, die längst zum Abfall von Euch reif, die längst entschlossen waren, sich bei dem erstbesten Anlasse von Euch, gegen Euch zu kehren. Thoren, die Ihr wart, daß Ihr Euch im Knechte Euren ärgsten Feind herangezogen habt. Hättet Ihr den Untergebenen mild und gütig gefaßt, wäre er gern mit Euch die gleiche Straße gewandelt, und seine urwüchsige Kraft hätte sich mit Eurer klug geleiteten zu nahezu unbesiegbarem Bunde geeint, während er Euch und Eurer Sache jetzt für immer entfremdet scheint. Ich kann Euch nur beklagen, daß Ihr mit geschlossenem Auge, das Nächste nicht achtend und sehend, dem großen Ziele entgegenjagtet!"

Tissowsky hat kaum geendet, als eine keckе Stimme sich schon wider ihn erhebt, als ein flammendes Auge Blitze wider ihn schleudert, als eine drohende Faust sich geballt gegen ihn wendet.

„Halt ein!" ruft der Jüngling, der den Gegenbund gegen ihn organisirt hatte, und den wir zuletzt in der Dominikanerkirche als einen Jünger Loyola's sich entpuppen sahen, „halt ein, Du hast uns schon zu viel geschändet! Der Grimm steigt uns auf im Herzen wider Dich, und wir fragen uns, ob wir Deine Sclaven, Deine dienenden Geister sind? Glaubst Du, uns wie willenlose Puppen lenken und meistern zu können? Glaubst Du, daß uns Dein Wort ein Evangelium sein soll, und daß wir beschämt zuhören sollen, wie Du uns mit Hohn überschüttest? Wir sollen Dich als Führer in Ehren halten, und Du hast nur Hohn, Beleidigungen, Schmach für uns? Wenn wir jetzt nicht in solchen Nöthen wären, müßtest Du mir dafür in anderer Weise Rede stehen. Jetzt aber gehört mein Leben dem Vaterlande, und ich behalte mir vor, Dir im geeigneten Augenblicke auf Deine herausfordernden Worte die entsprechende Antwort zu geben. Jetzt will ich mich einfach damit begnügen, Deine unbegründeten Vorwürfe zurückzuweisen. Du sagst, wir hätten die Bauern gewinnen sollen? Der Bauer ist ein Thier — ihm gebührt die Peitsche! Der Edelmann duldet ihn auf seiner Scholle, und sollte sich noch um seine Huld bemühen? Die tollen

Gedanken, die dem Bauer jetzt im Hirne sprühen, werden wir ihm schon wieder austreiben. Wir werden ihn trotz Lissagora zwingen, uns zu folgen und ihm die kecken Flügel stutzen. Weil zu Lissagora einige Bauern im Wahnsinn ihre Herren umgebracht darum sollten wir die von langer Hand vorbereitete Erhebung aufgeben? Nein, schmachvoll wär's, auf halbem Wege stehen zu bleiben! Du hast Dich uns zum Führer aufgedrungen und zögerst jetzt in der Stunde der Gefahr? Tausend Zungen mahnen Dich im Lande, vorwärts zu gehen auf der einmal eingeschlagenen Bahn — darum lasse alle Einwendungen bei Seite und schlage los, da Du nun einmal zu unserem Führer Dich aufwarfst! Du warst unser Rather — hast Du uns schlecht berathen, so führ's nun auch zum Ende!"

So drängt der Jüngling den besonnenen Mann mit herausfordernden Worte auf die abschüssige Bahn, da er ihn am leichtesten beseitigen zu können meint, wenn er diese Bahn erst einmal betreten hat und nicht mehr zurück kann.

Da Tissowsky sieht, daß der Dränger im Kreise der Edelleute die allgemeinste Zustimmung findet, so ruft er endlich nachgebend mit schmerzlich bewegter Stimme aus:

„Ihr wollt es so haben? Ihr stimmt dem Unbesonnenen bei, der sein heißes Blut in die Schale wirft und der Erfahrung hochtrabende Worte entgegensetzt? Ich sage Euch, hier wird der Muth zur Verwegenheit — bedenkt das Ende — doch ich sehe, Ihr seid nicht in der Stimmung, um überhaupt etwas zu bedenken, Ihr wollt es so und nicht anders haben — wohlan denn, so handelt, wenn Ihr den Warner nicht hören wollt. Zieht das Schwert, wie ich es ziehe, um Euch voran zu gehen, ruft mit mir: Blut und Gut für die Freiheit! Möge Gottes Segen mit uns sein!"

* * *

So öde ist die Straße und die Kugeln sausen durch die Luft — da drüben im Fenster steht der Schütze — und dort auch aus der Dachlücke blitzt ein Gewehrlauf hervor — Schuß fällt auf Schuß — den Soldaten gilt es, die mauerfest dastehen, ob auch die tückische Kugel, von unsichtbarer Hand entsendet, immer neue Lücken in ihre Reihen reißt — jetzt scheint es still werden zu wollen — da erglänzen plötzlich tausend Fenster in grellem Lichte — die allgemeine Beleuch-

tung wird zum Signal — eine Minute später sind die Straßen mit bewaffneten Männern angefüllt — Streitlust und Rachedurst sind in jedem Gesichte zu lesen — Kampfrufe ertönen — die Gassen gegen die Brücke zu werden abgesperrt, um den Soldaten den Rückzug abzuschneiden — geschäftige Hände machen sich an der hölzernen Brücke zu schaffen, die Krakau vom österreichischen Gebiete trennt — die Axt arbeitet, um diese Brücke fallen zu machen . . .

Der österreichische General ersieht noch im rechten Augenblick die Gefahr — fast im Sturmschritt führt er seine Bataillone der Brücke zu — der Rückzug, so peinlich er sein mag, erscheint vorläufig als der einzige Rettungsweg — von dem Feuer der Polen belästigt bewerkstelligen die Oesterreicher diesen Rückzug — aber kaum sind sie drüben auf österreichischem Boden, so fühlen sie ihre Kraft wachsen — sie erhalten Zuzüge und kehren wieder — ehe acht Tage vergehen ist der Aufstand niedergeworfen und die Fahne mit dem Doppeladler Oesterreichs weht vom Schlosse der Jagellonen.

Die Erhebung, die von vorneherein an der inneren Zerklüftung, diesem polnischen Erbübel, gekrankt, hat keine andere Folge, als daß sich die polnische Emigration um einige hundert Köpfe vermehrt.

Der Einfluß des Adels in Galizien ist auf lange hinaus gebrochen, und auch jene Partei, die von ihrer Cooperation mit dem Adel Heil für sich und ihre freiheitsfeindlichen Tendenzen erwartete, und deren Repräsentant der jugendliche Antagonist Tissowsky's war, findet es für räthlich, sich unsichtbar, unhörbar, ungreifbar zu machen.

Unter den Flüchtlingen befindet sich auch der gewesene Mandatar Peter Jassanowsky. Seines Bleibens in Galizien ist nicht länger, da er sich einerseits durch sein Zusammengehen mit der Adelspartei compromittirt, und andererseits auch seine Stellung bei der Familie Stwrtkowsky dadurch unhaltbar gemacht hat, daß er die Bauern gegen den Grafen aufreizte, und so der moralische Urheber des Blutbades von Lissagora wurde. Da Jassanowsky's Plan bezüglich Hedwig's durch das glückliche Entrinnen des durch die Blutnacht von Lissagora zur vaterlosen Waise gewordenen Mädchens vollständig paralysirt worden, so hatte er auch kein weiteres Interesse daran, in Galizien zu bleiben. Er erreichte glücklich Paris und führte daselbst ein abenteuerliches Leben, bis ihn das Jahr 1848 nach Oesterreich zurückführte.

Er nahm Dienste in der polnischen Legion, die im October 1848

Bem in Wien bildete, und der Letztere schickte ihn Mitte October mit einer vertraulichen Botschaft in das ungarische Lager.

Er hatte in Wien eine Geliebte zurückgelassen, eine fesche Wienerin, die einem guten Hause angehörte, durch die bewegte, abenteuerliche Zeit aber auf Bahnen gelenkt wurde, die zu den soliden Traditionen ihrer Familie wenig paßten. Sie hatte ihre Angehörigen verlassen, um sich an den polnischen Abenteurer zu hängen, der damals noch jung war, ein einnehmendes Aeußere und eine bestechende Rednergewandtheit hatte.

Jassanowsky hatte von seiner Mission bald zurückzukehren gehofft. Mittlerweile war aber Wien von der Armee des Feldmarschalls Windischgrätz vollständig eingeschlossen worden, und Thekla — so hieß die Geliebte des Polen — stand rathlos in der belagerten Stadt, von dem lebhaften Wunsche beseelt, Mittel und Wege zu finden, sich ehestens mit ihrem Geliebten zu vereinigen.

Die Dinge trieben in und um Wien zum Aeußersten, man war eben schon beim 30. October angelangt.

Die Schlußcatastrophe war stündlich zu erwarten. Von der Schwechat her hörte man heftigen Kanonendonner.

Thekla hatte noch keinen zweiten so wüsten und traurigen Sonntag erlebt.

Von der Leopoldstadt wälzten sich stoßweise die Rauchsäulen daher, und gespensterhaft bleich zuckte dann und wann die Flamme aus dem zusammenstürzenden Gemäuer und Gebälke des Odeons empor — hoch und gerade wie eine aufflackernde Gassäule.

Von der Nußdorfer Linie, die genommen war, wie von der Hernalser und Lerchenfelder, wo die Dämme noch von der Mobilgarde gehalten wurden, während die kaiserlichen Jäger die Vertheidiger bereits auf zwei Seiten umgangen hatten, von der Roßau und Mariahilf hörte man ein fast ununterbrochenes Pelotonfeuer, das die plänkelnden Jäger gegen die Vorposten der Nationalgarden unterhielten, mehr diese zu necken, als einen Fortschritt zu machen, da im Großen durch stillschweigende Uebereinkunft Waffenstillstand herrschte.

Ob aber auch die Waffen halbwegs ruhten, Wort und Gemüth der Städter rauschten stürmischen Wogenschlages.

Es klangen keine Sonntagsglocken — das milde Lied der Hoffnung war seit acht Tagen verstummt, desto wildere Kriegshymnen brausten vor den Thoren in dem Angriff der Hußarengeschwader, in

dem Donner der magyarischen Kanonen, die man in raschem Tempo gegen die Linien avanciren sah.

Gestern noch war die Uebergabe der Stadt fester Entschluß der Gemüther, vielleicht der aufgeregtesten ausgenommen — heute schwankte schon selbst wieder der Zaghaftere.

In den Vorstädten sammelten sich zahlreiche Gruppen, die von Mobilgarden, Legionären und Polen haranguirt wurden. Viele von den Eiferern hatten bereits harmlose Civilkleider an, von ihren Lippen aber floß es jetzt wieder wie glühende Offenbarung des Calabresers und Waffenrockes.

Die Wagen, welche die Gewehre zu Tausenden in die innere Stadt führten, wurden angehalten, die weißen Fahnen aus Fenstern und Dachgiebeln weggenommen, in Kurzem ertönte die Allarmtrommel den zitternden Bürgern zum Trotz, die in sicherer Rechnung auf Frieden mit ihren Familien zum ersten Male während der drei Wochen der Belagerung herausgekrochen waren aus ihren Schlupfwinkeln, um die Verheerungen und die nun vermeintlich unschädlichen und ungefährlichen Barrikadenreste gemüthlichen Blickes zu mustern.

Aufmerksamen Blickes die Feuerzeichen, Signale und Raketen betrachtend, die von Minute zu Minute vom Stephansthurme in die Höhe stiegen, ging Thekla planlos über den Glacisasphalt zwischen der Roßau und der Leopoldstadt.

Was hätte sie dafür gegeben, wenn sie aus der eingeschlossenen Stadt in das ungarische Lager hätte gelangen können, und wäre es mitten durch eine Hußaren-Attake gegangen, wie sie draußen auf der Schwechat vielleicht eben von den ungarischen Reitergeschwadern ausgeführt wurde!

Sie hatte sich ohnehin längst gewünscht, eine Hußaren-Attake zu sehen — vor vierzehn Tagen, wo die Spannung noch nicht fieberhaft, dafür aber das später so sehr verzögerte Erscheinen der ungarischen Armee vor den Thoren der belagerten Stadt in nächster Aussicht stand, hatte sie diesen Wunsch gegen einen ihrem Geliebten befreundeten Offizier der polnischen Legion geäußert.

„Nehmen Sie Männerkleider, etwa die Legionsuniform, „hatte der Freund Jassanowsky's, welcher Letztere eben erst Wien verlassen hatte, um die Reise zu Kossuth anzutreten, zu Thekla gesagt, „und ich will Ihnen zu einer Partie auf den Stephansthurm verhelfen, sobald dort etwas zu sehen sein wird. Bloßen Neugierigen ist aber der

Zutritt zu dem Thurme gänzlich untersagt; wenn Sie die Frauenkleider nicht ablegen wollen, kann ich Sie nicht hinaufführen!"

Wenn sich Thekla jetzt hätte entschließen können, den Rath des Polen zu befolgen, so wäre sie sicher gewesen, Jassanowsky's Freund in diesem Augenblicke auf dem Thurme zu finden, da er zum Stabe Messenhauser's gehörte. Und er hätte ihr gewiß den Zutritt zum Thurmplateau vermittelt, von welchem aus man das Schwechater Schlachtfeld bequem überblicken konnte.

Thekla überlegte; aber selbst nach Hintansetzung aller Bedenklichkeiten weiblicher Delicatesse und aller Einwürfe der Sorge, daß eine solche Toilettenmetamorphose in diesem Momente der auf die Spitze getriebenen Spannung, wenn sie entdeckt würde, den schmählichsten Scandal nach sich ziehen konnte — wie wäre es ohne Aufsehen möglich gewesen, das Legionscostüm herbeizuschaffen und anzulegen, jetzt, wo die Calabreser en civil wieder nach ihren Wohnungen stürzten, um das verborgene Ehrenkleid von Neuem aus den Schränken zu ziehen?

Während Thekla sann und grübelte, während die rothen und blauen Hußaren auf ihren gelenkigen Rossen den Säbel wie einen Yatagan schwingend, so lockend vor ihren Augen umhertanzten, daß sie manchmal schneller ausschritt, wie um dem heißen Angriff und Rückprall der Reiter zu entgehen, in den sie sich in ihrer Phantasie verwickelt, war sie auf die Landstraße gekommen.

„Da ginge es auf die Schwechat!" klang es traurig in ihr, indem sie das Gelüste ihres Herzens mit ihrem leichten Schuh verglich, durch den jedes Steinchen schmerzte; „ach nein — zu Fuße geht's mit dem besten Willen nicht!"

Sie ging nichtsdestoweniger die Landstraße weiter entlang; nichts hemmte ihre Schritte, denn die Barrikaden waren vollständig geräumt; da — hinter der Kirche — ein Fuhrwerk, so leicht und klein — man müßte mit der Strohdroschke gegen die Schwechat fliegen können!

Das Cabriolet war so schlank — ein einfacher, geflochtener Korb, wie die Offiziere in Garnisonsstädten solche Fuhrwerke häufig benützen — wenn man die Pferde ansah, schlug Einem das Herz!

Mit diesem Gespann mitten in eine Hußarenescadron hinein, und man hätte keinen Reiter genirt, sondern mit den Rotten gleichen Schritt gehalten!

In dem Fuhrwerke saß ein Offizier. So wenig Thekla, als die Geliebte eines polnischen Revolutionärs für Offiziere schwärmte, so

hätte sie diesem Offizier doch sofort einen Dankbarkeitskuß gegeben, wenn er sie hätte neben sich Platz nehmen lassen!

Sie fixirte ihn traurig und schwermüthig — er sah sie flüchtig an. Zum Glück war er nicht jung, sonst hätte er leicht aus ihrem melancholischen Blicke den falschen Schluß ziehen können, daß sie in ihn verliebt sei.

Vor dem Wagenschlage stand ein junger, schlanker, schöner Mann — wenn er die Nationalgardeuniform nicht angehabt hätte, würde Thekla geschworen haben, er sei Mars, modernisirt zwar, aber doch in eigener Person.

Der Nationalgardist trug keine Schärpe, keine Borde, ein einfacher Schleppsäbel hing ihm an der Seite; sein Antlitz war bleich, übernächtig und abgemagert; der schwarze Bart stand wie struppig ab, und doch war es der schönste Mann, den Thekla je gesehen — den sie heute erst zum zweiten Male gesehen und doch auf den ersten Blick erkannt hatte — Messenhauser.

Augenblicklich war sie im Klaren.

Der Mann im Cabriolet konnte kein Offizier sein. So gut es thunlich war, dachte sie sich die hechtgraue Uniform der Offiziere der Monturscommissionen, die den Wageninsassen schmückte, hinweg, und sobald diese Uniformbarrikade von ihrer Fantasie fortgeräumt war, studirte sie die Züge des ältlichen Mannes, — ja er war's — vor sechs Tagen noch hatte sie ihn bei der Musterung der Wiedner Garden gesehen, hoch zu Roß, in polnischer Nationaltracht, den wallenden weißen Busch auf dem Calabreserhute — der Barrikadenheld der Jägerzeile war's — ein kurzer Mann — ein kurzes Wort — Bem!

Thekla näherte sich neugierig dem Fuhrwerke.

Die beiden Generale reichten einander die Hände.

Schwermüthig sahen sie einander an — jeder fühlte den Abschied für's Leben tief im innersten Herzen, der Schmerz zuckte in der zusammengepreßten Lippe, in dem von Nachtwachen gerötheten Auge, in den Falten der, unter der Gedankenlast gleichsam zusammengeschrumpften Stirn, in dem fieberhaften Hämmern der Schläfen.

„Rette Dich, wir finden uns in Pest wieder!“ rief Bem, die Hand des Kampfgefährten gerührt schüttelnd.

„Ich bleibe!“ antwortete Messenhauser entschieden.

„Deine Haut ist zu gut, als daß Du sie hier zu Markte tragen solltest!“ suchte Bem den Anderen umzustimmen.

„Für das, was ich gethan habe, will ich männlich einstehen!“ beharrte Messenhauser.

„Nun denn, mit Gott!“ sagte Bem.

„Mit Gott!“

Bem ließ die Freundeshand fahren, und zog die Leitstränge der Pferde schärfer an, die alsbald eine muntere Bewegung machten, und in zwei Minuten gewiß sammt Kutscher und Droschke aus Thekla's Horizonte verschwunden wären, wenn diese es hätte über's Herz bringen können, sie so ruhig davonjagen zu lassen.

„Nehmen Sie mich mit, Herr General — Herr Offizier, wollte ich sagen — Lieutenant oder Oberlieutenant — ich weiß nicht wie hoch Sie stehen auf der goldenen Leiter!“ rief Thekla mit schelmischem Lachen und bittendem Blicke, indem sie resolut an den Wagenschlag trat.

Bem sah die Sprecherin überrascht aber durchaus nicht unwillig an.

Thekla schöpfte Hoffnung.

„Wo wollen Sie hin?“ frug er rasch.

„Mitten unter die Hußaren!“ rief Thekla lachend, und sah den Frager naiv an.

Dieser fixirte sie eine Secunde; er mochte in Thekla's Zügen keine Spur von Tücke finden, er schien zu überlegen, ein leichtes Lächeln flog über seine Züge, und als Thekla ausrief: „Ich habe eine Art Recht zu verlangen, daß Sie mich nach Ungarn mitnehmen, General, nachdem Sie meinen Geliebten Jassanowsky dahin geschickt haben;“ rief er:

„So kommen Sie herein! Aber, foi d'un gentilhomme, ich setze Sie mitten in einer Escadron aus!“

„Ich bin's zufrieden!“ rief Thekla, in Bem's Lachen einstimmend, und saß auch schon neben ihm, der in die Pferde hineinpeitschte, und fort ging's wie im Fluge, etwa fünf Minuten.

Plötzlich wendete sich Bem zu Thekla, maß sie noch einmal fest, und sagte dann trocken:

„Jetzt erwarte ich aber auch den Dank von Ihnen, Dame! Es ist nichts Kleines, Jemanden aus einer von dreihundert Kanonen cernirten Stadt heraus und unter die Hußaren zu bringen — wollen Sie mir behilflich sein?“

„Aus allen meinen Kräften!“ rief Thekla erfreut. „Die Aus-

sicht auf ein Tête-à-Tête mit den schnurbärtigen Garden der Pußten wird mir Muth und Energie verleihen!"

„Wenn es mit Muth und Energie abgethan wäre," antwortete der General lächelnd, „würde ich Sie nicht zu Hilfe rufen, Mademoiselle!"

Er sah Thekla abermals scharf an, und fuhr fort:

„Eine Ihrer Bemerkungen hat mir gezeigt, daß Sie Ihren Kutscher kennen?"

„Ich habe ihn im Belvederegarten in hohen Stifeln, mit einem Rohrstocke mit goldenem Knopfe in der Hand, die Artillerie einexerciren gesehen!" entgegnete Thekla.

„Richtig!" rief Bem ein wenig überrascht. „Ich bitte um Verzeihung; die neuere Geschichte hätte mich ja schon belehren sollen, daß die Damen sich nicht immer hinter die Tapeten ihres Boudoirs verstecken, wenn die Männer blutig den Ball schlagen!"

„Aber von der Barrikadenbetrachtung bis zur Barrikadenbewunderung ist doch noch ein großer Schritt!" meinte Thekla lächelnd. „Anschauen ist nicht Vertheidigen!"

„Anschauen ist nicht Vertheidigen — richtig!" lautete die ernste Antwort. „Aber kann es werden — der Künstler wird geboren im Anschauen — und Beispiele reißen hin! Wir werden jedenfalls eher mit Frauen besetzte Barrikaden, als von Frauen bewohnte Kasernen haben! Von heute über sechs Monate werde ich Sie vielleicht davon überzeugt haben — wenn Ihnen anders der alte Mann mit den hohen Stiefeln und dem Rohrstocke, der nunmehr zu Ihrem Kutscher avancirt ist, so viel Interesse eingeflößt hat, daß Sie ihn in der Folge nicht ganz aus den Augen verlieren!"

Der verbindlichen Rede folgte ein artiges Compliment, das Thekla höflich zurückgab.

„Sie helfen mir also, Mademoiselle?" frug er nach einer kleinen Pause wieder. „Ich sollte es Ihnen eigentlich überlassen, eine List ausfindig zu machen, welche uns glücklich durch die Weiß- und Grauröcke hindurchbrächte. Da aber die Zeit drängt, so muß ich Sie schon bitten, selbst auf die Gefahr hin, für äußerst unartig gehalten zu werden, die von mir ausersonnene Rolle zu memoriren!"

„Ich bin ganz Ohr!"

„Sie sind," fuhr Bem, seiner Reisegefährtin ihre Rolle zutheilend, „die Gattin des Hauptmannes Stoskic vom Oguliner Grenzregimente.

Sie haben vernommen, Ihr Gemahl liege schwer verwundet im Lager, durch Jäger meinetwegen, mit denen Sie heute in der Roßau gesprochen, Sie sind zum General Matauschek gegangen, der im Invalidenhause exponirt war, und hätten ihn um einen Passirschein in's Lager gebeten, um Ihren Mann noch einmal sehen und sprechen zu können. Der General hat Ihnen einen lebenden Passirschein gegeben, — in der Person des Oberlieutenants Hornak von der Montur!"

„Gut! Sie sind der Oberlieutenant Hornak, ich Frau Stoskic, ich glaube, da sehe ich schon die Jäger!"

Eine fliegende Röthe zuckte über Bem's Stirn; ein Moment der Schwebe war's, doch rasch hatte die Gefahr ihren Mann gefunden, und leise rief er seiner Begleiterin zu:

„Fassung, Ruhe, Kälte, — gute Darstellung!"

Die Reisenden waren an den Vorposten.

Thekla nahm das traurigste und bekümmerteste Gesicht, das ihr nur immer zur Verfügung stand, als Maske vor, und spielte ihre Rolle ziemlich gut.

Der Posten wies die Wageninsassen an den die Vorpostenlinie auf dieser Einbruchsstelle commandirenden Offizier; dieser war zum Glück ein Croate, der, mit der Wiener Garnison ganz unbekannt, den Oberlieutenant Hornak Oberlieutenant sein ließ und ihn nicht im Geringsten beargwohnte, zumal die Route der Reisenden direct in's Lager ging, zu Argwohn also keine besondere Veranlassung gegeben war.

Bem und der Vorpostenlieutenant salutirten einander verbindlich, nachdem der Erstere einige neugierige Fragen des Letzteren über den Stand der Dinge in der Stadt beantwortet hatte.

Der Wagen fuhr, fortan nicht mehr belästigt, weiter.

Von Strecke zu Strecke frugen die Reisenden einzelne Commando's nach dem Standplatze der Oguliner Grenzer, drangen aber dabei fast in gerader Linie vorwärts gegen die Schwechat hin, woher der Kanonendonner und das Schlachtengewoge vernehmlich an ihr Ohr schlugen, daß sie zuletzt deutlich die einzelnen Gewehrsalven unterschieden.

Die Commando's wurden seltener. Die Reisenden nahmen zu Thekla's Leidwesen die Richtung mehr gegen Südost, wo es ganz ruhig schien.

Kein Posten war mehr zu sehen.

„Wir sind in Sicherheit!" sagte Thekla, mit einem leisen

Anfluge von Mißmuth, „mit den Hußaren wird's aber wohl für heute ein Märchen bleiben!"

„Meinen Sie?" warf Bem leicht hin, und das Terrain überfliegend setzte er alsbald hastig, wie gereizt hinzu: „Meine Schuld ist's nicht — wenn ich ungarischer General der Cavallerie gewesen wäre, hätte ich meine Schwadronen auf diesem Schlachtfelde entwickelt. Doch sehen Sie — da hinunter!"

Der General beugte sich vor — er mußte ein sehr scharfes Auge haben. Thekla sah noch nichts — da — ein Gedröhne wie von einem Erdbeben — in fast meilenweiter Entfernung ein momentanes Blitzen — ohne Geräusch — es mußten Säbel sein —

„Unter die Hufe der Hußaren wollen wir doch nicht kommen!" rief Bem lebhaft und ein heiteres Lächeln erleuchtete seine Züge. „In fünf Minuten sind sie da!"

Er jagte die Pferde seitab — fünf Minuten unaussprechlicher Spannung folgten — dann sah man zuerst die weißen Röcke der österreichischen Kürassiere — sah die Kürasse funkeln — die Säbelsplitter durch die Luft schwirren — hinten nach drängte in Keilform eine wilde, rothe Masse — unter furchtbarem Kampfgeschrei brauste sie heran — dazwischen das Geklirre der sich aneinander wetzenden Säbel, das Geschnaube der Pferde und deren ermunterndes Gewieher nicht anders anzuhören als wie ein Trompetenstoß — hier und da einzelne Schüsse, den Einzelkampf auf Leben und Tod verrathend — vorbei die wilde Jagd — schwächer das Geschrei, aber desto dröhnender, weil anschwellend durch das Echo, das Hufgestampf.

Der Athem der Lauscher flog und ihre Wangen glühten.

Man mußte unwillkürlich an Messenhauser's prächtige Novelle: „Die Steppe" denken, wo sich der ganze wilde Heeresknäuel einer tartarischen Wüste, die Schlangen- und Würmerbrut hinter einem einzelnen Reiter hinwälzt, ihn umzingelt, umschwirrt, des Rosses und des Reiters Sinn umnachtet, endlich über Fuß und Kreuz des Pferdes sich hinaufbäumt — so, gerade so war die Hußarenattake gewesen.

Ein Blitz und ein Donnerhall — jetzt grollte er nur in leiseren Echoschwingungen in der Ferne langsam verhallend, nach.

Die beiden Wageninsassen tauschten einen Blick. Ihre Augen blitzten, ihre Hände zuckten.

Die Pferde waren nur mit außerordentlicher Kraftanstrengung zu halten.

Sie wieherten, stampften den Boden und rissen an den Strängen.

„Sie sind befriedigt?“ frug Bem. „Oder wollen Sie ein Dacapo? Hören Sie die Kanonen? Die Hußaren müssen zurück, keine Linie deckt sie!“

Der General beugte sich über die Rücklehne des Wagens und starrte vor sich in's Leere.

Man sah nichts — die Schwadronen mußten eine Stunde Weges avancirt sein.

Durch eine desto wildere Kanonade wurde das Ohr erschreckt.

Abermals fünf Minuten — und da war die Jagd wieder.

Diesmal war es kein Kampf mehr.

So mochte eine Horde Kosaken über eine Steppe hinsprengen auf wilden Wüstenpferden — die Kürassiere blieben eine Viertelstunde weit zurück.

Einzelne von den schweren Reitern, die mit besonderer Bravour nachstürmten, stürzten unter ihrer eigenen Last zusammen, oder wo es zum Einzelnkampfe kam, sanken sie unter dem flinken Hieb — und der ihn ausgetheilt, war wie ein Pfeil davon, für ihn gab es keinen Säbel, keine Kugel.

In dem letzten Hußarenschwarme that sich durch Bravour ein Mann hervor, der ein wunderschönes Roß ritt. Dieser Reiter brach von Moment zu Moment aus seiner Rotte hervor, warf sein Pferd gegen den nächsten feindlichen Reiter, und nachdem er mit diesem einige Hiebe getauscht, die immer zum Nachtheile des Gegners ausfielen, sprengte er ungezüchtigt wieder in die ihn mit einem Jubelschrei empfangenden Hußarenrotten.

Die Reitergeschwader stürmten etwas seitab von dem Wege, den sie im Avanciren genommen, schon rauschten die Kürassiermassen dumpfen Schlages hin, als der Reiter, den wir oben geschildert, noch einmal sein Roß schwenkte — sein Auge mochte ihm zwei Kürassiere, die sich von der großen Säule getrennt und gegen Bem's Fuhrwerk gewendet hatten, als willkommene Gegner zeigen; zwei Augenblicke, und der Hußar war an der Seite des Cabriolets und die Säbel kreuzten sich.

Der Kampf dauerte einige Secunden — ein Kürassier lag auf dem Boden — Hieb um Hieb mit dem zweiten folgte — ein Schlag traf das Roß — es sank zusammen — der Reiter war verloren — noch einmal haute der Kürassier nach ihm aus, als wollte er ihm den Rest geben und jagte dann seinem Regimente nach.

„Schade um den Mann!“ murmelte Thekla.

„Wollen Sie die Magie des weiblichen Blickes an ihm versuchen?“ frug Bem.

Thekla verstand den Wink, der General wollte seine Flucht allein fortsetzen.

Mit einem Satze war Thekla aus dem Wagen, und Bem die Hand reichend, rief sie:

„Ich gratulire Ihnen, die erste Person, zu Ihrer Rettung! Ihr nächster Athemzug wird der erste sein in freier, sicherer Luft. Ich sehe nicht einmal eine Vedette mehr — leben Sie wohl!“

Der Wagen flog fort und war bald Thekla's Blicken entschwunden.

Thekla trat an die zwei gefallenen Feinde heran.

Trotz des Antheiles, den sie an dem jungen Magyaren nahm, sah sie doch zuerst nach dem Kürassier, der regungslos dalag. Sie drehte ihn um, schnallte mit Mühe den schweren Küraß ab, der Mann war todt, seine Hand kalt.

Es schauerte sie.

Sie trat an den Magyaren heran.

Er streckte ihr die rechte Hand krampfhaft entgegen und zuckte mit den Fingern, als hasche er nach einem Anhaltspunkte.

Auch er war dem Tode verfallen und starb in Thekla's Armen, die so buchstäblich über Leichen schritt, indem sie jenes Ungarn betrat, in welchen sie ihren Geliebten suchen wollte.

Sie fand ihn in Pest, wo Jassanowsky einen Posten bei der Druckerei erhalten hatte, der ihm besser gefiel als der, den er bis dahin im Lager eingenommen.

Aber in Pest war seines Bleibens auch nicht gar zu lange.

„In zwei Stunden muß die Druckerei verpackt sein!“ so lautete eines Tages der lakonische Bescheid des Polizeiministers Madaraß, als die Hiobspost nach Pest kam, daß die kaiserliche Armee bereits vor Raab stehe.

Und in zwei Stunden war wirklich Alles verpackt. Einige Setzer, eine Masse Drucker mit ihren Frauen und Kindern, Lehrlinge, Hausknechte u. s. w. bildeten den Train der Retirade, die ein Miniaturbild der weiland französischen aus Rußland war.

Jassanowsky war einer derjenigen, welche diesen merkwürdigen Rückzug der Staats- und Notenpresse leiteten.

Mit Reisegeld wohl versehen — die ledigen Gehilfen bekamen fünfundzwanzig, die verheirateten fünfzig Gulden Conventionsmünze Reisepauschal — ging es bald gut, bald schlecht, bald langsam durch ellenhohen Koth und Sand nach Debreczin, dem Paradiese der Kepernek-Schneider und Czismenmacher, das trotz seiner sechzigtausend Einwohner fast ebenso ausgedehnt ist wie in Pest.

Man fand sich anfangs durchaus nicht behaglich in einer Stadt, deren Einrichtungen wenig Bequemlichkeiten darboten. Aber die Noth lehrte beten, und so fügte man sich ohne Murren in's Unvermeidliche. Wohl hätte man später noch einmal nach Pest übersiedeln können, als Görgey's berühmtes Siegestelegramm „Hurrah — Buda — Görgey" die Welt in Bewegung setzte. Aber man traute selbst in dem durch Görgey wiedereroberten Pest-Ofen dem Landfrieden nicht mehr.

Wenn man an die Popularität des Namens Görgey denkt, als das famose Telegramm, dessen eben Erwähnung geschah, die Welt durchflog, und mit derselben die Stimmung vergleicht, welche wenige Monate später, nach der Capitulation von Vilagos, im ungarischen Lager gegen den Eroberer von Ofen herrschte, so erhält man so recht ein Bild der schwankenden Volksgunst.

Es ist aber auch ein ungeheuerer Unterschied zwischen dem Görgey, der die Eroberung von Ofen durch das lakonischeste aller Siegesbulletins der Welt verkündete, und jenem Görgey, der einige Jahre später das Feuerwerk eigenhändig abbrannte, welches zu Ehren des Kaisers veranstaltet wurde, als dieser in den fünfziger Jahren den Wörther See bei Klagenfurt, wo bekanntlich Görgey als Staatspensionär jahrelang internirt lebte, besuchte.

Dieses Feuerwerk bleibt eine interessante Episode in dem Leben des merkwürdigen Mannes, der seine Carrière als Hußarenofficier in Klattau begann, später seine Charge im Regimente der Palatinal-Hußaren quittirte, um in Prag Chemie studieren zu können, und der Welt der Retorten Lebewohl sagte, um der populärste Feldherr Ungarns zu werden und jenseits der Leitha eine zeitlang wie ein Meteor aufzuleuchten, und dann eben so schnell in die Nacht ruhmloser Vergessenheit zurück zu versinken.

Mit einer Variante des bekannten Schlegel'schen Verses: er strebte nach Thaten und Ruhm, doch Thaten und Ruhm sind ihm nicht geworden, er sank in der Vergessenheit Nacht, kann man von Görgey sagen:

Er strebte nach Thaten und Ruhm, und Thaten und Ruhm, sie sind ihm geworden, doch sank er bald in der Vergessenheit Nacht!

Aber kehren wir von Görgey zu Jassanowsky zurück, der in Debreczin die Banknotenpresse in Thätigkeit setzen half.

Diese Presse lieferte täglich zwei Ries Banknoten, und man kann annehmen, daß wöchentlich gegen 300.000 Gulden Papiergeld fabricirt wurden; bis Ende März 1849 mögen ungefähr vier Millionen gedruckt worden sein, die aber nicht zur Gänze ausgegeben wurden, weil sehr häufig Stockungen eintraten, und die Hunderter, ja selbst die Zehner und Fünfer wurden dann von dem allezeit wohlassortirten Waarenlager herabgenommen und — zerrissen.

Manchmal ging man schrecklich mit diesem Gelde um. Man benutzte es zu Fidibussen, machte spanische Cigarren daraus, verbrauchte es zu Knallkügelchen, Düten und anderen Dingen.

Der Mißbrauch war so großartig, daß selbst die Debrecziner Bürger nicht sehr gut auf die Geldfabrication zu sprechen waren.

„Nem papiros, uram — pengöt! pengöt!“ baten sie, so oft man etwas mit den sogenannten Kossuth-Noten bezahlen wollte.

Ward wieder einmal ein bedeutender Transport in's Lager — so nannte man in Debreczin das von den Kaiserlichen besetzte Gebiet — hinausgeschmuggelt, so gab es Jubel über Jubel, Arbeit über Arbeit.

Dagegen ergriff Alle panischer Schrecken, als ein Jude das gedruckte Verbot der ungarischen Noten nach Debreczin brachte.

Im ersten Momente war in Debreczin nicht eines Kreuzers Werth für die Kossuth-Noten zu bekommen. Es war ein ähnlicher Fall wie 1848 in Berlin, wo plötzlich nach den Märztagen eine solche Entwerthung aller Sorten außer-preußischen Papiergeldes eintrat, daß Niemand einen kleindeutschen Thalerschein an Geldesstatt annehmen wollte.

Nur hatte Berlin genialere Köpfe als Debreczin; ein Berliner Kaufmann zeigte, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß die Papiergeldpanik nicht lange andauern könne, in den Journalen an, daß er die ausländischen Papierthaler, sie mögen aus welchem deutschen Duodezländchen immer stammen, für voll annehmen wolle, wenn man bei ihm etwas kaufe.

Ganz Berlin hielt den Mann für einen Narren, aber ganz Berlin strömte zu ihm, um die Papierthaler Dessaus, Weimars, Meklenburgs u. s. w. los zu werden. Gatten und Väter wurden zu wahren Verschwendern, kauften ihren Frauen und Töchtern Sammt- und Sei-

denkleider und Mantillen ein, um nur mit den fremden Papierwischen aufzuräumen, so lange sie der „Narr" für voll nimmt. Der „Narr" machte eine enorme Losung und verlor nicht einen Pfennig bei dem Papiergelde, denn seine Collegen gönnten ihm bald das glänzende Geschäft nicht, das er machte, erließen ähnliche Annoncen, und siehe da, in acht Tagen war der Paricours des früher so gefürchteten kleinstaatlichen Papiergeldes wieder hergestellt.

Die Debrecziner waren, wie gesagt, nicht so schlau wie die Berliner. Sie verlegten sich auf das Fluchen und Schimpfen. Oeffentlich schimpften sie über die Schwarzgelben, die sich unterfangen hatten die Kossuth-Noten zu verbieten, heimlich aber räsonnirten sie über Kossuth und seinen Polizeiminister.

Ueberhaupt zeigte sich damals in Debreczin bei Gelegenheit der Beschlußfassung über die Absetzung des Kaisers, daß es dem Kern der magharischen Bevölkerung keineswegs um die Republik zu thun war.

Der „ungebundene Jubel," der nach den Berichten der ungarischen Blätter in Debreczin angeblich herrschte, reducirte sich darauf, daß die Wiener Legionäre, Tyrolerjäger, Polen und derartige Leute, die man in Ungarn vordem „Hergelaufene" nannte, jetzt aber mit dem schmeichelhaften Epitheton „Brüder" beehrte, jubelten; allein die Debrecziner sagten leise, ganz leise: „de nem jo", wenn es auch der Ueberredungskunst der tekintetes urak ab und zu gelang, den erlöschenden „Patriotismus" auf's Neue anzufachen, so daß Debreczin seine ganze waffenfähige Mannschaft — zehntausend Mann — dem Dictator zur Verfügung stellte.

Als Jassanowsky dem Polizeiminister Madaráß berichtete, daß Niemand die Kossuth-Noten nehmen wolle, drohte Madaráß mit Strafen, Kossuth haranguirte seine „Lieben" und versprach, binnen Kurzem „österreichisches Geld" zu machen.

Er machte jedoch keines, obwohl dies oft in den ausländischen Journalen behauptet wurde, denn der Graveur, der auf der Reise nach Debreczin begriffen war, wurde von den Kaiserlichen gefangen.

Inzwischen wurde der Unmuth der Debrecziner durch Siegesnachrichten beschwichtigt, und Kossuth ließ einmal des Morgens hundert Kanonenschüsse zu Ehren eines Sieges abfeuern, von dem nur er wußte.

Was die Debrecziner damals mitunter wirklich erheiterte, das waren die Nachrichten, die sie zuweilen durch Eingeschmuggelte erhielten.

So hieß es beispielsweise draußen, daß Frau Kossuth von einem Knäblein entbunden worden sei, und daß man zu Ehren dieses Ereignisses hundert und einen Kanonenschuß abgefeuert habe. Ein andermal hatte man ausgesprengt, daß Kossuth dem Kaiser Ferdinand die Civilliste für ein Jahr übersendet habe.

Jetzt, wo Madaráß wieder eine gewisse Rolle spielt, und für die Honvéds und Kossuthnoten agitirt wird, dürfte es überhaupt von Interesse sein, einen Blick auf das Leben und Treiben zu werfen, wie es im Frühling und Sommer 1849 in Debreczin herrschte.

Madaráß und Kossuth lagen oft im Streite.

Der Zankapfel waren Zichy's Pretiosen.

Madaráß schmückte seine Finger mit den kostbaren Ringen, die Uhr, die er trug, die Kette, die Dose, die Busennadel, Alles soll einmal Zichy getragen haben, woran vor Allen Frau Kossuth Anstoß nahm, die ihren Gemahl nie zu bewegen im Stande war, irgend einen Schmuck anzulegen.

Kossuth trug selbst die Ehrenzeichen, die er von auswärtigen Vereinen erhalten, selten; er hatte von dem ungarisch-deutschen Vereine in New-York einen reich mit Gold gestickten Attila und Kalpak im Werthe von siebentausend Dollars, ferner vom polnisch-französischen Comité in Lyon eine Busennadel zum Geschenk erhalten, während seine Frau von einem Frauenverein, an dessen Spitze Georges Sand stand, eine goldene Halskette mit einem Medaillon bekam.

Kossuth trug weder den kostbaren Attila und Kalpak, noch schmückte er sich mit der brillantenen Busennadel, nur einen Ehrensäbel, den ihm die polnische Legion bei der Ernennung Bem's zum Obercommandanten und Gouverneur von Siebenbürgen „als schwache Anerkennung für seine Verdienste, die er sich um die europäische Freiheit erworben," darbrachte, trug er, wenn er in die Sitzungen der Nationalversammlung ging.

Zichy's Pretiosen wurden Veranlassung, daß Madaráß als Polizeiminister abdankte, oder abgedankt wurde.

Kossuth arbeitete durch die fast gesuchte Einfachheit seines Auftretens an seiner Popularisirung, die er auch auf andere, mitunter drastische Weise anstrebte.

So stand er eines Tages in Debreczin Schildwache.

Es war an einem grimmig kalten Abende, als er an einem Posten

vorüberging, und hörte, wie dem armen Honvéd die Zähne klapperten, und Leib und Füße zitterten.

Er ging auf den Honvéd zu, und sagte:

„Es ist Euch wohl kalt, mein Freund?“

„Oh sehr,“ klapperte der Honvéd.

„So laßt Euch ablösen!“

„O Herr, ich steh' schon drei Stunden, und holt mich Niemand!“

„Und wie lange sollt Ihr stehen?“

„Eine Stunde!“

„Wo sind denn Euere Leute?“

„Dort!“ antwortete der Honvéd, indem er auf einen Ort zeigte, woher Zigeunerklänge schallten.

„Ah so!“ sprach Kossuth, nahm dem Honvéd das Gewehr ab, setzte dessen Tschako auf, und gab ihm dafür seinen Kalpak, den Jedermann in Debreczin kannte.

„So, nun gehe zu Deinen Cameraden, und sage, daß Du abgelöst bist!“

Der Honvéd that, wie ihm befohlen wurde.

In der Thür der Kneipe sahen ihn zwei Officiere.

„Kerl, was machst Du?“ riefen sie erstaunt. „Woher hast Du den Kalpak?“

„Von meinem Cameraden, der mich abgelöst hat!“ antwortete der Honvéd lächelnd.

In zehn Minuten war Kossuth seines Postens entsetzt, der diensthabende Officier aber mußte bis zum grauenden Morgen Schildwache stehen.

In Debreczin ließ die verhängnißvolle Wendung nicht lange auf sich warten. Kossuth flüchtete nach Arad, und Jassanowsky, der nichts mehr bei der Banknotenpresse zu thun hatte, da dieselbe bereits außer Thätigkeit gesetzt war, befand sich in seiner nächsten Umgebung, und hatte auch seine Geliebte Thekla bei sich.

Die Flucht ging von Arad gegen die walachische Grenze, und die größte Sorge der Flüchtlinge drehte sich um die Frage, wie die Krone des heiligen Stefan, die Kossuth mit sich führte, am zweckmäßigsten in Sicherheit gebracht werden könnte.

Die Flüchtlinge wollten bei Verceroma die walachische Grenze passiren, erhielten aber das Aviso, daß in dieser Einbruchstation ein türkischer Ferikpascha mit einer namhaften Truppenzahl den Uebertritt

überwache — und den auf türkisches Gebiet Uebertretenden das Kriegsmaterial und sonstiges österreichisches Staatseigenthum abnehme.

Da bei Vercerowa nichts zu machen war, wandte sich Kossuth mit den Kroninsignien gegen Alt-Orsova. Da er sie auch hier nicht leicht und sicher genug unterbringen konnte, reiste er mit ihnen in die Herkulesbäder von Mehadia, wo er jedoch noch weniger Gelegenheit fand, sie unbeobachtet verbergen zu können.

Er kehrte daher nach Alt-Orsova zurück und hier entwickelte sich in dem Hause des Georg Theodor, in welchem er insgeheim sein Absteigequartier genommen hatte, eine drastische Nachtscene.

Die echte Krone des heiligen Stefan wurde aus ihrem Behältnisse herausgenommen, und in dieses eine papierene Krone mit gefärbten Glassteinen gethan, über die ein Schleier gebreitet wurde.

Kossuth wollte die wahre Krone in Sicherheit bringen, und doch den Nimbus um sich verbreiten, daß er die Krone des heiligen Stefan mit sich führe.

Jassanowsky war ihm bei der Uebertragung der wahren Kroninsignien in eine eiserne Kiste behilflich.

Auf den Boden der Kiste legte Jassanowsky das Reitzeug und die Urkunden, die von jeher mit den Kroninsignien zusammen verwahrt zu werden pflegten.

Darauf legte er das Scepter, einen runden, goldenen Stab, der an seiner Spitze eine Kugel von Krystall trägt, die in Goldstreifen eingefaßt ist. Von dieser Spitze hängen 26 goldene Kettchen nieder, deren jedes an seinem Ende eine kleine Goldkugel hat.

Kreuzweise über dieses Scepter kam das Schwert des heiligen Stefan zu ruhen, ein einhändiges, zweischneidiges, gerades Schwert, damascirt mit rein eingeätzten Männerköpfen, die im ovalen Kreise eingefaßt sind, ohne Handkorb, mit einem einfachen, an den Spitzen etwas einwärts eingebogenen Kreuze, gekiefertem Griff und einem großen Knopfe, worauf sich auf jeder Seite ein Goldplättchen befindet, vorne mit der Aufschrift J. H. S. (Jesus), rückwärts M. A. R. (Maria) in großen, schönen Initialbuchstaben.

In dem Augenblicke, wo Jassanowsky das die Krone des heiligen Stefan enthaltende Futteral öffnen wollte, um sich zu überzeugen, ob sein Inhalt in Ordnung sei, wurde an die Thür des Zimmers gepocht, in welchem die Ueberpackung der Kroninsignien vor sich ging.

Jassanowsky erschrak — Kossuth aber sagte gefaßt:

„Das werden die Leute sein, die ich ausgeschickt habe, die Pferde zu kaufen, die uns heute Nacht nach der Cserna bringen sollen!"

Kossuth hatte das Richtige errathen, und nachdem er mit den Männern auf dem Gange gesprochen hatte, kehrte er in das Gemach zurück und sagte:

„Es ist Alles in Ordnung! Die Pferde sind da, die Werkzeuge zum Graben sind bereits im Wagen untergebracht, sobald wir hier fertig sind, können wir aufbrechen!"

Während Kossuth so sprach, warf er einen Blick auf die Krone, die in ihrem ganzen Glanze vor ihm lag, da Jassanowsky nun, wo nichts zu besorgen stand, das Futteral wieder aufgemacht hatte.

Da lag der halbkugelförmige Hut, mit dem der heilige Stephan gekrönt worden, auf einem ziemlich breiten Reif ruhend und mit demselben ein Ganzes bildend, die Goldblechunterlage mit edlen Steinen und unzähligen Perlen besetzt, mit Emailmalereien in Medaillonformen geziert, und mit einem Futter von seidenen Pölsterchen versehen.

Auf der Vorderseite des Reifes sah man von der oberen Kante frei emporsteigend pyramidale Zinken, mit oben halbkreisförmig abgerundeten Platten abwechselnd, die wieder mit kleinen Perlen besäumt waren, von denen jede auf ihrer Spitze eine größere Perle trug. Auf der Rückseite fehlte wohl diese Zinkenumrandung, der Reif erschien blos am Rande mit großen Perlen besetzt; mitten auf der Stirnseite zwischen zwei Zinken erhob sich eine größere, oben ebenfalls im Halbbogen gerundete Halbplatte mit dem Bilde des Erlösers. Diesem entgegengesetzt befand sich auf der Rückseite eine gleichgeformte, oben kleinere Platte, welche das Bild des griechischen Kaisers Michael Dukas zeigte.

Ringsherum auf dem Reife wechselten große Edelsteine mit Darstellungen der Heiligen. Da sah man die Erzengel Gabriel und Michael, die Heiligen Georg, Demetrius, Cosmas und Damian.

Auch die Porträte des griechischen Kaisersohnes Constantin Porchiroganitus und des Königs Geisa von Ungarn hoben sich hier von der funkelnden Unterlage wirksam ab.

In dieser Krone, die griechische genannt, zeigte sich, von innen eingeschoben, eine zweite, die lateinische Krone, aus dem halbkugelförmigen Hute und zwei darüber gehenden, sich kreuzenden Halbbogen beste-

hend, worauf Abbildungen der Apostel, auf dem Scheitel selbst aber das Bildniß des Heilandes zu sehen waren.

Zahllose Edelsteine blitzten den Beschauern entgegen, alle aber verdunkelte der große, eiförmige, mit kleinen Perlen gefaßte Smaragd in der griechischen Krone, mit welchem höchstens noch der große geschliffene Saphir einen Vergleich aushielt.

An dem unteren Rande des Reifes hingen neun goldene Kettchen, rechts und links bei den Ohren je vier und vier, rückwärts in der Mitte eines. Sie bestanden aus einfachen goldenen Ringen und liefen in eine Blume aus, welche von drei größtentheils rothen Edelsteinen gebildet wurde.

Jetzt schloß Jassanowsky das Futteral, überantwortete es der Kiste, und brachte in seiner nächsten Nähe den Reichsapfel unter, der aus Goldblech gebildet, inwendig hohl war, und auf seiner ebenen Fläche ein goldenes Doppelkreuz zeigte, dessen untere Arme länger als die oberen waren. Der Apfel war früher auf vier Seiten mit Wappenschildern versehen gewesen, jetzt aber war von denselben nur noch eines vorhanden, das Anjou'sche Wappen, die Lilie, in Verbindung mit den ungarischen Querbinden.

Nunmehr zog Thekla aus dem ursprünglichen Depositorium der Kroninsignien die drei Pölster heraus, auf welchen die Kroninsignien dem zu krönenden Könige vorangetragen zu werden pflegen, und Jassanowsky bedeckte mit diesen Pölstern das die Krone bergende Futteral, das Scepter, das Schwert und den Reichsapfel.

Zwischen den einzelnen Pölstern brachte er die seidenen Krönungsstrümpfe, die Feldbinde, die Schuhe und Pantoffel, den Gürtel und die Binden unter.

Ueber Alles breitete er den Mantel des heiligen Stephan, den Thekla mit der Stickerei nach Außen zusammengelegt hatte.

Jetzt war die Verpackung fertig, Kossuth trug mit Jassanowsky die Kiste zum Wagen und fort ging es in die Nacht hinaus, der Cserna zu.

Jenseits derselben hatte Jassanowsky Tags zuvor ein Terrain ausfindig gemacht, das sich zur Unterbringung der Kroninsignien vortrefflich eignete.

Man hatte jenseits der Cserna überhaupt keine große Auswahl bezüglich des Terrains, wenn man nicht einerseits die Aufmerksamkeit des Landmannes erregen wollte, der eben seinen Mais, seine Zwetschken

und seine Winterstreu einholte, also immer auf dem Lande umherstreifte und jede Aufschürfung des Bodens bemerken mußte, und wenn man andererseits auf fahrbarer Straße bleiben und nicht in den sumpfigen, bodenlosen, neutralen Grund gelangen wollte, der den Roman-Banater Boden von der Walachei trennte.

Der Gemeinde Tufier und ihren jährlich vom Pfluge durchwühlten Aeckern mußte man gleichfalls aus dem Wege gehen, und so blieb nichts übrig, als jene vereinzelte, dem Auge leicht entgehende Ecke der Allion-Au, längs des einst nach der Walachei führenden, seit fünfzehn Jahren jedoch aufgelassenen Fahrweges.

An dieser Stelle befand sich eine Baumoase mit vielen sonderbaren Entästungen und Abschürfungen, die als eben so viele künstliche Merkmale gelten konnten, um den Ort im Gedächtnisse zu behalten, von dessen Lage Jassanowsky übrigens eine Doppelskizze aufgenommen hatte, davon er ein Exemplar für sich behielt, während er das zweite Kossuth einhändigte.

Der leichte und weiche Boden, die sonderbare Gestaltung der von dichten Schlingpflanzen, wilden Reben und Epheu umrankten Bäume, die Entlegenheit des Ortes nicht minder als seine Zugänglichkeit von der Donau und dem jenseitigen türkisch-serbischen Ufer; das Alles zusammengenommen hatte bezüglich der definitiven Wahl des Versteckes den Ausschlag gegeben.

Da flog denn der Wagen, der die Krone des heiligen Stephan, die drei Personen, welche dieselbe in Sicherheit bringen wollten und die Werkzeuge, die man zum Graben brauchte, enthielt, zu mitternächtiger Stunde dahin, und ehe eine Stunde verflossen war, hatte man die Stelle am Fuße des Allionberges erreicht, die man zu dem Verstecke ausersehen hatte.

Jassanowsky, der als Kutscher fungirt hatte, brachte die Pferde zum Stehen, übergab die Zügel seiner Geliebten, hob die Kiste vom Wagen, trug sie, von Kossuth unterstützt, nach der Baumoase, wo sie in die Erde gesenkt wurde.

Als die beiden Männer ihr Werk vollendet hatten, und schon wieder im Wagen saßen, machte Jassanowsky die Entdeckung, daß man die Hacke an Ort und Stelle vergessen habe, und daß ihm während der Anstrengung, die ihm die Auflockerung des Erdreiches kostete, die goldene Uhrkette in Trümmer gegangen sei, so daß er nur Frag-

mente derselben besaß, während der Haupttheil mit dem Uhrschlüssel zu Boden gefallen sein mußte.

Die beiden Männer beschlossen jedoch nicht mehr zurückzukehren, und das Verlorene und Vergessene verloren und vergessen sein zu lassen. Sie waren froh, ihr geheimnißvolles Werk glücklich und unbelauscht zu Ende geführt zu haben, und der Ort war zudem so abgelegen, daß anzunehmen war, daß Niemand dahin kommen würde, dem man nicht selbst die Fährte in die Hand gäbe.

Nachdem Kossuth so mit Allem abgerechnet hatte, was ihn noch auf österreichischem Boden zurückgehalten hatte, übertrat er mit Jassanowsky auf türkisches Gebiet, und sein Bestreben ging später dahin, die österreichischen Behörden durch allerlei Ausstreuungen von der richtigen Fährte bezüglich des Versteckes der Kroninsignien abzubringen.

Auf Grund vielfältiger Angaben und Aussagen, welche durch fast unbegreifliche Zufälligkeiten einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichten, wurden von österreichischer Seite Erhebungen in den Banater-Bergwerken und im östlichen Ungarn, dann wieder zwischen Saßka und Oravicza, zwischen Debreczin und Großwardein veranstaltet, natürlich ohne die gewünschte Entdeckung herbeizuführen, obwohl so viel sicher gestellt war, daß Kossuth die Kleinodien weder bei seinem Uebertritte auf türkischen Boden, wo er genau durchsucht worden, noch in der Contumaz von Turn-Severin, noch bei der Ueberschiffung von Kalafat nach Widdin bei sich gehabt habe, und daß er in der Kiste, in der wohl ursprünglich die wahren Kroninsignien verwahrt gewesen, nur eine auf Täuschung berechnete Papierkrone mit sich geführt habe, welche letztere auch noch in Schumla und Kiutahia eine gewisse Rolle spielte.

Die österreichischen Behörden wären vielleicht auch nie auf das Versteck gekommen, wenn ihnen ein Zerwürfniß Kossuth's mit Jassanowsky nicht in die Hände gearbeitet hätte.*)

---

*) Antalfi aus Sarospatak stellte über die Vergrabung der ungarischen Kroninsignien im Jahre 1849 bei Altorsowa, welche 1853 am Tage Mariä Geburt durch den Major-Auditor v. Kärger aufgefunden wurden, folgende Version auf: Bisher galt wohl ziemlich allgemein die Annahme, daß Kossuth selbst die Vergrabung der ungarischen Krone bewerkstelligt habe. Antalfi aber citirte eine Aeußerung des gewesenen ungarischen Ministers Bartholomäus Szemere, die er in seiner und Dembinsky's Gegenwart 1857 in Paris gethan haben soll, und die also lautete: Bis zum elften August 1849 hielt Kossuth die Krone beständig in seiner Nähe; bei der Flucht von Arad vergaß er sie jedoch.

Wir haben bereits die Erfahrung gemacht, daß Jassanowsky's Charakter ein solcher war, daß sich von ihm Alles erwarten ließ.

Das Bewußtsein, im Besitze eines für die ungarische Emigration wichtigen Geheimnisses zu sein, machte ihn übermüthig und er suchte dasselbe in seinem Interesse auszubeuten. Da man seinen Wünschen in diesen Kreisen nicht unbedingt entgegenkam, faßte er den Entschluß, aus seiner Kenntniß des Versteckes der Krone des heiligen Stephan in anderer Weise Nutzen zu ziehen.

Er wußte, daß die österreichische Regierung Alles daran setzte, dieses Versteck zu entdecken, und daß Gefahr im Verzuge sei, da Kossuth, ihm nicht mehr recht trauend, Jemanden ausgeschickt habe, um die ungarischen Kroninsignien wo möglich dem Erdboden zu entnehmen und in's Ausland zu schaffen.

Jassanowsky war mit einem Male aus den Reihen der polnisch-ungarischen Emigration verschwunden, um in Oesterreich unter einem anderen Namen aufzutauchen.

Selbst seine Geliebte hatte er im Stiche gelassen.

Und er war noch nicht lange in Oesterreich, als auch schon Arbeiter in der Allion-Au erschienen, und daselbst auf Grund einer Terrainskizze, die ihr Führer mit sich führte, mit staunenswerther Sicherheit auftraten.

Die Arbeiter maßen zuerst den Boden aus, auf welchem die Baumoase stand, wobei sie die Wahrnehmung machten, daß mehrere unter Laub und Dornstrauchwerk verlegte Stücke von Aesten zu den verstümmelten Bäumen gehört haben mußten, woraus der Schluß zu ziehen war, daß die Entästung nicht von Landleuten, die Feuerungs-

Ich bemerkte dies, und gab sie auf den Wagen des Grafen Casimir Batthianyi. Ich zeichnete das Terrain ab, und machte Merkmale an den Bäumen. Die Zeichnung gab ich Batthianyi zur Aufbewahrung. Später, als Kossuth Emissäre nach Ungarn sandte um die Krone aufzusuchen, und nach London zu bringen, und viele Unschuldige deshalb arretirt wurden, fand Graf B. für gut, Kossuth das Geheimniß mitzutheilen und ihm die Zeichnung zu übergeben. Das mit der Zeichnung abgesandte Individuum mißbrauchte das Vertrauen Kossuth's:

Gleich im Jahre 1853 tauchte in Blättern die Version auf, daß die ersten Andeutungen zur Auffindung der Krone des heiligen Stephan durch Szemere gegeben worden seien. Als Szemere, bekanntlich ein Antagonist Kossuths, in Erfahrung brachte, daß der Letztere mit dem Plane umgehe, die vergrabene Krone holen zu lassen, soll er ausgerufen haben: „Nein, der Kerl soll die Krone nicht haben!"

material brauchten, vorgenommen worden, sondern daß bei derselben ein anderes Motiv obgewaltet habe.

Als sie weiter auf eine Hacke und einen goldenen Uhrschlüssel stießen, mußten sie aus diesem Funde folgern, daß ein Mensch besseren Standes daselbst gewesen sei und mit einer Haue gearbeitet habe.

Da auf diese Art alle Lokalumstände die Notizen bestätigten, welche der Führer der Arbeiter auf der Terrainskizze, deren er sich bei der Rekognoscirung der Allion-Au bediente, verzeichnet fand, schritten die Arbeiter dazu, das Skelet der Durchgrabung der ganzen, bei zwanzig Quadratklafter umfassenden Baumoase auszuführen.

Sie wollten mittelst sieben, bei zwanzig Fuß langen Parallelgräben mit anderthalb Fuß breiten Abständen in Verlängerung dieser Gräben bis auf beide Enden der Au gelangen; aber schon bei Verlängerung der zweiten Parallele auf der rechten Seite gab die Haue eines Arbeiters einen metallenen Klang von sich, und es wurde ein eisernes, wohlverschlossenes Behältniß sichtbar, das in Sicherheit gebracht und gewaltsam geöffnet wurde.

Es enthielt die ungarischen Kroninsignien.

Die Kiste selbst war von innen und außen ganz von Rost angegriffen; bei der Eröffnung lag obenauf der Mantel des heiligen Stephan, der offenbar in größter Eile in die Kiste gelegt worden sein mußte, weil ein seidenes Einschlagtuch darunter lag, und der, wie überhaupt der ganze Inhalt der Kiste, von Wasser triefende Mantel mit der Stickerei nach außen zusammengelegt war.

Abgesehen von der Nässe fand sich dieses Kleinod in Bezug auf sein Alter und seinen Zustand von dem letzten Krönungsakte her nicht besonders angegriffen.

Unter dem Mantel lagen die drei durchnäßten Pölster, auf welchen die Insignien dem zu krönenden Könige vorangetragen wurden, dann folgten zwei seidene Strümpfe, die Feldbinde und vom Wasser durchweichte, zerfallene Schuhe und Pantoffeln, endlich der Gürtel und mehrere Bänder.

In der rechten Ecke stand das Futteral mit der unversehrten, edelsteinbesetzten Krone des heiligen Stephan; neben derselben lag das gleichfalls unverletzte Scepter, das von Rost stark angegriffene Schwert und der etwas geschwärzte Reichsapfel.

Mehrere halb verfaulte Einhüllungsstücke, das Reitzeug und ein paar vom Wasser durchnäßte Urkunden lagen auf dem Boden der Kiste,

die über Anordnung des Militär- und Civilgouverneurs der serbischen Woiwodschaft, Feldmarschall-Lieutenant Grafen Coronini, auf dem Kriegsdampfer „Albrecht“ nach Pest übertragen wurde.

Jassanowsky erschien bald darauf als ein wohlbestallter Bachhußar in einer ungarischen Stadt.

Er hatte seinen Lohn dahin.

Da er sich als Mandatar eine große Praxis im Administrationswesen angeeignet hatte, konnte ihn die Regierung recht gut als Verwaltungsbeamten brauchen.

In einer Zeit, wo Fürsten und Grafen, die sich an der Revolution betheiligt hatten, als Gemeine unter das Fuhrwesencorps gesteckt wurden, hatte es gar nichts Auffälliges an sich, wenn zur Abwechslung auch einmal reuige Revolutionäre eine bureaukratische Carrière machten.

In Ungarn aber, welches eine terra incognita war, schienen solche Leute am besten aufgehoben, dort konnten sie in voller Verborgenheit leben, und oft hatten nicht einmal ihre ehemaligen Parteigenossen eine Ahnung davon, wo sie sich befanden.

Man war ja in den ersten fünfziger Jahren förmlich froh in Wien, wenn sich Jemand entschloß, einen Beamtenposten in Ungarn anzunehmen. Man bot jungen Leuten ganz außerordentliche Vortheile, wenn sie sich herbeiließen, sich in Transleithanien als Regierungs-, Gerichts- oder Zollbeamte verwenden zu lassen, um an Bach's chimärischem Plane mitzuarbeiten, die „unerschöpflichen Hilfsquellen“ dieses als erobertes Land proclamirten Gebietes dem übrigen Oesterreich zu erschließen.

„Keiner der jungen Leute will den Stephansthurm aus dem Gesichte verlieren!“ sagte schon weiland Kaiser Franz einmal kopfschüttelnd, als er die Unmasse der Gesuche durchblätterte, welche einer offenen Stelle in Wien galten, während die Gesuche um mehrere zu gleicher Zeit ausgeschriebene Stellen in Ungarn einen ganz dünnen und leicht zu übersehenden Fascikel bildeten.

Das humoristische Wort des seligen Kaisers hatte seine Geltung auch in den ersten fünfziger Jahren noch nicht verloren, wo Bach zehntausend Beamte für Transleithanien in Cisleithanien unter Zusicherung von Prämien rekrutirte.

Kein Wunder, daß diese Rekrutirungen mitunter eine zwangsweise war, und daß die jungen Beamten zuweilen förmlich commandirt

werden mußten, nach Ungarn zu gehen. Hatte doch eine jede Provinzhauptstadt ihren Miniatur-Stephansthurm, den die jungen Leute nicht aus dem Gesichte verlieren wollten. Alles wollte in den Hauptstädten Cisleithaniens bleiben, und wenn es nach dem Sinne der Petenten gegangen wäre, so würden die Landtribunale ewig an Menschen — beziehungsweise Arbeitskräften — Mangel gelitten haben.

Und doch ist es in den deutschen Ländern ein wahrer Spaß, in einer Landstadt zu leben, wenn man einen Amtssitz im tiefen Ungarn danebenstellt.

Die kleine, deutsche Landstadt liegt doch, und wäre sie auch nur von tausend Seelen bewohnt, an einer fahrbaren Landstraße, und es existirt die Möglichkeit, durch das Medium dieser Landstraße und eines holperigen Stellwagens zeitweise mit der weiten Welt zu communiciren.

Die deutsche, die cisleithanische Landstadt überhaupt hat Spuren von Straßenpflaster, es tauchen in dunklen Nächten vereinzelte Lampenfixsterne auf, welche den aus dem Casino oder dem Gasthause Heimwandelnden und Heimwankenden zur Orientirung dienen.

Und ist der auf das Land Verbannte endlich zu Hause, so hat er doch die Genugthuung zwischen geweißten Wänden und auf knarrenden Dielen zu schlafen.

All diesen Comfort kennt ein echter Stuhlgerichtssitz im eigentlichen Ungarn nicht.

Wir fahren in den Ort hinein, und nichts läßt uns vermuthen, daß wir uns in einem Knotenpunkte amtlichen Lebens befinden.

Das Ganze macht den Eindruck einer Scheunenvorstadt, wie solche die Einleitung zu den meisten Landstädten Cisleithaniens bilden. Nur kommt bei den letzteren das alterthümliche Thor als Abschluß dieser Scheunenvorstadt zum Vorschein, und erst jenseits dieses Thores fangen die menschlichen Wohnungen an.

In Transleithanien aber bilden nur zu oft die scheunenartigen Lehmhütten das Gros des Ortes, der gleichsam nur einen flüchtigen Ruhepunkt auf der großen Ebene darstellt, die bis zu ihm hinreicht, und durch die Miniaturunterbrechung, die sie in Gestalt der wenigen Häuser findet, gleichsam nur noch bemerkbarer gemacht, bei der letzten Hütte gleich wieder anfängt.

Erkundigt man sich, in einem solchen Orte angekommen, nach der Wohnung dieses oder jenes Stuhlgerichtsbeamten, so weist man den

Frager nach einer Hütte am Ende des Dorfes, und es steht Einem frei, mühsam durch den Koth nach dem bezeichneten Punkte zu waten.

Das Häuschen, in welchem man den Gesuchten endlich aufstöbert, hat eine Thür, und zu jeder Seite derselben ein niedriges Fenster. Der Eingang ist nicht schwer zu finden, aber schon in der Flur zweifelt man, ob man sich im Mittelpunkte einer menschlichen Wohnung befinde.

Denn alsbald nähern sich in unerwarteter Vertraulichkeit, absonderliche Laute gurgelnd, zwei wohlgefütterte Bagoner, und legen ihre Rüssel an die Knie des Eindringlings an. Die liebenswürdigen Hausthiere scheinen hier Haushundstelle zu vertreten, und die edle Mission zu haben, durch ihr Gegurgel die Hausleute auf ungebetene Gäste aufmerksam zu machen. Denn kaum haben sie ihre Stimmen mit sonorer Ausgiebigkeit ertönen lassen, als sich eine zu der rechtsgelegenen Stube führende Thür öffnet, und eine derbe Männerstimme den Eindringling in magyarischen Kernlauten nach seinem Begehren frägt.

Die Antwort bleibt diesem in der Kehle stecken, denn die geöffnete Thür hat ihm den Einblick in ein Sargmagazin vermittelt. Doch nein, — das eigentliche Sargmagazin hat der gesuchte Stuhlgerichtsbeamte inne, und was der Eintretende jetzt vor sich hat, das ist nur die Werkstätte des Hausherrn, eines Tischlers, der sich jedoch ausschließlich auf die Fabrikation des letzten aller menschlichen Unterkunftsorte geworfen.

Der Mann leimt die sechs ordinären Bretter zusammen, und sein Weib streicht dieselben dann schwarz an; die vier Kinder aber, welche sich in der Werkstätte umhertummeln, spielen Leichen, und legen sich zum Spaß bald in diesen, bald in jenen Sarg hinein.

Indem der Hausherr dem Besucher die Thür zu der Stube des Beamten öffnet, sagt er ihm, daß sein vornehmer Miethsmann im Amthause sei.

Der also Beschiedene wirft einen neugierigen Blick auf die schwarzen Holzsparren der Stubendecke, und einen scheuen auf jenen Winkel, in dem sich neben dem Lager des Beamten eine ungeheure Pyramide von fertigen Särgen erhebt.

Wenn der Schläfer in der Nacht mit der Hand ausgreift, muß er die Särge erreichen.

Wände und Boden der Stube sind simpler Lehm.

Im Amthause erfährt der dem Beamten Nachforschende, daß sich derselbe auf einer Commission befinde. Das Glück will es, daß sich

eines der Commissionsmitglieder, ein reicher Ortsrichter aus der Nachbarschaft, verspätet hat, und eben erst mit seinem Gespanne im Amthause ankommt.

Der robuste Mann, dessen kernige Gliedmaßen ein schneeweißer Schafspelz umhüllt, erbietet sich, denjenigen, der mit dem Beamten zu sprechen wünscht, mit sich nach dem Commissionsorte mitzunehmen.

Die Fahrt verspricht zwar keine sonderlich angenehme zu werden, denn der einzige Sitz des Fuhrwerkes, ein schmales, quer über den Wagen gelegtes Brett, nimmt der Eigenthümer des Gespannes selbst ein, und einige Bündel Heu repräsentiren das einzige Material, aus welchem sich der Fahrgast eine Unterlage zurecht machen kann.

Aber muthig setzt sich dieser auf und nun geht es im schärfsten Tempo in die Ebene hinaus.

Diese beginnt bald einen eigenthümlichen Charakter anzunehmen.

Spuren einer jüngst stattgehabten Ueberschwemmung werden sichtbar, der Anbau liegt verschlammt darnieder, und mitten zwischen den Anpflanzungen zeigen sich Seen zurückgebliebenen Wassers.

Je mehr sich die Ebene gegen den sie durchziehenden Fluß abdacht, desto trauriger gibt sich die Verwüstung kund.

Auf dem unübersehbaren Weideland, in welches das Gespann jetzt einbiegt, steht das halbversumpfte Wasser noch schuhhoch, und inmitten dieser Sümpfe findet man den Beamten mit der aus den Ortsrichtern der Umgebung bestehenden Commission verhandelnd.

Die Leute stehen alle bis an die Knie im Wasser, in welchem Elemente sie sich nun schon seit vielen Stunden umhertummeln. Aber das Wasser vermag ihnen nichts anzuhaben, denn ungeheure, bis an die Oberschenkel reichende Juchtenstiefel machen die unteren Körpertheile bei Allen so ziemlich unsichtbar, und es würde kein Atom flüssiger Substanz ihren Körper durchdringen, schlüge nicht das Wasser bei jedem Schritte mächtiglich auf, und über die Schultern und den Kopf in dicken Tropfen zusammen.

Kaum zurückgekehrt von der Wasserexpedition, bei welcher der Beamte den Schaden zu erheben und ziffermäßig sicherzustellen hatte, damit darauf hin der Steuernachlaß für die von der Ueberschwemmung Betroffenen ermittelt werden kann, muß sich der geplagte Mann einer neuen, wenig amusanten Beschäftigung hingeben.

Der „Schub“ ist da und macht seine Rechte geltend. Die Leute wollen übernommen und weiter befördert werden. Die Beförderung liegt

den Bauern ob, und diese begrüßen die Ankömmlinge nicht mit den freundlichsten Mienen.

Diesmal besteht die ganze Partie glücklicherweise aus einem Zigeunerweibe, das förmlich nackt im Winkel kauert. Der Gendarm hat sie eben erst im Walde ausfindig gemacht, in welchem sie von ihren Leuten, wer weiß aus welcher Ursache, im Stiche gelassen worden. Die Bekleidung der Alten besteht aus einem Leinenfetzen, der insofern auf die Bezeichnung Hemd einen Anspruch machen kann, als er von einer um die Schulter geworfenen Schnur in hundert Fransen herabweht.

Für die Zigeunerin ist es ein Glück, daß sie auf den Schub gekommen. Führt doch dieser die für ganz oder halb Nackte unschätzbare Einrichtung im Gefolge, daß bloße Füße beschuht und bloße Leiber behemdet werden. So sah sich denn auch die Zigeunerin, ehe ihr der Schubpaß weiter visirt wurde, ganz anständig bekleidet.

Die Zigeunerin ist wohl abgefertigt, aber schon gibt es neue Arbeit. Diesmal ist sie sehr ernster Art, denn die Gendarmen bringen einen gebundenen Bethar, der nach dem Sitze des nächsten Standgerichtes ging. Da das Stuhlgericht den Csikos, welcher einen Fuhrmann räuberisch angefallen hatte, übernimmt, um ihn sofort weiter an das Standgericht abzuliefern, so muß ein kurzes Protocoll über die ganze Sache aufgenommen werden.

Der Gefangene geberdet sich bei diesem Acte mit unaussprechlich wilder Wuth und muß von dem Gendarmen festgehalten werden, da er Miene macht, mit den Fesseln auf den Vernehmungsrichter loszuschlagen. Sein ganzer Ingrimm kehrt sich aber zuletzt gegen einen Csikos, der sich als ein Hauptzeuge mit bei der Expedition befindet, da er es war, der, als ehemaliger Camerad des Räubers, den ersten Verdacht auf den muthmaßlichen Thäter lenkte und zu seiner Ausforschung Veranlassung gab.

Als der Räuber dem ehemaligen Cameraden gegenüber gestellt wurde, sprudelte es wie weißlicher Schaum auf seinen Lippen auf, seine Augen traten aus den Höhlen, und indem er wilde Laute ausstieß, machte er verzweifelte Anstrengungen, um sich dem ihn gewaltsam festhaltenden Gendarmen zu entwinden, und auf den Angeber loszustürzen. Um diesen sich rastlos erneuernden und den Gang des Protocolls störenden Wuthausbrüchen ein Ende zu machen, wurde zuletzt eine Blende herbeigeschafft und zwischen den Räuber und den ihm Gegenübergestellten gebracht. Die Blende hatte einen kopfgroßen Ausschnitt, so daß die

miteinander Confrontirten einander sehen konnten, obwohl sie vollkommen von einander getrennt waren.

Die Heftigkeit der Scene milderte sich jetzt wenigstens insoferne, als sich der Csikos begnügte, seinem Gegenüber die weißen, wolfshundartigen Zähne und mitunter auch die Zunge zu zeigen, da er die Hoffnung aufgegeben, mit der Faust an ihn heranzukommen.

So beschaffen war das Beamtenleben in Ungarn in der Zeit, wo die von Bach nach Ungarn importirten Beamten in letzterem den Ton angaben, welcher Phase bekanntlich das Octoberdiplom ein Ende machte. Dieses war das Signal zu der Auswanderung der aus Cisleithanien künstlich hinüber verpflanzten Organe.

Jassanowsky hatte diesen jähen Wechsel der Situation nicht abgewartet; er hatte sich einige Unzukömmlichkeiten und Uebergriffe zu Schulden kommen lassen, die seine Entlassung zur Folge hatten. Gegen einen Andern hätte man vielleicht eine Untersuchung eingeleitet, ihn entließ man einfach, da man einmal gewisse Verpflichtungen gegen ihn hatte.

Kurze Zeit vor seinem Falle hatte er noch Gelegenheit gehabt, dem Drahtbinder Barak, der sich mit seinem Neffen in seinem Stuhlbezirke umhertrieb, jenen Dienst zu leisten, welcher Barak für immer zur Dankbarkeit gegen ihn verpflichtete.

Jassanowsky hatte, als er die Verzweiflung des älteren Barak angesichts der drohenden Eventualität, daß sein Neffe zum Militär abgeführt werden sollte, sah, die Sache zu Gunsten des Drahtbinders so vermittelt, daß der jüngere Barak als zeitlich untauglich vom Assentplatze entlassen wurde.

Barak der ältere hatte damals mit Thränen im Auge Jassanowsky geschworen, daß er ihm, wenn er auch nur ein armer, elender Drahtbinder sei, diesen Liebesdienst doch nie vergessen wolle.

Auf den Plätzen, wo die magyarisch-polnische Emigration sich bewegte, konnte sich Jassanowsky nicht sehen lassen. Leben aber mußte er doch. So wurde er Agent einer Auswanderungsgesellschaft.

Jahre lang trieb er sich im Dienste des modernen Menschenhandels umher und die ergreifendsten Scenen spielten sich vor seinen Augen ab, ohne daß er sie in zunehmender Stumpfheit, welche die Trunksucht, der er sich allmälig ergab, nur noch beförderte, irgendwie gewürdigt hätte.

Jetzt, wo das Auswanderungsfieber in Oesterreich so um sich greift,

daß beispielsweise im Prager Bahnhofe an manchen Abenden Extrazüge für Auswanderer abgelassen werden müssen, die vier bis fünfhundert Menschen auf einmal der Heimat entführen, verlohnt es sich wohl, die ergreifenden Scenen, deren Schauplätze die österreichischen Bahnhöfe mitunter sind, in's Auge zu fassen.

Hört Ihr das leidenschaftliche Schluchzen? Eine Schaar von Landleuten steht in der Abfahrtshalle des Bahnhofes, die Gruppen lösen und formen sich wieder, je nachdem der Abschiedsdrang der Scheidestunde den Einen hierher, den Andern dorthin reißt.

Es ist nicht anders anzuschauen, als ob ein ganzes Dorf zum Wanderstab gegriffen hätte. Man kann die Auswanderer von den Zurückbleibenden nicht unterscheiden. Alles weint, schluchzt, umhalst sich durcheinander. Die Augen glühen unheimlich roth, die Hände werden gerungen. Dort jene wankende siebzigjährige Frau hängt jetzt am Halse ihres Sohnes, jetzt reißt sie sich wieder los, denn sie hat noch andere Lieben zu umarmen; und wieder zieht es sie hin, wo ihre heiligste Stelle auf Erden, wo ihr unter Gottes Himmel das wärmste Herz schlägt.

Und dies Herz ist im Begriffe, sich für immer los zu sagen von dem ihrigen! Wie die Lippen auf einander brennen, wie die Hände zittern, welch' wildes Verzweifeln über Beider Antlitz geht!

Aber was kümmert das die gefühllose Glocke, welche dem fürchterlichen Mechanismus des Dampfes dient? Sie wird gerührt — denen die scheiden, und denen, die zurückbleiben, ist es nicht anders, als ob ein Sterbeglöckchen geläutet würde.

Wenn die Glocke zum zweiten Male schrill ertönt, muß abgethan sein, was diesen hundert Menschen schwer auf den Herzen lastet, schwerer vielleicht als dem, der seinen letzten Gang antritt zum Hochgericht, denn diesem bedeutet der letzte Glockenschlag Friede und Erlösung.

Was er aber hier bedeutet, das vermag Niemand anzugeben.

Ein immer wilderes Umhalsen geht durch die Reihen.

Man weiß, daß die letzten Küsse für dieses Erdenleben getauscht werden.

Die Bursche vermögen sich nicht zu trennen von dem Halse der Mädchen, welche ihrerseits halb ohnmächtig lehnen an den stärkeren Schultern ihrer Väter.

Hier schluchzt einer: „Du wirst wieder kommen, nicht wahr?“ Dort verzweifelt eine Geliebte an dem Wiedersehen, und vermag sich nicht satt zu schauen an dem letzten Aufleuchten des geliebten Auges.

„Gib auf Dein Geld Acht!“ tönt die praktische Mahnung eines alten Mannes dazwischen.

Sie erscheint um so zeitgemäßer, als eine Gruppe von Leuten in jener Ecke eine in Ohnmacht dahingesunkene Frau umringt. Auch das Ziel dieser armen Frau war der ferne Welttheil, und sie trug ihr einziges Habe, den Erlös eines kleinen Ackers, am Herzen. Die hundert Gulden, die sie mit hinüber bringen wollte, und auf welche ihr bereits vorangegangener Gatte sehnsüchtig wartete, um sie zur Begründung der neuen Wirthschaft zu verwenden — sie waren ihr vom Leibe gestohlen worden.

„Schreibe bald, wie's drüben geht, und ob wir nachkommen sollen!“ ruft ein Anderer in einer entfernten Gruppe, und das Wort ist der letzte Laut der entgleitenden Heimat, denn jetzt fährt die Glocke schneidend dazwischen.

„In die Wagen!“ donnert der Conducteur, und die Söhne werden aus den Armen der Väter gerissen, ohnmächtige Weiber werden in die Wagen geschoben, wankende Gestalten, zu deren Jammergesichtern die künstliche Blume auf dem Hute wenig paßt, suchen sich an der Wagenwand festzuhalten.

Ein Winken, Grüßen, Tücherwehen geht los. Worte fallen, die Niemand versteht, weil sie unartikulirte, geschluchzte Laute sind, und fort geht es über Berg und Thal.

In der nächsten Station schiebt man eine alte Frau mit einem Knaben in den Wagen.

Der Knabe spielt mit seinem Haselnußstocke, die Mutter weint.

„Ach, wenn Sie wüßten, welchen Kampf ich in den letzten Tagen gekämpft habe!“ stöhnt sie, als man sie zu trösten versucht.

Sie folgt ihrem Manne nach Amerika. Und dieser Mann ist ein Trunkenbold, und scheint nur auf das wenige Geld zu warten, das ihm sein Weib mitbringt.

Die Frau weiß das und geht doch hinüber.

Das Individuum, welches auf einer der nächsten Stationen in den Waggon geschoben wird, ist ein füßeloser Krüppel, der kaum lallen kann.

„Wohin gehst Du?“ frägt man ihn.

„Nach Amerika!“ gurgelt er hervor.

Schaudernd sehen ihn die Mitreisenden an, schaudernd hören sie seine Erzählung, wie er überfahren wurde und dabei beide Füße einbüßte.

Was will dieser Mensch ohne Füße in Amerika? Was denkt er sich unter Amerika? Vielleicht ein Land, wo schrankenloser Bettel herrscht, und keine Warnungstafeln dem Füßelosen zurufen: hier ist das Betteln und Stehlen verboten!

Und alle diese von der Heimat sich loslösenden Elemente nimmt der Auswanderungsagent in der Hafenstadt entgegen, und wirft sie auf das Schiff.

Da lungern sie auf dem Verdecke oder in den dunstigen Kajüten des Amerikafahrers, die elenden Existenzen, die ihre Sache auf nichts gestellt haben.

Der enge Raum ist dicht gefüllt. Einer stolpert über den Anderen. Die Frauen lehnen an den schmalen Seitenbänken. Der Mutter auf dem Schooße sitzt der Säugling, weint oder lächelt, je nachdem ihm die Laune kommt. Der Mutter zu Füßen wälzen sich die größeren Kinder, flachsköpfige Jungen von zwei bis drei Jahren. Wenn sie sich nicht balgen, so zerren sie die Mutter am Kleide oder blasen die Mundharmonika.

Ein Betrunkener wankt in dem Raume umher, und versucht es, hier und dort Krakehl anzufangen.

Es verdrießt den Menschen offenbar, daß sich Niemand in der Laune befindet, mit ihm anzubinden.

Dort im Winkel sitzt ein achtzigjähriger Greis.

Auch er, der schon mit einem Fuße im Grabe steht, geht nach Amerika.

Auf dem Verdecke liegt das Auswanderergepäck übereinander gethürmt. Es ist das ein Chimborasso von Kisten, Säcken, Fässern und Koffern.

Von den Fässern fallen die Reife ab, die Kisten klaffen in weiten Sprüngen, in die sich Finger legen ließen, die Säcke sind vielfach ausgebessert und geflickt, die Koffer haben keine Schlösser.

Mit diesem auseinanderfallenden Rüstzeug wollen diese modernen Argonauten in New-York, Baltimore und Philadelphia sich ausschiffen und hunderte von Meilen zurücklegen.

Diese Riesentonne gehört einem gewissen „Beder" (Peter) Horn, der nach New-York geht, jene Kiste einer „Reßi" Dorn, die nach Philadelphia segelt.

Diese Resi Dorn kann selbst als Auswanderin die Putzsucht und Eitelkeit nicht lassen. Sie bewegt sich in einem blumengeschmückten Strohhute und mit einem pfirsichfarbenen Sonnenschirm auf dem Ver-

decke, durch diese Luxusgegenstände gewaltig abstechend von der simplen Toilette der übrigen Auswanderer.

Jetzt ertönt ein Pfiff, der aus der unterirdischen Werkstätte des Heizers an das Tageslicht dringt.

Den Auswanderern wird die ihnen gebührende Brotration verabreicht.

Die länglichen Brotlaibe werden in einem Korbe von der berußten Hand des Heizers in die Höhe gehoben. Da unten in der glühenden Höllentiefe, wo halbnackte, kohlengeschwärzte Subjecte in dem Zustande des halben Gebratenwerdens riesige Kohlenfragmente ohne Unterlaß in das Feuer werfen, liegt das Brot der Auswanderer in nächster Nachbarschaft neben der Steinkohle, welche die Maschine speist.

Einer der Auswanderer öffnet einen Sack. Was er aus demselben herauszieht, gleicht einem öligen Schiffstau.

Dieser schlangenförmig sich windende Körper, den man in natürlicher Täuschung für ein getheertes Schiffsseil halten könnte, ist eine geräucherte klafterlange Wurst, von welcher der Eigenthümer jetzt ein Atom abschneidet und mit Appetit verspeist.

Ein tölpelhaft aussehender Junge sitzt dicht daneben und wirft einen Gefräßigkeit verrathenden Neidblick auf die lange Wurst.

Die Gewandung des Burschen paßt zu seinem blöden Gesichte. Ein leinener Kittel rollt bis unter die Knöchel herab, hohe Stiefel ziehen sich bis über die Knie hinauf, der Schäferhut ist in seiner breiten Krempe durchstochen, ein ziemlich dicker Spagat schlingt sich um das Kinn und hat die mannhafte Bestimmung, den Hut auf dem Kopfe festzuhalten.

Ein klafterlanges Fernrohr ist des Burschen unzertrennlicher Begleiter.

Durch dieses Riesenfernrohr sucht er die Küste von Amerika und läßt sich in seinen Forschungen durch keine Hohn- und Spottreden seiner Genossen stören, die ihm lachend die ironische Aufforderung zuschleudern:

„Sag' uns, wenn Du Amerika siehst!"

Nur einmal rafft sich der Bursche zu einer Art Abwehr auf.

Als ihn ein böhmischer Landsmann durch die prosaische Bemerkung necken zu können geglaubt: „Hättest Du Dir doch anstatt eines Guckers lieber eine Matratze gekauft!" fertigt der Tubusinhaber, der bis dahin alle Angriffe mit stoischer Gelassenheit von sich hatte ab-

prallen lassen, den unberufenen Rathgeber mit dem lakonischen Bescheide ab:

„Das verstehst Du nicht!"

Jassanowsky war die Seele dieses Menschenhandels, den wir in Vorstehendem zu schildern versucht haben, denn alle diejenigen, welche da einer neuen, fernen, ungewissen Heimat zusteuern, sind die Opfer von Agenten, die ihnen das Vaterland durch schwungvolle Schilderung der transatlantischen Zustände zu verleiden suchten.

Jassanowsky kannte in Oesterreich Weg und Steg, kannte die Stimmung der Leute, und es war ihm ein Leichtes, Tausende von dem Heimatherde wegzulocken.

Da trat aber ein Moment ein, wo der unstete Mensch auch diese einträgliche Thätigkeit satt bekam, und der Drang der Eitelkeit, in der Welt eine Rolle zu spielen, von Neuem über ihn kam.

Die Situation in Europa hatte jene eigenthümliche Gestaltung angenommen, welche Preußen erlaubte, die deutsche Frage zur definitiven Erledigung zu bringen. Frankreich hatte mit sich selbst genug zu thun, Rußland fühlte sich im Hinblick auf den Orient, wo ihm Preußen in der Zukunft große Dienste leisten konnte, nach dem bekannten Sprichworte „Eine Hand wäscht die andere," zu wohlwollender Neutralität verpflichtet und Italien war gewonnen. Um England aber, welches längst dem Grundsatze des laissez passer, laissez aller bezüglich aller den Continent berührenden Fragen huldigte, kümmerte sich Niemand.

Der Moment war also der langverschobenen Austragung des Duells mit Oesterreich um die Hegemonie in Deutschland günstig und für Preußen handelte es sich nur noch darum, auch im Südosten Oesterreichs einige kleine Hebel in Bewegung zu setzen, um den von zwei Seiten mit wuchtigem Anpralle angegriffenen Staat auch noch auf einer dritten Seite zu beschäftigen.

Da kam den Preußen die moldau-walachische Krise sehr gelegen. Der Scandal Cousa-Obrenowitsch hatte eben ausgeklungen, der Graf von Flandern, eben so klug wie sein Vater, der seiner Zeit den wurmstichigen griechischen Thron verschmäht hatte, bedankte sich für die Ehre, die Moldo-Walachen zu regieren. Da wußte es Preußen so einzufädeln, daß ein Prinz aus dem Hause Hohenzollern berufen wurde, den vakanten Thron in Jassy-Bukarest einzunehmen. Wenn der rumänische Regent beim Ausbruche des in der Vorbereitung begriffenen Krieges zwischen Oesterreich und Preußen in demonstrativer Weise Rüstungen

gegen Oesterreich begann, so mußte dieses Gegenmaßregeln auf dieser Seite ergreifen und eine neue Lähmung seiner Hauptaction war angebahnt.

Napoleon selbst, der in merkwürdiger Kurzsichtigkeit damals noch Preußen gegen Oesterreich unterstützte, war es, der die Aufmerksamkeit der Rumänen und der europäischen Diplomaten auf einen Prinzen aus dem Hause Hohenzollern lenkte.

Bratiano und die Seinigen wendeten sich in Düsseldorf zunächst an den Fürsten Anton von Hohenzollern, der aber erklärte, er wolle nichts mit der Sache zu schaffen haben und werde seinem Sohne Karl weder ab- noch zureden.

Der Letztere mußte sich schon in seiner Eigenschaft als preußischer Dragonerlieutenant zunächst an den König von Preußen wenden.

Dieser soll ihm abgerathen haben, und der Prinz wendete sich nun in seiner Verlegenheit an den Grafen von Bismark.

Er traf denselben in seiner Wohnung auf dem Sopha ausgestreckt und eine Cigarre rauchend.

In dieser Beschäftigung ließ sich der Graf durch den eintretenden Dragonerlieutenant nicht stören, er gab demselben vielmehr, ohne sich irgendwie zu derangiren, folgenden drastischen Bescheid:

„Donnerwetter! Kümmern Sie sich nicht um Seine Majestät! Machen Sie, daß Sie fortkommen. Eine Krone für einen Dragonerlieutenant, das kommt nicht alle Tage vor! Reisen Sie ruhig nach Belgrad, vorausgesetzt, daß Sie Jemanden finden, der Sie durch Oesterreich, das Sie sicher aufgreifen würde, wenn es Sie ausfindig machte, hindurchschmuggelt!“

Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß sich dem Prinzen einige Tage nach dieser Conferenz mit Bismark in Düsseldorf ein Individuum mit dem Antrage nahte, ihn durch Ungarn, wo es eine ausgezeichnete Localkenntniß besitze, ungefährdet nach den Donaufürstenthümern zu bringen.

Der Mensch, der sich dem Prinzen in dieser Richtung anbot, war Jassanowsky, der eben auf dem Rückwege von Antwerpen, wo er bei seiner Gesellschaft auf den Auswanderungsagentenposten resignirt hatte, Düsseldorf gestreift hatte.

Obwohl Jassanowsky nicht sonderlich vertrauenerweckend aussah, da man ihm bereits ansah, daß er der Flasche mehr als nothwendig zuzusprechen pflege, nahm der Prinz doch den so ganz apropos kom-

menden Antrag an, und Jassanowsky hielt wirklich, wozu er sich erboten und verpflichtet hatte, und brachte den Prinzen glücklich in das Innere seiner Staaten.

Als der Prinz in Widdin seinen Führer entließ, belohnte er ihn reichlich.

Jassanowsky hatte im Stillen darauf gerechnet, eine Rolle in Rumänien zu spielen, und sah sich daher sehr enttäuscht, als er in Widdin kurzweg abgelohnt wurde. Es war so still und langweilig in Widdin, daß sich daselbst absolut nichts unternehmen ließ, — ja, wenn daselbst das Leben geherrscht hätte, wie vor dreizehn Jahren, wo er zum letzten Male in diesen Gegenden gewesen war, um die Anstrengungen Kossuth's, sich die ungarische Krone anzueignen, zu paralysiren!

Wie ganz anders sah Widdin im Herbst 1853 aus, als Omer Pascha von Schumla, wo sich sein Hauptquartier befand, dahin gekommen war, um die Befestigungsarbeiten bei Kalafat zu inspiciren!

In Folge der Ankunft des türkischen Generalissimus, der jetzt wieder durch seine Operationen auf Candia ein Gegenstand des allgemeinsten Interesses geworden ist, herrschte in Widdin eine ungeheuere Regsamkeit.

Ganze Regimenter zogen mit Schaufeln und Schanzzeug versehen, über die lange Brücke nach Kalafat hinüber, um die Truppen abzulösen, welche dort an den Schanzen arbeiteten.

Da einige der Befestigungen armirt werden sollten, so wurden in langen Zügen schwere Positionsgeschütze der Brücke zugeführt. Dazwischen tummelte sich eine aufgeregte Volksmenge umher, Truppenabtheilungen aller Art zogen auf die Uebungsplätze.

Da sah man die regelmäßigen Bataillone, auf französische Art uniformirt, unter den munteren Klängen der Janitscharenmusik hinziehen. Das enge, bis zum Knöchel reichende Beinkleid und der Kriegsrock gaben diesen Bataillonen ganz das Aussehen europäischer Truppen; nur der Fez verlieh dem ganzen Auftreten etwas fremdartiges Originelles.

Dort wieder rückte ein egyptisches Infanterie-Regiment in blauen Waffenröcken in die Garnison ein, von einer Abtheilung moslemitischer Kosaken zu Pferde gefolgt.

Mitten durch die Schwärme, welche die Plätze bedeckten, tummelten circassische Reiter ihre glänzenden Araber. Hier brach sich ein französischer oder englischer Officier, mit seinem Rosse, von einer türkischen Ordonnanz gefolgt, Bahn durch das Gedränge, in seiner reichen, fremd-

artigen Uniform sowohl von den Bürgern, als von den türkischen Soldaten angestaunt.

Inmitten der nationalen Costume, welche die Straßen anfüllten, sah man von Zeit zu Zeit Gestalten auftauchen, welche von den Ufern der Themse oder Seine herüber versetzt zu sein schienen. Es war nicht schwer, den lauernd umherblickenden Gesichtern anzusehen, daß sie der strebsamen Race angehörten, welche sich in das bewegte kriegerische Treiben Widdins versenkte, um das Publikum Europas mit Neuigkeiten aus dem Kriegslager zu versehen. In der That bildeten diese Leute das einzige humoristische Element, welches sich dem schweren Ernst gegenüber an dieser Stelle geltend machte. Diese gravitätischen Gestalten befanden sich immer auf dem Wege zur Post oder zum Telegraphenamte, und man mochte ihnen begegnen, wann man wollte, immer befand sich der stereotype gesiegelte Brief in ihren Händen, der zur schleunigen Abfertigung gelangen sollte.

Außer diesen Correspondenten der verschiedensten europäischen Journale tummelten sich in Widdin zu jener Zeit auch unzählige Speculanten umher, welche die kriegerischen Ereignisse nach der Türkei gelockt hatten und die nun schaarenweise Omer Pascha nachzogen, an dessen Adresse man sie in Constantinopel, wo man sich sie vom Halse schaffen wollte, gewiesen hatte.

Hier offerirte Einer Omer Pascha seine neu erfundene Wurfmaschine, welche es möglich machte, eine Armee aus der Luft zu beschießen, und so die Vernichtung eines feindlichen Heeres mit Leichtigkeit herbeizuführen. Ein Anderer garantirte der türkischen Armee die Unsterblichkeit, wenn ihm Omer Pascha sein Universalheilmittel abkaufte. Sein Wunderbalsam hatte die Eigenschaft, alle Spitäler überflüssig zu machen und die Fieber zu bannen, welche in den gefährlichen Donaugegenden das Heer decimirten.

Alle diese Speculanten gingen nur auf die Plünderung des türkischen Staatsschatzes aus, Tausende von Pfunden wirbelten ihnen im Kopfe umher. Einer legte Minen gegen den Anderen an und that alles Mögliche, um die Bemühungen des Anderen zu durchkreuzen.

Mitten in das buntbewegte Straßenleben Widdins tritt plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung und verräth sofort etwas Außerordentliches.

Die im Marschiren begriffenen Truppentheile machen Halt, ihre Haltung wird strenger, ein Beifallsgemurmel lauft von Rotte zu Rotte, die Officiere salutiren.

Von der Brücke, die Kalafat mit Widdin verbindet, sprengt an der Spitze einer Suite, in welcher sich mehrere fremdländische Officiere befinden, Omer Pascha heran.

Er reitet den herrlichen Araber, der ihn seit vierundzwanzig Jahren durch hundert Schlachten getragen. Das prächtige Thier überragt alle Pferde des Gefolges um die Höhe einer Faust. Ungeachtet seines Alters, und obwohl es ein Auge in der Schlacht verloren, wohnt dem Thiere doch noch das unsterbliche Feuer der Jugend inne, das seine Race auszeichnet.

Der General trägt die einfache, schmucklose, blaue Felduniform, nur auf der Brust glänzt der große Stern des Nischan-Iftahar-Ordens. Der rothe Fez bedeckt den Kopf.

Omer Pascha's Erscheinung bringt freudige Bewegung in die wogende Volksmenge. Aller Augen haften auf der kriegerischen Gestalt; aus den Reihen sowohl der Soldaten als der Bürger fliegen ihm jubelnde Zurufe entgegen.

Mit bewunderungswürdiger Sicherheit lenkt er sein Roß durch die sich herandrängende Menge. Vor einem einfachen Hause, vor welchem zwei Schildwachen stehen, steigt er ab, und verabschiedet sich, während die Posten das Gewehr präsentiren, von seinem Gefolge, freundlich nach allen Seiten grüßend, hier ein französisches, dort ein italienisches Wort einem Gaste spendend, dort wieder einem untergebenen Officiere einen Befehl in türkischer Sprache zurufend.

Das Haus, in welchem der Muschir Omer Pascha sein Absteigquartier für die Zeit seines Aufenthaltes in Widdin genommen, erfreut sich in demselben Maße wie alle anderen Gebäude der mit Truppen überfüllten Stadt militärischer Einquartierung.

Alle Gänge wimmeln von Soldaten, welche sich jetzt zu beiden Seiten rangiren, um dem Feldherrn die Honneurs zu machen.

Vor den Gemächern, welche der Muschir bewohnt, bewegen sich einige Adjutanten, welche sich, sobald sie des Gebieters ansichtig werden, beeilen, den Vorhang von der Thüre wegzuziehen.

Dann legen sie selbst die Reiterstiefeln ab und lassen, ehe sie in die inneren Gemächer eintreten, ihre Füße in die bereitstehenden Pantoffel schlüpfen, da es die Sitte so vorschreibt.

Im Vorgemache befinden sich einige französische Officiere im lebhaften Gespräche mit türkischen Officieren begriffen.

Der ganze lange Divan ist mit Kriegergestalten besetzt.

Als der Muschir eintritt, erheben sich die französischen Officiere und nähern sich ihm, worüber sich die türkischen Officiere, welche schweigend auf den Divans sitzen bleiben, nicht wenig zu verwundern scheinen.

Omer Pascha grüßt mit einer leichten Verbeugung und bittet die Gäste, ihm zu folgen.

Dann klatscht er zweimal in die Hände, ein Zeichen, das den Dienern gilt. Kaffee und Pfeifen werden gebracht und die Unterhaltung beginnt, wird jedoch bald unterbrochen, da ein lebhafter Lärm von der Straße herauftönt.

Der Muschir tritt an's Fenster, die Officiere thun ein Gleiches.

Von der Kalafater Seite her kommt ein Zug von Wagen, die mit Verwundeten bedeckt sind.

Zwischen den Blessirten tummeln sich die Aerzte umher, da Hilfe spendend, wo sie augenblicklich Noth thut. Unter dem leichten Stirnverbande sickert dem Einen das frische Blut hervor, während sich Andere, denen ein Arm weggeschossen ist, mühsam aufrecht zu erhalten streben.

Da fällt zufällig der Blick eines Verwundeten auf das Fenster, an dem Omer Pascha steht. Der Soldat erkennt den Feldherrn, schwenkt seinen Fez und ruft dem General einen jubelnden Gruß zu.

Und alsbald kommt Leben in den langen Wagenzug; Leute, die schwer verwundet sind, Soldaten ohne Arme und Füße lassen, ihre Schmerzen gewaltsam niederkämpfend, den Feldherrn hoch leben, der sie zum Siege geführt hat, der von seinen Leuten angebetet wird.

„Da sehen Sie die Bravsten der Braven!“ sagt Omer Pascha, nicht ohne tiefe Ergriffenheit sich an die Franzosen wendend.

Jetzt kommt ein Wagen heran, der ein abenteuerliches, unheimliches Bild bietet. In der Mitte desselben sitzt ein schwer verwundeter Soldat, der sich mit einem Kranze blutiger Köpfe umgeben hat, denen die Ohren und Nasen fehlen.

Eine Kugel muß dem Manne die Kinnlade zerschmettert haben, und ungeachtet des oberflächlichen Verbandes, der den unteren Theil des Kopfes bedeckt, strömt das Blut fast vom Gesichte herab.

Kaum daß sich der Unglückliche schwankend zu halten vermag, und doch kann er sich von seinen Köpfen nicht trennen, und arbeitet eben daran, einen derselben noch gräßlicher zu verstümmeln, indem er ihm die Augen aus den Höhlen reißt.

Die französischen Officiere, die Omer umstehen, wenden sich mit einem Schrei des Abscheues von dem entsetzlichen Schauspiele ab.

Omer Pascha zuckt mit den Achseln und sagt:

„Was wollen Sie, meine Herren? Wenn ich meinen Soldaten verwehrt hätte, den Russen die Köpfe abzuschneiden, würden sie vielleicht nicht die Schlacht bei Cetate geschlagen haben. Uebrigens hat man diese Leute herausgefordert, tödtlich beleidigt — ist es dann ein Wunder, wenn sie keine Gefangene machen? Man hat sie angegriffen bei dem, was ihnen das Heiligste, das Theuerste ist — bei ihrer Religion, ihrer Ehre — darum sind sie wüthend und säen Tod. Sie selbst wollen keine Gnade — sie brauchen sie nicht; und wir — wir vermögen ihrem Eifer keinen Einhalt zu thun. Das ist schlimm — aber was läßt sich dagegen thun?“

Inzwischen hatte auch der Mann mit den Schädeln den Feldherrn gewahrt, und in ein fast thierisches Freudengeheul ausbrechend, nahm er eine Anzahl derselben in seine beiden vor Entkräftung zitternden Hände und streckte sie dem Fenster entgegen, an dem Omer Pascha stand.

Die französischen Officiere faßten, um sich der empfangenen peinlichen Eindrücke zu entledigen, die Cavallerie-Escorte in's Auge, welche die Verwundeten geleitete.

Sie sprachen ihre Verwunderung über die Kleinheit der Thiere aus.

„So klein sie sind, so vortrefflich sind sie auch!“ entgegnete Omer Pascha äußerst lebhaft. „Ja, ja, auf diesem Gebiete sind wir den Russen überlegen. Sie vermögen den Anprall unserer Reiter nicht auszuhalten. Haben Sie meinen Araber gesehen? Er ist vierundzwanzig Jahre alt, ist dreimal unter mir verwundet worden, hat schon wegen seiner Einäugigkeit vollen Anspruch auf den Invalidentitel — und doch finde ich im türkischen Reiche kein besseres Thier und würde auch kein anderes besteigen, so lange Ali athmet!“

So bunt und lebhaft es im Herbste 1853 in Widdin zugegangen war, so still war es jetzt daselbst und Jassanowsky wußte nichts besseres zu thun, als zu trinken, um sich die Langeweile zu vertreiben und den Mißmuth über die neuerliche Enttäuschung zu bannen, die er erfahren.

Als beschäftigungsloser Müssiggänger trieb er sich monatelang in der Walachei umher, wanderte dann nördlicher gegen Agram hin und gelangte so endlich nach Graz, wo er in ganz herabgekommenem Zu-

stande ankam. Hier führte ihm der Zufall, oder wenn man will, sein Glückstern den Drahtbinder Barak zu, der sich seiner brüderlich annahm, für ihn arbeitete und bettelte, ihn unterstützte und pflegte.

Vor vierundzwanzig Stunden hatte Jassanowsky eine Art Vision gehabt. Es war ihm, als sei er quer über eine Straße dahingetaumelt, die zu einer Kirche führte. Da sei ein glänzender Wagenzug daher gekommen und in dem ersten Wagen, der ihn beinahe überfahren hätte, habe eine junge Frau von wenig über dreißig Jahren gesessen, geschmückt wie eine Braut und diese Frau habe das Antlitz jener Hedwig gehabt, in die er vor zwanzig Jahren so verliebt gewesen, daß er, um zu ihrem Besitze zu gelangen, gegen ihren Vater eine schmähliche Intrigue angezettelt hatte.

Jassanowsky wußte factisch nicht, ob er gewacht oder geträumt habe, als er Hedwig gesehen, denn unmittelbar darauf hatte ihn das Bewußtsein gänzlich verlassen.

Thatsache war, daß er in der Nähe einer Kirche zusammensank, von dem Drahtbinder Barak, der ihm in der letzten Zeit, seit Jassanowsky einen Anfall von Säuferdelirium gehabt, kaum von der Seite wich, erkannt, aufgelesen und in das Wirthshaus gebracht wurde, in welchem ihm Barak eine Stätte gesichert hatte, auf der er seine Glieder ausstrecken konnte, wenn auch nur Stroh die Unterlage für seinen herabgekommenen Körper bildete.

Jetzt wacht der Pole aus seinem dumpfen Grübeln auf, fährt mit seiner zitternden Hand nach jener Barak's und lallt:

„Ich möchte wohl wissen, ob sie es war?"

„Wer? Von wem sprichst Du?"

„Von ihr — von Hedwig — die ich zwanzig Jahre nicht gesehen — gestern aber glaubte ich sie zu sehen — sie sah wohl gealtert aus — nun ja — sie muß auch gealtert sein — damals war sie vierzehn Jahre — und zwanzig Jahre sind es her — sag'! wo war ich gestern? Was ist gestern mit mir vorgegangen? Ich habe das Gedächtniß verloren!"

Jassanowsky hatte sich ein wenig erhoben und starrte Barak verglasten Auges an.

„Du stürztest gestern auf der Straße in dem Augenblicke zusammen, wo ein Hochzeitszug durch dieselbe der nahen Kirche zufuhr!"

„Also doch — ein Hochzeitszug!" rief Jassanowsky in schrillen Tönen. „Das stimmt — am Ende habe ich also doch nicht blos von

ihr geträumt! Am Ende war sie es doch — die Braut — weißt Du nicht Barak, wer die Braut war?"

„Eine verwitwete Baronin — Baronin Haimgarten nannte man sie in den Gruppen, die sich bei der Kirche angesammelt hatten und deren Gesprächen ich eine Weile lauschte, bis mich der Unfall, der Dich betroffen, an Deine Seite rief. Der Bräutigam war ein croatischer Edelmann — die Braut soll die Tochter eines polnischen Grafen sein —"

„Eines polnischen Grafen?" lallte Jassanowsky mit weitherausgewälzten Augen.

„Eines polnischen Grafen," wiederholte Barak, „der in der Revolution auf elende Weise umgekommen ist!"

Ein Gurgelton entschlüpfte dem Polen.

„Alles stimmt — es ist Hedwig!" stöhnte er. „Hedwig, die Tochter des Zersägten! Sag' — hörtest Du nicht den Namen Stwrtkowsky nennen?"

„Nein!"

Jassanowsky setzte sich auf seinem Lager auf und stammelte:

„Barak — willst Du mir noch einen letzten Freundschaftsdienst erweisen?"

„Was verlangst Du? Ist's menschenmöglich, so thue ich's sicher. Du kennst mich!"

„Ja, ich kenne Dich, Barak!" murmelte der Pole. „Ohne Dich wäre ich längst verhungert. Aber noch diesen einen, letzten Gefallen thue mir — dann will ich Dir nicht mehr zur Last fallen. Ich fühle, daß mir der Tod auf der Zunge sitzt. Aber ehe ich sterbe, möchte ich wissen, ob sie es ist! Geh' hin, Barak, und suche diese Baronin Haimgarten auf, die gestern Hochzeit gemacht, dringe zu ihr, und frage sie, ob sie Hedwig, die Tochter des polnischen Grafen Stwrtkowsky sei, der vor zwanzig Jahren im Blutbade von Lissagora um's Leben kam!"

„Und wenn sie Ja sagt?"

„Wenn sie Ja sagt, so bringe sie hierher!"

„Wird sie mir folgen?"

„Sag' ihr, der Mandatar Jassanowsky liege auf den Tod darnieder und könne nicht sterben, ohne sie gesehen zu haben!"

„Ich will's versuchen, zu der Baronin zu dringen und sie zu veranlassen, hierher zu kommen!"

„Geh', Barak, geh' — aber bleibe nicht lange, wenn Du mich noch lebend antreffen willst!"

Barak verschwand und der Pole lag wohl zwei Stunden lang allein auf seinem Lager und richtete bei jedem Geräusche das Auge auf die Thüre.

Endlich kehrte Barak wieder.

„Ist sie es?" lallte ihm Jassanowsky in größter Aufregung entgegen.

„Sie ist es!"

Jassanowsky athmete tief auf.

„Es war also keine Vision!" murmelte er und setzte dann fragend hinzu: „Kommt sie?"

„Sie war eben im Begriffe, abzureisen, als ich zu ihr drang. Als ich ihr Deinen Namen nannte, machte sie eine Geberde des Abscheues!"

„Kein Wunder! Sie weiß, daß ich es war, der die Bauern gegen ihren Vater aufwiegelte!"

„Ich stellte ihr Deinen Zustand vor, sagte ihr, daß es Dir ein Trost in Deiner Todesstunde sein würde, sie zu sehen, und sie versprach endlich, wenn sie mit ihrem Gemal, dem Baron Stovanicevic nach dem Bahnhof fahre, hier Halt zu machen!"

„Sie kommt also!" stammelte der Pole aus erleichterter Brust, und drängte: „Geh', Barak, geh', leg Dich vor die Thüre, damit sie Dich sieht, führe mir die Geliebte zu!"

Barak ging, sich wie ein Hund vor die Thüre zu legen und auf das Erscheinen der Baronin zu lauern.

Als sie angefahren kam, ging er ihr voran, nachdem er mit zitternder Stimme zu ihr gesagt hatte:

„Nehmen Sie an nichts Anstoß, gnädige Frau Baronin — es stirbt selten ein Mensch in solchem Elend, wie dieser da!"

Dabei streckte er die Hand gegen das Lager aus, auf dem Jassanowsky lag.

Der hatte sich erhoben, starrte Hedwig an und stammelte:

„Ja — sie ist es — und sie ist immer noch schön — ihre Schönheit hat mich damals verführt — Verzeihung, Frau Baronin — Verzeihung, Hedwig, daß ich Sie zu lieben wagte, daß mich diese wahnsinnige Liebe zum Mörder Ihres Vaters machte!"

Hedwig fühlte es kalt durch ihren Körper rieseln, als sie den ehemaligen Mandatar ihres Vaters so sprechen hörte.

Sich an ihren Gemal, der hinter ihr stand, lehnend, flüsterte sie: „Gott möge Ihnen ein ebenso milder Richter sein, wie ich es Ihnen in dieser Stunde bin — ich verzeihe Ihnen!"

„Ich danke Ihnen!" schluchzte der Pole.

Die Baronin Stovanicevic wankte in größter Erregung ihrem Wagen zu, drückte ihr Portemonnaie in Barak's Hände und sagte zu dem Drahtbinder: „Thun Sie ihm noch so viel Gutes, als Sie können, ehe er stirbt!"

IV.

Der Dualismus in der Familie Wurzbacher.

In dem Hause auf dem Porschitsch in Prag, welches Herrn Florian Wurzbacher gehört, geht es jetzt weit stiller zu als zu der Zeit, wo wir während der Occupation Prags durch die Preußen einen Blick in dasselbe gethan haben.

Die Schwiegermutter hat wieder das schönste Zimmer inne, in welchem sich im Sommer die Preußen wohnlich eingerichtet hatten und der kleine Krieg zwischen ihr und dem Schwiegersohne ist von Neuem aufgenommen worden, seit der große Krieg ruht.

Alle acht Tage einmal kommt es zu einer leidenschaftlichen Erörterung zwischen den beiden Todfeinden, welche regelmäßig damit endet, daß die Schwiegermutter erklärt, augenblicklich das Haus verlassen zu wollen, in welchem ihr ein verstockter Schwiegersohn das Leben so sauer mache.

Dann holt der Letztere mit einem wahren Feuereifer Alles an Koffern, Kisten, Mantelsäcken und Hutschachteln zusammen, was von diesen Reiseartikeln in den Winkeln aller Zimmer und auf dem Dachboden zu finden ist und erklärt, daß er der Reiselustigen helfen wolle, einzupacken.

Sobald die Schwiegermutter diese Willfährigkeit gewahr wird, ihr bei der projectirten Auswanderung behilflich zu sein, erlahmt ihre Reiselust und sie gibt nun die erläuternde Erklärung ab, daß sie nicht früher

das Haus verlassen wolle, als bis ihr Wurzbacher die fünftausend Gulden zurückgegeben, die sie so unvorsichtig gewesen, ihrer Tochter mitzugeben, als diese die Mesallianz mit einem reichbekinderten Witwer schloß.

Diese bewegten Scenen finden ihren Abschluß gewöhnlich darin, daß Wurzbacher momentan das Schlachtfeld räumt, um — in's Gasthaus zu gehen, nachdem er früher erklärt hat, von den fünftausend Gulden keinen Kreuzer herausgeben zu wollen.

Während Wurzbacher im Gasthause seinen häuslichen Kummer vertrinkt, bemüht sich seine Frau zu Hause, ihre Mutter milder zu stimmen, was ihr auch stets gelingt, so daß, wenn Wurzbacher nach Hause kommt, von der Auswanderung keine Rede mehr ist und ein achttägiger Waffenstillstand eintritt.

Die Debatten, welche zwischen den beiden Gatten selbst geführt werden, haben immer eine weit harmlosere, mitunter humoristische Zuspitzung.

Da Wurzbacher seit Beust's Eintritt in's Ministerium aus seiner deutschen Gesinnung noch weniger Hehl macht als früher, so bekommt er den „Cisleithanier" von seiner Frau auch noch öfter zu hören als im Sommer.

Die beiden Eheleute sitzen in dem Augenblick, wo wir ihre Bekanntschaft erneuern, beim Frühstücke und sind unter sich, da die Schwiegermutter, des lieben Friedens willen, ihre Mahlzeiten auf ihrer Stube einnimmt.

Wurzbacher hat zu oft erklärt, daß die Schwiegermutter ein permanenter casus belli sei, und daß ihm ihr Anblick allen Appetit benehme; seine Frau hat es daher durch Zureden bei ihrer Mutter erwirkt, daß sich diese herbeiließ, durch ihre Absentirung von den Mahlzeiten den Kriegsfall aus dem Wege zu räumen.

„Du bist gestern wieder recht lange im Gasthause geblieben!" leitet Frau Wurzbacher die Unterhaltung ein, indem sie ihrem Gatten den Kaffee eingießt. „Hast gewiß wieder ein Gläschen über den Durst getrunken!"

„Du irrst, meine Liebe!" vertheidigt sich Wurzbacher lächelnd. „Du kennst meine politischen Gesinnungen! Und ich lasse mich von meinen Zechgenossen lieber auslachen, ehe ich ihnen untreu werde. Ich trinke nie mehr als zwei Gläser, weil ich Dualist bin."

„Geh' mir mit Deinem Dualismus!" lachte Frau Wurzbacher.

„Hat er Dir eine kleinere Hauszinssteuer und mir billigeres Mehl und Fleisch gebracht? Prost die Mahlzeit — mit dem Dualismus ist's wie mit den Eisenbahnen, für die mein seliger Vater auch so geschwärmt hat, als sie aufkamen, wie Du jetzt für den Dualismus — und was haben sie uns gebracht? Theuerung! Nichts als Theuerung! Gerade so wird's mit dem Dualismus werden! Gib Acht, Du wirst noch mehr zahlen müssen und wir werden noch theuerer leben!"

Frau Wurzbacher fand in der Köchin, welche eben von dem Markte kam, einen lebendigen Succurs für ihre Anschauungen, denn das Mädchen erklärte, daß der Kaffee wieder theuerer geworden sei.

„Wieder theuerer!" rief Frau Wurzbacher, und schien sich der gestiegenen Preise, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, fast zu freuen, so triumphirend sah sie ihren Gatten an. „Da hast Du Deinen Dualismus! Warum ist denn," wandte sie sich nun an das Mädchen, „der Kaffee eigentlich wieder theuerer geworden?"

„Ich bitte," entgegnete das Mädchen, welches eine ebenso enragirte Preußenfeindin war wie ihre Frau und sich etwas darauf zu gut that, daß sie ihre Tugend gegenüber der preußischen Occupation sieghaft behauptet habe, „ich bitte, die Preußen sollen die großen Kaffeepflanzungen bei Skalitz, Nachod und Hühnerwasser ganz verwüstet haben!"

„Wer hat Dir das gesagt?" lachte Frau Wurzbacher und der Gatte secundirte ihr natürlich in der Heiterkeit.

„Der Commis beim Spezereihändler, wo ich den Kaffee zu kaufen pflege!" lautete die naive Antwort. „Sie glauben's nicht, gnädige Frau? Ich bringe auch keine Preiselbeeren!"

„Warum denn nicht?"

„Es sind keine zu bekommen! Die Weiber auf dem Markte, welche sonst Preiselbeeren in Massen hatten, sagen heuer, daß die Preußen alle Preiselbeeren in den Wäldern zertreten haben!"

„Das wäre eher möglich!" meinte Frau Wurzbacher, während sich ihr Gatte vor Lachen die Seiten hielt.

„Ich würde mich gar nicht wundern," sagte er, „wenn diese in Deiner Schule großgewachsene Preußenfeindin eines Tages, wenn Du sie um Rebhühner schicken solltest, mit der Antwort zurückkommen würde: ich bitte, gnädige Frau, die Preußen haben im Sommer alle Rebhühnereier in den Wäldern gesammelt und aufgegessen!"

„Eines ist unbestritten!" meinte Frau Wurzbacher, als die

Köchin das Zimmer geräumt hatte, „die Preußen sind daran schuld, daß wir von den Miethparteien keinen Zins bekommen! Alle nehmen die Folgen der Occupation zum Vorwande, um im Reste zu bleiben. Hier heißt es: wir haben keinen Erwerb — dort: wir können unsere eigenen Forderungen nicht hereinbekommen! Wenn Du Dich wenigstens entschließen könntest, die Wohnung, welche so lange leer steht, zu vermiethen! Es hat sich erst gestern wieder ein sehr anständig aussehender Mensch eingestellt, der zweihundert Gulden für sie geben wollte!"

„Die Wohnung kostet zweihundert fünfzehn Gulden," sagte Wurzbacher lakonisch.

„Also schon wieder mehr als vor einem Vierteljahre!" warf die Frau verdrießlich ein.

„Natürlich!" erläuterte Wurzbacher. „Die frühere Partei zahlte für die Wohnung einen Miethzins von zweihundertzehn Gulden. Ein halbes Jahr steht sie leer, wenn ich den Zinsentgang für dieses Halbjahr als Capital betrachte, und mir mit fünf Procent verzinse, so muß ich jetzt um fünf Gulden für die Wohnung mehr verlangen."

„Da wird sie ja immer theuerer, je länger sie leer steht!" bemerkte Frau Wurzbacher entsetzt.

Wurzbacher zuckte mit den Achseln.

„Du machst es, wie jener Kaufmann alten Schlages, der die Waare, die er nicht loswerden kann, immer höher im Preise hält, weil er die Interessen für die Zeit, da er sie liegen hat, berechnet, und dazu schlägt!" lachte die Frau. „Zuletzt wird die Wohnung unerschwinglich werden, und Du wirst sie gar nicht mehr vermiethen, zumal Handel und Wandel nach der Occupation darniederliegen, jedermann sich einschränkt und Leute, die größere Wohnungen hatten, der Ersparniß wegen kleinere nehmen!"

„Das Princip geht über Alles — es ist wie beim Dualismus!" beharrte Wurzbacher, „der hat auch manche Schattenseiten, aber man muß ihn durchführen."

„Du bringst mich noch zur Verzweiflung mit dem Dualismus," stampfte Frau Wurzbacher mit dem Fuße, und frug schnippisch: „Sag mir, trinkst Du am Abend im Gasthause centralistisches oder föderalistisches Bier? Als Dualist, das heißt als verkappter Centralist, was Cisleithanien anlangt, solltest Du doch kein Bier trinken, das ein Föderalist gebraut hat!"

„Worüber Du da spottest, das hat der pfiffige Kellner in mei-

nem Gasthause längst weg!" lachte Wurzbacher. „Der frägt jeden Gast, ob ihm centralistisches oder föderalistisches Bier genehm sei, und wenn man ihn interpellirt, ob er bei Troste sei, so erwidert er: Ja sehen Sie, man muß es beiden Theilen recht machen! Sonst braute unser Principal wohl nur Ein Bier. Aber seit sich die Menschen bei uns in Centralisten und Föderalisten gespalten haben, gab es Leute föderalistischer Sorte, die an dem centralistischen Biere Anstoß nahmen. Unterschiedlichen Wirthen auf dem Lande war das politische Programm unseres Prinzipals nicht recht, und sie schrieben ihm salbungsvolle Briefe, worin sie ihn ermahnten, sich von den Centralisten loszusagen, weil sie ihm sonst die Freundschaft und Kundschaft kündigen müßten. Darauf schrieb ihnen mein Herr, daß er, um ihren berechtigten Wünschen zu entsprechen, fortan centralistisches und föderalistisches Bier brauen werde. Beides sei von gleich guter Qualität, werde aber streng separirt gehalten. Und sehen Sie, mein Herr, schließt der Kellner in der Extrastube des Bräuhauses seine Explication, seither brauen und schenken wir centralistisches und föderalistisches Bier, welche beide Sorten freilich voneinander schwer zu unterscheiden sind."

Frau Wurzbacher mußte lachen, und rief in guter Laune: „Wenn Dir Dein Dualismus oder verkappter Centralismus wenigstens auch einen Orden eingetragen hätte, nachdem so viele Leute Orden bekommen haben! Warum bist Du nicht auch einem Hilfscomité beigetreten?"

„Laß mich in Frieden!" brummte Wurzbacher. „Ich habe schon an dem nächtlichen Amtiren genug gehabt — das hätte noch gefehlt, daß ich die Nächte, die mir der Präsident schenkte, im Bahnhofe zugebracht hätte, um Verwundetentransporte zu erwarten! Ich werde ohnehin bald in die Lage kommen, ein Hilfscomité für mich selbst errichten zu müssen, wenn die Miethzinse noch lange so schlecht eingehen sollten, wie jetzt!"

„Die Kriegsentschädigung wird Dich retten!" spottete die Frau, und reizte mit der pathetisch vorgetragenen Neckerei Wurzbacher so sehr, daß er ihr einen vernichtenden Blick zuwarf.

Von der Kriegsentschädigung durfte Wurzbacher Niemand sprechen, der mit ihm guter Freund bleiben wollte, seit es bekannt geworden war, daß die Herren im Wiener Ministerium den mit einem Gulden für den Mann beantragten Verpflegsersatz auf zwanzig Kreuzer herabzusetzen beabsichtigten.

Herr Florian Wurzbacher hatte jedem preußischen Soldaten zum Frühstück eine Monstretasse Caffee mit drei Semmeln, zum Gabelfrühstück einen Teller Gulyasfleisch und eine Maß Bier, zum Mittagsessen ein Pfund Rindfleisch und eine Schüssel mit Gemüse, zum Nachtmahl ein Pfund Selchfleisch, und wieder eine Maß Bier nebst sechs Cigarren geben müssen, und nun boten sie ihm für alles das in Wien zwanzig Kreuzer!

„Erinnere mich nicht an die Kriegsentschädigung!“ murmelte er. „Die in Wien haben leicht reduciren, — wenn sie nur die Preußen hätten füttern sollen.“

„Beruhige Dich,“ lachte die Frau, „vielleicht zahlt Dir die preußische Regierung das Uebrige heraus, wenn sie erfährt, wie schlecht Du in Wien mit der Kriegsentschädigung weggekommen bist!“

„Beruhige auch Du Dich!“ gab Wurzbacher zurück, „Dein Schwiegersohn wird doch ein Preuße sein!“

„Nie — nie — nie!“ stampfte die Frau mit dem Fuße. „Ich verweigere meinen mütterlichen Segen!“

Wurzbacher griff der entrüsteten Frau lachend unter das Kinn, und sie stimmte ein in sein Lachen.

Mit der Anspielung auf den preußischen Schwiegersohn hatte es aber ein eigenes Bewandtniß.

Wurzbachers ältestes Töchterchen war ein niedliches Mädchen von dreizehn Jahren, mit dem sich der preußische Soldat Magdeburg, der bei Wurzbacher im Quartier gewesen, viel beschäftigt hatte, so daß er noch beim Weggehen aus dem Hause scherzhaft zu der Kleinen gesagt hatte, er würde in einigen Jahren wieder kommen, um nachzusehen, ob Trudchen auch gehalten habe, was sie jetzt verspreche.

Trudchen versprach nämlich — ein hübsches Mädchen zu werden.

Nach Beendigung des Krieges hatte Magdeburg an Wurzbacher geschrieben, sich für die gute Verpflegung und freundliche Behandlung bedankt, die ihm in seinem Hause geworden und ihm angezeigt, daß er wieder den Soldatenrock ausgezogen habe, und zu seinem alten Metier, zum Bauzeichnen zurückgekehrt sei.

In einem Postscript hatte er Madame um Entschuldigung gebeten wegen der Ungelegenheit, die er ihr verursacht und angefragt, ob die Schrecken der nächtlichen Expedition auf den Wischehrad keinen nachtheiligen Einfluß auf Madame's Gesundheit geübt.

Dem Schreiben war ein für Trudchen bestimmtes illustrirtes Märchenbuch beigelegen, auf dessen Titelblatt Magdeburg geschrieben: „Der kleinen schwarzäugigen Czechin der artige Preuße.“

Seither neckte Wurzbacher Trudchen oft, indem er sagte, daß der Preuße jedenfalls kommen werde, um als ihr Bräutigam das Haus zu occupiren, in dem er als feindliche Invasion logirt, und dann pflegte er auch immer mit einem Seitenblicke auf seine preußenfeindliche Frau hinzuzufügen:

„Ich hab' es ja immer gesagt, daß Oesterreich und Preußen natürliche Bundesgenossen sind, die sich nur momentan in den Haaren liegen.“

V.

Er geht!

In Folge der lebhaften Debatte, welche Wurzbacher mit seiner Frau gehabt, war er etwas später als gewöhnlich in's Bureau gekommen.

Dem vertraulichen Gruße, mit dem er sich beim Eintreten nach täglicher Gewohnheit an seine Collegen wandte, wurde diesmal nicht die gewohnte Erwiderung, denn alle Collegen trugen ein Vertieftsein in die Arbeit zur Schau, welches etwas Unheimliches hatte und den Ankömmling bald ängstlich und unsicher machte.

Er ließ seinen Blick von Einem zum Anderen gleiten, und sagte endlich kleinlaut.

„Die Herren sind ja heute ungeheuer fleißig!“

Keiner wandte den Kopf.

Man sah nichts als drei Ellenbogen, die in lebhafter Bewegung hinschoßen.

Die drei Beamten, welche mit Wurzbacher das Bureau theilten, schrieben, als ob sie Jemand jagte.

„Was gibt's denn?“ murmelte Wurzbacher. „Ist vielleicht eine neue Belcredibombe geplatzt?“

War der Name Belcredi bei den Beamten überhaupt kein populärer, seit der Minister durch seine Antrittscirculare die öster-

reichische Beamtenwelt vor den Kopf geschlagen und für Vieles verantwortlich gemacht hatte, woran sie ganz unschuldig war, so haßte ihn Wurzbacher geradezu fanatisch.

„Belcredi," pflegte er zu sagen, „ist ein Feind der Beamten — wie können ihn diese lieben und mit Aufopferung für ihn und den von ihm geleiteten Staat wirken? Ehe Belcredi kam und Alles durcheinander rüttelte und wirrte, daß endlich das Unterste zu oberst lag und Niemand mehr wußte, wer Koch und wer Kellner war, lebte der Beamte sicher, ruhig und geachtet. Er hatte nicht viel zum Besten, aber er sah sich von Oben gestützt, von dem Publikum geachtet und in seiner Existenz gesichert. Jetzt weiß Niemand, ob er morgen noch steht, ob er nicht schon mit halbem Gehalt pensionirt ist, ehe er sich dessen versieht. Und dabei hat man noch, da Einen der Minister selbst herabsetzt, Einbuße in der allgemeinen Volksmeinung erlitten."

Da ihm Belcredi als das böse Princip der Beamtenwelt erschien, so dachte er auch jetzt wieder Angesichts der ungemüthlichen Stille, die im Bureau herrschte, daß eine neue Belcrediordonnanz gekommen sei und Bestürzung hervorgerufen hatte.

„Sicher ist wieder Jemand pensionirt, entlassen oder gemaßregelt worden" — das war sein erster Gedanke, denn das Damoklesschwert der Unsicherheit schwebte über allen Bureauräumen, Bureaueinrichtungen und Bureauleuten, so lange der beamtenfeindliche Minister am Ruder war.

Der Actuar Schrittel unterbrach endlich die tiefe Stille, indem er Wurzbacher hastig die Worte zuflüsterte:

„Still, Herr Secretär, still — er kann noch einmal kommen!"

„Er?" stammelte Wurzbacher mit bankerottem Gesichte.

Für ihn gab es nur einen Er, wie es für den Kladderadatsch nur einen Er gibt.

Sein Er war Belcredi, ihn haßte und fürchtete er allein und so war auch sein erster Gedanke, daß Belcredi unvermuthet in Prag angekommen sei und die Bureau's inspicirt habe, um sich von der Amtsfrequenz der Beamten durch den Augenschein zu überzeugen.

Dem Kleinigkeitskrämer Belcredi, der so groß im Kleinen war, und über den Details das Ganze aus den Augen ließ, sah das ähnlich.

„War Er wirklich hier?" frug Wurzbacher, indem er sich entfärbte.

Der Minister hatte ihn um neun Uhr nicht im Bureau gefunden, seine Pensionirung war gewiß. Und da ihm zu 25 Dienstjahren noch zwei Monate, vier Tage fehlten, so sah er sich schon im Geiste mit dem Drittel seines Gehaltes pensionirt.

Belcredi liebte es ja, die Beamten zu pensioniren, wenn ihnen noch wenige Monate zur vollstreckten Dienstzeit fehlten, welche sie einer höheren Pension theilhaftig gemacht hätte.

Wurzbacher ging die Reihe der Beamten, die in der letzten Zeit mit 38 oder 39 Dienstjahren pensionirt worden waren, damit die Pension kleiner ausfiele, als wenn die Betreffenden das vierzigste Dienstjahr hinter sich gehabt hätten, im Geiste durch und begann für seine Zukunft zu zittern.

Die Parteien zahlten keine Miethzinse, was fing er mit Frau, fünf Kindern und der Schwiegermutter an, wenn er mit 333 Gulden 33 Kreuzern pensionirt würde?

Die erste Bewegung, die Wurzbacher machte, war die zu seinem Schreibtisch.

Dort hatte er, seit Belcredi und mit ihm die allgemeine Unsicherheit und Unbehaglichkeit herrschte, auf seiner Unterlage ein Tableau angelegt, das ihm täglich die Dienstzeit vor Augen führen sollte, die er hinter sich hatte.

Alltäglich, wenn er das Bureau verließ, notirte er auf diesem Tableau den abgelaufenen Bureautag als einen gewonnenen, und schrieb zum Beispiel:

Dienstzeit: 24 Jahre, 8 Monate, 11 Tage.

Fehlen daher zu 25 Dienstjahren noch: 3 Monate 19 Tage.

Diese 25 Dienstjahre waren für Wurzbacher der dienstliche Rubicon, dessen Ueberschreitung er entgegenschmachtete, denn hatte er dieselben hinter sich und es traf ihn eine jener gefährlichen Belcredibomben, die Beamtenexistenzen gefährdend in der Luft umherschwirrten, so hatte er wenigstens unanfechtbaren Anspruch auf die Pensionirung mit halbem Gehalte.

Als sich Wurzbacher jetzt seinem Schreibtisch näherte, geschah es in der Absicht, dem heutigen Tage das Horoscop zu stellen.

Gestern hatten ihm, wie ihn ein Blick auf seine Unterlage überzeugte, noch 2 Monate, 4 Tage zu 25 Dienstjahren gefehlt, also diente er heute 24 Jahre, 9 Monate, 25 Tage. Von der Unterlage wandte er den Blick von Neuem auf den Actuar und wiederholte die Frage:

„War Er wirklich hier?"

„Freilich!" entgegnete Schrittel, „und er kann wieder kommen, da er Sie nicht hier gefunden hat!"

Wurzbacher mußte sich um jeden Preis Gewißheit verschaffen, und stammelte athemlos:

„Wer kann wieder kommen — wer hat mich nicht gefunden — wer war da?"

Indem Wurzbacher mit Mühe diese Fragen hervorpreßte, schien er den wortkargen Collegen mit seinen Blicken verschlingen zu wollen.

So fürchterlich war ihm noch nie ein Schweigen vorgekommen.

„Der Präsident war so eben hier!" flüsterte der Actuar Schrittel im Schreiben fortfahrend.

„Der Präsident!" rief Wurzbacher aus erleichterter Brust. „Ich dachte an jemand Andern! Also der Präsident!"

Jetzt stellte sich doch wieder eine gewisse Beklommenheit bei Wurzbacher ein, er zog seine Uhr heraus, sah sie bedenklich an, und stotterte, indem er sie wieder einsteckte:

„Was hat er hier gewollt?"

„Er trat ein und sein erster Blick haftete auf Ihrem Schreibtische. Er schien Sie zu suchen. Dann zog er seine Uhr, sah sie an, schüttelte den Kopf und ging wieder."

„Hat er nicht um eine Viertelstunde später kommen können?" murmelte Wurzbacher. „Ich begreife nicht, wie Präsidenten früher im Bureau sein können als Secretäre! Also direct hat er nicht nach mir gefragt?"

„Er ließ seine Blicke um so beredter sprechen, wenn auch seine Lippen stumm blieben!" entgegnete der Actuar.

Wurzbacher schien der verlorene Muth wieder zu kehren, und er sagte in einer Aufwallung von Entschlossenheit:

„Aber ich weiß nicht, warum ich mich eigentlich fürchten sollte? Ich habe mich während der Occupation genug geplagt, so daß ich immerhin ein Recht habe, jetzt dann und wann um eine halbe Stunde später in's Bureau kommen zu dürfen!"

„Ich würde Ihnen doch rathen, die Scharte ehestens auszuwetzen!" sagte Schrittel. „Mit einem Präsidenten darf man nicht scherzen — bedenken Sie, daß wir in der Aera der freien Bahn leben, und daß Belcredi gar zu gern kurzen Proceß mit dem Beamten macht und ihm die freie Bahn zur Pensionirung öffnet! Es bietet sich Ihnen

gerade jetzt eine gute Gelegenheit, Ihre Dienstesvernachlässigung wieder gut zu machen!"

„Soll ich vielleicht hingehen und mich entschuldigen?" wehrte sich Wurzbacher. „Das werde ich bleiben lassen — ich werde mich hüten, ihm unter die Augen zu kommen — in einigen Tagen hat er Alles vergessen — er ist ein einsichtsvoller Mann — ich bin auch ein Narr, daß ich so ängstlich bin — ich bin es auch erst geworden, seit das Damoklesschwert Belcredi über uns Allen schwebt."

„Ich weiß ein Mittel, den Präsidenten zu gewinnen und zu versöhnen!" beharrte Schrittel. „Uebermorgen ist sein Namenstag, wie wäre es denn, wenn Sie sich niedersetzten und in golddurchwirkten Frakturlettern eine Adresse verfaßten, die wir dann unterschrieben? Der Präsident weiß, daß Sie ein Kalligraph und Zeichner sind und er würde die Aufmerksamkeit ganz besonders würdigen. Das Wurzbacher feci würde ihn über manchen Frequenzdefect hinwegsehen lassen."

„Bläst der Wind daher? Hat es so viel geschlagen?" brauste Wurzbacher, dem plötzlich ein Licht aufging, entrüstet auf. „Zum Besten hat man mich gehabt? Es war kein Präsident da! Man hat mich nur gefoppt und möchte mich jetzt ausnützen, um gratis zu einer Glückwunschadresse zu kommen, die dem ganzen Bureau zum Verdienst angerechnet würde, und von der ich gar nichts hätte, als die Mühe? Nichts da — ich mache nichts — warum haben Sie Ihren Scherz mit mir getrieben?"

„Seien Sie nicht kindisch, Wurzbacher," intonirte der Bureausenior Adjunct Greisler mit Pathos, „was sollte uns über die Oede des Bureaulebens hinweghelfen, wenn wir uns nicht über uns selbst lustig machten? Seit Belcredi's Pensionsruthe drohend auf dem bureaukratischen Himmel hängt, ist uns so aller Bureauhumor abhanden gekommen und wir sind lauter Ritter von der traurigen Gestalt geworden! Geben Sie ein Beispiel aufopfernder Bureaufreundschaft und schreiben Sie die Adresse. Sie wird, von Ihrer Feder ausgeführt, glänzend ausfallen, und die übrigen Bureau's werden sich ärgern, wenn sie dieselbe sehen werden. Dort pflegt man lithographirte Bogen um einige Kreuzer zu kaufen und höchstens den Namen des Gefeierten in Lapidarschrift auszuführen, einen um so größeren Eindruck wird unsere von Gold und Bronce starrende Adresse machen."

„Ich fürchte, unsere Adresse wird durch einen Staatsstreich, den das Ablassungs-Departement vorbereitet, sehr in Schatten gestellt

werden!" meinte der Concipist Schnirch. „Man murmelt etwas von einem lithographirten Porträt des Präsidenten, welches das Ablassungs-Bureau vorbereitet. Damit wären wir geschlagen — die Adresse rettet uns noch halbwegs!"

„Wohlan denn, so will ich sie machen!" gab Wurzbacher nach und setzte grollend hinzu: „Das Ablassungs-Bureau weiß recht gut, warum es sich nach obenhin insinuiren muß. Weil es geschäftlich wenig leistet, muß es auf künstliche Mittel sinnen, um sich obenauf schwimmend zu erhalten. Warum heißt es denn das Ablassungs-Bureau, als weil es von Allem abläßt — nirgends findet es einen Grund zu weiterem Vorgehen, es kennt nur zwei Schlagworte: Ablassen und Einstellen. In allen Paragraphen, auf die sich diese zwei Schlagwörter beziehen, kann es die Autorität eines Conversationslexikons für sich in Anspruch nehmen. In allem Uebrigen — aber ich schweige lieber, Belcredi hat die Beamten schon so schwarz angestrichen, daß ich nicht in seine Fußtapfen treten und meine Collegen schwarz anstreichen will."

Während Wurzbacher so sprach, wurde die Bureauthüre von außen geöffnet und eine Hand schob durch die so entstandene Spalte einen ungeheuren Stoß Acten in das Zimmer und auf den Tisch, welcher der Thür zunächst stand.

„Da haben wir die Bescheerung!" grollte Wurzbacher in übelster Laune, den Tisch, der eben in so ausgiebiger Weise dotirt worden, in weitem Bogen umkreisend und dabei von Zeit zu Zeit einen scheuen finstern Blick auf den da so plötzlich vom Himmel niedergeschneiten Papierwust werfend. „Das hat mir noch gefehlt — nicht einen Augenblick lassen sie den Menschen ausschnaufen!"

„Man ist nicht umsonst Secretär!" lachte der Concipist Schnirch. „Es wäre sehr angenehm Secretär zu sein, wenn man als solcher nicht alle ämtlichen Ausfertigungen durch seine Unterschrift completiren müßte! Ich kenne Leute, die zeitweilig nicht wissen, wie sie heißen — einem Secretär kann so etwas nicht passiren. Der kann seinen Namen nicht vergessen, da er ihn jährlich einige zehntausend Male unterschreiben muß. Also frisch an's Werk, lieber Wurzbacher — wenn Ihnen damit gedient ist, helfe ich Ihnen — Sie wissen, daß ich Großes leiste im Nachahmen Ihres Namenszuges — lassen Sie mich die oft geübte Kunst an einigen hundert Bescheiden und Decreten erproben! Ich bin ja ohnehin der Rangälteste nach Ihnen und stehe auf der Schwelle zum Secretariat — jede Stelle erfordert ihre Vorbereitun-

gen und auch das Unterschreiben ist eine Kunst, die gelernt sein will. Seinen Namen leserlich hinzuschreiben ist freilich keine Kunst, aber ihn so souverän unleserlich hinzustellen, daß ihn Niemand entziffern kann, das ist eine Kunst, die man sich erst durch langjährige Uebung aneignet. In dieser Kunst leistet Secretär Wurzbacher, so kalligraphisch er sonst zu schreiben weiß, Großartiges."

Wurzbacher nahm den Spott gelassen hin und war glücklich, daß ihm der Concipist die Arbeit erleichtern wollte.

Er näherte sich seinem Schreibtische, der in seinem sorgfältigen Arrangement und mit seiner harmonisch ineinandergreifenden Staffage angenehm abstach gegen den ausgetretenen, aufgewaschenen Fußboden des Bureau's, der lauter Nageleindrücke von den tactischen Aufmärschen Wurzbacher's zur Schau trug, der es liebte, im Bureau auf- und abzugehen, wenn er vom Arbeiten ausruhte.

Die Möbel des Bureau's krankten an zahllosen Defecten, die Stühle bedurften der Anlehnung an die Wand, um nicht aus dem Gleichgewichte zu kommen, die Wände waren angeräuchert, die Fenster trugen eine seltene Ungewaschenheit zur Schau, so daß dem Beschauer derselben sicherlich Göthe's letztes Wort: „mehr Licht" auf die Lippen trat.

Die Gesetzbücher, welche zum Bureau-Inventar gehörten, standen ungeordnet durcheinander, die Acten, die wirr umherlagen, vervollständigten die allgemeine Deroute, bei der sich der Staub, der Alles bedeckte, als Souverän gerirte.

Inmitten dieses Chaos war Wurzbacher's Schreibtisch eine wahre Oase. Seit in Wurzbacher's Hause der unerquickliche Zustand von „zwischen Krieg und Frieden" herrschte und die Plänkeleien mit der Schwiegermutter Wurzbacher ab und zu das „Zu Hause" verleideten, hatte er es sich in der Kanzlei wohnlich und gemüthlich eingerichtet. Er floh dann nicht selten aus dem häuslichen Wirrwarr in die Stille des Bureau's und freute sich des Comfort's und der Ruhe, die ihn da umgab. Er konnte dann mehrere Stunden dasitzen und lesen, während sonst Niemand im weiten Hause war.

Er hatte sich einen Lederfauteuil gekauft und die Wand ringsum mit Landkarten und Porträten von Amtsmatadoren ausgeschlagen. Dort pickte mit behäbiger Langsamkeit eine Schwarzwälder Uhr, über dem Lavoir hing ein schneeweißes Handtuch. Die Gesetzbücher, die Wurzbacher eigenthümlich gehörten, waren alle gleichartig eingebunden und

an all' das Rückenleder war eine Fülle von Goldlettern verschwendet. Das Schreibzeug war mit Federmessern, Stahlfedern, farbigen Siegellackstangen, rothen, blauen und schwarzen Bleifedern und Tinten ausgestattet.

Gab das ganze Detail in seiner malerischen Gruppirung ein wohlthuendes Bild von Nettigkeit, so arbeitete Wurzbacher auch rastlos an der Aufrechterhaltung der harmonischen Ordnung des ganzen Ensemble's.

Das Erste, was er täglich vornahm, wenn er ins Bureau kam, war, daß er seine Blumen tränkte. Mit der Detailkenntniß eines Gärtners von Fach ließ er jeder Blume an Nässe zukommen, was ihr gebührte. Dann prüfte er die Bleistifte, die rothen, schwarzen, weißen und blauen und brachte alle Spitzen in die genaueste Uebereinstimmung. Hierauf griff er nach dem Hasenfuße, fegte den Staub von der Unterlage, rangirte dann die Gesetzbücher, welche vielleicht etwas in Unordnung gerathen waren, so, daß ihre Lederrücken eine untadelhafte gerade Linie bildeten, zog dann die Uhr auf und staubte sein Fauteuil mit dem Schnupftuche ab.

Dann versuchte er alle Stahlfedern, von denen wohl zehn Sorten, in zierliche Halter von unterschiedlich gefärbten Nuancen gepreßt, in schönster Ordnung neben einander lagen. Mit jeder Feder machte er einige Probestriche und wischte sie dann vorsorglich mit einem rothen Tuchausschnitte aus.

Auch heute ging das Alles der Reihe nach vor sich, ehe Wurzbacher an das Unterschreiben ging, das er eben so schleuderhaft betrieb, als er sonst ein gewissenhafter Arbeiter war.

Wenn er ein regelrechtes Concept zu arbeiten beabsichtigte, so nahm er einen halben Bogen, blies über ihn hinweg und begann zu schreiben, so zierlich und geschniegelt, daß ein Buchstabe dem anderen auf ein Haar glich, und seiner Hand unerbittlich Halt gebietend, wenn sie Miene machte, zu extravagiren und in ein rascheres Tempo hineinzugerathen. Wenn ihm etwas Menschliches passirte, wenn er die Feder einmal zu voll nahm und es plötzlich dalag, kreisrund und pechschwarz mitten im weißen Felde, so nahm er nie das Löschpapier oder das Radiergummi zur Hand, sondern cassirte gleich lieber das ganze Concept.

Die Unterschriften aber behandelte Wurzbacher als eine nichtssagende Förmlichkeit mit dem größten Leichtsinne und wenn er ja eine leserliche aus der Hand gab, so löschte sie der Actuar, der ihm die

Schriftstücke unter der Hand wegzog und auf einander schichtete, durch seine hastende Dienstbeflissenheit sicher wieder aus.

Das Unterfertigen ging Dank dem Concipisten, der Wurzbachers Namenszug einige hundertmal imitirt hatte, mit Dampf vorwärts, so daß Wurzbacher plötzlich, den letzten Bogen signirend, sagte:

„So, da wären wir fertig! Lasset uns einmal sehen, was zu unterst liegt! Was seh' ich? Eine Verständigung an mich selbst — ein Auftrag, einen baufälligen Schupfen zu demoliren — das fehlte mir noch — keinen Zins und noch demoliren — das ist die zweite angenehme ämtliche Ueberraschung innerhalb acht Tagen — vorgestern hat der Wucherer Meier das Pfandrecht gegen mich erwirkt — der Secretär beim Handelsgericht, der den Pfändungsauftrag erließ, war collegialer als das Bureau, aus welchem dieser Demolirungsauftrag hervorging, er hat mich davon wenigstens avisirt!"

„Ein Pfändungsauftrag — gegen einen so rangirten Mann wie Sie!" entsetzte sich der Actuar. „Wie ist das möglich — Hausbesitzer und Pfändungsauftrag!"

„Das Haus ist an Allem Schuld!" brummte Wurzbacher. „Habe Einer nur eines! Zuerst die Preußenfütterung und jetzt die Zinsreste! Es ist ein Glück, daß ich hinter die Pfändung kam — meine Frau hätte der Schlag getroffen, wenn der Gerichtsdiener mit derselben ins Haus gekommen wäre — sie weiß nicht, daß ich, da die Parteien zu Gallitermin keinen Zins zahlten, eine Summe gegen einen Wechsel aufnahm; vor drei Wochen war er fällig, ich hatte kein Geld, und dachte eines aufzutreiben, ehe mein Gläubiger den Zahlungsauftrag erwirkt haben würde. Als ich denselben bekam, stellte ich meinem Gläubiger vor, daß der Lichtmeßtermin vor der Thüre sei und ich ihn mit dem ersten Zinse, der eingehen würde, bezahlt machen wolle — der Bursche schien auch einverstanden zu sein mit meiner Proposition und nun hat er doch die Pfändung erwirkt! Das ist ein Skandal — jetzt stehe ich als Schuldenmacher gebrandmarkt da — wenn das zufällig der Präsident erfährt und in die Qualificationstabelle bringt, so bin ich verloren — Belcredi wird mich über die Klinge springen lassen! Ich habe mich aber auch gleich um das Geld umgesehen, Meier befriedigt und veranlaßt, das Pfändungsgesuch zurückzuziehen! Freilich habe ich dabei schrecklich Haare lassen müssen und bin so zu sagen aus dem Regen in die Traufe gekommen. Da wir, als die preußische Occupation

drohte und die Cassen auswanderten, einen dreimonatlichen Gehaltsvorschuß bekommen hatten, der es mir auch einzig ermöglicht hat, die in meinem Hause einquartierten Preußen zu füttern, so konnte ich jetzt nicht wieder um einen Gehaltsvorschuß einschreiten, sondern mußte zum letzten Mittel greifen, das dem Beamten übrig bleibt!"

„Ich errathe!" warf der Bureausenior, Adjunct Greisler, dazwischen. Sie versetzten Ihren Zahlungsbogen! Habe es oft so gemacht, es aber immer bedauert, denn es ist eine traurige Sache, nicht einmal Herr seines Zahlungsbogens zu sein, der des kleinen Beamten einziger Schatz ist!"

„So — nun ist der Zahlungsbogen versetzt," nahm Wurzbacher wieder das Wort, „und über dem zahle ich zwei per mese. Was thut der Mensch nicht, wenn er Geld braucht! Für den Handwerker und kleinen Gewerbsmann sind Vorschußcassen da, die ihm aus augenblicklicher Verlegenheit helfen, — unsereins aber muß seine Zuflucht zu einem Manne nehmen, der nicht erst die Abschaffung der Wuchergesetze abgewartet hat, um vierundzwanzig von Hundert zu nehmen. Wenn sich der Beamte wenigstens protocolliren lassen könnte, wie der Geschäftsmann, dann stünde ihm doch das Ausgleichsverfahren als letzter Trumpf zu Gebot — so aber muß unsereiner, wenn er sich nicht mehr helfen kann, den Concurs ansagen, und dann jagt man ihn fort ohne Pension!"

Wurzbacher hatte sich in den Humor hineingesprochen und sprach die letzten Sätze ohne Bitterkeit, gleichsam im Tone eines Menschen, der sich selbst ironisirt.

„Wie wär's, wenn Sie um eine Personalzulage einschritten, Herr Wurzbacher," warf der Actuar ein. „Sie würden mit Ihren Verdiensten und Ihrer Dienstzeit von 24 Jahren 9 Monaten —"

„Und 25 Tagen!" fiel Wurzbacher, indem er seine Unterlage recognoscirte, ergänzend dazwischen.

„Und 25 Tagen, dieselbe gewiß erhalten!" schloß der Actuar.

Die Personalzulage schien auf Wurzbacher einen tiefen Eindruck zu machen. Er starrte den Actuar lange mit einem Blicke an, der darauf hinzudeuten schien, daß derselbe das Schlagwort für einen Gedanken gefunden, der lange unausgesprochen in seiner Brust geschlummert hatte.

Wurzbacher verließ seinen Schreibtisch und begann im Zimmer auf und niederzugehen. So phlegmatisch er aber sonst diese tactischen Aufmärsche, von welchen die Nägeleinschnitte im bureaulichen Fuß-

boden herrührten, zu bewerkstelligen pflegte, mit solcher Vehemenz marschirte er heute.

Eine fieberhafte Unruhe schien ihn ergriffen zu haben. Das Geräusch, welches er mit dem in seiner Hosentasche deponirten Kleingelde machte — eine Musik, wit der er seine Märsche stets zu begleiten pflegte, — nahm an Intensität immer mehr zu, bis er endlich seine Hand mit einem kräftigen Entschlusse aus der Tasche zog und, sich vor seinem Schreibtische niederlassend, die Schublade dieses letzteren nach allen Seiten hin zu durchstöbern begann.

Allmälig kamen vergilbte Urkunden aus dem engen Verschlusse hervor, in welchem sie jahrelang gelegen.

Wurzbacher entfaltete dieselben, befreite sie von dem ihnen anklebenden Staub und las sie dann mit Behagen.

„Sie sind glücklich," unterbrach der Actuar nach einer Weile das weihevolle Schweigen, „Sie dienen 24 Jahre, 9 Monate und 25 Tage, sind also gewissermaßen ein Veteran und haben eine Masse von schmeichelhaften Documenten, die Ihnen bei der Erwirkung der Personalzulage sehr zu Statten kommen werden!"

„Ja, die Personalzulage," murmelte Wurzbacher, „der Gedanke wäre nicht so übel — ich habe 137 Belobungsdecrete —" und Wurzbacher begann nun seinen Worten Nachdruck zu geben, diese 137 Belobungsdecrete vor seinen Amtsgenossen auszubreiten, und wurde nicht müde, die Gelegenheiten und Anlässe zu detailliren, welche ihm diese Anerkennungsschreiben zu Wege gebracht hatten.

Plötzlich jedoch schnellte er von seinem Sitze in die Höhe, schob mit einer ungestümen Geberde den ganzen Belobungspapierwust, der vor ihm aufgethürmt da lag, auf einen Haufen und sagte:

„Aber das ist Alles Plunder in Belcredi's Augen — was gelten Belcredi Belobungsdecrete — er ist nun einmal den Beamten nicht gut und da nützen mir auch meine 137 Belobungsschreiben nichts. Ich Thor — wie konnte ich auch denken, daß ich während der Aera der freien Bahn eine Personalzulage erhalten würde! Ja, wenn ich eine Flüssigkeit erfände, welche die Schrift von alten Acten wegwischte, damit man das Papier neu verwenden könnte — oder wenn ich eine Erfindung machte, wie man das Siegellack von alten Actencouverts wegkratzen und zu neuen Siegellackstangen zusammenschmelzen kann — dann wäre ich der Mann der Situation. Je kleinlicher die Ersparnisse, desto besser, desto sicherer retten sie den Staat! Wenn man

die blanke Seite eines Couverts zu einem neuen Couvert verwendet, dann werden sicher durch dieses großartige Ersparniß an Papier alle finanziellen Calamitäten Oesterreichs in einem Handumdrehen behoben sein.“

Wie immer, wenn er die kleinlichen Maßregeln Belcredi's kritisirte, so sprach sich Wurzbacher auch diesmal in eine gewisse Erregung hinein und seine Hände zitterten, als er seine 137 Belobungsdecrete zusammenkramte, um sie wieder in den sichern Verschluß zu bringen, in dem sie so lange geruht.

Er war eben im Begriffe, seinen Schreibtisch zuzusperren, als die Bureauthüre von außen aufgerissen wurde und ein strahlendes Gesicht in der Thürspalte sichtbar wurde.

Und eine Stimme, welche offenbar dem Eigenthümer dieses strahlenden Gesichtes angehörte, weil ihr freudig vibrirender Ton zu diesem Gesichte in unverkennbarem Einklange stand, schmetterte in das Bureau die Worte hinein:

„Meine Herren — er geht — Seine Majestät haben seine Entlassung anzunehmen geruht! Soeben hat es der Telegraph dem Herrn Präsidenten gemeldet.“

Der Eindruck, den diese Nachricht auf das Bureau, auf Wurzbacher machte, läßt sich nicht beschreiben.

Alle sprangen von ihren Sitzen auf und starrten einander an — Aller Augen leuchteten — Alle sahen aus, als ob ihnen ein drückender Alp von der Brust genommen worden wäre — keiner frug: wer geht denn eigentlich — jeder wußte, daß unter dem, dessen Entlassung Se. Majestät angenommen, nur Einer gemeint sein könne.

Wurzbacher erholte sich der Erste von der freudigen Ueberraschung.

Der Bote, der die wichtige Nachricht in's Bureau geschleudert, hatte die Thür längst wieder geschlossen und war weiter geflogen, um die Rakete auch in andere Kanzleien zu werfen.

„Meine Herren,“ stammelte Wurzbacher, „Er geht — haben Sie's vernommen? Der Mann der freien Bahn geht — jetzt hoffe ich wieder, daß sich Oesterreich aus allem Wirrwarr, den er durch sein Vorgehen fast zu einem unlösbaren gordischen Knoten gemacht, herausarbeitet! De mortuis nil nisi bene — sein Streben mag ein redliches gewesen sein — aber seine freie Bahn führte zum Chaos, zum inneren Kriege Aller gegen Alle! Es war keine greifbare Autorität

mehr zu sehen, man wußte nicht mehr was gelte, was nicht gelte. Alles war gelockert und in Frage gestellt — es war die höchste Zeit, daß er ging, der nur zu verwirren, nicht zu klären verstand. Meine Herren — ich bin so bewegt, daß ich nicht im Stande bin, zu arbeiten — ich schlage vor, daß wir das Bureau schwänzen, daß wir gemeinsam zur Feier des Falles der freien Bahn ein Glas Wein trinken."

„Ja, ja," stimmte der Concipist zu, „improvisiren wir einen Ferialtag — machen wir es wie an einem Bureauwaschtage — wie wir an solchen Waschtagen, während die Fußböden und Fensterscheiben, die Schreibtische und Sessel einem radikalen Verjüngungsprocesse unterzogen werden, auch unsere Seelen und Gemüther in gemeinschaftlicher Kneiperei zu verjüngen pflegen, so machen wir es auch am heutigen Tage, der für uns, für ganz Oesterreich ein Freudentag ist, weil er den offenen Bruch mit dem Absolutismus, dessen Incarnation Belcredi gewesen ist, bezeichnet, weil er das Einlenken Oesterreichs in die Verfassungsbahn signalisirt."

„Einverstanden!" jauchzte der Actuar, „veranstalten wir unter uns eine Collecte und debouchiren wir auf gemeinschaftliche Kosten. Hoch, die neueste Aera, die der Fall Belcredi's definitiv inaugurirt!"

„Ich halte mit, ich subscribire mit, ich collectire mit, ich zahle mit, ich esse mit, ich trinke mit, ich toastire mit — aber laßt mich nur erst noch ein dringendes Stück aufarbeiten," ließ sich der Bureausenior, Adjunct Greisler vernehmen.

„Was ist's, was fertig werden muß?" haftete Wurzbacher, ganz aus seinem landesüblichen Phlegma heraustretend. „Ich helfe Ihnen!"

„Es ist ein recht fatales Stück!" bemerkte Greisler. „Nichts beengt Einen mehr, als wenn man weiß, daß man etwas schreibt, was in die Oeffentlichkeit kommt, was Jedermann's Kritik über sich ergehen lassen muß!"

„Ich errathe!" fiel Wurzbacher ein, „Sie schwitzen gewiß wieder über einer Kundmachung!"

„Ach!" seufzte der Senior, „ich gäbe etwas dafür, wenn ich die Kundmachungen los würde, und nichts mehr für den Druck arbeiten müßte. So lange ich ein solches Stück auf dem Tische liegen habe, treibt es mich unruhig herum, ich sehe mich aller Orten davon verfolgt, ich kann an keiner Straßenecke vorüber gehen, ohne daß ich an die Kundmachung dächte, die ich zu machen habe. Dann sehe ich im Geiste die Straßen=

ecken von Neugierigen umdrängt, alle Welt liest meine Kundmachung und kritisirt sie. Man kann es doch nicht Jedermann recht machen. Wenn ich Jemandem einen Bescheid herausgebe, so muß er ihn nehmen, wie er ist, und ich brauche die Worte nicht so abzuwägen. Aber für die Ecken und Zeitungen arbeite ich mit einer Aengstlichkeit und Unsicherheit, die ich nicht zu überwinden vermag. Dem Einen kann man nicht genug präcis schreiben, der Andere kann die Sache nicht weitläufig genug haben; gebraucht man Schlagworte, die nach dem Kanzleistyl riechen, so riskirt man, daß sich die Journalisten darüber moquiren, und daß man in die Witzblätter kommt als einer, der am alten Stylzopf festhält; schreibt man journalistisch, so zuckt der Rath mit den Achseln, streicht, tadelt den Romanstyl und der Präsident schreibt vielleicht in entscheidender Stunde in die Qualificationstabelle: Greisler schreibt mehr einen Feuilleton- als einen Kanzleistyl!"

Wurzbacher lachte und meinte:

„Und in unserem mit zwei Sprachen gesegneten Lande soll man es vollends beiden Nationen recht machen! Nehmen Sie Ihr Stück hervor — während Sie die czechische Kundmachung arbeiten, will ich, Ihnen Zeile für Zeile folgend, den verdeutschten Text dem Actuar Schrittel in die Feder dictiren!"

Greisler und Wurzbacher förderten, von Schrittel unterstützt, das Gleichberechtigungswerk mit Dampf, und als das zweisprachige Document fertig da lag, und Schrittel dessen Approbation im Präsidialbureau erwirkt, und dasselbe in's Expedit getragen hatte, wurde der gemeinschaftliche Auszug aus dem Bureau in das gelobte Land einer Weinstube in Scene gesetzt.

Der Bureausenior plaidirte wohl für eine Bierstube, aber er wurde überstimmt. Wurzbacher gab den Ausschlag, indem er sagte:

„Meine Herren! Wenn ich in meiner heutigen freudigen Gemüthsstimmung Bier trinke, könnte ich nicht für mich einstehen, daß ich es bei zwei Gläsern bewenden ließe. Da ich aber strenger Dualist bin, käme ich in Gefahr, mit meinem politischen Prinzip in Conflict zu gerathen. Vom Wein vertrage ich absolut nicht mehr, als zwei Gläser, wenn ich mich auch heute einmal selbst betrügen und mir vom Wirth die größte Sorte von Gläsern ausbitten will — bleiben wir also beim Weinhaus!"

Die übrige Trias stimmte lachend bei, und die vier Antibelcredianer zogen der Weinstube zu.

Ihr Weg führte sie über den Fünfkirchenplatz, auf welchem das Landhaus steht.

Es war eben Landtagssitzung, und Wurzbacher sagte, indem er auf die Fenster zeigte:

„Die Majorität da droben, die nichts von der Beschickung des Reichsrathes wissen will, wenn derselbe der legale Februarreichsrath sein soll, wird sich auch von einem Gruseln beschlichen fühlen, wenn sie die Kunde erfahren wird, die uns in's Weinhaus treibt!"

Die Vier blieben eine Weile vor dem Landhause stehen, vor welchem einige Mitglieder des Schützencorps, welches bei den Landtagssitzungen kraft eines alten Privilegiums als eine Art Ehrenwache aufzog, lebhaft über die Frage debattirten, ob die Commandosprache die deutsche oder die böhmische sein sollte.

Ein hagerer Schneider vertrat in leidenschaftlicher Erregung das czechische Commando, und warf seinen Cameraden vor, daß sie nur den deutschen Ehrenhauptleuten zu Gefallen, die mit dem Austritte drohen, wenn das czechische Commando beschlossen werden sollte, für die deutsche Commandosprache Partei nehmen.

Der Schneider führte in seinem Corps den Spitznamen „die Leiche", weil er vor zwanzig Jahren, als er das Meister- und Bürgerrecht, und damit auch die Aufnahme in das Corps erlangt hatte, so leidend gewesen war, und so herabgekommen ausgesehen hatte, daß seine Corpscameraden, als sie seiner ansichtig wurden, sagten: das nächste Begräbniß, zu welchem die Compagnie ausrücken wird, wird das Begräbniß des neuen Corpsmitgliedes sein.

Und siehe da — zwanzig Jahre vergingen, die Compagnie hatte in diesen zwanzig Jahren einem halben Hundert Leichen das letzte Ehrengeleite gegeben und der Schneider lebte noch, zog noch auf die Wache und demonstrirte noch, denn das Demonstriren war sein Element.

Er mußte sich bis zur Stunde zähneknirschend das deutsche Commando gefallen lassen, aber er übersetzte sich dasselbe mit halblauter Stimme in die zweite Landessprache und commandirte sich auf diese Art selbst czechisch.

Wenn sein Hauptmann in deutscher Sprache rief: „links um, so murmelte der Schneider levo totsch, ehe er die entsprechende Bewegung ausführte. Wenn das Commando „marsch" ertönte, so brummte der Schneider pokrotsch in den Bart, und hatte die

Genugthuung, so doch nur eigentlich dem czechischen Commando zu pariren, da er sein eigener Commandeur war.

Aber nicht blos sprachlich demonstrirte er — er demonstrirte auch präsentirend, wozu ihm das Wachestehen beim Landhause die beste Gelegenheit bot.

So oft eine von den czechischen Koryphäen erschien, zog er das Gewehr an, und wenn er auf dem Posten stand, konnte Vater Palacky und sein schwarzbärtiger Schwiegersohn, Rieger, mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Schneider das Gewehr vor ihnen präsentiren wird. Innerlich rief er sogar in's Gewehr vor den Matadoren seiner Partei, äußerlich aber begnügte er sich, ihnen jene Huldigung zu Theil werden zu lassen, die ganz allein von ihm abhing.

Seine Vorgesetzten gönnten ihm das harmlose Vergnügen, und es hat nie verlautet, daß eine Disciplinaruntersuchung wegen unbefugten Salutirens vor Nichtcorpsmitgliedern gegen ihn eingeleitet worden wäre.

Während die vier Antibelcredianer noch vor dem Landhause standen, begann sich dasselbe zu leeren.

Die Sitzung schien beendet zu sein.

Der Erste, der in seine Carosse stieg, war der Fürsterzbischof Schwarzenberg.

Wurzbacher betrachtete die imposante, schlanke Gestalt des Kirchenfürsten und dessen scharf geschnittene Gesichtszüge, die mehr von Starrsinn als von Güte zeugten, mit Interesse, und sagte zu seinen Gefährten:

„Die Eminenz hatte ihren guten Antheil an der Berufung Belcredi's in das Ministerium, darum sieht sie heute so ernst und trüb darein! Ja, ja, wenn die Actien der Februarverfassung steigen, kann der enragirteste Gegner derselben nicht gut aufgelegt sein! Der Cardinal hat nie die Abhaltung einer kirchlichen Feier in der Domkirche an den Gedenktagen der Februarverfassung erlaubt! Und wenn der böhmische Adel zum guten Theil mit Sack und Pack in's czechische Lager hinüberlief, so hat der Erzbischof seinen guten Theil daran!"

„Wer ist denn der Mann mit dem behäbigen Gesichtsausdruck, der zum Cardinal in den Wagen steigt?" erkundigte sich Schrittel. „Er sieht dem Erzbischof ähnlich, nur sieht er freundlicher aus — ist es vielleicht sein Bruder?"

Wurzbacher nickte mit dem Kopfe und bemerkte:

„Ja, das ist der reichste Cavalier Böhmens! Auf den Landtagen

geht er immer mit der Regierung, weil er gut österreichisch gesinnt ist! Seit Belcredi den slavischen Standpunkt zum Regierungsstandpunkt in Oesterreich machte, stimmte er mit den Czechen, weil diese unter Belcredi den Regierungsstandpunkt vertraten.“

„Kennen Sie nicht den Herrn, der dort neben dem ehemaligen Finanzminister Plener einhergeht?“

„Das ist Graf Hartig, einer der wackersten Champione der Februarverfassung — Sie werden sich erinnern, daß er, als die freie Bahn betreten wurde, mit dem Fürsten Carlos Auersperg und noch zwei liberalen Candidaten sein Mandat niederlegte. Doch trat er wieder in den Landtag, als er von Neuem gewählt wurde, während Fürst Auersperg noch immer schmollt! Sehen Sie die zwei langen Herren, welche jener kleine, im Gesichte rothgefärbte Mann in der Czamara, den man den Stabstrompeter der Wenzelskrone nennt, weil er immer so lebhaft applaudirt, so ehrfurchtsvoll grüßt? Das sind die beiden Brüder Thun; Leo, der so stolz ist auf das Concordat, das er als Cultusminister zu Stande gebracht hat, und Friedrich, der jetzt von einer Katholikenversammlung zur anderen reist, nachdem er früher österreichischer Gesandter in Petersburg, und als solcher beim Czar aller Reussen persona gratissima gewesen!“

„Und der schlanke Herr mit dem fein geschnittenen Gesicht?“ forschte Schrittel, „der den blonden Schnur- und Backenbart so wohlgepflegt hat und durch seinen Doppelstecher so herablassend die Leute mustert — wer ist das?“

„Das ist der hochadelige Alliirte jener Trias, welche Sie da drüben im eifrigen Gespräche auf dem Trottoir wandeln sehen!“ entgegnete Wurzbacher.

„Die Drei kenne ich — wer würde sie überhaupt in Prag nicht kennen?“ sagte Schrittel. „Der schmächtige, kränklich und düster aussehende Mann, der etwas von Robespierre an sich hat, ist Sladkowsky, der Führer der demokratischen Jungczechen; der kleine, kugelrunde Mann, der neben ihm einherschreitet, ist Wawra, der ehemalige Redacteur des selig entschlafenen Hlas, und der Dritte mit dem bleichen, gutmüthigen Gesichte ist der Redacteur der Narodnilisty, Doctor Greger! Alle Drei haben schon etwas durchgemacht, Wawra saß schon 1848, kriegsrechtlich verurtheilt, auf dem Hradschin, und auch Sladkowsky und Greger haben manchen Monat hinter Schloß und Riegel zugebracht.“

„Die Drei sind die leidenschaftlichsten Antagonisten des Deutschthums in Böhmen,“ meinte Wurzbacher, „aber ob sie auch nichts von den Deutschen, vom Dualismus, Cis- und Transleithanien wissen wollen, so sind sie doch insgesammt tüchtige, gescheidte Leute — nur einen gewaltigen Schnitzer haben sie gemacht, indem sie von ihrer politischen Gesinnung abwichen und sich aus Haß gegen die Verfassung mit dem feudalen Adel verbanden, dessen talentvollster Vertreter eben jener Graf Clam-Martinitz ist, dessen blonder, wohlgepflegter Schnurbart Ihnen auffiel. Der Graf hat das Bündniß des feudal gesinnten Adels mit den czechischen Demokraten zu Stande gebracht, um mit deren Hilfe Schmerling zu stürzen und selbst an's Ruder zu gelangen. Aber ich glaube, er hat bezüglich des zweiten Punktes die Rechnung ohne den Wirth gemacht!“

„Sehen Sie dort den überwundenen Standpunkt im nationalen Lager?“ sagte Greisler, auf drei Männer deutend, die eben gemeinschaftlich das Landhaus verließen. Zwei von ihnen waren ganz rüstig ausgeschritten, mußten aber aus Gefälligkeit für den Dritten, der, auf einen Stock gestützt, langsam dahinhumpelte, ihren Schritt mäßigen.

Der älteste von den Dreien geht am elastischesten und setzt den Fuß gar zierlich. Er trägt unter dem Ueberrocke einen Frack, und sein kluges Gesicht hat einen heiteren Ausdruck, welcher gegen den herben, fanatischen Gesichtsausdruck seines um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Nebenmannes vortheilhaft absticht.

Der Jüngere ist einmal einer der schönsten Männer und einer der besten Redner seiner Partei gewesen. Jetzt sind es nur noch „schöne Reste“, sowohl was die Schönheit als die Beredsamkeit anlangt, über welche der ehemalige Demokrat und Volkstribun und nunmehrige Großgrundbesitzer Doctor Rieger gebietet.

Der gemüthlich aussehende alte Herr im Frack ist der berühmte Historiograph des Königreichs Böhmen, ist der „Vater Palacky“, wie ihn die Seinen nennen, und der Dritte im Bunde, der so mühsam einherschreitet, ist der Doctor Brauner, dessen eigentliche politische Rolle von jeher nur darin bestand, seinen Namen als Dritten neben die Namen Palacky und Rieger zu setzen und weitwendige Reden zu halten, die auf die Zuhörer eine einschläfernde Wirkung übten. Vor 1848 soll er als Oberamtmann manchem Bauer haben fünfundzwanzig aufmessen lassen. Jetzt steht er auf dem Standpunkt der Adresse der fünfundzwanzig — Bischöfe.

Jetzt aber gab Wurzbacher dem Actuar, der neben ihm stand, einen sanften Stoß mit dem Ellenbogen, und murmelte, auf eine Gruppe zeigend:

„Dort gehen unsere Leute! Herbst, der Mann des anspruchslosen Aussehens und Vortrages, der den Czechen bei jeder Gelegenheit die Hölle heiß macht, indem er ihre Schwächen mit schonungsloser Schärfe darlegt und mit gewandter Hand den ganzen nebulosen Apparat zerreißt, den man sich drüben sorgsam zurechtgelegt hat; Schmeikal, der Obmann des deutschen Casino, mit dessen angenehmen Vortrage seine angenehmen Manieren gleichen Schritt halten; Görner, der seinen Knebelbart ebenso sorgfältig hegt wie sein politischer Gegner der Graf Clam-Martinitz seinen Schnur- und Backenbart; Höfler, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Czechen im Landtagssaale über die historischen Beziehungen Böhmens zu Deutschland aufzuklären — kommen Sie, meine Herren, nachdem wir uns schließlich an dem Anblick unserer Leute erfreut, wird uns der Wein doppelt schmecken, den wir auf das Gedeihen der neuesten Aera trinken wollen!"

VI.

In Paris.

„Es ist doch eine eigenthümliche Maschine, liebe Mutter, welche unser Zimmerherr in seiner großen Stube aufgestellt hat!" sagte ein Mädchen von ungefähr sechszehn Jahren zu einer Frau, die selbst noch jugendlich aussah und die wir bereits kennen, da sie eben jenes Wiener Kind ist, welches sich im Sturm- und Drangjahre 1848 in ein Verhältniß mit dem Polen Jassanowsky eingelassen hatte, das ihr wenig Segen bringen sollte.

Thekla hatte treu ihrem Geliebten angehangen, der nichtsdestoweniger das Herz gehabt, das Wesen, mit dem er fünf Jahre gelebt, und das manche bittere Stunde mit ihm getheilt hatte, hilf- und schutzlos in Paris zurückzulassen, als er spurlos verschwand, um die österreichische Regierung auf die Fährte der unter seiner und seiner Geliebten Mitwirkung versteckten ungarischen Krone zu leiten.

Was Jassanowsky's Verschwinden noch schmachvoller machte, war der Umstand, daß er in Thekla's Händen ein Kind von kaum dritthalb Jahren zurückließ, welches auch sein Kind war. Aber was lag Jassanowsky an der Geliebten und an seinem Kinde — die erstere hatte er satt und das Kind fiel ihm nur zur Last, da er für dasselbe sorgen mußte. In Oesterreich aber winkte ihm eine Goldernte und ein sorgloses Leben — so ging er denn eines Tages nach Oesterreich und ließ nie wieder etwas von sich hören.

Die Verlassene, die lange schon mit Schmerz das Erkalten seiner Zuneigung für sie gesehen, gab sich bezüglich seiner Rückkehr keiner Illusion hin. Sie verhehlte sich nicht, daß er kaum mehr wiederkehren werde und daß sie auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sei.

Sie hatte sich unter der ungarisch-polnischen Emigration in Paris in den Tagen, da dieselbe noch lebhaft mit Jassanowsky verkehrte, durch ihr angenehmes Wesen manchen Freund gewonnen, der ihr jetzt, wo sie von ihrem bisherigen Beschützer verlassen worden war, hilfreich unter die Arme griff. Die ehemaligen Freunde und Parteigenossen Jassanowsky's waren keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß der letztere Paris in keiner guten, der Sache, als deren Parteigänger er sich bis dahin gerirt, förderlichen Absicht verlassen habe; aber sie ließen seinen Abfall die unglückliche Thekla nicht entgelten, die ganz unschuldig daran war, wenn der Verschwundene einen Verrath an der Sache, die bisher die seinige gewesen, im Schilde führe. Ja sie waren sogar so rücksichtsvoll, es Thekla zu verschweigen, als sich dieser Verrath entpuppt hatte und kein Zweifel darüber aufkommen konnte, daß er es gewesen, der das Versteck der Krone des heiligen Stephan für Geld verrathen.

So wenig die Freunde und Bekannten Thekla's auch zu verwerfen hatten, so machten sie doch eine Collecte unter sich und in Kreisen, die ihnen zugänglich waren, und statteten die Verlassene mit einer kleinen Summe aus, die aber für die Genügsame, welche geschickte Hände hatte und vor keiner Arbeit und Anstrengung zurückschreckte, zur Begründung einer ehrenhaften Existenz ausreichte.

Thekla wurde Putzmacherin und begann, von dem Dachstübchen aus, in das sie sich nach Jassanowsky's Flucht mit ihrem Kinde zurückgezogen hatte, ein kleines, selbstständiges Geschäft, das mit der Zeit, da sie die Frauen der wohlhabenderen Mitglieder der Emigration durch Bestellungen unterstützten, in einen gewissen Flor kam und ihr

die Uebersiedlung in eine bequemere, größere und besser gelegene Wohnung ermöglichte.

Ohne einen offenen Laden zu etabliren, hatte sich Thekla mit der Zeit einen anhänglichen Kundenkreis erworben, der sie in ihrer, im dritten Stocke eines Hauses der Vorstadt Poissonnière gelegenen Wohnung aufsuchte, von welcher sie stets einen Theil an Zimmerherrn vermiethet hatte, denen sie auch die Kost und die Wäsche besorgte, so daß ihr auch von dieser Seite manche dankenswerthe finanzielle Erleichterung wurde.

In den früheren Jahren hatte das polnische Comité die Rücksicht für Thekla gehabt, daß es vermöglicheren Polen, die ihren Aufenthalt in Paris nahmen, die Adresse ihrer Wohnung gab, so daß Thekla die Bestandtheile dieser letzteren, die sie nicht selbst benützte, nie leer hatte. In der letzten Zeit hatte das Comité wohl die ehemalige Geliebte des verschollenen Polen nicht weiter in dieser Richtung berücksichtigt, weil die Verhältnisse derselben eben so günstig geworden waren, daß sie einer solchen Unterstützung nicht mehr bedurfte. Wenn nichtsdestoweniger zumeist Polen bei Thekla wohnten, so kam das ganz einfach daher, daß der, welcher Thekla's Haus aus diesem oder jenem Grunde verließ, entweder weil er von Paris ganz fortging, oder durch sein Geschäft sich genöthigt sah, in einem anderen Stadttheile zu wohnen, die Adresse des Quartiers, in dem er sich wohl befunden, einem Landsmanne gab, der eine Wohnung und überhaupt ein familienhaftes Unterkommen suchte.

So war es gekommen, daß auch jetzt wieder ein Pole bei Thekla wohnte und die zwei Zimmer inne hatte, welche Thekla entbehren konnte, die mittlerweile an ihrer zur Jungfrau herangeblühten Tochter eine wackere Helferin bei der Arbeit gefunden hatte, so daß sie sich nicht mehr so plagen mußte wie früher.

Fanny war ein hübsches, hochgewachsenes Mädchen, welches ihrer Mutter sehr ähnlich sah, nur daß sie von sanfterem Wesen war, obgleich der Kummer, der über Thekla hingegangen war, im Vereine mit dem vorgerückten Alter, den mannhaften, energischen Charakter Thekla's, den wir in den Wiener Octobertagen und später in Ungarn an ihr wahrzunehmen Gelegenheit hatten, längst gebrochen und das Entschiedene in ihrem Wesen gemildert und in passive Duldsamkeit verwandelt hatten.

Die Vorliebe für die Polen hatte Thekla aus dem Schiffbruche

ihrer Beziehungen zu Jassanowsky in die Gegenwart herüber gerettet und darum schien sie es auch nicht mit absolutem Mißbehagen wahrzunehmen, daß ihre Tochter ein gewisses Interesse für den Zimmerherrn kundgab, der seit ungefähr einem halben Jahre ihrem Hausstande angehörte.

Anton Berezowsky — so hieß der junge Mann, der bei Thekla wohnte und ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt war, — machte den Eindruck eines gebildeten Mannes; er war still, bescheiden in seinem Auftreten, sanft in seinen Manieren und eine gewisse poetische Schwermuth, welche namentlich auf Frauen eine so große Anziehungskraft übt, war über sein ganzes Wesen ausgebreitet. Er sprach nicht viel über seine Vergangenheit, aber einzelne Aeußerungen, die er gethan, hatten verrathen, daß dieselbe eine sehr bewegte gewesen.

Er liebte sein Vaterland über Alles und haßte Rußland als den Bedrücker dieses Vaterlandes aus tiefster Seele. Darum schloß er sich dem Aufstande, der im Winter 1863 in Polen ausbrach, mit Begeisterung an. Als dieser Aufstand vorbereitet wurde, war Berezowsky noch sehr jung, so daß man nicht auf seine Mitwirkung rechnete, und ihm daher auch die Vorbereitungen zum Kampfe, die sich mehrere Jahre lang hinzogen, verheimlichte. Er errieth, was vorging, verschaffte sich selbst Waffen und trat, als der Kampf endlich wirklich ausbrach, bei den volhynischen Lanciers ein, deren Befehlshaber, Oberstlieutenant Ruscewsky, keinen besseren, ergebeneren und muthvolleren Soldaten in seinem Corps hatte, als Berezowsky.

Als das Corps der volhynischen Lanciers in mehreren Gefechten von den Russen zersprengt worden war, als ein Schlag nach dem anderen die Insurrection traf, da war Berezowsky in Verzweiflung und weinte wie ein Kind, welches seine Mutter verloren hat. Er achtete nicht den Zorn des Vaters, der ihm befohlen hatte, die Reihen der Aufständischen zu verlassen und heimzukehren, und der ihn seines Ungehorsams wegen jetzt verfluchte. Er klammerte sich vielmehr, auch den Rath Ruscewsky's, er möge, da doch im Augenblick in Polen nichts mehr zu gewinnen sei, sein Leben schonen und es für spätere, aussichtsvollere Unternehmungen retten, in den Wind schlagend, an den letzten Hoffnungsanker an, der sich freilich nur zu bald als ein Strohhalm erwies.

Der frühere österreichische Cavallerieofficier, Gutsbesitzer Dobřinsky sammelte in den Wäldern am linken Ufer des Stry eine Freischaar, die sich zumeist aus den von anderen zersprengten Corps übrig

gebliebenen Elementen recrutirte. Dieser Freischaar schloß sich Berezowsky in seiner Verzweiflung an.

So löwenhaft diese kleine Abtheilung auch focht, so wurde sie doch, kaum daß sie sich formirt hatte, bei Radciwilow von den Russen geschlagen und nach Galizien geworfen.

Berezowsky wanderte mit Hunderten ehemaliger Kampfgenossen zuerst nach Lemberg, von da nach Iglau, um schließlich in Königgrätz internirt zu werden.

In der böhmischen Festung, die zwei Jahre später eine so traurige Berühmtheit erlangen sollte, blieb er nahezu dreiviertel Jahre, und begab sich, als Oesterreich die Internirten frei gab, nach Paris, wo er sich der Mechanik, die er schon früher betrieben hatte, widmete. Er war ein geschickter, denkender Arbeiter, der selbst die gezwungene Muße seines Königgrätzer Stilllebens zu Fachstudien benützt hatte, und auch jetzt in Paris Alles daran setzte, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Da er ein brauchbarer Mensch war, fehlte es ihm nie an Beschäftigung, und er lebte daher in einem gewissen Wohlstande.

Sein Verkehr mit Thekla und deren Tochter war sehr angenehmer Art, und der junge Mann brachte manche seiner freien Stunden bei den Frauen zu, die man ihrem Aussehen nach für zwei Schwestern hätte halten können, da Thekla mehr den Eindruck einer älteren Schwester Fanny's als den einer Mutter derselben machte, so gut hatte sie sich conservirt.

Fanny ließ ihr Auge bei diesem gemüthlichen Zusammensein mitunter mit unverkennbarem Wohlgefallen auf der einnehmenden, hohen und schlanken Gestalt Berezowsky's haften, den man mit seiner hohen Stirn, seinen glänzenden braunen Haaren, zu welchen die broncirte Farbe des edelgeformten Gesichtes ausgezeichnet paßte, und dem ausdrucksvollen blauen Auge, das etwas Sympathisches hatte, einen hübschen, stattlichen Mann nennen mußte.

Manchmal schien es, als ob das Wohlgefallen ein gegenseitiges wäre, als ob sich auch Berezowsky von der anspruchslosen Anmuth Fanny's angezogen fühlte. Wenn er aber im besten Zuge schien, sich dem vortheilhaften Eindrucke, den Fanny auf ihn machte, hinzugeben, that er sich oft mit einer sichtlich erzwungenen Wendung Gewalt an, brach das Gespräch, das in gemüthliche, herzliche Geleise einlenken zu wollen schien, kurz ab, und begab sich in die Einsamkeit seiner Gemächer,

davon das eine, in welchem er seine Kunst übte, wenn er nicht auswärts arbeitete, sehr geräumig war.

So lag immer etwas Befremdendes in Berezowsky's Wesen und sein Benehmen machte den Eindruck, als ob ihm, wenn er sich gehen lassen wollte, immer wieder ein geheimnißvoller Gedanke in die Quere käme, der ihn bestimmte, sich auf sich selbst zurückzuziehen und Fanny gegenüber nicht aus seiner mitunter offenbar mühsam aufrecht erhaltenen Reserve herauszutreten.

Fanny kam immer nur in Berezowsky's Zimmer, wenn dieser abwesend war, um dort Ordnung zu machen und bei diesen Besuchen war ihr eine räthselhafte Maschinerie aufgefallen, deren Entstehungsproceß sie sozusagen hatte verfolgen können, da das Werk sich aus kleinen Anfängen nach und nach entwickelt hatte, bis es jetzt vollendet schien und in dieser Vollendung ein lebensgroßes künstlich zusammengesetztes Pferd darstellte, dessen Hufe auf kleinen Rollen standen, so daß es auf die Beweglichkeit des aus Holz angefertigten mechanischen Körpers abgesehen schien.

Heute sprach nun Fanny zum ersten Male von dem Werke, das ihr in Berezowsky's Arbeitssaale — denn einen Saal fast konnte man die größere seiner zwei Stuben nennen — aufgefallen war, zu ihrer Mutter und regte durch ihre Beschreibung die Neugierde dieser Letzteren an, so daß Thekla lächelnd sagte:

„Wir wollen doch Berezowsky fragen, was das für eine Maschine sei, an der er so lange, und wie es Dir scheint, blos zu seiner Erholung arbeitet!"

Berezowsky, der eben außer Hause in einer großen mechanischen Werkstätte beschäftigt war, kam an demselben Tage später als gewöhnlich nach Hause und schien ungewöhnlich aufgeregt zu sein und zwar in nicht unangenehmer Art.

„Wo waren Sie heute so lange, Herr Berezowsky?" fragte Thekla, als sich alle Drei zur Mahlzeit niedergelassen hatten. „Der Tisch ist heute schon lange gedeckt und Sie haben unserem Appetit eine harte Geduldprobe auferlegt!"

„O ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame!" entschuldigte sich Berezowsky. „Meine Cameraden haben mir gesagt, daß die Luxemburger Frage sich immer mehr verwickle und da trieb mich meine Neugierde in ein Café!"

„Was ist das: die Luxemburger Frage, Herr Berezowsky?"

frug Fanny naiv mit einem reizenden Aufschlage ihrer großen schwarzen Augen, die sie von der Mutter geerbt hatte.

„Das will ich Ihnen in wenigen Worten sagen, Mademoiselle!" entgegnete Berezowsky lächelnd. „Deutschland ist bei Königgrätz über Nacht groß geworden, so groß, daß Frankreich eine Gefahr in dieser Vergrößerung sieht und an eine Compensation denkt. Es möchte es gar zu gerne so machen, wie in Italien, wo es gegen die Abtretung von Savoyen und Nizza Italien die Erlaubniß gab, zu wachsen. Deutschland aber sagt: ich bin gewachsen ohne Frankreich, ich bin kein Italien und gebe nichts her. Woher nun die Compensation nehmen, ohne Deutschland herauszufordern, welches über das Zündnadelgewehr gebietet und unverzüglich zu einem großen Ganzen zusammen schießen würde, sobald man seine nationale Empfindlichkeit reizte? Da verfiel der Kaiser Napoleon auf das Großherzogthum Luxemburg, welches dem König von Holland gehört. Früher war Luxemburg wohl ein Bestandtheil des deutschen Bundes, aber der deutsche Bund ist bei Königgrätz gesprengt worden, also kann der König von Holland über Luxemburg frei verfügen. So wenigstens argumentirte der Kaiser Napoleon und machte dem König von Holland eine Kaufsofferte bezüglich des Großherzogthums. Der König von Holland braucht Geld und griff also zu, der Handel war abgeschlossen, Alles auf's Beste eingeleitet, als der König von Holland die Unvorsichtigkeit beging, Preußen vorzeitig von dem abgeschlossenen Handel in Kenntniß zu setzen. Dadurch drang eine sehr delicate Unterhandlung, deren Fäden der Kaiser allein in den Händen halten wollte, und die einen ganz vertraulichen Charakter hatte, in die Oeffentlichkeit, der Schwerpunkt des Luxemburger Handels wurde nach Berlin verlegt, Preußen schlug an's Schwert, sagte: ich weiche nicht aus der Festung Luxemburg, selbst wenn die Franzosen das Großherzogthum gekauft haben sollten, und macht nun vollends Miene, die Luxemburger Frage zu einer deutschen Frage hinaufzuschrauben, um die Gemüther in Deutschland sich erhitzen zu lassen und so rascher die nationale Einigung unter seiner Führerschaft zu Stande zu bringen."

„Sie glauben also, Herr Berezowsky, daß es zu einem Kriege kommen könnte?" frug Fanny, die Arbeit in den Schooß legend.

„Gewiß ist, daß sich Frankreich seit einigen Wochen in dem ungemüthlichen Zustand zwischen Krieg und Frieden befindet!" gab Berezowsky zurück. „Der Kaiser Napoleon ist in einer fatalen Situation, besonders wenn jene Version über den Luxemburger Handel

die richtige ist, welche behauptet, daß man ihm, als Benedetti bald nach Königgrätz die Compensationsfrage in Berlin zur Sprache brachte, selbst von Berlin aus den Gedanken an Luxemburg nahe legte. Wenn das wahr sein sollte, so muß der Kaiser jetzt das bittere Gefühl haben, daß ihn Bismark dupirt habe. Wie dem auch sei, die Rüstungen werden seit einiger Zeit in Frankreich sehr ernst betrieben, und wenn der Kaiser heute in der Lage wäre, der Million preußischer Zündnadelgewehre auch nur eine halbe Million Chassepotgewehre entgegenstellen zu können, so hätten wir wohl schon heute den Krieg."

„Sie sagen das in einem Tone, Herr Berezowsky, als ob Ihnen der Krieg Freude machen würde!" bemerkte Fanny.

„Ich wünsche den Krieg, weil ich von ihm gute Folgen für mein theueres Vaterland erwarte!" rief Berezowsky mit großer Lebhaftigkeit. „Die Luxemburger Frage würde mich an sich wenig interessiren, aber wenn ich bedenke, daß sie einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland entzünden kann, so pocht doch mein Herz höher. Sagt man doch, daß sich Preußen die Allianz Rußlands gesichert habe, daß es eben darum so zuversichtlich auftrete. Ist aber Rußland wirklich mit Preußen verbündet, dann wird in dem großen Kriege, der entbrennen wird, der Kaiser Napoleon gewiß alle Minen springen lassen, und vor Allem die Polen unterstützen, damit sie sich von Neuem gegen Rußland erheben können. Für Polen leuchtet also eine neue Hoffnung, wenn es wegen der Luxemburger Frage zum Kriege kommen sollte. Darum habe ich eine große Freude gehabt, als ich heute im Café in dem officiösen Journal de Bordeaux ungefähr Folgendes las: Ein Schmerzensschrei führte Frankreich vor acht Jahren nach Italien, ein Schmerzensschrei dürfte Frankreich in der nächsten Zeit über den Rhein führen. Preußen zieht in Deutschland mehr als ein Venetien, mehr als eine Lombardei groß, und der preußische Gensdarm wird von Itzehoe bis Wiesbaden und Darmstadt noch mehr gehaßt, als ehemals der Croat auf dem Mailänder Corso!"

„Das klingt nicht sehr friedlich!" meinte Thekla kopfschüttelnd. „Aber sind Sie wirklich überzeugt, Herr Berezowsky, daß es der Kaiser der Franzosen mit Polen gut meine, und daß er nicht blos die Polen vorkommenden Falles für sich ausnützen würde, um sich von ihnen in blutiger Arbeit die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen und sie dann preiszugeben und fallen zu lassen?"

„Wer kann einem Andern in's Herz sehen," murmelte Bere-

zowsky düster, setzte aber alsbald mit steigender Zuversicht hinzu: „Aber der Kaiser hat Italien geholfen — er wird auch, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu bieten sollte, Polen helfen. Er hätte den Polen vielleicht schon geholfen, wenn nicht dieses unglückselige Mexiko dazwischen gekommen wäre, das Frankreichs Kraft lähmte und es hinderte, 1863 für Polen in die Schranken zu treten. Der Kaiser Napoleon liebt Polen und haßt Rußland, das ist meine Ueberzeugung. Sagte der Kaiser nicht erst unlängst, als sich gleichzeitig mit der Sage von einer Verfassung, die der Czar den Russen verleihen wolle, die Nachricht verbreitete, daß vierzigtausend russische Soldaten ausgehoben werden sollen: Das ist die wahre russische Verfassung! Ist es nicht bekannt, daß er dem Marquis Pepoli, als ihm dieser, von seiner russischen Reise zurückgekehrt, vorstellte, daß sich die russische Regierung in einer äußerst schwierigen Lage befinde, daß die öffentliche Meinung in Rußland über alle Maßen gereizt sei, und der Kaiser Alexander schon wegen der Stimmung der Armee nicht daran denken könne, den Polen Zugeständnisse zu machen, entgegnete: Lieber Vetter, man sieht, daß Sie in Petersburg gelebt haben! Alle diese Dinge haben Sie sich einreden lassen: wenn mir die Russen von öffentlicher Meinung sprechen, was soll ich sagen?"

Berezowsky hielt einen Augenblick inne, um dann mit erhöhtem Feuer fortzufahren:

„Ja, ich glaube an ihn und an die, welche in seiner Nähe das Wort für mein unglückliches Vaterland führen — an den Prinzen Napoleon und an den Grafen Walewsky. Ich glaube, daß er nach dem Falle von Puebla, als er glaubte, nun bald in Mexiko freie Hand zu bekommen, in einer Anwandlung von Großherzigkeit sagte: Gebt mir die Karte von Polen! Wie oft hat er nicht gesagt: die Polen müssen ihre Wünsche zügeln wie die Italiener, und so durchblicken lassen, daß er gelegenheitlich für die Polen dasselbe thun wolle, was er für die Italiener gethan? Ja, ja, ich glaube an seine Worte, und er sagte eines Tages: Ich habe über viele Punkte mein Jugendurtheil geändert, aber über die Polen denke ich noch wie vor zwanzig Jahren; ich, der ich durch achtzehn Jahre — von 1830 bis 1848 — Louis Philipp seine Feigheit wegen Polens vorgeworfen habe, sollte nichts für diese Nation thun? Das würde mich entehren — ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, aber Geduld!"

„Ich wünsche Ihren Landsleuten das Beste, Herr Bere-

zowsky," sagte Thekla, „aber ich denke, daß es doch ein Unglück wäre, wenn es heuer zum Krieg käme. Oder glauben Sie nicht, daß es ein ungeheurer Schlag für die französische Industrie und auch für die Pariser Bevölkerung wäre, wenn die so großartig vorbereitete Weltausstellung in die Brüche gehen sollte?"

„Aufrichtig gesagt," entgegnete Berezowsky mit einem seltsamen Lächeln, „interessirt mich diese bevorstehende Ausstellung nur wegen der Monarchenbesuche, die sie im Gefolge haben wird. Behalten wir Frieden, so wird der Kaiser gewiß Alles daran setzen, alle auswärtigen Herrscher nach Paris zu locken und so den Parisern Schauspiele zu bereiten, die den Reiz der Neuheit haben."

„Ich hätte nicht gedacht, Herr Berezowsky, daß Sie so neugierig sind und an solchen Schaustellungen Gefallen finden können, wie sie natürlich von Monarchenbesuchen unzertrennlich sind," bemerkte Fanny lächelnd, „ich habe Sie für viel zu ernst gehalten, als daß ich hätte glauben sollen, daß Einzüge, Paraden, Revuen, Feste und Illuminationen auf Sie Eindruck zu machen im Stande wären!"

„Mich interessirt in der That auch nur ein Monarchenbesuch," gab Berezowsky zurück, indem ein düsteres Feuer aus seinen schönen, braunen Augen sprühte. „Ich will lediglich den Kaiser von Rußland, den Feind meines Vaterlandes kennen lernen."

„Schade, daß der Kaiser von Rußland gegen Polen so rücksichtslos ist," sagte Thekla mit einem Seufzer, „er soll sonst ein vortrefflicher Mann sein und was er für die Emancipation der bis zu seiner Thronbesteigung in sklavischer Knechtschaft lebenden Classen seiner Unterthanen gethan hat, beweist, daß er ein aufgeklärter Mann sei, mit seinen Anschauungen auf der Höhe der Zeit stehe, und vor Allem, daß er ein gutes Herz besitze. Die Aufhebung der Leibeigenschaft allein sichert ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte seines Volkes, in der Geschichte der europäischen Civilisation."

Berezowsky schwieg und machte Miene sich zu erheben.

„Aber sprechen wir nicht vom Czar," sagte Thekla, als sie die Mißstimmung Berezowsky's gewahrte, „ich begreife Ihre Abneigung gegen Alexander II., der Ihrem Vaterlande gegenüber mehr in die Fußtapfen seines hartherzigen Vaters Nikolaus als in jene seines den Polen wohlgesinnten Oheims Alexander I. tritt. Lassen wir die Politik und unterhalten wir uns von gleichgiltigen, harmlosen Dingen, die Sie nicht aufregen, Herr Berezowsky. Meine Tochter

erzählte mir, kurz bevor Sie kamen, von einer eigenthümlichen Maschinerie, die Sie in Ihrem Zimmer aufgestellt haben und wir nahmen uns vor, Sie deshalb zu fragen. Das Pferd, welches Sie gebaut haben, ist doch kein trojanisches Roß, das Unheil in seinen Eingeweiden birgt?"

Indem Thekla, welche ihre scherzhafte Rede mit einem Lächeln begleitet hatte, Berezowsky ansah, erschrack sie über den starren Blick, mit dem sie derselbe festhielt.

„Wie kommen Sie vom Czaren gerade auf das Pferd?" rief er hastig und mißtrauisch.

„Sie haben Recht," entgegnete Thekla kleinlaut, „es ist kein Zusammenhang zwischen den beiden Gesprächsstoffen — aber wir wollten doch das frühere Thema, welches Ihnen offenbar unangenehm war, abbrechen."

„Ich danke Ihnen für Ihre Zartheit, Madame," fiel Berezowsky Thekla in die Rede. „Es war lächerlich von mir, einem Zusammenhange zwischen unserem früheren Gesprächsstoffe und dem Thema, das Sie jetzt anklingen ließen, nachgrübeln zu wollen — verzeihen Sie mir, Madame, daß ich mich nicht gleich auf dem neuen Gebiete, auf das Sie die Unterhaltung so plötzlich gelenkt, zurecht finden konnte — Polen und der Czar sind so ernste, so furchtbar ernste Gegenstände — und das Pferd — das Pferd, das Fräulein Fanny aufgefallen ist — das ist eine bloße nichtssagende Spielerei — ein mechanisches Experiment."

„Wahrscheinlich handelt es sich dabei um die Lösung eines interessanten mechanischen Problems?" frug Thekla.

„Ganz richtig," nickte Berezowsky mit dem Kopfe. „Als ich in Königgrätz internirt war, hatte ich einen Kasematten- und Schlafgenossen, der gleichfalls ein Mechaniker war. Er war ein aufgeweckter Kopf, hatte sich aber vor Jahren, als er sich in einer großen Nothlage befand, zu einem dummen Streich — zu einem Verbrechen hinreißen lassen. Er mißbrauchte seine Gewandtheit und Kunstfertigkeit in den mechanischen Arbeiten zur Anfertigung von Banknoten. Er machte sie täuschend ähnlich nach, aber man kam ihm bald auf die Spur, machte ihm den Proceß und verurtheilte ihn zu zwölfjährigem Kerker. Die ersten Jahre seiner strengen Haft verbrachte er in der Strafanstalt von Gradiska, in der Mitte der fünfziger Jahre, als die ehemalige Abtei Karthaus bei Gitschin zu einer Strafanstalt eingerichtet worden war, wurde er

dahin transportirt und seine Strafzeit endete gerade, als die polnische Revolution im Jahre 1863 ausbrach. Er war Pole und hatte keine Beschäftigung — so kam es, daß er sich der Bewegung anschloß. In Karthaus nun hatte er sich damit beschäftigt, einen selbstfahrenden Wagen zu construiren*) und das Experiment gelang ihm auf origineller Grundlage. Als wir in Königgrätz Kasemattengenossen wurden, kam er auf seine Erfindung zu sprechen, erläuterte mir dieselbe und mich interessirte die Sache so, daß ich mir vornahm, in meinen Mußestunden zur Erprobung des dem selbstfahrenden Wagen zu Grunde gelegten Principes ein selbstreitendes Pferd zu verfertigen."

---

*) Als ich im Sommer 1867 die Schlachtfelder in Böhmen bereiste, kam ich auch nach Karthaus und fand daselbst in der Tischlerwerkstätte einen Mann, an dessen Körper Alles in fieberhafter Beweglichkeit zuckte und der unverdrossen an einem Modell einer dreiläufigen Hinterladungskanone arbeitete, die 120 Schüsse in der Minute geben soll. Diese Kanone ist die letzte Hoffnung des Mannes, eines Mechanikers, der wegen Banknotennachahmung zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt ist.

In der Lackirerwerkstätte empfing mich ein junger Mann von ziemlich feinem Aussehen mit einer höflichen Verbeugung; es war Marcher, das ehemalige Mitglied des Harmonietheaterorchesters, der in der Brühl seinen Schneider ermordet hat. Vor der Miniatursynagoge stand eine Gruppe von Juden und bat mich einzutreten — der bärtige Mann, der mir in der Synagoge Alles zeigte und erklärte, hatte sein Weib vergiftet.

Karthaus, wo bis zum Jahre 1785 die sterblichen Ueberreste Wallensteins lagen, ist bekanntlich gegenwärtig die großartigste Strafanstalt Oesterreichs, in welche alle Verbrecher aus Cisleithanien gebracht werden, die zu mehr als zehnjährigem schweren Kerker verurtheilt sind. Es ist eine Genossenschaft von Mördern, Räubern, Mordbrennern, Falschmünzern, qualificirten Dieben und Betrügern, die heute, gegen 800 Köpfe stark, die Karthause bewohnt. Kettengerassel ertönt in der Nähe der schönen Kirche, in welcher so lange einer der größten Feldherrn Europa's an der Seite seiner ersten Gemalin geruht.

An dem Tage, an welchem ich mit hoher Bewilligung in die Karthause eintrat, herrschte in derselben große Bestürzung, denn in der letztverflossenen Nacht waren neun der ärgsten Subjecte entwischt. Sie gehörten zu jener ausgewählten Bande, welche im Mai 1867 in Karthaus eine große Revolte angezettelt hatte. Damals weigerten sich die Sträflinge fünf Tage lang, irgend ein Essen anzunehmen. Hunderte, die sich gerne gefügt hätten, mußten sich dem Terrorismus beugen, den einige Dutzend verwegener Gesellen auf sie ausübten, und nolens volens mithungern. Die Rädelsführer dieser Emeute wurden in Einzelzellen gethan, in denen sie sich zum größten Theile noch befanden, und selbst zu ihren Spaziergängen war ihnen ein eigener Hof angewiesen worden. Neun dieser Sträflinge, welche gemeinschaftlich eine Schlafstube inne hatten, fanden Mittel, die eisernen Bettstätten

„Werden Sie auch einen Reiter auf das Pferd setzen, Herr Berezowsky?“ fragte Fanny mit muthwilligem Lachen.

Berezowsky stutzte von Neuem, und die Bemerkung schien ihn eben so zu frappiren, wie ihn die Anregung des von ihm construirten Mechanismus von Seite seiner Hausfrau überhaupt betreten gemacht hatte.

---

vom Erdboden loszuschrauben, mehrere derselben auf einander zu schichten, auf der so gewonnenen Grundlage zum Plafond zu gelangen, in denselben ein Loch von zwei Fuß im Durchmesser zu reißen und durch dieses Loch den Boden und von diesem das Freie zu erreichen.

Vor mehreren Jahren war in Karthaus ein noch merkwürdigerer Fluchtversuch in Scene gesetzt worden. Zwei Zellengenossen war es gelungen, durch das Ofenloch auf den Corridor und aus diesem in einen von dicken Eisenstangen eingefaßten Brunnenraum zu gelangen, der auf einen Haupthof hinausgeht. Sie beseitigten ein Paar der massiven Stangen und standen nun mitten im Hofe, im Centrum der castellartig abgeschlossenen, von einer Compagnie Soldaten bewachten Räumlichkeiten. Es gelang ihnen über die Dächer hinweg das Freie zu gewinnen, und Karthaus hätte sie wohl nicht so bald wiedergesehen, wenn sie die so mühsam und gefahrvoll errungene Freiheit nicht selbst sofort wieder leichtsinnig auf's Spiel gesetzt hätten. Es ist kaum glaublich — aber die Beiden hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich zu betrinken. Sie brachen irgendwo ein, wo sie Branntwein vermutheten, tranken sich voll und am nächsten Tage fand man sie schlafend auf offener Landstraße.

Die Musikkapelle, welche aus fünfzig Musikern besteht, die unter der Leitung des Seelsorgers große Musikstücke exakt und virtuos ausführen — ich hörte ein großes Potpourri aus dem Troubadour in Karthaus — ist geradezu ein Unicum in der Welt. Oder wo fände man sonst ein aus 50 Capitalverbrechern zusammengesetztes Orchester?

Interessanter noch als die menschenwimmelnden Arbeitssäle und Corridore von Karthaus sind die Räume, welche bei Strafverschärfungen benützt werden. Mein Führer machte mich, als wir einen wohlverwahrten Corridor entlang gingen, in welchem Wachmänner mit auf den Gewehren aufgepflanzten Bajonneten auf und nieder wandelten, auf eine kleine viereckige Fensterlucke aufmerksam, die in einer Thür angebracht war. Durch die Lucke blickend sah ich einen schmalen Raum, in dessen tiefstem halbdunklen Winkel eine zusammengekauerte Gestalt saß, die in's Leere vor sich hinstarrte, und sobald sie sich beobachtet sah, einen stumpfsinnigen Blick auf die Thür richtete. „Das ist die Einzelzelle,“ sagte mein Cicerone, „und hier ist die Dunkelzelle,“ fuhr er fort, eine vollkommen dunkle Zelle öffnend, in der sich natürlich Niemand befand. „Wollen Sie es versuchen?“ setzte er lächelnd hinzu, ließ mich eintreten, und schloß die Thür von Außen hinter mir zu, so daß ich plötzlich in einem nachtdunklen engen Raume stand, und keinen Schritt machen konnte, ohne mit den Händen auszugreifen, wenn ich mir nicht den Kopf an der Mauer zerschellen wollte.

„Du bist doch recht kindisch, Fanny!“ fertigte Thekla die Tochter ab, und fuhr dann, zu Berezowsky gewendet, fort: „Ist Ihnen die Arbeit gelungen, Herr Berezowsky? Wird das Pferd wirklich von selbst gehen?“

Berezowsky hatte sich mittlerweile wieder beruhigt, und sagte: „Ich glaube, daß ich nicht umsonst gearbeitet habe! Bisher hat

---

Als ich die Karthause verließ, und dabei das Zimmer der Oberin passirte — Nonnen haben nämlich die Verwaltung in Karthaus in Händen — fiel mein Auge auf eine junge, weinende Nonne. Als ich mich theilnahmsvoll erkundigte, warum sie weine, erzählte sie, daß so eben ein Sträfling verschieden sei, der erst gestern die Anstalt verlassen habe, in der er eine zwölfjährige Kerkerstrafe bis auf den letzten Tag abgesessen. Er war dem Anscheine nach frisch und gesund fortgegangen, hatte aber in der freudigen Aufregung seine Mütze zurückgelassen. Als man dieselbe fand, und sich erkundigte, ob der Mann noch in der Nähe sei, erhielt man den Bescheid, daß er draußen versehen werde. Das Glück, die Freude hatten ihn getödtet, — sein Weib und seine drei Kinder, die endlich wieder zu sehen er sich so sehr freute, sollten ihn nicht mehr sehen. „Und er war einer der Bravsten“ — schluchzte die junge Nonne.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich die Sehnsucht nach Freiheit bei den Häftlingen in dem Maße steigert, als ihre Strafzeit zu Ende geht, so daß sie zuletzt entschieden krankhaft wird. Es wurde mir in dieser Richtung noch ein eigenthümlicher Fall erzählt. Ein den besseren Ständen angehöriger Mann hatte die zwanzig Jahre, zu welchen er wegen eines Mordes verurtheilt worden war, nahezu abgesessen. In wenigen Monaten sollte er frei werden. Er hatte sich bis dahin einer eisernen Gesundheit und einer trefflichen Constitution erfreut. Von dem Augenblick aber, wo er die Zeit, die er noch in Karthaus zuzubringen hatte, mit fieberhafter Spannung nur mehr nach Tagen zu zählen begann, ging er in merklich schneller Weise ein. Die Sehnsucht nach der Freiheit zehrte ihn sichtlich auf — vierzehn Tage vor der gänzlichen Abbüßung seiner Strafe war der Mann eine Leiche.

Als ich Karthaus verließ und über Gitschin nach Kneschnitz fuhr, wo die Schlacht von Gitschin am 29. Juni 1866 angefangen hatte, begegnete ich dem General Lamarmora, der die Schlacht bei Custozza gegen Erzherzog Albrecht verloren, und der nun die böhmischen Schlachtfelder, auf denen auch Venedig für Italien erobert wurde, besichtigte. Die Häuser auf dem Ringplatze von Gitschin tragen noch Kugelspuren, in den Dörfern an der Straße sieht man oft ganze Hausfronten von Kugeln zerfetzt. Kneschnitz ist noch jetzt ein Schutthaufen, aus welchem ein neuer, im Aufbau begriffener Ort entsteht. Es sind Gehöfte da, welche so ganz weggebrannt sind, daß kaum einige Backsteinruinen und verkohlte Balkenstümpfe die Stelle bezeichnen, wo ein Haus gestanden. Selbst Gartenmauern sind zerstört, und Thorflügel hängen halb freischwebend in der Luft. Aus den Straßengräben ragen Kreuze in die Höhe, bald Einzelgräber, bald große, gemeinsame Grabstätten markirend.

der Mechanismus wenigstens nie versagt, wenn ich ihn aufzog — das Pferd rollte dahin, als ob es sich selbst in Trab gesetzt hätte!"

„Das müssen Sie uns einmal zeigen, Herr Berezowsky!" rief Fanny.

„Die Vorrichtung ist einfacher, als Sie wohl denken, Madame!" wandte sich Berezowsky, Fanny's Aufforderung, wie absichtlich überhörend, an Thekla. „Wenn Sie je die Eisenbahn bei Lüttich benützt haben, so werden Sie bemerkt haben, daß der Zug an einer Stelle, wo die Steigung für die Locomotive unüberwindlich wäre, ohne Locomotive in Bewegung gesetzt wird. Es ist das dasselbe Princip, welches dem selbstfahrenden Wagen meines Landsmannes zu Grunde lag, und welches ich nun auch für mein selbstreitendes, oder genauer selbstrollendes Pferd benützt habe!"

Bald darauf, nachdem Berezowsky die Neugierde der beiden Frauen befriedigt hatte, verließ er sie, um sich in seine Zimmer zurückzuziehen.

Das Erste, was er hier vornahm, war, daß er an den Schubläden seines Kastens herumtastete, um sich zu überzeugen, ob sie auch wohl verschlossen seien.

„Alles ist zu, und den Schlüssel habe ich in der Tasche — einen Augenblick fürchtete ich wirklich, daß sie mir den Kasten durchstöbert haben!" murmelte Berezowsky. „Die Anspielung auf den Reiter besonders kam mir so verfänglich vor, zumal, wenn man sie damit zusammenhielt, daß meine Hausfrau von dem Czar unmittelbar das Gespräch auf mein Pferd gelenkt hatte — und noch immer ist's möglich, daß sie in meinem Kasten gewesen sind, und die Maske des Czaren entdeckt haben — sie können einen Schlüssel haben, der zu meinem Kasten paßt — ich will doch gleich sehen, ob Alles so liegt, wie ich es hingelegt habe!"

Berezowsky öffnete den Kasten, warf einen Blick voll Spannung in denselben, sagte jedoch alsbald im Tone vollster Ueberzeugung:

„Es ist Niemand in meinem Kasten gewesen!"

Als er schloß, murmelte er:

„Ich werde Fanny von meinem Zimmer fern zu halten suchen, ihre Neugierde ist einmal rege gemacht! Ich muß nachdenken, wie ich das am unbefangensten anstelle!"

VII.

Bei den Freimaurern.

In eine Equipage, welche vor einem der stattlichsten Paläste Wiens stand, stiegen eine Dame und ein Herr. Die Dame, welche ihrer ganzen Haltung nach den höchsten Ständen angehörte, haben wir noch nie gesehen, wenn wir auch einmal flüchtig ihren Namen erwähnen hörten, als die Gräfin von Hermannsburg in der Unterredung, die sie in Linz mit dem Pater Cornelius Giesebrecht hatte, den Namen einer hochgestellten Dame nannte, von der sie erfahren, daß der Freiherr von Beust große Chancen habe, österreichischer Minister zu werden.

Der Herr, der die Dame, welche ihr Antlitz verschleiert hat, begleitet, ist dagegen ein alter Bekannter, denn wir erkennen in ihm auf den ersten Blick den Pater Cornelius Giesebrecht.

Die Beiden fahren auf die Wieden und lassen den Wagen in der Nähe des Theaters halten, welches aber bereits geschlossen ist, denn zehn Uhr ist es lange vorüber und auch in den Straßen herrscht nur mehr ein geringer Verkehr.

Der Pater führt die Dame raschen Schrittes durch mehrere Gassen, bis er in einer der schmalsten und unbegangensten vor einem unansehnlichen Hause stehen bleibt und die Glocke zieht.

„Sind die Herren heute wirklich versammelt?“ frägt der Pater in vertraulichem Tone den Mann, der auf das Glockenzeichen die Hausthüre geöffnet hat.

Der Befragte nickt mit dem Kopfe.

„Führen Sie uns also in das Zimmer, von dem aus wir die Versammlung belauschen können!“ forderte der Pater den Pförtner auf.

„Ich hole die Laterne!“ entgegnete der Pförtner.

„Haften Sie auch dafür, daß wir selbst ungesehen bleiben, und daß Niemand in der Versammlung die Entdeckung machen kann, daß Lauscher in der Nähe sind?“

„Seien Sie unbesorgt!“ entgegnete der Hausmeister. „Ich führe

Sie über die kleine Treppe direct in ein Zimmer, in welchem Sie durch eine kleine Oeffnung, die ich in die Thür geschnitten und maskirt habe, Alles beobachten können, was in dem großen Zimmer nebenan vorgeht, in welchem die Herren versammelt sind."

Nachdem der Hausmeister die Laterne geholt hat, steigen die Drei im Hofe eine schmale Treppe empor und betreten ein matterleuchtetes Zimmer.

„Da drinnen sind sie!" flüsterte der Führer, „und hier ist die Oeffnung in der Thüre!"

Die Dame tritt hastig zu der bezeichneten Stelle, und als sie ihr Auge neugierig der kleinen Oeffnung nahe bringt, blickt sie in ein hellerleuchtetes und seltsam eingerichtetes Zimmer, dessen Fenster verhängt sind, und über dessen Thür, von Holz zierlich und glänzend geschnitzt, das Auge Gottes schwebt, von dem nach allen Seiten Strahlen ausschießen, welche auseinander weichende Wolken verscheuchen. Die Strahlen, welche senkrecht herabfallen, bescheinen den gekrönten Kopf einer Schlange, die sich zu einem schlanken Ringe abrundet. Der Schlangenkopf scheint geflügelt, und den Durchmesser des Ringes bilden zwei Hände, die ineinander liegen.

Von diesen verbundenen Händen gehen abermals zwei Strahlen aus; der eine fällt wie verklärend auf eine Weltkugel, die von einem Fernrohre überragt ist, dessen Postament mit den Symbolen des Freimaurerordens, der Kelle und dem Hammer, bedeckt ist. Der zweite Strahl fällt auf die Gestalt eines leidenden Menschen, der, den Hut nach Bettlerart ausstreckend, eine Krücke unter dem Arme, halbnackt an einem Baume lehnt.

In der Mitte zwischen dem Bettler und der Weltkugel steht eine Pyramide. Ein abgebrochener, epheuumrankter Säulenschaft dient dem ganzen Bilde zur Staffage und hebt die Bedeutung des die Intentionen und die Symptome des Freimaurerordens veranschaulichenden Tableaus.

In dem Zimmer befinden sich ungefähr acht Personen zu einer Gruppe vereint, und vor dieser Gruppe ausgebreitet liegen auf dem Fußboden die Embleme des Freimaurerordens.

Jeder der Acht ist mit der Maurerschürze umgürtet und hat den Kopf entblößt — nur ein Mann sitzt bedeckten Hauptes vor einem Tischchen, an das sich ein mit einem Zirkel bedeckter Schemel lehnt.

In der Hand hält dieser Mann einen Hammer.

Das Zimmer erhält seine Beleuchtung durch eine Anzahl von Kerzen, welche immer in Gruppen von je dreien zusammengethan sind. Einige dieser Dreilichter hängen von der Decke herab, andere ragen aus der Wand hervor, oder bilden die Einrahmungen der in dem Raume zahlreich vertretenen Spiegel.

Drei mannshohe Leuchter mit brennenden Riesenkerzen sind in einem Dreieck im Zimmer selbst aufgestellt.

Der Mann beim Schreibtische sitzt inmitten zweier dieser großen Leuchter, und rechts und links von ihm stehen zwei Männer, welche seine Secretäre zu sein scheinen.

An der Thüre hält ein Mann Wache. Auch er hat die Schürze umgebunden, und in der Hand hält er aufrecht einen entblößten Dolch.

Dieser Thürsteher hat eine frappante Aehnlichkeit in Gestalt, Haltung, Gesicht und Bart mit dem Freiherrn von Beust, und auf ihn auch heftet sich vornehmlich die Aufmerksamkeit der Dame, welche aus dem Nebenzimmer das Treiben der in so räthselhafter Weise Versammelten belauscht.

Jetzt wird ein Mann in die Versammlung eingeführt, der die Augen verbunden, das Hemd von der linken Seite des Körpers abgestreift, das rechte Beinkleid über dem Knie in die Höhe gestülpt, und die Schuhschnallen aufgebunden und in die Höhe gerichtet hat.

„Ein Lehrling wird von dem Aufseher eingeführt!" flüsterte der Pater Cornelius der Lauscherin in's Ohr. „Es ist einer, den man für würdig befunden hat, in die Loge aufgenommen zu werden. Der Mann, der vor dem Tische sitzt, ist der Obermeister, der linksstehende sein Secretär, der Rechtsstehende der Redner. Den Thürhüter erkennen Sie doch, Durchlaucht?"

„Er ist's — er ist's leibhaftig!" gab die Dame im Flüstertone zurück, ihre Aufregung gewaltsam niederkämpfend.

„Sie sehen, daß ich die Wahrheit sprach!" flüsterte der Pater triumphirend.

Der Aufseher führte den Lehrling jetzt zu den Emblemen des Ordens, welche den Boden bedeckten.

Sonne, Mond, Sterne, Bausteine, Hammer, Kelle, Zirkel und Aehnliches lagen hier auf einem Tuche ausgebreitet, von zwei gleichsam einen Porticus bildenden Säulenstümpfen eingefaßt.

Nun wurden dem aufzunehmenden Lehrling die Augen freigemacht, und man bedeutete ihm, an den Obermeister heranzutreten.

Der Secretär zog seinen Degen und stemmte den Griff desselben gegen die Brust des Lehrlings, während sich der Aufseher hinter demselben aufstellte.

Der Obermeister erhob sich, den Hammer in der einen, den entblößten Degen in der anderen Hand, stemmte die Spitze dieses Degens auf das vor ihm auf dem Tische aufgeschlagene Buch, und befahl dem Candidaten, ihm die Eidesformel nachzusagen.

Der Lehrling beugte nun das rechte Knie über den Schemel, legte die Hand auf das Buch, und schwur, die Geheimnisse der Freimaurerei niemals zu entdecken.

Damit schien die Ceremonie der Aufnahme eines Lehrlings beendet, der Aufgenommene zog sich zurück und der Obermeister frug, ob Niemand da sei, der als Meister aufgenommen zu werden verlange.

Der Redner zur Seite des Obermeisters antwortete mit einem vernehmlichen Ja und nannte auf die weitere Aufforderung des Letzteren den Namen eines Mannes, den es dränge, der Loge als Meister anzugehören und der hiezu auch gehörig vorbereitet sei.

Auf des Obermeisters Wink verschwand das Tuch, welches bisher die Mitte des Zimmers bedeckt hatte, und die Zeichnung eines Sarges wurde auf dem Fußboden sichtbar.

In der Mitte dieses Sarges prangte der Name Jehova, einen Todtenschädel überragend.

Der Meistercandidat wurde hereingeführt, das Antlitz und die ganze Gestalt mit langen Tüchern verhüllt.

Der Obermeister nahm wieder an seinem dreieckigen Tischchen Platz, während der Aufseher den Candidaten zur Seite führte und ihn anwies, sich der Länge nach auf dem Erdboden hinzulegen, mit dem Rücken zur Erde.

So mußte er liegen bleiben, das Antlitz und den Oberkörper bis zu den Knieen bedeckt, bis der Redner seinen Namen aufrief.

Der Aufseher hob ihn nun von der Erde auf und führte ihn zu der Stelle, wo der Sarg aufgezeichnet war, legte ihn hier auf die Zeichnung so nieder, daß er sie ausfüllte und seine Füße gegen den Obermeister zu liegen kamen, der mittlerweile aufgestanden war.

Dem immer noch mit einem Tuche Bedeckten wurde ein aufgemachter Zirkel zu Häupten gelegt.

Der Secretär nahte sich nun mit einem blutig gefärbten Tuche und warf dasselbe über den Meistercandidaten.

Die zu beiden Seiten des Sarges aufgestellten Brüder zogen ihre Degen und hielten die Spitzen derselben gegen den Leib des auf der Erde Liegenden.

Der Obermeister näherte sich dem Aufzunehmenden, reichte ihm die Hand, berührte mit der Spitze seines Degens dessen Brust, gab ihm die Umarmung und sagte ihm das Meisterwort.

„Die Ceremonie scheint beendet," flüsterte die Dame ihren Lauscherposten verlassend, zu Pater Cornelius, „lassen Sie uns gehen, damit wir zum Hause hinauskommen, ehe die Freimaurer aufbrechen!"

Dame und Priester verließen lautlos das Haus und der Letztere gab der Dame das Geleite bis zu ihrem Wagen.

VIII.

Neue Pläne.

Als der Pater Giesebrecht um Mitternacht in seine Wohnung zurückgekehrt war, fand er in derselben eine Mittheilung der Gräfin von Hermannsburg, welche ihn auf den nächsten Vormittag zu sich in das Hôtel zum Lamm beschied, in welchem sie abgestiegen war.

Er hatte die Gräfin mehrere Wochen nicht gesehen, da dieselbe in Prag gelebt hatte, wo es galt die adelige Landtagsoppoſition auch nach dem Falle des Grafen Belcredi zusammen zu halten.

Er säumte nicht, der Einladung nachzukommen und fand sich am folgenden Tage um eilf Uhr Vormittags im goldenen Lamm ein, wo ihn die Gräfin mit wehmuthsvoller Herzlichkeit empfing.

„Wie viel Schmerzliches haben wir nicht erlebt, Hochwürden, seit wir uns zum letzten Male gesprochen haben!" sagte sie mit einem düstern Lächeln, dem vertrauten Parteigenossen einen Platz neben sich auf dem Sopha bietend.

„Es ist manches von dem eingetroffen, was ich vorhergesagt und Sie bezweifelt oder wohl gar für unmöglich gehalten haben!" bemerkte der Pater mit einem feinen Lächeln und der Miene der Ueberlegenheit, „Belcredi, dessen Stellung Sie für unerschütterlich hielten, mußte den Platz räumen, der Freiherr von Beust ist nicht blos

Minister des Auswärtigen, sondern Alles in Allem, das Factotum in Oesterreich, und er hat wirklich die ungarischen Angelegenheiten energisch in Angriff genommen. Seine Action geht mit den Wünschen des Kaisers parallel, die ungarische Frage endlich einmal beigelegt zu sehen, und das macht ihn zum unentbehrlichen Manne. Statt die Ungarn zu bekämpfen, wie es Schmerling, Belcredi und Esterhazy thaten, stützt er sich auf die Ungarn und da eine Hand die andere wäscht, so werden ihn auch die Ungarn, denen gegenüber er die Verwirkungstheorie fallen lassen zu wollen scheint, vorkommenden Falles stützen!"

„Mit einem Worte, Hochwürden," fiel die Gräfin dem Geistlichen mit einem Seufzer in die Rede, „Alles scheint sich wider uns verschworen zu haben — im Großen wie im Kleinen. Wir wollen Einfluß auf den Croaten Stovanicevic nehmen, Alles scheint im besten Zuge, da entschlüpft er uns, forcirt die Heirat mit meiner Nichte und macht mit seiner Frau eine Hochzeitsreise, von der er noch nicht zurückgekehrt ist."

„Ich glaube, der Baron hat den besten Theil erwählt," wirft Pater Cornelius lächelnd dazwischen. „Wenn ich eben eine junge, hübsche Frau geheiratet hätte, die ich liebte, würde ich mit ihr auch lieber nach Florenz, Rom und Neapel gehen, als nach Agram, welches mit seinen unterwühlten, unerquicklichen Zuständen nicht darnach angethan ist, neugebackene Eheleute zu animiren, dort ihre Honigwochen zu verleben."

„Während uns der Baron Stovanicevic zu früh heiratete," nahm die Gräfin wieder das Wort, „komme ich in Schloß Kreuth zu spät an, um die Aufnahme Bardelebens in die Familie des Grafen von Kreuth zu verhindern."

„Auch hier fällt Ihnen kein Versäumniß zur Last, wegen dessen Sie sich Vorwürfe machen müßten," tröstete der Pater mit einer galanten Wendung die Gräfin. „Sie thaten Alles, was Sie konnten, Sie flogen von Graz nach Schloß Kreuth — wer kann dafür, daß Sie Ihre Freundin, die Gräfin, nicht dort fanden? Ich mußte damals herzlich lachen, als Sie mir schrieben, daß Ihnen die Gräfin von Kreuth nach ihrer Rückkehr das Geständniß gemacht habe, daß sie die Eifersucht von Kreuth fort und nach Graz getrieben habe."

„Es war ein drolliges Mißverständniß, was meine Freundin so zur Unzeit für uns von Kreuth forttrieb," stimmte die Gräfin zu, „auch ich hätte mich über das qui pro quo amüsiren können, wenn es

für uns nicht so verhängnißvoll gewesen wäre. Das Komischeste daran war, daß meine Freundin in Graz wirklich ein junges Mädchen traf, das sich mit ihrem Gemal ein Rendezvous gegeben hatte — aber in ganz unschuldiger Absicht. Es kam zu Erklärungen zwischen den beiden Eheleuten, der Graf rechtfertigte sich vollständig, es war sein calobiotisches Steckenpferd gewesen, das ihn nach Graz geführt hatte. Die beiden Gatten kehrten in vollständiger Eintracht nach Schloß Kreuth zurück, wo mittlerweile Bardeleben bereits als Erzieher des jungen Grafen installirt war. Inzwischen dürfte er doch nicht lange in dieser Stellung verbleiben!"

„Wie?" frug der Pater mit lebhaft angeregtem Interesse. „Der Erzieherposten auf Schloß Kreuth wird wieder vacant werden?"

Es schien fast, als ob im Augenblick dem Geistlichen mehr an diesem Posten, als an der Person dessen gelegen wäre, der ihn jetzt versah und für Giesebrecht noch vor Kurzem ein Gegenstand hervorragenden Interesses gewesen war.

„Die böse Saat in Kreuth geht bereits auf!" seufzte die Gräfin. „Bardeleben scheint großen Einfluß über den Grafen gewonnen zu haben, und es heißt, daß dieser an die Spitze eines Consortiums liberaler Cavaliere zu treten gedenkt, welches ein großes Journal begründen will, um unserer Partei die Spitze zu bieten. Bardeleben würde das neue Unternehmen leiten — dadurch würde die Erzieherstelle in Kreuth von Neuem in Erledigung kommen!"

„Das wäre das Einzige," murmelte Giesebrecht, „was mich darüber trösten könnte, daß dieser Bardeleben, auf den wir so große Hoffnungen gesetzt haben, unwiederbringlich für uns verloren ist, und nun gar, von seltenem Glücke begünstigt, in Bahnen einlenken wird, die uns ihn bei seinem eminenten Talente zu einem gefährlichen Gegner machen!"

„Der Posten in Kreuth scheint für Sie eine besondere Bedeutung zu haben, Hochwürden!" wandte die Gräfin ein.

„Es wäre gut, wenn wir jetzt, wo der Graf von Kreuth offen die liberale Farbe bekennt und einen Verbündeten wie Bardeleben gefunden hat, Jemanden in Kreuth hätten, der Beide beobachtete und controlirte!" dehnte der Pater, aber so langsam, daß es fast den Anschein gewann, als ob er mit dem, was er sagte, nicht seinen wahren Gedanken, nicht Alles ausdrückte, was ihm im Sinne lag.

„Kann ich Ihnen bei der Ausführung dessen, was Sie sinnen,

behilflich sein?“ forschte die Gräfin lebhaft. „Ich habe schon kaum den Muth, Ihnen meine Dienste von Neuem anzubieten, so hat es mich deprimirt, daß Alles, wobei ich meine Hand im Spiele habe, zum Unglücke ausfällt.“

„Es könnte leicht sein, daß ich Ihre Vermittlung bei der Gräfin von Kreuth abermals in Anspruch nähme, wenn es zu einer neuerlichen Besetzung der Erzieherstelle käme!“ meinte Giesebrecht. „Ich werde darüber noch mit dem Hofrathe von Weißenstark sprechen, der glücklicher Weise noch in Activität ist. Es ist da ein junger Gelehrter, der insgeheim für unsere Partei thätig war und bisher aus dem Dispositionsfonde unterstützt wurde, wovon Niemand eine Ahnung hat, da Alles durch meine und Weißenstark's Hand ging und der Name des Doctors Donnerkeil gar nicht genannt wurde.“

„Donnerkeil heißt Ihr Protegé? Das ist ja ein imponirender Name! Gebieten Sie also über mich, wenn Sie die Zeit gekommen glauben, für diesen Donnerkeil Ihre Hebel anzusetzen. Da er aus Belcredi's Dispositionsfonde aß, so wird er ein Mann nach dem Herzen meiner Freundin, der Gräfin von Kreuth, sein, und ich werde mich für ihn mit gutem Gewissen verwenden können. Aber über dem Allen habe ich vergessen, Ihnen dasjenige mitzutheilen, was eigentlich für uns das Wichtigste ist und was ich Ihnen zunächst sagen wollte. Der böhmische Landtag wird den Reichsrath nicht beschicken, nachdem dieser Reichsrath nicht mehr die Constituante Belcredi's sondern der reine Verfassungsreichsrath geworden ist!“

„Ich kann Ihnen Neueres mittheilen!“ bemerkte Giesebrecht lächelnd. „Ich kann Ihnen sagen, daß Beust in Voraussicht der Renitenz des böhmischen Landtages bereits beschlossen hat, diesen letzteren aufzulösen!“

„Nicht möglich!“ rief die Gräfin. „Sollte sich Beust schon so stark fühlen, daß er es wagen sollte, unserer Partei so in's Gesicht zu schlagen und dem vereinigten Adel und Clerus, welche beiden Elemente in diesem Falle noch die nationalslavische Volkspartei verstärkt, offen den Krieg zu erklären? Woher stammt Ihre unglaubliche Nachricht?“

„Von der Fürstin von Egloffstein,“ entgegnete Giesebrecht.

„Dann ist sie allerdings nicht zu bezweifeln,“ stammelte die Gräfin kleinlaut. „Die Fürstin von Egloffstein hat solche Verbindungen, daß sie so zu sagen das Gras wachsen hört. Ich habe das erfahren, als sie mir Beust's Berufung in's Ministerium vorher sagte.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, Frau Gräfin, daß Sie mich der Fürstin als Gewissensrath empfohlen haben, als ihr früherer geistlicher Beistand Wien vor einiger Zeit verließ, um einen hohen kirchlichen Posten anzutreten," sagte Giesebrecht, „ich habe mich von dem außerordentlichen Einfluß überzeugt, den die Fürstin in sehr höhen Kreisen hat, und um das Eisen bei ihr zu schmieden, habe ich die letzten Wochen in Wien zugebracht, so sehr es auch Noth gethan hätte, daß ich an anderen Orten gewirkt hätte. Aber ich glaube, meine Zeit hier nicht verloren zu haben."

Giesebrecht lächelte so bedeutungsvoll, daß die Gräfin bemerkte:

„Wenn ich Ihre Miene recht verstehe, so haben Sie bei der Fürstin einen Meisterstreich ausgeführt."

Der Pater nickte selbstgefällig mit dem Kopfe.

„Ich habe ihr den Glauben beigebracht, daß der Freiherr von Beust ein Freimaurer sei," sagte er.

„Vortrefflich!" jubelte die Gräfin.

„Ich habe meine Hebel da angesetzt, wo der neue Minister sterblich ist!" fuhr Giesebrecht fort. „Er ist Protestant — geben wir noch etwas dazu, sprengen wir aus, er sei auch Freimaurer, so gelingt es uns, dachte ich, seine Stellung vielleicht zu unterminiren, da wir ihn nicht in der Fronte fassen können. Zu einem Frontangriff bietet er leider keine Anhaltspunkte, da er sich bisher noch keine Blöße gegeben hat. Er arbeitet Ungarn gegenüber mit Glück und er hat selbst nach Außen hin die Dinge so angebahnt, daß Oesterreich wieder im europäischen Staatenconcerte eine große Rolle zu spielen beginnt, viel früher, als man dies nach der Katastrophe von Königgrätz hätte erwarten sollen."

„Leider ist er ein Glückskind!" seufzte die Gräfin, „wie haben wir uns getäuscht, wenn wir dachten, daß er als österreichischer Minister des Auswärtigen die Hände in den Schooß legen und die Dinge gehen lassen würde, wie sie eben gehen. Er hat es leider verstanden, Preußen zu beruhigen, Frankreich anzuziehen, ohne Oesterreich zu einer Action zu verpflichten und ohne Deutschland zu allarmiren, und jetzt scheint er die Luxemburger-Frage so wenden zu wollen, daß Oesterreich eine Art Vermittlerrolle bei derselben zufällt."

„Mit einem Wort," fiel Pater Giesebrecht der Gräfin in die Rede, „er operirt bisher so geschickt, daß die Eröffnung eines großen,

offenen Krieges gegen ihn für jetzt keine Chancen für sich hätte. Darum eben müssen wir zum kleinen Krieg, zur Minenarbeit und zu Plänklerattaken unsere Zuflucht nehmen. In dieser Beziehung glaube ich die richtigen Wege eingeschlagen zu haben. Ich arbeite nach zwei Seiten hin, da es gilt, die persönliche und die politische Stellung des Ministers zu unterhöhlen. Was das Persönliche anlangt, so habe ich den Protestanten hervorgekehrt, den ich bei der Fürstin von Egloffstein zum Freimaurer zuspitzte. Ich ging dabei sehr vorsichtig zu Wege und holte die Fürstin zuerst über ihre Gesinnungen bezüglich der Freimaurer aus. Da erfuhr ich denn, daß sie und ihre ganze Familie schon darum eine große Abneigung gegen die Institution der Freimaurer habe, weil sich ein Mitglied ihrer Familie im vorigen Jahrhunderte mit dem Orden eingelassen — oder, wie sich die Fürstin ausdrückte, compromittirt habe."

„Meine Familie befindet sich in derselben Lage wie die der Fürstin," unterbrach die Gräfin die Auseinandersetzung Giesebrecht's. „Mein Großvater war auch ein Mitglied der Loge zur gerechten und vollkommenen Wahrheit und Einigkeit zu den drei gekrönten Säulen in Prag, welche von der Wiener Landesloge abhing, in der Bredauergasse ihren Versammlungsort und viele Cavaliere zu Mitgliedern hatte. Maria Theresia übte den Freimaurern gegenüber Nachsicht und dieselben machten sich in Böhmen sehr beliebt, als sie die Wohlthätigkeitsbewegung in den Nothjahren 1769 bis 1773 energisch in die Hand nahmen. Es hatte drei Jahre hinter einander Mißwachs gegeben und der Bauer befand sich in Folge der schlechten Ernten durchgängig in einer Lage, welche jener vom Jahre 1764 geradezu entgegengesetzt war. Damals huldigte der Bauer einem solchen Luxus, daß man ihm verbieten mußte, mit Gold durchwebte Zeuge, holländische Leinwand und Brabanter Spitzen zu tragen, sich mit Gold und Silber zu schmücken. Im Anfang der siebziger Jahre ging derselbe Bauer, wie ich es selbst in der Chronik der Herrschaft gelesen habe, die sich noch heute im Besitze unserer Familie befindet, halb nackt, zerlumpt und bettelnd im Lande umher, und so groß war das Elend, daß sich Seuchen einstellten, die eine Viertelmillion Menschen hinwegrafften. Es gab Tausende bettelarmer Waisenkinder im Lande und damals war es, wo die Freimaurer den Impuls zu der Errichtung des Waisenhauses gaben, das noch heute besteht und an dessen Begründung sich auch mein Großvater und wahrscheinlich auch ein Fürst Egloffstein betheiligte."

„Die Fürstin sagte mir Aehnliches," nahm der Pater wieder das

Wort, „zeigte mir auch die auf die Betheiligung eines Egloffstein an der Freimaurerbewegung Bezug nehmenden Familienbilder und Documente, aber aus ihrer ganzen Art sich über diese Familienepisode auszusprechen, entnahm ich, daß sie die Freimaurer hasse und für ein die schleichende Revolution repräsentirendes Institut halte. Auf diese Anschauung baute ich meinen Plan, brachte ihr nach und nach bei, daß Oesterreich seit neuester Zeit einen Minister habe, der Freimaurer sei, und als sie Zweifel in meine Behauptung setzte, erbot ich mich, ihr Beweise zu geben."

„Wie fingen Sie das an?" erkundigte sich die Gräfin gespannt.

„Ich schuf eben künstliche Freimaurer!" erwiderte Pater Cornelius mit lächelnder Nonchalance.

Ein Ah der Ueberraschung entschlüpfte der Gräfin.

„Mit Geld kann man Alles bewerkstelligen!" fuhr der Pater fort. „Die Fürstin wußte, daß sich im Jahre 1848 die Freimaurerbewegung in Wien von Neuem zu regen begonnen und daß Welden als Gouverneur von Wien derselben gewaltsam einen Dämpfer aufgesetzt habe. Es war also ganz plausibel, wenn ich ihr sagte, daß die neueste Aera in Oesterreich die im Jahre 1849 erdrückte Freimaurerbewegung neu in Gang gebracht und daß dieselbe an dem Freiherrn von Beust einen mächtigen Beschützer habe. Gestern nun spielte ich meinen Trumpf aus — ich führte die Fürstin in später Abendstunde in ein unscheinbares Haus auf der Vorstadt Wieden, wo sich angeblich die Freimaurer versammelten. Ich hatte in dem Hause eine leerstehende Wohnung auf einen Monat gemiethet und in dem größten Zimmer derselben die erforderlichen Vorbereitungen getroffen, zu welchen mir die Familienbilder der Egloffstein, welche ein Mitglied der Familie in Freimaurertracht und an den Ceremonien des Ordens theilnehmend zeigten, genügende Anhaltspunkte boten. Da die Fürstin Alles so vor sich gehen sah, wie sie es auf den Familienbildern dargestellt gesehen, so konnte sie nicht zweifeln, daß sie wirkliche Freimaurer vor sich habe."

„Und der Freiherr von Beust war unter den Freimaurern auf der Wieden?" lachte die Gräfin.

„Natürlich — in effigie!" stimmte Pater Cornelius in das Lachen ein. „Er fungirte als Thürsteher — welche Function ich ihm in wohlüberdachter Weise zugetheilt hatte, weil sie ihn in die größte Entfernung von der Thür brachte, hinter welcher die Fürstin die Versammlung beobachtete und weil er als Thürsteher nichts zu thun hatte,

was die Illusion bei der Lauscherin, daß sie den wirklichen Beust vor sich habe, hätte zerstören können!"

„Das war sehr scharfsinnig ausgedacht!" meinte die Gräfin in guter Laune über den gelungenen Coup. „Wer stellte den Minister dar?"

„Ein vacirender Schauspieler, der zufällig in Wien war und den ich von Zeit zu Zeit unterstützte."

„Wie kommen Sie dazu, einen Schauspieler zu unterstützen?" warf die Gräfin verwundert ein.

„Das ist noch eine alte Liaison, die aus der Studentenzeit datirt!" erläuterte Pater Cornelius. „Wir waren Collegen und er half mir manchmal nach, wenn es mit dem Studium nicht recht vorwärts gehen wollte. Ich weiß nicht, Frau Gräfin, ob Sie mein Vorleben kennen, ob Sie wissen, daß ich Jurist gewesen, ehe ich mich der Theologie zuwandte — zu der Zeit nun, als ich die Rechte studirte, pflegten die ärmeren und fleißigen Studenten daraus ein Geschäft zu machen, ihre reicheren und bequemeren Collegen zu den Prüfungen vorzubereiten. Die Hofmeister begünstigten dies System, weil es ihnen ihre eigene Arbeit erleichterte. Mein Prüfungscorrepetitor von damals ist später in Folge seines leichtsinnigen Lebenswandels ganz herabgekommen und ist Comödiant bei Wandertruppen geworden. Wenn es ihm am schlechtesten geht, kommt er regelmäßig zu mir, dem er einst die Weisheit löffelweise eingetrichtert. Als er mich das letzte Mal anbettelte, brütete ich eben über dem Gedanken, den ich Ihnen vorhin entwickelt habe, und ich beschloß, den armen Teufel zu benützen, um der Fürstin von Egloffstein den Hokuspokus mit den Freimaurern vorzumachen. Mein Werkzeug ging natürlich bereitwillig auf Alles ein, ohne eine Ahnung zu haben, um was es sich eigentlich handle. Ich sagte ihm, daß das Ganze ein harmloser Scherz sein solle, und er nahm die Mise-en-scène auf sich, sorgte für das übrige Personal, das, wie er selbst, glänzend entlohnt wurde. Ich beschaffte Alles, was an Costümen und Utensilien erforderlich war, setzte mich mit dem Hausmeister in dem Hause, in welchem die Comödie spielen sollte, in gutes, theuer erkauftes Einvernehmen, und das Ganze ging, nachdem eine Probe zu meiner Zufriedenheit ausgefallen war, gestern Abends in so gelungener Darstellung in Scene, daß die Fürstin heute sicherlich fest überzeugt ist, sie habe gestern eine Freimaurersitzung belauscht, und den Freiherrn von Beust als Freimaurer gesehen!"

„Kann Niemand von denen, welche bei der Comödie mitwirkten, aus der Schule schwatzen?“ frug die Gräfin besorgt.

„Abgesehen davon, daß allen Betheiligten neben glänzender Bezahlung der Köder vorgehalten worden, daß man sie, wenn sie reinen Mund hielten, nächstens wieder zu einer ähnlichen einträglichen Verwendung heranziehen würde, so kennt auch Niemand den Sinn und Zweck der ganzen Comödie und meine Betheiligung an derselben, da ich sowohl der Probe als der Darstellung unsichtbar für die Mitwirkenden beiwohnte. Mein Gehilfe hatte das ganze Arrangement nach meinen Angaben auf sich genommen, er wird sicher schweigen und auch für verläßliche, schweigsame Mitacteure gesorgt haben, um es nicht mit mir zu verderben. Nicht einmal der Hausmeister, mit dem ich genau verabredet hatte, was er zu sagen habe, wenn ich eines Abends mit einer Dame käme, kennt mich. Es ist also gar nichts zu besorgen, der Gewinn, den wir aus unserer gelungenen Farce ziehen können, ist aber ein unberechenbarer, denn die Fürstin, welche ihren Zusammenhang weithin und in die einflußreichsten Kreise hat, wird es nun Jedermann zuflüstern, daß Freiherr von Beust ein Freimaurer sei, wir werden die pikante Nachricht bald in den Journalen auftauchen sehen, das Mißtrauen in Kreisen, die schon daran Anstoß nehmen, daß Beust Protestant ist, gegen den Minister wird um sich greifen, unser Weizen wird blühen. Und während wir so Beust's persönliche Stellung zu unterwühlen suchen, will ich einen Plan aushecken, der seiner politischen Stellung an den Leib rücken soll. Warten wir nur erst die Schließung des Landtages in Böhmen ab. Unter dem frischen Eindrucke von Maßregeln, die ihre Spitze gegen die slavischen Elemente kehren, wird es uns nicht schwer werden, diese Elemente zu einem Schritte zu bewegen, der dem neuen Minister unbequem werden soll! Die Slaven haben leidenschaftliche Wortführer, die sich leicht zu extremen Schritten hinreißen lassen. Jetzt vollends, wo die Erbitterung dazukommt, daß ihnen Beust das Heft aus den Händen gewunden, werden sie zu solchen Schritten geneigt sein. Wer weiß, ob es mir nicht gelingt, eine Manifestation der slavischen Elemente in Scene zu setzen, die viel zu reden geben wird. Noch weiß ich nicht genau, wie ich operiren werde, und ob Ihnen, Frau Gräfin, eine Rolle in meinem Operationsplane zufallen wird, — in vierzehn Tagen glaube ich Ihnen mehr sagen zu können!“

Pater Cornelius empfahl sich von der Gräfin und begab sich

von derselben zu dem Hofrathe von Weißenstark, dem gegenüber er mit dem letzten und eigentlichen Gedanken, der ihn erfüllte, hervortreten konnte, da beide Männer genau auf derselben Linie der Anschauungen standen.

IX.

Hofrath und Pater.

Hofrath von Weißenstark war bei der Anbahnung des Concordates nicht unthätig gewesen, und hatte sich später, war seine Betheiligung an dem Zustandekommen des für Oesterreichs Ansehen und Stellung in Deutschland so nachtheilig gewordenen Staatsvertrages mit Rom auch gerade keine hervorragende gewesen, mit dem Concordate so identificirt, daß er es mit als sein Werk betrachtete und in Leidenschaft gerieth, wenn sich die Möglichkeit zeigte, daß es irgendwie angetastet werden könnte.

Diese Vorliebe für das Concordat war eine der Ursachen, warum er sich so innig an den Pater Cornelius anschloß, der diese Vorliebe natürlich theilte, und dessen ganzes politisches Wirken dahin ging, das Concordat unangreifbar zu machen.

Wenn der Pater die neueste Aera in Oesterreich, und den Staatsmann, der dieselbe vertrat, mit Energie bekämpfte, wenn er den feudalen Adel und die unzufriedenen Nationalitäten in Bewegung setzte, um sich Alliirte zu schaffen, so war ihm die Befehdung des liberalen Systems, das sich in Oesterreich endlich nach schweren Kämpfen dauernd Bahn machen zu wollen schien, nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel, den Anprall der freiheitlichen Ideen gegen das Concordat, welches er in seinen Grundfesten erschüttert sah, zurückzuhalten.

Durch diesen letzten, geheimen Gedanken unterschieden sich seine Bestrebungen von denen der Gräfin Hermannsburg, welcher die Bekämpfung des freiheitlichen Systems als Selbstzweck erschien, weil sie und ihr Anhang im Absolutismus den sichersten Hort für die Aufrechthaltung von Standesvorrechten erblickten, welche mit Zähigkeit festgehalten wurden.

Die Gräfin, welche Giesebrecht scheinbar in gleicher Kampf-

linie sah, hatte keine Ahnung davon, daß er sie und ihren Einfluß doch nur gebrauchte, um der Stellung, welche er vertheidigte, einen möglichst starken Wall zu schaffen, und daß für ihn die feudale Adelspartei und die malcontente Nationalität doch zumeist nur darum Werth hatten, weil er sie als Mauerbrecher gegen ein System benutzen konnte, dessen offensive Spitze sich nach seiner Meinung gegen das Concordat kehrte.

Der Gedankengang Giesebrecht's war, in wenigen Worten zusammengefaßt, folgender: Der Absolutismus hat das Concordat geschaffen und bedroht es nicht; Belcredi hat durch die Sistirung der Verfassung factisch in die Bahnen des Absolutismus eingelenkt, also mußte er um jeden Preis gestützt werden; nun er gefallen, muß man im Interesse des durch die neue Aera ernstlich gefährdeten Concordates Alles daran setzen, wenn auch nicht seine Person, so doch seine Zeiten so schnell wie möglich wieder zurückzuführen.

Indem die Gräfin von Hermannsburg dem Pater ihre Unterstützung lieh, diente sie Zwecken, die sie nicht klar übersah, während sie nur für sich und die Partei, die sie vertrat und haranguirte, zu arbeiten glaubte.

Dagegen war zwischen Giesebrecht und Weißenstark, welche eingestandenermaßen denselben Zweck verfolgten, und daraus auch gegen einander kein Hehl machten, vollkommene Klarheit und Uebereinstimmung.

Weißenstark gegenüber brauchte sich der Pater, um einen populären Ausdruck zu wählen, kein Blatt vor den Mund zu nehmen.

So erzählte er ihm auch jetzt Alles, was er von der Gräfin erfahren, und weihte ihn in die Combinationen ein, welche ihre Mittheilungen sofort in seinem Kopfe angeregt hatten.

Als er auf das Project mit Donnerkeil kam, lächelte der Hofrath in eigenthümlich zufriedener Weise und sagte:

„Sie haben da einen sehr glücklichen Gedanken gefaßt, ohne zu ahnen, daß Sie ihn noch viel weittragender machen können, als er sich auf den ersten Blick darstellt; Sie beabsichtigten Donnerkeil, der durch die neueste Aera so zu sagen brotlos geworden ist, durch die Vermittlung der Gräfin von Hermannsburg gleichsam als eine Art Observationscorps in das Haus Kreuth zu schmuggeln, damit er die liberale Coalition Kreuth-Bardeleben controlire, die uns gefährlich werden kann, wenn sie sich zu einem Crystallisationskerne für eine freisinnige Adelspartei herauswächst. Wohlan, ich acceptire Ihre Idee,

Donnerkeil zu Kreuth zu bringen — aber er soll uns dort ganz andere, werthvollere Dienste leisten, als welche Sie ihm in Ihrer Combination zudachten. Bardeleben haben wir leider verloren — Donnerkeil hat zwar lange nicht die Bedeutung Bardelebens, hat weder des Letzteren Talent noch dessen respektablen Charakter aber ein Talent ist er immerhin. Und vor Allem wird er willig sein und, nachdem ihm die neue Aera den Dispositionsbrotkorb, aus dem er bisher gegessen, höher gehängt hat, auf unsere Wünsche eingehen. Wir machen ihn zu einem liberalen Schriftsteller!"

Giesebrecht sah den Hofrath zweifelnd an.

„Donnerkeil," fuhr dieser fort, seine Ideen zu entwickeln, „hat sich zum Glück in keiner Weise compromittirt; wir haben ihn nur zur Verfassung von Brochuren verwendet, die anonym erschienen sind; er ist nirgends mit seiner Persönlichkeit hervorgetreten und Niemand außer mir weiß, daß er für die frühere Regierung schriftstellerisch thätig war. Er kann sich also, ohne sich einer Beschämung auszusetzen, bei dem Grafen von Kreuth in ähnlicher Weise wie Bardeleben einführen. Wird die Erzieherstelle bei dem Grafen von Kreuth vacant, so genügt der Einfluß der Gräfin von Hermannsburg auf die Gräfin von Kreuth, Donnerkeil das Haus zu öffnen, und das Uebrige wird sich dann finden. Bleibt Bardeleben Hofmeister, so stellt sich Donnerkeil dem Grafen als freisinniger Schriftsteller vor, der ihm seine Feder für den Fall anbietet, daß er ein liberales Organ gründen wolle. Und zwar wird Donnerkeil bei dem Grafen mit einer Brochure debutiren, welche die josefinische Aera glorificiren wird."

Der Pater prallte zurück.

„Die josefinische Aera," stammelte er, „wollen wir uns denn selbst angreifen?"

„Ich hätte nie gedacht, einen Mann von Ihrer Klugheit und Geistesgegenwart je mit einem bankerotten Gesichte vor mir stehen zu sehen!" lachte der Hofrath. „Verstehen Sie mich noch nicht? Ahnen Sie nicht, daß Donnerkeil freisinniger Schriftsteller und Glorificator der josefinischen Zeit nur in majorem Dei gloriam werden soll?"

„Verfechter des kirchenfeindlichen Josefinismus zur größeren Ehre Gottes?" wiederholte der Pater, immer noch mit dem Kopfe schüttelnd. „Wie versteh' ich das?"

„Sie kennen Donnerkeil's Privatverhältnisse nicht näher," erläuterte der Hofrath den scheinbaren Widerspruch lächelnd, „es fehlen

Ihnen daher die Prämissen, um mich zu verstehen. Ich will Ihnen mit wenigen Worten den Schlüssel zu meinen räthselhaften Worten in die Hand geben. Donnerkeil macht seit Jahr und Tag einer jungen hübschen Jüdin den Hof, deren Mann er aus dem Nichts herausgehoben hat. Er benutzt ihn vielfach zu seinen Zwecken und leitet ihn wie eine Marionette. Ich bin überzeugt, wenn Donnerkeil dem von ihm abhängigen Nathan Flaschl heute sagt: scheide Dich von Deiner Frau, so fügt sich Flaschl seinem Wunsche. So stehen die Beiden miteinander, und daß Salome Flaschl den jungen und eleganten Donnerkeil lieber sieht, als ihren alten, misanthropischen Mann, der ewig lamentirt und zu verhungern glaubt, das können Sie sich an den Fingern abzählen."

„Weniger kann ich mir denken, wie uns dies Liebesverhältniß Donnerkeil's mit Salome Flaschl Nutzen bringen soll!" wandte Giesebrecht ein.

„Werden Sie auch dann noch im Dunkeln tappen, wenn ich Ihnen die vier Schlagworte gebe, aus denen Sie sich das ganze Gewebe wie es mir vorschwebt, construiren können?" frug Weißenstark.

„Diese vier Schlagworte?" drängte der Pater.

„Diese vier Schlagworte lauten: Christ — Jüdin — liberaler Schriftsteller — Civilehe!"

„Ich fange an, Sie zu begreifen!" rief der Pater lebhaft, indem sich die Spannung in seinen Zügen löste und einem heiteren Ausdrucke Platz machte. „Sie wollen Donnerkeil als lebendiges Argument gegen die Civilehe brauchen?"

Der Hofrath nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Der Kampf um das Concordat wird sich in den Kampf um die sogenannte Emancipation der Schule und der Ehe von der Kirche auflösen, sobald er greifbare Formen annehmen wird. Machen wir also unsere Vorarbeiten, damit wir nicht überrumpelt werden, sorgen wir für tüchtige Klötze, die wir den Concordatsstürmern im rechten Augenblick zwischen die Füße werfen können, damit sie diese entweder brechen, oder doch wenigstens stolpern. Zeigen wir der Welt, wo hinaus das Geschrei wegen der Civilehe soll, das sich nächstens erheben wird, und wer dasselbe eigentlich anstimmt. Machen wir Donnerkeil zu dem Wauwau der Civilehe und thun wir, was in unseren Kräften steht, um ein Institut zu discreditiren, um das sich die Gegner des Concordates wie um ein Banner schaaren werden."

„Wenn ich Ihre Intentionen richtig auffasse,“ dehnte der Pater, „so wollen wir Donnerkeil fallen lassen, nachdem wir ihn in's liberale Lager gedrängt haben?“

„Ganz richtig!“ stimmte Weißenstark zu. „Wir geben ihm die Mittel, seine Brochure drucken zu lassen, ebnen ihm die Wege, die zu Schloß Kreuth führen, drücken ihm, um ihn vollends willfährig zu machen, ein splendides Viaticum in die Hand — dann setzen wir ihn aus. Hat er sich erst so engagirt, daß er nicht mehr zurück kann, hat er die Schiffe hinter sich verbrannt, dann kennen wir ihn nicht weiter, dann haben wir ihn nie gekannt, dann ist er uns nur der wirkliche liberale Schriftsteller, den wir der Welt als abschreckendes Beispiel hinstellen wollen, indem wir sagen: seht da die lauteren Motive, aus welchen diese Klopffechter der Freiheit für die Civilehe plaidiren! Da ist einer aus ihrem Lager, ein Christ, der eine Jüdin heiraten möchte, mit der er schon lange ein Verhältniß hat. Darum dieses Geschrei gegen das Concordat, darum diese liberale Brochurenflut, diese Glorification des Josefinismus! Sagen Sie selbst, Hochwürden, kann es ein brauchbareres abschreckendes Beispiel für einen fulminanten Hirtenbrief geben, als diesen Donnerkeil, wie wir uns ihn zurichten wollen? Thut es Noth, so bringen wir selbst Nathan Flaschl auf unsere Seite, so daß auch er sich gegen Donnerkeil wendet und mit uns Chorus macht! Ein Jude, der gegen einen Wortführer der Liberalen Zeugenschaft ablegt, daß er ihm seine Frau abwendig gemacht hat und nur auf den Augenblick lauert, wo er mit der Jüdin eine Civilehe eingehen kann — ist das nicht ein feiner Braten für uns? Wohlan, ich habe Ihnen das Wild geliefert, Hochwürden — erlegen Sie es! Ich kann aus meiner Reserve nicht heraustreten, ich darf mich nicht compromittiren, ich muß mich zu unserem gemeinschaftlichen Besten möglich erhalten!“

Es warf auf den Charakter Weißenstark's ein interessantes Schlaglicht, daß er, während er die neue Aera insgeheim mit allen Mitteln, die sich ihm darboten, bekämpfte, sich doch äußerlich die Miene gab, den Umschwung des Regierungssystems in Oesterreich zu acceptiren.

Er nannte das: „sich möglich erhalten,“ und wenn man ihn hörte, so würde man geschworen haben, daß sein Bestreben, sich möglich zu erhalten, welches als leitender, rother Faden durch seine ganze Carrière ging, nur aus dem Wunsche resultire, seiner Partei so lange als möglich in einflußreicher Stellung dienen zu können. In Wahrheit spielte aber bei dieser Selbsterhaltungstheorie, der er seit zwanzig Jahren huldigte

und die er gleichsam zu seinem Lebensprincip erhoben, der Eigennutz eine nicht unbedeutende Rolle.

Giesebrecht sah ihn durch und darum spielte ein beredtes Lächeln um seinen Mund, als der Andere die Phrase von dem „Sich möglich erhalten" gebrauchte. Doch gab er seinen Gedanken keinen deutlicheren Ausdruck, sondern begnügte sich zu versichern, daß der vorsichtige Mann von seiner Seite keine Compromittirung zu fürchten habe.

„Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, Hochwürden," nahm Weißenstark wieder das Wort, „und darum nehme ich auch keinen Anstand, Ihnen reinen Wein einzuschenken und Ihnen Alles mitzutheilen, was ich selbst weiß. Der böhmische Landtag ist als aufgelöst zu betrachten."

„Ich weiß es!" fiel der Pater dem Hofrathe mit imponirender Ruhe in die Rede.

„Sie wissen es?" frug Weißenstark verwundert. „Dann freilich habe ich nur noch eine Neuigkeit für Sie, die Sie gewiß nicht wissen werden, und wenn Sie die besten Quellen hätten, aus denen Sie Ihr Wissen über die Gestaltung unserer Verhältnisse schöpfen. Ungarn wird ein verantwortliches Ministerium erhalten!"

„Ist man so weit?" murmelte Giesebrecht in einem zwischen Unmuth und Ueberraschung schwankenden Tone.

„Leider können wir uns nicht mit dem geflügelten Worte trösten: ‚die Todten reiten schnell!'" fuhr der Hofrath fort. „Es sind Lebende, die reiten, und zwar bisher sehr geschickt reiten, das läßt sich nicht leugnen. Beust hat ein quecksilbernes Leben in sich, er geht mit jener Behendigkeit vorwärts, welche, als sie die preußische Armee im vorigen Jahre in Anwendung brachte, von den Kurzsichtigen mit einem Epitheton bedacht wurde, welches seither Schlagwort geworden ist."

„Wenn ich nicht irre," warf Giesebrecht mit einem boshaften Lächeln ein, „so waren es Federn, die Sie beeinflußten, Herr Hofrath, welche im vergangenen Sommer über die affenähnliche Behendigkeit der Preußen lachten! Nur gefror denjenigen, welche das höhnische Schlagwort aufgebracht hatten, das Lächeln bald auf dem Gesichte, als sie sahen, daß die affenähnliche Behendigkeit die Preußen in drei Wochen von Berlin bis vor die Thore Wiens gebracht!"

Der Hofrath machte gute Miene zum bösen Spiel und sagte:

„Der langjährige Antagonist der Preußen hat in der That etwas von ihrer energischen Taktik und Marschfertigkeit angenommen. Es ist,

als ob er sich Siebenmeilenstiefel hätte anmessen lassen. Kaum hat er den Ungarn gegenüber die Verwirkungstheorie fallen gelassen, so steuert er auch schon mit Hast darauf hin, daß der Ausgleich eine concrete Gestalt annehme."

„Ich kann mich noch immer nicht mit dem Gedanken befreunden, daß dieser Ausgleich den Nebel, mit dem wir ihn so lange umhüllt haben, durchdringen und eine feste, kernhafte Form annehmen soll?" murmelte der Pater.

„Diesmal ist's leider Ernst. Sie können sich darauf verlassen!" fertigte der Hofrath den Zweifler achselzuckend ab. „Ich bin ausgezeichnet informirt. Beust verhandelt direct mit Deak, die Partei dieses letzteren übernimmt es, den vereinbarten Ausgleich im Plenum des ungarischen Reichstages durchzubringen, sobald ein verantwortliches ungarisches Ministerium bewilligt wird. Dieses Ministerium ist im Princip bereits zugestanden — während es dem Ausgleiche zwischen den beiden Reichshälften in Pest Bahn brechen soll, wird Beust den Grundsätzen dieses Ausgleiches im Wiener Parlamente die Wege ebnen. Der ganze Operationsplan ist fertig, vor Ablauf eines Jahres hofft Beust Cisleithanien und Transleithanien dauernd ausgesöhnt und vereint, die Herkulesarbeit, die er auf sich genommen, vollendet zu haben!"

„Die Krönung des Gebäudes soll ihm nicht so leicht gelingen, als er wohl denken mag!" rief Giesebrecht in erbittertem, fast drohendem Tone. „Wir wollen ihm den Sieg schwer machen. Er hat den böhmischen Landtag aufgelöst — es wird unsere Sache sein, vor Allem dafür zu sorgen, daß ihm das böhmische Volk auf seine Frage, ob es den sogenannten verfassungsmäßigen Reichsrath acceptire, eine Antwort gebe, die ihm nicht behagen, ihn vielmehr ein wenig aus seinen Illusionen reißen soll. Und sollte ihm die Abfertigung, die er von Prag aus auf seine Proposition, das Reich in zwei Theile aufzulösen, oder, was dasselbe ist, zu magyarisiren, erhalten wird, nicht genügen, so werden wir für ein noch ausgiebigeres Mißtrauensvotum sorgen."

„Ich staune über Ihre Zuversicht und freue mich derselben!" ließ sich der Hofrath vernehmen. „Sie sprechen, als ob Sie einen Pfeil zu versenden hätten, welcher die Politik Beust's in's lebendige Fleisch treffen soll."

„Ich habe in der That einen solchen Pfeil in meinem Köcher!" rief Pater Cornelius triumphirend. „Ich organisire neben dem Parlamentskrieg auch den Volkskrieg gegen die Politik des Dualismus!"

„Den Volkskrieg?“ warf der Hofrath verwundert ein. „Wie wollen Sie das anfangen?“

„Das Wie ist mir selbst noch nicht ganz klar,“ lautete die Antwort, „denn der Gedanke ist mir erst aufgestiegen, als ich erfuhr, daß der böhmische Landtag wegen seiner Weigerung, den sogenannten verfassungsmäßigen Landtag zu beschicken, aufgelöst werden soll. Es ging mir durch den Kopf, daß man diese Auflösung zum indirecten Anlaß nehmen könne, von Prag aus dem Magharismus Beust's ein Paroli zu bringen, indem man alle slavischen Elemente in Oesterreich zu einer großartigen Demonstration zusammenfaßt, welche den Mann der neuesten Aera aus seiner Siegessicherheit aufrütteln soll. Wer hindert uns, ein populäres Schlagwort zu erfinden, das die Slaven elektrisiren soll, und dieses Schlagwort zu einem geflügelten Worte zu machen, indem wir es in die Welt hinausschleudern und damit wuchern? Rufen wir beispielsweise den Slaven Oesterreichs zu: Beust will Euch an die Wand drücken, so widerhallt das von uns in Cours gebrachte Wort, ehe vier Wochen vergehen, durch die ganze Slavenwelt Oesterreichs. Gehen wir dann weiter und sagen wir den Slaven: Laßt Euch von dem deutschen Minister nicht an die Wand drücken, gebt ihm Euer Mißfallen mit seiner Politik in unzweideutiger Weise zu erkennen, ruft es in die Welt, daß, wenn man Euch in Oesterreich an die Wand drückt, Ihr außerhalb Oesterreichs eine Anlehnung suchen werdet.“

„Vortrefflich!“ fiel der Hofrath dem Pater in die lebhafte Rede, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Ich fange an, Ihren Volkskrieg zu begreifen! Lassen Sie uns nachdenken — wie wär's, wenn wir das alte Gespenst des Panslavismus wieder einmal aus den Grüften hervorzögen, um damit Beust, die Deutschen und Magharen überhaupt, zu schrecken? wenn wir die österreichischen Slaven den moralischen Schutz Rußlands gegen eine Politik, welche sie an die Wand drückt, anrufen ließen?“

„Sie gebrauchen das Schlagwort, welches ich eben erst erfunden habe, schon mit einer Geläufigkeit, als ob es bereits wenigstens ein halbes Jahr im Schwunge wäre,“ rief Pater Giesebrecht lachend. „Ihre Idee verdient übrigens genauer in's Auge gefaßt zu werden — sie empfiehlt sich schon dadurch, daß wir mit scheinheiliger Miene zu den Deutschen in Oesterreich sagen können: Ihr schielt nach Deutschland hinüber, wie könnt Ihr es uns verargen, wenn wir nach Rußland hinüberblicken, und im heiligen Moskau einen Völkerbund aufrichten,

nachdem Ihr durch fünfzig Jahre einen deutschen Völkerbund in Frankfurt hattet?"

„Das heilige Moskau — das ist das wahre Wort!" sagte der Hofrath. „Einen Pilgerzug der an die Wand gedrückten Slaven in Oesterreich nach dem heiligen Moskau zu veranstalten, wäre nicht so übel! Nicht das ganze Volk müßte wandern, es genügte, wenn seine Koryphäen zu der heiligen Mutter wallfahrteten!"

„Mein Volkskrieg hat eine concrete Form gewonnen!" sagte der Pater mit Emphase. „Ich hoffe, ihn nicht umsonst zu predigen. Moskau soll das Schlagwort der nächsten Zukunft sein und es soll eine Agitation entfesselt werden, über die Beust den Kopf schütteln wird. Es ist gleichgiltig, an welchem Ende wir die Sache anfassen und welchen von Staatswegen unangreifbaren Anhaltspunkt wir den Slaven in die Hände geben, den Pilgerzug nach dem heiligen Moskau in Scene zu setzen. Die Idee ist da, und wie Columbus nur ein Ei brauchte, um es aufzustellen, so wird sich schon irgend eine Industrie-, Kunst- oder sonstige Ausstellung in Rußland finden, welche den äußeren Hebel für die große Bewegung abgeben soll!"

„Sollte sich die ethnographische Ausstellung, welche im nächsten Sommer in Moskau veranstaltet werden wird, nicht zu einer Handhabe eignen?" bemerkte der Hofrath. „Schmieden wir das Eisen, so lange es warm ist. Die Ausstellung gibt einen vortrefflichen Deckmantel ab, der dem Gesetze gegenüber harmlos ist — es handelt sich um ein slavisches Interesse, was ist natürlicher, als daß dieses Interesse die Slaven en masse nach Moskau lockt? Beust wird bald den Pferdefuß herausfühlen! Ist die Sache erst im Gange, dann ist mir um ihre Abwickelung nicht bange. Die Russen hassen Oesterreich, sie werden die slavischen Pilger aus Oesterreich mit offenen Armen aufnehmen, man wird Reden halten, Toaste ausbringen, Schmerzensschreie ausstoßen, ein Halloh wird durch die Welt gehen, und von dem Staube, den die ganze Geschichte aufwirbeln wird, dürften Beust leicht die Augen übergehen."

„Und eine Hand wäscht die andere!" rief Giesebrecht. „Für die kostbare Idee, die ich unseren slavischen Alliirten an die Hand gebe, mit Eclat gegen die neueste Aera zu demonstriren, tausche ich ihre Unterstützung ein für den Fall, daß sich Beust trotz alledem gegen den combinirten Anprall behauptete und daß er daran ginge, Bresche in das Concordat legen zu wollen!"

„Nur Eines ist zu besorgen!“ meinte der Hofrath bedenklich. „Moskau kann die Polen stutzig machen — diese werden die slavische Solidarität perhorresciren, die in Moskau zum Ausdrucke kommen soll!“

„Die Polen sind ohnehin unverläßliche Bundesgenossen,“ tröstete ihn der Pater. „Auch scheinen sie sich schon zu tief mit der neuesten Aera eingelassen zu haben, als daß wir uns durch sie aufhalten lassen sollten! Es verlautet, daß sie mit Beust pactirt haben und den Wiener Reichsrath beschicken wollen. Mögen sie nach Wien gehen — wir gehen nach Moskau!“

X.

Ein Strich durch die Rechnung.

Der freundliche Leser wird sich erinnern, daß Herr Ferdinand Haselhorst, in welchem wir eine jener zweifelhaften — Bismark würde vielleicht sagen: „catilinarischen“ — Existenzen kennen gelernt haben, die große Städte zuweilen unsicher machen, den in der Gegend der Schlachtfelder aufgelesenen Adamiten nach Wien gebracht hatte, um sich seiner bei der Familie Preinhalter als Erpressungswerkzeug zu bedienen.

Der Großhändler Preinhalter, welcher mit Eintritt der rauheren Jahreszeit von Hietzing nach Wien übersiedelt war, hatte die Aussage des Adamiten nicht im Geringsten angezweifelt und das blutbefleckte Sacktuch, das ihm dieser überreicht hatte, als vollgiltigen Beweis hingenommen, daß die ausgeplünderte Leiche, bei welcher der Adamit das Tuch gefunden, wirklich die Leiche seines unglücklichen Sohnes gewesen.

Wie hätte er auch zweifeln sollen? Haselhorst selbst präsentirte sich so respektabel und bemühte sich, wie man rechts und links hörte, mit so großer Aufopferung, um Familien, welche durch das Verschwinden eines Angehörigen in Trauer versetzt worden, auf irgend eine Spur der im Kriege Verschollenen zu leiten, daß sein ganzes Gebahren jeden Gedanken an unlautere Motive ausschloß. Dazu kam noch in diesem besonderen Falle, daß sein Gewährsmann, der Adamit, so Vertrauen erweckend aussah; man brauchte die verwitterte, verwahrloste Gestalt nur anzusehen, um in ihr sofort eines jener unglücklichen Geschöpfe zu erkennen, die der Krieg um Alles gebracht hatte. Selbst die finstere

Schweigsamkeit des Adamiten, der mehr nur durch Kopfbewegungen als durch Worte bestätigte, was Haselhorst aussagte, und sich darauf beschränkte, die wenigen Worte, die ihm der letztere eingelernt hatte, in lakonischester Kürze von sich zu geben, sprach für die naive Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen, denn diese mürrische Kürze, dies stete Zurückversinken in ein unheimliches Brüten war bei einem alten Mann, der wie Haselhorst erläuterte, durch den Krieg um Alles, ja sogar um sein Kind gekommen war, vollkommen begreiflich.

Nachdem Herr Preinhalter seine Frau auf das Erscheinen des Adamiten vorbereitet hatte, führte er ihr denselben vor und dieser wiederholte unter Ueberwachung und Soufflirung Haselhorst's seine erschütternden Mittheilungen, welche die Thränen der unglücklichen Mutter reichlich fließen machten. Aber so groß auch ihr Schmerz war, so fühlte sie sich doch wesentlich beruhigt, seit sie wußte, wo ihr Sohn gefallen sei, und daß es einen Menschen gebe, der seinen Leichnam gesehen. Auf sein Wiedererscheinen hatte sie ohnehin nicht mehr gehofft, sie hatte sich tausendmal gesagt, daß er todt sei und sich immer nur mit der Furcht getragen, daß er vielleicht das entsetzensvolle Schicksal gehabt, lebendig begraben zu werden.

Frau Preinhalter hatte oft gehört und gelesen, wie wenig Umstände man auf Schlachtfeldern, besonders wenn der siegreiche Feind dieselben im Vorrücken besetzt, mit Schwerverwundeten mache, und wie nichts leichter sei, als daß ein in Ohnmacht daliegender Verwundeter unter die Leichen geworfen und mit den Todten begraben werde. Der Gedanke, lebendig begraben zu werden hatte aber von jeher einen so fürchterlichen Eindruck auf Frau Preinhalter gemacht, daß sie, lange zuvor, ehe die unglückselige Katastrophe mit ihrem Sohne eingetreten war, ihrem Gatten das Versprechen abgenommen hatte, daß er sie, wenn sie sterben sollte, seciren lassen wolle, damit sie ja nicht lebendig begraben würde. Auch den Hausarzt hatte sie in ähnlicher Weise verpflichtet, und so oft sie in Romanen oder Zeitungen von Scheintodten las, die im Sarge erwachten oder doch Lebenszeichen von sich gaben, kam sie mit wahrer Leidenschaftlichkeit auf das Thema von der Möglichkeit, als scheintodt beerdigt zu werden, zurück und Gemal und Arzt mußten das feierliche Versprechen erneuern, dafür zu sorgen, daß ein ähnlicher Fall bei ihr nicht eintreten könne.

So hatte sie der peinigende Gedanke, daß ihrem einzigen Sohne vielleicht das geschehen sei, was sie so oft für ihre Person gefürchtet

hatte, und daß es vielleicht eine Vorahnung gewesen sei, die sie das Lebendigbegrabenwerden von jeher als das Entsetzlichste, was dem Menschen begegnen könne, hatte fürchten lassen, dem Wahnsinn nahe gebracht.

Es mußte daher Preinhalter zu hoher Befriedigung gereichen, seiner Gemalin einen Gewährsmann vorführen zu können, der glaubwürdig versicherte, den Vermißten als Leiche auf dem Schlachtfelde gesehen zu haben, und diese Versicherung durch Beibringung eines unanfechtbaren Beweises unterstützte.

Der Adamit, der schon durch sein herabgekommenes Aussehen und seine stumme Melancholie an das Mitgefühl der Banquiersfrau appellirte, wurde von derselben reichlich beschenkt, Haselhorst aber von Preinhalter selbst unter lebhaften Dankesbezeigungen mit einer großen Summe bedacht, die ihn für seine aufopferungsvolle Mühe und für die gehabten Reisespesen entschädigen sollte.

„Lassen wir den halbverhungerten Mann sich in Wien erst ein wenig erholen," sagte Haselhorst zu Preinhalter, nachdem er das Geld mit stillvergnügter Miene eingestrichen hatte, „dann nehme ich ihn wieder mit mir und reise mit ihm nach dem Königgrätzer Schlachtfelde. Er wird mir dort die Stelle bezeichnen, wo er auf den Leichnam Ihres Sohnes gestoßen ist und da dieser ohne Zweifel in der Nähe dieser Stelle begraben liegen dürfte, so werde ich gründliche Nachforschungen anstellen lassen und zweifle keinen Augenblick, daß wir Ihrer Frau Gemalin die Beruhigung werden verschaffen können, daß sie genau erfährt, wo ihr armer Sohn beerdigt liege. Es steht dann bei Ihnen, ob Sie dem Gefallenen an Ort und Stelle ein Denkmal errichten lassen, oder seine irdischen Ueberreste nach Wien bringen wollen, um sie in Ihrer Familiengruft beizusetzen. Sollte es Ihrer Frau Gemalin einen Trost in ihrem großen Leide gewähren, den geliebten Sohn an der Stelle liegen zu wissen, in deren Nähe sie selbst dereinst zur letzten Ruhe gebettet werden wird, so wird es mir zur Genugthuung gereichen, den Wünschen Ihrer Frau Gemalin auch in dieser Richtung dadurch Rechnung zu tragen, daß ich die Exhumirung und Ueberführung der theueren Leiche nach Wien auf mich nehme."

Preinhalter nahm gerührt von Haselhorst Abschied und wurde nicht müde, dem vermeintlichen Biedermanne die Hand zu drücken.

Haselhorst brachte den Adamiten bei seinem Compagnon Scheberle unter, der sich mittlerweile, Dank der reichlichen Geschäfts-

tantièmen, die ihm Haselhorst zukommen ließ, sehr zu seinem Vortheile zu einem eleganten Manne metamorphosirt hatte, dem Niemand angesehen hätte, daß er ein vacirendes Subject sei, das schon ab und zu mit dem Strafrichter zu thun gehabt und die strafgerichtlichen Localitäten kennen gelernt hatte.

Haselhorst wußte, wie er den Adamiten am besten fassen könne, damit er ihm nicht vorzeitig aus der Hand glitte, da er ihn noch an anderen Orten trefflich zu verwerthen gedachte. Nachdem er bei Preinhalter seine Rolle zu beiderseitiger Zufriedenheit gespielt hatte, trug sich Haselhorst mit dem Plane, ihn in ähnlicher Weise bei dem Privatier Krüger einzuführen, der gleichfalls schon längst von Döbling nach Wien übersiedelt war.

Das Märchen vom Königgrätzer Schlachtfelde ließ sich Krüger gegenüber, der seinen Sohn bei Gitschin verloren hatte, in entsprechender Weise modificiren; der Adamit brauchte dann eben nur die Rolle eines biederen Landmannes aus der Gitschiner Gegend zu spielen.

Um den Adamiten auch für die Zukunft gefügig zu machen, brachte ihm Haselhorst ein Säckchen mit blanken Thalern, die er vor ihm mit den Worten ausschüttete:

„Das Silber ist Euer, weil Ihr mir einen Gefallen erwiesen habt, der Niemandem schadete und eine arme, trostlose Mutter beruhigte. Es ist eigentlich ein gutes, verdienstvolles Werk, bei dem Ihr mir halft, ein Werk der Barmherzigkeit, und wenn es uns Geld eintrug, so geht das Niemanden etwas an. Das ist Euer Antheil und reicht er auch noch nicht hin, Euch nach Amerika zu bringen, wohin Ihr so sehnsüchtig blickt, so will ich dafür sorgen, daß Ihr noch etwas auf eben so leichte Weise dazu erwerbt. Habt Ihr mir noch einen ähnlichen Dienst geleistet, wie der war, welcher Euch mühelos dieses schöne Geld eintrug, so will ich Euch mit allen Mitteln ausstatten, die Ihr braucht, um zu Eueren Brüdern, den Maroccanern zu gelangen. Ja, Ihr sollt noch ein nettes Stück baren Geldes mit hinüber nach Amerika bringen!"

Die Augen des Adamiten funkelten als er die Silberthaler sah. Er strich sie mit zuckenden Fingern ein und die Begierde nach weiterem Gelde, das ihm die Reise nach Amerika ermöglichen sollte, hielt ihn ab, gegen Haselhorst's Andeutungen bezüglich seiner weiteren Ausnützung Widerspruch zu erheben.

Während Haselhorst unter passiver Beihilfe des Adamiten Krüger's Börse in Belagerungszustand versetzte, ließ er Preinhal-

ter keineswegs aus dem Auge. Er fand sich vielmehr nach einiger Zeit in Begleitung des Adamiten bei ihm ein, und erklärte, daß er bereit sei, mit letzterem nach den Schlachtfeldern abzureisen, um den Ort sicherzustellen, wo der junge Preinhalter begraben liege.

Der Banquier zeigte sich sehr erfreut über diesen Antrag und stattete den Leichenforscher mit ausgiebigen Fonds aus, während Frau Preinhalter den Adamiten, den sie ganz besonders bedauerte, obwohl er jetzt schon viel besser aussah als vor einigen Monaten, wo er eben halb verhungert aus den böhmischen Wäldern gekommen war, von Neuem reichlich beschenkte.

Haselhorst beeilte sich, nachdem er das Geld des Großhändlers in der Tasche hatte, keineswegs, die Reise nach den Schlachtfeldern anzutreten. Er hatte in der letzten Zeit so viel verdient, daß es ihm viel besser behagte, das leicht erworbene Geld auf dem Wiener Pflaster zu verthun, als im Winter auf den Schlachtfeldern herumzureisen. Indem er Scheberle den gemessenen Auftrag gab, den Adamiten bei Hause zu halten, damit er nicht zufällig auf den Straßen Preinhalter in die Arme laufe, gebrauchte er selbst alle möglichen Vorsichten, sich für den Banquier unsichtbar zu machen und ihn so in dem Glauben zu erhalten, daß er längst von Wien abgereist sei.

Während er jedoch, in arglose Sicherheit gewiegt, das auf vielen Seiten erschwindelte Geld verjubelte, machte ihm das Schicksal einen verhängnißvollen Strich durch die Rechnung.

Eines Tages wurde das Stillleben, welches die Familie Preinhalter führte, in eigenthümlicher Weise unterbrochen.

Frau Preinhalter hatte, um einige Ansprache während der Zeit zu haben, die ihr Gemal im Geschäfte zubrachte, eine Nichte in's Haus genommen, die bis dahin in Brünn bei ihren Eltern gelebt hatte, welche wohlhabende Kaufleute waren.

Petronilla war ein gutes, stilles Mädchen, welches sich nach Kräften bemühte, die Tante zu trösten und zu zerstreuen.

Eines Tages nun kam Petronilla in unverkennbarer Aufregung in das Zimmer der Tante gestürzt, und stammelte:

„Liebe Tante — ein Soldat ist da — ein verwundeter Soldat — der vorgibt, uns Nachricht von Theodor zu bringen!“

Frau Preinhalter fuhr wie elektrisirt in die Höhe und rief:

„Wer ist der Soldat? Warum hast Du ihn draußen stehen gelassen? Warum hast Du ihn nicht gleich mitgebracht?“

„Verzeihe mir, liebe Tante," entschuldigte sich Petronilla, über und über erröthend, „aber ich habe meine ganze Fassung verloren, als ich den Soldaten erblickte — er ist gewissermaßen ein alter Bekannter von mir — vor sieben, acht Jahren kam er in Brünn sehr oft in Mama's Küche — "

„Wahrscheinlich machte er der Köchin den Hof!" warf Frau Preinhalter ein.

„Nein!" entgegnete Petronilla, von Neuem erröthend. „Er war damals überhaupt noch nicht Soldat — er war Rastelbinder und kam in Begleitung eines älteren Gefährten, mit dem er verwandt schien, in unsere Küche — Mama erwies ihm viele Wohlthaten, weil er ein gar so hübscher, bescheidener, brauchbarer Bursche war — ich plauderte auch oft mit ihm und er erzählte mir Geschichten aus seiner Heimat — denke Dir nur mein Staunen, liebe Tante, als ich den Rastelbinder von ehemals jetzt im schmucken Soldatenkleide erblickte, das ihm sehr gut steht — er muß tapfer gewesen sein, denn er hat die drei Feldwebelsterne auf seinem Rockkragen, und wenn es ein armer Drahtbinderjunge zum Feldwebel bringt, so muß wohl schon etwas an ihm sein, er muß sich viele Mühe gegeben haben, viel gelernt und sich sehr gut aufgeführt haben! Aber er muß sich auch sehr brav geschlagen haben, denn er ist arg zugerichtet, trägt den rechten Arm in der Binde, geht auf einem Krückenstocke, sieht sehr blaß aus, als ob er eben erst aus dem Spitale gekommen wäre, und hat auch im Gesichte, rechts vom Munde, eine Schramme."

„Du bist ja von einer Beredsamkeit, Petronilla, die ich sonst nicht an Dir wahrgenommen habe!" verwunderte sich die Tante. „Wenn Du lieber gingest und den Mann hereinbrächtest — ich brenne vor Ungeduld, ihn zu sehen, etwas von unserem armen Theodor zu hören!"

Frau Preinhalter ging dem Feldwebel entgegen, den Petronilla mittlerweile geholt hatte.

Derselbe war nicht weniger überrascht gewesen, Fräulein Petronilla hier zu sehen, als diese letztere über die Metamorphose überrascht war, die mit dem Rastelbinder, dem sie ein so gutes Andenken bewahrt, sehr zu seinem Vortheil vorgegangen war. Nur war natürlich seine Ueberraschung eine noch viel freudigere gewesen, als er sich dem vornehmen Mädchen plötzlich gegenüber sah, das ihn, ohne es zu beabsichtigen, ja, ohne davon nur eine Ahnung zu haben, vor sieben Jahren auf den Gedanken gebracht hatte, sich von seinen Stammesbrüdern zu

trennen, seinen Oheim, der väterlich für ihn gesorgt, zu verlassen und eine Laufbahn einzuschlagen, bei welcher ihm die goldenen Offiziers-sterne als letztes Ziel vorgaukelten, das ihm nicht unerreichbar schien.

Die Liebe zu dem vornehmen Fräulein, die unausgesprochen in seiner Brust ruhte, und zu deren Verräther höchstens zuweilen sein Auge wurde, wenn er es auf dem so hoch über ihm stehenden Mädchen haften ließ, hatte ihn zum Soldaten gemacht, und schmückte seinen Kragen auch noch nicht der ersehnte goldene oder silberne Offiziersstern, so war er demselben doch ziemlich nahe, und hatte sich überhaupt in den Jahren, seit er sein Auge zu der vornehmen Dame zu erheben gewagt, so benommen, daß er sich ihr, sowohl was seine geistige Ausbildung, an der er unabläßig gearbeitet, als die Verdienste, die er sich erworben, anlangte, um Vieles näher gebracht fühlte.

Während ihm daher Petronilla mit dem alten, freundlichen Wohlwollen entgegenkam, das sie vor Jahren im mütterlichen Hause für den schmucken, bescheidenen und dabei doch aufgeweckten und lebhaften Burschen empfunden, während sie sich herzlich freute, daß er es zu etwas gebracht, und darüber in eine gewisse Aufregung gerieth, fühlte er sein Herz feuriger schlagen, und alle jene Gefühle, die das ihm einst so unerreichbar scheinende holde Wesen in ihm vor Jahren wachgestürmt, von Neuem mit Macht sich regen.

„O, treten Sie näher, mein Herr,“ empfing Frau Preinhalter mit fast ungestümer Rede den Besuch. „Seien Sie mir herzlichst willkommen, Sie sagen ja, daß Sie mir Nachricht bringen von meinem armen Theodor! Sie kannten ihn also, Sie waren vielleicht bei ihm in der letzten Stunde seines Lebens —“

Frau Preinhalter vermochte vor Schluchzen nicht weiter zu reden; der Feldwebel sagte gerührt:

„Ja, gnädige Frau. Ich war Feldwebel bei der Compagnie, der Ihr Sohn angehörte und in der Königgrätzer Schlacht stand ich neben ihm. Die Schlacht hatte bereits eine unglückselige Wendung genommen, als er von nicht weniger als fünf Kugeln getroffen, todt neben mir niedersank.“

„Von fünf Kugeln getroffen,“ stöhnte Frau Preinhalter, indem sie ihr Antlitz mit den Händen bedeckte. „Entsetzlich!“

„Wohl war es ein entsetzensvoller Anblick für mich, denn ich hatte den Herrn Lieutenant lieb,“ sagte der Feldwebel mit bewegter Stimme, „mich tröstet nur, daß er einen leichten Tod gehabt, denn er bäumte sich

auf, als ihm eine Kugel die Stirn und fast gleichzeitig zwei Kugeln die Brust durchbohrten, sank dann zusammen, griff mit der Hand nach mir aus und ich glaubte die Worte: Barak, meine Eltern, die der Sterbende vor sich hinhauchte, als ob er mir Grüße an seine Angehörigen auftrüge, zu hören, und dann war Alles aus."

„Armer, armer Theodor!" murmelte Frau Preinhalter, die Hände ringend.

„Außer den drei tödtlichen Wunden hatte er einen Schuß durch das linke Schulterblatt und einen, der die Hand durchbohrte, welche den Säbel hielt, erhalten. Wir standen mit unserem Bataillon buchstäblich in einem Kugelregen und gaben selbst Salve auf Salve. Ich hatte so viel mit mir selbst zu thun, daß ich dem armen Gefallenen nicht länger meine Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Aber einmal, als ich mein Gewehr lud, sah ich mich zufällig nach ihm um und erblickte, wie sich einer der Italiener, deren wir mehrere in unserer Compagnie hatten, über ihn beugte. Ich stürzte auf den Burschen zu und sah in seinen Händen eine goldene Uhr funkeln, die er dem Todten offenbar abgenommen hatte. Außer mir vor Zorn, entreiße ich dem Räuber die Beute und will eben einen Kolbenschlag gegen seine Schulter führen, um ihn für sein gemeines Attentat zu züchtigen, als mir Gott in die Hand fällt und selber Gericht hält. Eine Kugel streckt den verruchten Italiener zu Boden. Ich habe kaum die Uhr, die ich dem Räuber abgenommen, zu mir gesteckt, als unser Bataillon den Befehl zu eiligstem Rückzuge erhält, da sich feindliche Cavalleriemassen heranwälzten, deren Anprall uns unfehlbar zermalmt hätte. Wir hatten uns auch kaum in ein nahes Gehölz geworfen, als die feindliche Reiterei heranbrauste. Es war ein füchterlicher, wuchtiger Angriff, der unserem Centrum galt, dem Feinde aber manchen Mann kostete, da wir ihm, während er seine Attaque ausführte, in der Flanke waren und ihn mit unseren Kugeln bestrichen, ohne daß er uns beikommen konnte, da uns das Gehölz deckte."

„Der Leichnam meines armen Sohnes ist also sicherlich von den über ihn wegjagenden Reitermassen bis zur Unkenntlichkeit zermalmt worden!" rief Frau Preinhalter, „jetzt ist es erklärt, daß man keine Spur von Theodor fand."

„Wie, gnädige Frau, Sie haben bisher nicht gewußt, wo Ihr Sohn geblieben sei?" frug der Feldwebel. „O ich Thor, daß ich diese Möglichkeit nicht erwog, als ich in der Gefangenschaft krank lag! Wochenlang freilich war ich nicht fähig, meinen Gedanken zum Ausdruck

zu verhelfen, aber in den letzten Monaten hätte ich Ihnen doch schon Nachricht geben können! Ich wurde nämlich, als unser Bataillon seinen Rückzug fortsetzte, mehrfach schwer verwundet. Ein Schuß zerschmetterte mir die Kinnlade und riß mir das halbe Gebiß weg — wenn Sie äußerlich von dieser fürchterlichen Verletzung nicht viel mehr sehen, als diese Schmarre, so kommt das daher, weil die Chirurgie ein Wunder an mir gethan hat. Eine zweite Kugel traf meine Brust in der rechten Achselgegend, und diese Wunde machte mir noch mehr zu schaffen, als meine Gesichtswunde, da sie zu einer Reihe lebensgefährlicher Operationen führte. Immer von Neuem mußten mir Knochensplitter herausgezogen werden und ich habe ein förmliches Beinhaus meiner eigenen Knochenfragmente in meinem Besitze. Bei der Resection, der ich mich unterziehen mußte, langte der Operateur über zwanzig solcher Splitter mit einem einfachen Handgriff heraus, so groß war die Verwüstung, welche die Kugel angerichtet hatte. Aber Gott sei Dank, ich wurde gerettet und habe mich auch so ziemlich erholt. Wohl ist mein rechter Arm, der so zu sagen nur durch Fasern mit dem übrigen Körper zusammenhängt, da die ganze Achselgegend ausgehöhlt ist, unbrauchbar geworden und die Fersenwunde im linken Fuße, die ich davongetragen, als man mich schon doppelt verwundet vom Schlachtfelde auf den Verbandplatz führte, macht mir ein festes Auftreten im Leben wohl für alle Zeiten unmöglich. Aber ich lebe doch und das ist am Ende die Hauptsache, wenn man bedenkt, wie viele wackere Leute in's Gras beißen mußten!"

„Wie sehr haben Sie leiden müssen!" flüsterte Petronilla, alle Theilnahme, die sie für Barak empfand, in den Ton ihrer Stimme legend, so daß der Letztere das Ungeheuchelte ihres Ausrufes herausfühlte und sie dankbar anblickte.

Frau Preinhalter hatte sich mittlerweile gefaßt, die Sachlage überblickt und es stieg die Ahnung in ihr auf, daß sie und ihr Gatte sich hatten von Haselhorst und dem Adamiten dupiren lassen. Denn wenn der Feldwebel Barak sagte, daß über die Stelle, wo die Truppe auf ihrem forcirten Rückzuge die Gefallenen zurückgelassen, ganze Cavallerie-Regimenter dahinrasten, so war es sehr unwahrscheinlich, daß Theodor's Leichnam unversehrt geblieben und von dem Adamiten in kenntlichem Zustande aufgefunden worden sei. Und der Adamit hatte ausdrücklich gesagt, daß er den Officier, bei dem er das blutige Taschentuch gefunden wohl ausgeplündert aber im Uebrigen unversehrt und

wie Haselhorst sentimental hinzugefügt hatte, um der Mutter zu Dank zu reden, mit einem milden Gesichtsausdrucke daliegend angetroffen habe.

Frau Preinhalter's schlimme Ahnung steigerte sich zum ausgesprochenen Verdachte, als Barak seine Glaubwürdigkeit vollends durch die Ueberreichung der goldenen Ankeruhr ihres Sohnes documentirte und als er von dem Orte, wo sein Lieutenant gefallen war, eine ganz andere Schilderung entwarf, als welche Haselhorst im Vereine mit dem Adamiten davon entworfen hatte, und als es sich endlich durch Frage und Gegenfrage herausstellte, daß das Regiment Theodor's in jener Gegend, wo der Adamit den Leichnam des letzteren gesehen haben wollte, gar nicht gestanden, vielmehr in einer Position gekämpft hatte, welche stundenweit von der Gegend, die der Adamit beschrieben, entfernt war.

Freilich blieb noch immer unaufgeklärt, wie der Adamit in den Besitz des Tuches gekommen, welches zweifellos authentisch war.

Preinhalter theilte, sobald er in die Kenntniß der neuen Phase, in welche die Sache durch das unerwartete Auftauchen Barak's getreten, gekommen war, den Argwohn seiner Frau bezüglich Haselhorst's und des Adamiten, und bedauerte, dem Ganzen nicht sogleich auf den Grund sehen zu können, da die Beiden verreist waren. Sobald sie aber von der Recognoscirung des Schlachtfeldes zurückgekehrt sein würden, wollte er ihnen auf den Zahn fühlen und sie mit dem Feldwebel Barak confrontiren.

Bald nach dem Erscheinen dieses letzteren im Hause Preinhalter, das ihn auf das herzlichste an sich zu fesseln suchte, traten zwei Umstände ein, welche dem Verdachte, daß Haselhorst im Bunde mit dem Adamiten betrügerische Absichten verfolgt habe, neue Nahrung zuführten und Preinhalter bestimmten, die Intervention der Behörde anzurufen.

Preinhalter hatte über das, was neuestens in seinem Hause vorgefallen war, zu Freunden und Bekannten gesprochen und der Vermuthung Ausdruck gegeben, daß er das Opfer raffinirter Betrüger geworden sei. Einer von den Bekannten, zu denen er sich in ähnlicher Weise geäußert, war zufällig mit dem Privatier Krüger befreundet, und hatte die Bemerkung fallen gelassen, daß er sich erinnere, von Krüger gehört zu haben, daß er in letzter Zeit durch zwei Personen, auf welche die Beschreibung passe, die Preinhalter von Hasel-

horst und dem Adamiten entworfen habe, Aufklärungen über das Ende seines verschollenen Sohnes erhalten habe.

Preinhalter suchte Krüger auf, und erhielt von demselben die Bestätigung, daß er zwei Leuten, die nach der ganzen Beschreibung mit Haselhorst und dem Adamiten identisch waren, große Geldsummen gegeben habe, weil er den Mittheilungen derselben über seinen verschollenen Sohn Glauben geschenkt.

Die beiden allem Anscheine nach Gefoppten kamen nun öfter zusammen um sich über das Verhalten zu besprechen, das sie den vermeintlichen Gaunern gegenüber beobachten wollten; Krüger war für sofortige Anzeige an die Strafbehörde, während Preinhalter die Ansicht vertrat, daß man abwarten möge, bis sich die Verdächtigen noch einmal bei dem Einen oder dem Anderen einfinden würden, was jedenfalls geschehen dürfte, da sie nicht wissen konnten, daß der Verdacht gegen sie rege sei.

Während Preinhalter mit Krüger eines Tages einen gemeinschaftlichen Spaziergang machten, erblickte der Erstere bei dem Einlenken in eine Straße Haselhorst. Während er seinen Gefährten auf denselben aufmerksam machte, hatte Haselhorst die Beiden bemerkt, rasch gefaßt Rechtsum gemacht und den glücklichen Umstand benützt, daß in der Nähe ein Durchhaus war, um sich durch das Verschwinden in das Innere desselben unsichtbar zu machen.

Krüger hatte ihn aber noch rechtzeitig erblickt, und erklärte, daß das wirklich der Mann sei, der den Adamiten bei ihm eingeführt habe.

Jetzt, wo Haselhorst Preinhalter und Krüger beisammen gesehen, war es ausgemacht, daß er sich hüten würde, noch einmal bei Einem oder dem Andern zu erscheinen und Preinhalter stimmte daher zu, als Krüger meinte, daß es nunmehr das Gerathenste wäre, sofort die behördliche Anzeige über die von Haselhorst muthmaßlich verübten Gaunereien zu machen.

Die Behörde ergriff sogleich die erforderlichen Maßregeln, um Haselhorst's und des Adamiten habhaft zu werden. Aber der Erstere hatte, durch den bis dahin von ihm nicht geahnten Verkehr Preinhalters mit Krüger erschreckt, mit dem Gelde, das er immer bei sich führte, das Weite gesucht und wurde nicht mehr gefunden.

Dagegen wurde der Adamit auf Grund der genauen Persons-

beschreibung, die Preinhalter und Krüger von ihm geliefert, bei Scheberle ausfindig gemacht und nebst diesem letzteren verhaftet.

Die beiden Gefangenen wurden dem Gerichte eingeliefert. Als sie der Gefangenwärter nach ihren Zellen geleitete, blieb Scheberle, der wie wir wissen, schon manche Collision mit dem Gerichte gehabt und daher in den Gefangenhauslocalitäten genau Bescheid wußte, plötzlich vor einer Thür stehen, die zu einem Aborte führte und theilte dem Gefangenwärter mit, daß er hier für einen Augenblick eintreten müsse.

Der Gefangenwärter ließ Scheberle, nichts Arges ahnend, gewähren.

Er wollte vor der Thür warten, aber der Adamit, dem Scheberle insgeheim zugeflüstert, er solle nur immer weiter gehen, schritt weiter aus und da er hinter einer Ecke verschwand, so folgte ihm der Gefangenwärter, um ihn aufzufordern, seinen Genossen zu erwarten.

Die Minute, welche der Gefangenwärter brauchte, um aus der Biegung, welche der Gang an jener Stelle machte, wieder in den Corridor einzulenken, in welchem sich die Aborte befanden, benutzte Scheberle, um aus seinem Verstecke hervorzubrechen.

Der Gefangenwärter wartete mit dem Adamiten noch eine Weile, und als Scheberle noch immer nicht kam, öffnete er die Thür, die zu dem Aborte führte — aber er sah keinen Scheberle.

Er machte Lärm und erfuhr, daß ein eleganter Herr, dessen Aeußeres der Beschreibung nach jenem Scheberle's glich, vor einigen Minuten unangefochten das Gebäude verlassen hatte.

Die Wachen, die ihn ruhig und harmlos die Stiege hatten herabkommen gesehen, hatten ihn für einen Beamten gehalten und anstandslos passiren lassen.

Seine Spur war verloren.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

Druck von R. v. Waldheim.

Zwischen Krieg und Frieden

oder

Nach Custozza und Königgrätz.

Historisch-romantisches Zeitgemälde

aus

Oesterreichs neuester Aera

von

Lucian Herbert.

Dritter Band.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1868.

I.

Der Mord.

Der Venezianer Ambrosio Calzolari war durch das Verschwinden des Adamiten, mit dem er eine Zeitlang in den böhmischen Wäldern in einer Art Gemeinschaftlichkeit gelebt hatte, in eine gewisse Aufregung versetzt worden.

Er bildete sich ein, daß sein Gefährte vielleicht von Jemandem ausgesandt worden sein konnte, um ihn zu beobachten, und den Schätzen, die er für Venedig gesammelt und in den Wäldern vergraben hatte, auf die Spur zu kommen.

Eine unbestimmte Angst erfaßte ihn, daß seine Bemühungen vergeblich sein und die von ihm angesammelten Reichthümer in unberufene, fremde Hände übergehen könnten, und er grübelte hin und her, wie er sich am besten gegen den Gefährten, der ihn so plötzlich verlassen, schützen könnte, wenn derselbe wirklich ein Spion gewesen sein sollte.

Er kam zu dem Resultate, daß er am besten thäte, wenn er seinen gegenwärtigen Zufluchtsort verließe und weiter zöge; wenn sein Gefährte dann vielleicht mit Genossen, die er herbeigerufen, damit sie sich mit ihm in die vergrabenen Schätze theilten, wiederkehrte und ihn nicht fände, so konnte er glauben, irre gegangen zu sein.

Um Unberufene vollends von den vergrabenen Schätzen, welche die Befreiung Venedigs herbeiführen sollten, fern zu halten, wühlte der Venezianer, ehe er die Wälder verließ, in denen er sich so lange umhergetrieben, den Waldboden an verschiedenen Stellen auf. War er wirklich von Spionen umgeben gewesen, so sollten die Auftraggeber dieser letzteren wenigstens auf eine falsche Fährte gelockt und durch die künstlichen Erdaufschürfungen veranlaßt werden, den verborgenen Reichthümern an Stellen nachzuforschen, wo nichts zu finden war; vielleicht, daß sie dann, ermüdet durch fruchtlose Versuche, von ihrem Beginnen abließen.

Von solchen Combinationen geleitet, stieg Calzolari, nachdem er sich das Bild der Gegend, in der er sich bis dahin aufgehalten, eingeprägt und Merkzeichen angebracht hatte, damit er sie später wieder erkennen und sich in derselben orientiren könnte, in die Ebene hinab, und näherte sich nach langer Zeit wieder zum ersten Male menschlichen Wohnungen, denen er seit Monaten vorsichtig aus dem Wege gegangen war.

Er führte in seiner Idee noch immer große Reichthümer mit sich, da er nicht Alles auf eine Karte hatte setzen, nicht Alles in derselben Gegend hatte verbergen wollen. Aber da er sich für Alles, was er für Venedig erspart und erbettelt hatte, verantwortlich fühlte, und keinen Kreuzer davon angreifen durfte, so mußte er daran denken sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Der Zufall begünstigte ihn, denn er hatte, aus den Wäldern niedersteigend, auf seiner Wanderung eine Richtung eingeschlagen, die ihn den Gegenden nahe brachte, in welchen die ersten Vorbereitungen zu dem Baue der böhmischen Nordbahn getroffen wurden.

Wie Calzolari die aufgestapelten Werkzeuge und Karren sah, dämmerte die Erinnerung in ihm auf, daß er sich schon einmal durch Betheiligung an Bahnbauten seinen Lebensunterhalt verdient habe, und der Gedanke setzte sich in ihm fest, daß er jetzt zu demselben Auskunftsmittel greifen könne.

Aber neben der Idee, sich als Bahnarbeiter fortzubringen, arbeiteten noch andere Vorstellungen in dem Kopfe des Irren, die vielleicht noch ausschlaggebender waren als der Gedanke, daß er eine Beschäftigung ergreifen müsse, um nicht zu verhungern.

Wenn mich vielleicht Spione unsichtbar verfolgen sollten, dachte er, so ist das beste Mittel, sie irre zu führen, und von dem Glauben, daß ich ein reicher Mann sei, abzubringen, wenn ich mich arm stelle und ihnen beweise, daß ich mir als Tagarbeiter im Schweiße meines Angesichtes mein Brot verdienen muß; meine Verfolger werden dann sicherlich von der fixen Idee abkommen, daß ich reich und im Besitze geheimer Schätze sei, denn ein reicher Mann würde sich gewiß nicht bei einem Bahnbaue als Taglöhner verdingen und im Winter festgefrorene Erde ausschaufeln.

Calzolari war außerordentlich mit sich zufrieden, daß er auf eine so glückliche Idee gekommen sei, seine Reichthümer zu maskiren, und er hätte nicht froher sein können, wenn man ihm eine Million

geschenkt hätte, als er in dem Augenblick war, wo man ihm mittheilte, daß er als Arbeiter angenommen sei. Man brauchte eben Arbeitskräfte, und die Italiener hatten sich bei den Bahnbauten am Brenner, in Krain, und anderortig als so fleißige und dabei genügsame Arbeiter bewährt, daß man bei ähnlichen Bauten überall gern auf sie reflektirte.

Freilich gab es zuweilen unter ihnen auch Elemente, welche dem Auswurfe der Menschheit angehörten.

Ein Mensch letzterer Sorte war kürzlich vom Brenner, wo die Arbeitssection, der er angehörte, ihr Werk vollendet hatte und daher aufgelöst worden war, nach dem nördlichen Böhmen gekommen und hatte beim Baue der Nordbahn Verwendung gefunden.

Er hieß Andrea Tamurri und war aus Neapel, wo er, so lange daselbst die Bourbonen geherrscht, der geheimnißvollen Verbindung der Camorristen angehört hatte.

Die Camorra in Neapel war die verwerflichste Bande, die sich denken läßt. Sie repräsentirte das organisirte Uebel, die Stütze des Lasters, die Aussaugung des unglücklichen Arbeiters durch den Müßiggänger. Sie richtete sich nur gegen die Kleinen und Schwachen, gegen den Bauer, der seine Früchte oder Gemüse verkaufte, gegen den Kutscher, den Lastträger, den Kahnführer, gegen den Bettler selbst und gegen den schwachen Priester.

Wer auf einem der Märkte Neapels etwas kaufte, der hatte Gelegenheit, regelmäßig zu bemerken, daß sich in dem Augenblicke, wo er nach dem Preise fragte, zwischen ihn und den Verkäufer ein Mann stellte, der hinterher von dem Verkäufer den zehnten Theil des von demselben erzielten Preises erhielt.

Dieser zudringliche Mensch war ebenso Camorrist, wie es jener war, der sich im Café, wenn zwei Personen Karten spielten, an den Spieltisch drängte, die Partie beobachtete und sobald die Entscheidung gefallen war, einen Antheil an dem Gewinne des Siegers einstrich.

Die Camorra brandschatzte die Kutscher, welche ihnen einen Theil des erzielten Fahrgeldes geben mußten, die Zeitungsverkäufer in den Straßen, welche das Journal, das zwei Gran kostete für drei verkaufen mußten, ohne von dem Zuschlage mehr als die Hälfte in ihre Taschen fließen zu sehen, da ihnen einen halben Gran der Camorrist abnahm, der sich an ihre Fersen heftete.

Der Bettelmönch mußte dem Camorristen von den zwölf Sous, die er für eine Messe erhielt, drei geben und selbst die Spitäler und

Gefängnisse waren der Camorra tributpflichtig. Der eingesperrte Camorrist, der draußen seinen Zehnten nicht mehr erheben konnte, preßte nach Herzenslust die Kranken und Gefangenen aus, und der camorristische Kerkermeister fragte den Gefangenen, wie viel er „für die Madonna“ geben wolle und von der Freigebigkeit des Unglücklichen hing die Behandlung ab, die er zu erwarten hatte.

Andrea Tamurri war Camorrist geworden, er wußte nicht wie. Er war als junger Mensch aus seiner Heimat Calabrien nach Neapel gekommen, hatte keine Ahnung von der Camorra gehabt und einem Camorristen, der mit ihm Händel angefangen, weil er ihm beim Kartenspiel nicht einen Gewinnantheil hatte geben wollen, einen tödtlichen Messerstich beigebracht.

Die Camorra, welche sonst jede an einem Mitgliede der Gilde verübte Beleidigung streng zu bestrafen pflegte, faßte in diesem Falle für den verwegenen Burschen, der furchtlos an einen Camorristen Hand angelegt, eine solche Vorliebe, daß sie ihn aus freiem Antriebe in die Genossenschaft aufnahm und ihm das Camorramesser übersandte, das sich durch eine lange, sehr spitze Klinge auszeichnete, die in einem schwarzen Holzgriff mündete.

Tamurri ließ sich die Ernennung gefallen, fand an der Sache Behagen und wurde einer der eifrigsten Camorristen. Er ließ sich als Schmuggler verwenden und gerieth mit der Douane in so heiße Conflicte, daß er mit Hilfe seines Camorramessers einige Zollwächter in's bessere Jenseits beförderte. Hiefür zur Rechenschaft gezogen, behauptete er sich bei der Gerichtsverhandlung nicht blos mit Bravour, sondern entlastete auch noch einige andere Camorristen, die gleichfalls Messerstiche ausgetheilt hatten, indem er auch deren blutige Heldenthaten auf seinen Separatconto hinübernahm. Die Folge davon war, daß er allein auf die Galeeren kam, die Mitangeklagten aber der Camorra erhalten blieben. Diese letztere belohnte sein rühmliches Verhalten dadurch, daß sie ihn, als der Posten eines Großmeisters oder Generals der Camorra beim Jahreswechsel vacant wurde, als einen der Candidaten für die Ehrenstelle aufstellte, die nicht ohne Bedeutung war, da dem General nicht blos nahezu dreißigtausend Camorristen unterstanden, sondern auch namhafte Procente von den Abgaben zufloßen, welche alle Camorristen in die Generalcassa einzahlten.

Aber Andrea Tamurri erhielt bei der Abstimmung nicht so viele Stimmen, als er gebraucht hätte, um General zu werden. Die

meisten Camorristen gaben ihre Stimmen einem Collegen, der die Insel Ponia lebenslänglich bewohnte, das heißt, der zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt war.

Darob entrüstete sich Tamurri und als er seine Galeerenstrafe abgebüßt hatte und wieder activer Camorrist geworden war, beschloß er, sich für die erlittene Zurücksetzung an der Camorra zu rächen.

Er glaubte die Camorra seinen Unmuth nicht empfindlicher fühlen lassen zu können, als wenn er Gelder, die ihr angehörten, unterschlug. Da er wieder zum Schmuggel gegriffen, so ward ihm oft Gelegenheit zu solchen Unterschlagungen gegeben. Aber eines Tages kam es durch Denunciation an den Tag, daß Tamurri nicht Alles an die Generalcassa der Camorra abführte, sondern einen Theil der Beute für sich behielt.

Seine früheren Verdienste ersparten ihm nicht die Bastonade und die temporäre Ausstoßung aus der Camorra. Zähneknirschend gab er seinem Oberen das Camorramesser zurück, das er bei der Aufnahme erhalten, aber anstatt sich in Demuth zu fügen und zu warten, bis man ihn der Wiederaufnahme in die Genossenschaft für würdig befinden würde, griff er nach einem anderen Messer, welches zwar kein Camorramesser war, aber eben so gut verwundete und tödtete wie ein solches, und brachte mit diesem gewöhnlichen Messer dem Camorristen, der ihn denuncirt hatte, einen Stich zwischen die Schulter bei, an dem er genug hatte.

Dieses meuchlerische Attentat auf ein getreues Mitglied der Camorra schlug dem Fasse den Boden aus. Die zwölf Chefs der Camorra versammelten sich zu einer außerordentlichen Sitzung und verurtheilten Andrea Tamurri zum Tode.

Eine einzige Stimme war für die Begnadigung zu dem sogenannten Messerschnitt gewesen, welcher bei demjenigen, dem er applicirt wurde, ein unvertilgbares Schandmal zurückließ.

Alle übrigen eilf Stimmen hatten sich für den tödtlichen Messerstich ausgesprochen und der Camorrist, der ihn zu führen hatte, wurde durch das Los bestimmt.

Tamurri wußte recht gut, was ihm bevorstand und daß es ihm nichts nütze, wenn er fliehen wollte, da ihn die Camorra überall zu finden wußte, er mochte hingehen, wohin er wollte und sich ein noch so verborgenes Versteck wählen. So lange er im Lande blieb, war sein Leben keinen Gran werth. Es blieb ihm also nichts übrig, als das Königreich beider Sicilien zu verlassen und ganz aus dem Machtbereich der Camorristen zu fliehen.

Er wandte sich nach Rom und fand in der päpstlichen Armee Aufnahme, machte sich jedoch in derselben durch eine Brutalität, die er sich gegen einen seiner Vorgesetzten zu Schulden kommen ließ, bald unmöglich, so daß ihn nur die Desertion vor einer strengen Disciplinarstrafe bewahrte.

Er trieb sich nun geraume Zeit im übrigen Italien umher, gerieth dann nach Oesterreich, versuchte in Vicenza, wo er sich als Pflastertreter etablirte, die Camorra einzubürgern, indem er sich mit einigen Müßiggängern zur Vergewaltigung und Ausbeutung der Landleute verband, welche Lebensmittel auf die Märkte von Vicenza brachten, bekam jedoch alsbald mit einem Kameraden, den er übervortheilen wollte, Händel und wurde, da er seinem Gegner im Verlaufe des Wortwechsels einen Messerstich beigebracht hatte, dem Criminalgerichte eingeliefert, das ihn zu dreijährigem Kerker verurtheilte. Nach seiner Entlassung aus der Haft fand er bei den Bahnbauten in Tirol Unterkunft, war jedoch auch in der Nähe des Brenners der Schrecken seiner Kameraden, wie er dies früher in Neapel und später in Rom und Vicenza gewesen.

Vom Brenner zog er zum Verdruße einiger solideren Landsleute, an deren Fersen er sich heftete, und die er, wo er konnte, terrorisirte und aussog, nach Böhmen, wo er bei dem Baue der Nordbahn in derselben Section Beschäftigung erhielt, welcher auch der Venetianer Calzolari zugetheilt war.

Der ruhige, wortkarge Calzolari fiel dem Camorristen alsbald auf und er glaubte seinem ganzen passiven Wesen nach in ihm den Mann gefunden zu haben, der sich terrorisiren und ausnützen lassen würde.

Er verlegte sich zunächst, sich von Calzolari fernhaltend, darauf, ihn zu beobachten.

Der Venetianer, der unter dem dominirenden Einflusse seiner fixen Idee stand, suchte, wenn er mit seiner Arbeit fertig war, einsame Wege auf. Führte er doch noch immer in seiner Einbildung namhafte Schätze mit sich, die er nur dann sicher wähnte, wenn er sie an schwer zugänglichen Orten verbarg.

Calzolari benützte besonders die Sonntage als die Tage, an welchen die Arbeit ruhte, zu seinen Ausflügen, die ihn weitab von dem Arbeitsplatze zu einem einsamen Punkte im Walde führten, den er sich ausersehen hatte, um dort noch den Rest der für den Loskauf Venedigs

bestimmten Fonds zu deponiren. Er hatte insgeheim die Werkzeuge, die er zur Ausschauflung der Erde brauchte, in den Wald hinausgetragen, und dort unter Laub und Reisig versteckt.

Der Neapolitaner, dem die geheimnißvollen Wanderungen Calzolari's aufgefallen waren, war ihm eines Tages unsichtbar gefolgt, und hatte sich die Stelle gemerkt, wo derselbe in den Wald eindrang. Da er vor Begierde brannte, zu erfahren, was Calzolari, von dessen Geisteszustand er keine Ahnung hatte, im Walde mache und da er die Vermuthung hegte, daß sein Landsmann, nachdem er zwei Sonntage hintereinander den weiten Spaziergang nach dem ziemlich entfernten Walde unternommen, wahrscheinlich wieder den nächsten freien Tag zu einer ähnlichen Wanderung benützen werde, so nahm er an dem nächsten Sonntage zeitig Aufstellung in der Nähe des Waldes, der für Calzolari eine solche Anziehungskraft besaß.

Er lag noch nicht lange auf der Lauer, als der Venetianer wirklich erschien und, von seinem Beobachter vorsichtig umkreist, auf eine Stelle zuging, die eine Art Einschnitt bildete.

Daselbst angelangt zog er die Werkzeuge unter der Hülle dürren Laubes, die sie bedeckte, hervor, und begann eifrig die Erde aufzuwühlen.

Der Camorrist beobachtete ihn eine Weile aus der Entfernung, näherte sich ihm dann rasch und frug plötzlich, ihn an der Schulter packend, mit Stentorstimme, was er da mache?

Calzolari erschrack, zuckte zusammen, faßte sich jedoch schnell wieder, da ihm die Anrede in seiner Muttersprache Vertrauen einflößte und sagte in flehendem Tone:

„Verrathe mich nicht — ich verberge hier das Geld, das ich für die Befreiung Venedigs gesammelt habe!“

Diese Worte weckten die Habgier Tamurri's. Da er nicht wußte daß er es mit einem Irren zu thun habe, nahm er sie für baare Münze und glaubte, der Andere habe wirklich etwas zurückgelegt, was er auf den Altar seines Vaterlandes niederlegen wolle. Daß dieser Andere von der Befreiung Venedig's sprach, fiel ihm nicht auf. Diese Aeußerung erweckte nur den Glauben in ihm, daß er es mit einem Anhänger Mazzini's zu thun habe, der unter der Befreiung Venedigs die Befreiung des eben erst den Oesterreichern abgenommenen Landes vom monarchischen Drucke Victor Emanuels verstehe.

„Hast Du das für Venedig gesammelte Geld bei Dir?“ erkun=

digte sich Tamurri und als der Venetianer die Frage arglos bejahte, zog jener mit Blitzesschnelle ein Messer aus dem Busen und indem er dessen scharfe Klinge vor Calzolari's Augen funkeln ließ, rief er gebieterisch:

„Gib das Geld her!"

Der Venetianer stieß zu seinem Unglücke einen Schrei aus.

„Das Schreien soll Dir nichts helfen!" rief Tamurri und bohrte den scharfen Stahl in das Herz des Landsmannes, der lautlos zusammensank.

II.

Nathan und Salome Flaschl.

„Flaschl!"

Der Mann, der in einem der für die jüdische Osterwoche improvisirten Weinhäuser der Wiener Judenstadt mit schriller Stimme den obigen Ruf ertönen ließ, repräsentirte eine sonderbare Mischung von Eleganz und solchen Elementen, welche dieser letzteren widersprechend zu sein pflegen.

Sein Rock hatte den neuesten Schnitt, und eben so fein war der Stoff, aus dem er gemacht war. Seine Hände waren mit Ringen besäet, deren Werth sich freilich bei näherer Prüfung als zweifelhaft herausgestellt hätte, und blaue Emailknöpfe hielten die weit hervorragenden weißen Manchetten fest. Aber die Finger selbst zeigten Spuren längeren Nichtgewaschenseins, und auch hinter den Ohren lag etwas, das mit den blütenweißen Vatermördern, dem atlaßenen Shawltuche und dem blitzenden Steine, den dieses letztere in der Vorderansicht aufwies, nicht sonderlich harmonirte.

Flaschl ließ nicht lange auf sich warten. Bald tauchte an der Seite des von uns eben geschilderten jungen Mannes eine kleine, bekümmert dareinblickende Gestalt auf, welche eine Verkörperung der sieben mageren Jahre darzustellen schien. Auf den unschönen Zügen lag ein Lächeln schmerzhafter Resignation, und schien eine nothwendige Ergänzung der tausend tief gezogenen Kummerfalten zu bilden, welche die

Riesenstirne nach beiden Seiten hin durchfurchten. An und für sich betrachtet, war Flaschl's Stirn eine Merkwürdigkeit, da sie zwei Dritttheile des Vorderkopfes verschlang und der übrigen Gesichtsformation eben nur so viel Raum zu physischer Ausweitung gönnte, daß man sagen konnte, Nase, Augen, Mund und Wangen seien auch da.

Nathan Flaschl war der Inhaber der Weinstube — wenigstens für die kurze Zeit des jüdischen Osterfestes. Was Flaschl zu gewöhnlichen Zeiten war, vermochte Niemand zu ergründen. Einige glaubten, daß er Geldvermittlungsgeschäfte mache, Andere hielten ihn für einen Raritäten- und Antiquitätensammler, und meinten, daß er sein Leben herausschlage, indem er allerlei Curiositäten billig an sich zu bringen und mit Vortheil an Liebhaber loszuschlagen verstände. Offenkundig war von Flaschl's Treiben nur jener Theil, der mit den acht Ostertagen zusammenhing. Für diese Zeit miethete Flaschl jahraus, jahrein von dem Tischler, der in dem Hause, in welchem er wohnte, die ebenerdigen Straßenstuben inne hatte, die größte, die der Tischler als Werkstätte zu benützen pflegte. Dann tauchten nicht blos am Hausthore, an den Fensterscheiben der improvisirten Weinstube, an allen Häusern der Straße, sondern selbst an entlegeneren Straßenecken Wiens roth- und gelbmelirte Anschlagzettel auf, welche das israelitische Publikum der Residenz auf Nathan Flaschl's Osterwein aufmerksam machten. Dieser Wein wurde nicht blos in der improvisirten Weinstube von Flaschl eigenhändig ausgeschänkt, sondern auch als willkommene Waare in die Häuser der strenggläubigen Juden geliefert. Da man, was die Qualität des Osterweines anlangte, über Vieles hinwegsah, so war es leicht möglich, daß Flaschl aus dem durch acht Tage ziemlich schwunghaft betriebenen Weinhandel einen nicht zu verachtenden Nutzen zog.

„Was beliebt, Herr Doctor Spiegel?“ frug Flaschl, indem er sich bemühte, dem schmerzhaften Lächeln, das eine permanente Illustration seines Antlitzes bildete, die möglichst süßeste Färbung zu geben.

Dem jungen Manne, der Flaschl citirt hatte, war es offenbar darum zu thun, den Weinwirth durch Entwicklung von Freundlichkeit günstig zu stimmen. Er sagte daher, nachdem er ziemlich lange in den Taschen seiner Weste, seines Beinkleides, und schließlich auch seines Paletots umhergesucht hatte, im einschmeichelndsten Tone:

„Ich habe kein Kleingeld, Flaschl! Wie viel bin ich schuldig?“

„Heute zwei Glas Rifosco!“ entgegnete Flaschl mürrisch und

mit scharfer Betonung des ersten Wortes. „Nachdem der Herr Doctor aber gestern und vorgestern auch kein Kleingeld bei sich hatten, so macht es im Ganzen sechs Glas Rifosco oder anderthalb Gulden!"

„Anderthalb Gulden? Gut! Sagen Sie mir, Flaschl, kennen Sie die lithographirte Correspondenz, die ich herausgebe?"

„Woher sollte ich sie kennen?" entgegnete Flaschl mürrisch. „Ich kümmere mich wenig um Journale, und wegen der acht Tage, die meine Weinwirthschaft dauert, lohnt sich auch kein Journal-Abonnement!"

„Es thut nichts zur Sache, wenn Sie meine lithographirte Correspondenz auch nicht kennen!" meinte Spiegel. „Ich werde Ihnen eine Anweisung an den Verleger derselben geben — wie viel, sagten Sie doch, beträgt meine Schuld?"

„Anderthalb Gulden!" dehnte Flaschl. „Aber es wäre mir doch lieber, dieselben baar zu erhalten, als in Wechselform."

„Ich kann Ihnen nicht helfen, lieber Flaschl! Hier haben Sie eine Anweisung auf das Honorar, das ich für die drittnächste Nummer der lithographirten Correspondenz zu fordern habe."

„Was soll ich damit?" warf Flaschl melancholisch hin, und die Bleistifthyeroglyphen auf dem schmalen Papierstreifen schienen ihn nicht sonderlich zu erbauen.

„Damit gehen Sie, sobald die drittnächste Nummer meiner lithographirten Correspondenz erschienen sein wird, in das Verlagscomptoir, präsentiren das Papier an der Cassa, und man wird nicht säumen, Ihnen die anderthalb Gulden auszuzahlen!"

„Wenn es aber zur drittnächsten Nummer Ihrer lithographirten Correspondenz gar nicht kommen sollte — was dann?"

„Reden Sie keine Albernheiten, Flaschl!" fertigte Spiegel den Zaghaften mit Grandezza ab.

„Man muß an Alles denken — auf Alles gefaßt sein!" beharrte dieser. „Ich wiederhole — Sie würden mich durch Baarzahlungen weit mehr verpflichten, Herr Doctor!"

„Sie vergessen, daß ich immer durch Honoraranweisungen zahle!" sagte Spiegel. „Das ist der einfachste Weg, der es mir erlaubt, ohne unnützen Geldballast auszugehen! Ich begreife Sie heuer nicht, lieber Flaschl — im vorigen Jahre waren Sie viel coulanter!"

„Ja, im vorigen Jahre! Da hatten wir noch die freie Bahn, Sie arbeiteten an einem Regierungsjournal, unterstützten die freie Bahn,

bezogen dafür aus dem Dispositionsfonde ein schweres Stück Geld, kurz, waren ein gemachter Mann. Ist das jetzt nicht Alles anders? Wurden mit dem Sturze der Sistirungsära nicht auch Ihre Einnahmen beschnitten und sistirt?"

„Leider!" brummte Spiegel.

„Sie sehen also, Herr Doctor, daß Ihre Anweisungen heuer lange nicht so respectabel sind, wie im Vorjahre, und ich nehme dieses Papier, welches Sie mir aufzwingen, und das mir unter den geänderten Verhältnissen nur eine schwache Deckung für mein Guthaben gewährt, auch nur aus alter Bekanntschaft!"

Spiegel war froh, Flaschl endlich doch bezüglich der Honoraranweisung breit geschlagen zu haben, und beeilte sich mit dem Abzuge, um Flaschl keine Gelegenheit zu geben, seine Liberalität wieder zu bereuen.

Die Weinstube Flaschl's erfreute sich nur noch eines mittelmäßigen Zuspruches, da der Haupttheil des Passahfestes vorüber war, und an den Nebenfeiertagen es selbst der orthodoxe Jude mit dem, was er aß und trank, nicht mehr so genau nahm. Flaschl hatte daher Gelegenheit, nach dem Verschwinden Spiegel's melancholische Betrachtungen über den flauen Gang des Geschäftes anzustellen.

Seiner Einsamkeit machte erst das Erscheinen seines Weibes, Frau Salome Flaschl, ein Ende.

Frau Salome war in demselben Maße hübsch und heiter, als ihr Mann häßlich und trübsinnig war. Keine der Hauptreize der Frauen gingen ihr ab. Sie war gewachsen wie eine Tanne, schlank und zierlich, und prangte dabei in der ganzen Lieblichkeit orientalischer Fülle. Man konnte sich keine zartere, weißere Haut denken, als jene Salome's, und selten wohl belebte ein so feuriges, tiefdunkles Auge eine Composition von so sanften, schmachtenden Zügen, wie solche die schöne Salome zur Schau trug. Das rabenschwarze Haar, glänzend wie gesponnene Seide, lag in dichten Flechten netzartig über dem Hinterkopfe und wurde durch einige Streifen glühend rothen Bandes nur noch mehr gehoben.

Man hätte glauben sollen, die Schönheit und Lieblichkeit Salome's müßte selbst auf das Antlitz des griesgrämigsten Menschen ein Lächeln der Zufriedenheit zaubern. Nathan Flaschl war aber der Mann, um Einem vom Gegentheil zu überzeugen. Mit unbegreiflicher Gleichgiltigkeit sah er das Erscheinen seiner Frau, und das tiefe, gegen=

standslose Weh, das sich in seinen Zügen spiegelte, fand auch nicht die geringste Milderung. Im Gegentheil schien ihn das heitere Aussehen seiner Frau nur noch ängstlicher zu machen.

„Wie glücklich bist Du doch, Flaschl, gar keine Gäste bedienen zu müssen,“ rief Salome schalkhaft, indem sie sich in der leeren Stube umsah.

Flaschl hauchte einen tiefen Seufzer aus, in welchem seine gequälte Seele entfliehen zu wollen schien und murmelte gepreßten Tones:

„Leider Gottes! Kein Geschäft! Wovon soll ein ehrliches Menschenkind leben, wenn die Leute schon keinen Osterwein trinken?“

„Da muß man es am Ende noch ein Glück nennen, wenn man ein Weib hat, das Einen ernähren hilft,“ lachte Salome, ergriff ihren Mann bei beiden Schultern, drehte sich ihn gegenüber und sah ihm mit übermüthiger Laune in die kleinen, grauen, stechenden Augen, welche er scheu niederschlug, wie Jemand, der kein gutes Gewissen hatte.

Indem sich Nathan dem weichen Griffe seiner Frau zu entwinden suchte, murmelte er ängstlich:

„Was machst Du doch wieder für muthwillige Streiche, Salome? Warum bist Du nicht lieber klug und gesetzt, Salome? Die Leute nehmen ohnehin genug Aergerniß an Dir.“

„Aergerniß an mir?“ warf Salome ungläubig ein. „Ich kümmere mich ja gar nicht um die Leute.“

„Aber desto mehr kümmern sich die Leute um Dich! Du bist leider hübsch —“

„Ist Dir das nicht lieb, Nathan?“ unterbrach Salome mit reizendem Lächeln ihren Mann.

„Nun — mir könnte es schon recht sein, aber den Leuten scheint es nicht recht zu sein, daß ich eine hübsche Frau habe und da wissen sie nichts anderes zu thun, als Dinge zu ersinnen, die mich quälen. Ich mag gehen oder stehen, wo ich will, der Caffeesalon wird mir immer vorgerieben.“

„Schämst Du Dich meiner Vergangenheit, Nathan?“ warf Salome mit kaum fühlbarem Vorwurfe ein. „Warum hast Du mich denn genommen, wenn Du nicht Muth hattest, den Caffeesalon zu ertragen?“

„Wer konnte es auch ahnen, daß sich dieser zu dem neckenden Gespenst meines Lebens qualificiren würde? Ich habe mir hundertmal gesagt, Flaschl, sei kein Narr — was liegt daran, daß Dein Weib als Mäd-

chen Kellnerin in einem Caffeesalon gewesen? Ist sie darum minder brav und gut? Was ist für ein Unterschied zwischen einem Schnittgeschäft und einem Caffeesalon? Ist es nicht dasselbe, den Gästen eine Tasse Caffee zu bringen oder einem Kunden im Laden eine Elle Callicot herunterzuschneiden? So sagte ich hundertmal zu mir in der Einsamkeit meiner Stube und versuchte mich zu stählen, indem ich mich überredete, daß es sogar noch ein Vortheil für Salome's Geist gewesen, daß sie im Caffeesalon servirt hat. Denn, wer weiß, ob mein Weib so gebildet wäre, sagte ich mir, wenn sie nicht all' die Zeitungen gelesen hätte, die sie daselbst zu lesen Gelegenheit hatte. Und welche Geschäftsroutine eignet man sich an in solch einem Salon, der dem Menschen mit den verschiedensten, feinsten Leuten zusammenbringt und wie übt sich oft die Geistesgegenwart in schlagendem Wortgefecht? So sagte ich zu mir in meiner Stube und war oft ganz stolz, daß ich hatte gefreit ein Weib, welches seine Lehrjahre durchgemacht in einem Caffeesalon! Da ging ich aus und rechts und links zischelten die Leute: Das ist der Nathan Flaschl, der sich seine Frau geholt hat aus dem Caffeesalon! Und alle meine guten Gedanken und Vorsätze waren umgestoßen, ich fühlte mich ganz klein, zerknirscht und unglücklich, denn ich sah hundert Augen brennend auf mir haften und hundert Finger sah ich auf meine Gestalt gekehrt und jedem, der mir begegnete, las ich die höhnische Rede im Gesichte: Das ist der Nathan Flaschl, der sich sein Weib geholt hat aus dem Caffeesalon! Ach, es ist kein Wunder, wenn es bergab geht mit meiner Gesundheit, der Caffeesalon läßt mir keine Ruhe, ich muß allerwegen an ihn denken!"

Salome sah die Jammergestalt mit einem halb ärgerlichen, halb zum Lachen geneigten Blicke an und sagte endlich, ihrer nicht zu verwüstenden guten Laune den Zügel schießen lassend:

„Du bist ein Narr, Flaschl, mit Deinem eingebildeten Unglück. Ich wollte, Dir stieße eines schönen Tages ein wirkliches Unglück auf, an dem Du ein tüchtiges Stück zu kauen hättest, vielleicht würde Dich das von Deinem lächerlichen Caffeesalonschmerz abziehen! Vielleicht halte ich hier ein Stück rächende Nemesis für Dich in der Hand — der Amtsbote hat das Papier soeben gebracht!"

Flaschl entfärbte sich, sobald das Wort Amtsbote an sein Ohr drang. Sein Kehlkopf schien die Dienste versagen, die Luftröhre sich verengen zu wollen, denn er schnappte einige Male sichtlich nach Luft, während die Augen zu einem Umfange anschwollen, welcher das von

ihnen im normalen Zustande occupirte Terrain weit überragte. Man hätte, was da vorging, eine Augenüberschwemmung nennen können, denn während das Auge sonst im Flaschl'schen Gesichte ganz zu fehlen schien, machte es sich in diesem Momente peinlich gespannter Erwartung bis zum Ueberfluße geltend.

Jetzt tastete Flaschl nach dem ihm von Salome dargereichten Papiere aus. Die länglichschmale Form desselben steigerte seine bangen Ahnungen vollends zu haarsträubenden Besorgnissen, und als er endlich einen Blick auf die bedruckte und beschriebene Fläche des Bogens warf wurde er ganz kreideweiß und sank mit dem Stammellaute: „Besteuert" in den nächstbesten Stuhl, der ihm zur Hand stand.

Lange lag er fast in halber Ohnmacht da, erst Salome's Worte schienen ihn wieder zum Leben zu bringen. Die theilnamslose Frau hatte mit seinem verzweiflungsvollen Zustande ein so geringes Erbarmen, daß sie die Lauge ihres Spottes über ihn ausschüttete, und ihm zurief:

„Siehst Du, Flaschl, den Fingerzeig der Vergeltung? Du warst so lange eingebildet unglücklich, bis das wirkliche Unglück kam und Dich schlug. Unter allen Worten menschlicher Zunge ist Dir keines so verhaßt, wie das eine: Steuer! Und nun haben sie Dich gefunden, Dich hervorgezogen aus Tausenden und verlangen von Dir Steuern!"

„Steuern!" stöhnte Flaschl und wandte sich wie Einer, der Gift genommen.

„Ja, Steuern!" hämmerte die mitleidslose Frau darauf los, ihren Spott hinter ernstem Pathos verbergend. „Und wie viel sollst Du steuern, armer Mann?"

„Weiß ich's," ächzte der Unglückliche. „Vor meinen Augen flimmert's, als ob —"

„Als ob Du links oder rechts Jemanden sagen hörtest: Das ist der Nathan Flaschl, der sich die Frau geholt hat aus dem Caffeesalon," ergänzte Salome.

Ein unartikulirter Schmerzenslaut war Nathan's einzige Antwort. Eine Weile starrte er gläsernen Auges vor sich hin, stieß mit dem Fuße einigemale an den Steuerschein, der seiner zitternden Hand entsunken war, und wagte es nicht, ihn aufzuheben. Endlich ermannte er sich soweit, daß er sein Weib flehenden Blickes ansah, auf den Schein wies und aus schwerbeklommener Brust aufstöhnte:

„Sieh doch, Salome, wie hoch sie mich besteuert haben?"

Salome neigte sich mit vollkommener Gemüthsruhe zur Erde,

um den Steuerschein aufzuheben, sie wollte bereits die Lippen öffnen, um den Steuersatz auszusprechen, als sie ihre Hand convulsivisch von jener Nathans umspannt fühlte. Aufschauend begegnete sie den herausgewälzten Augen Flaschl's, der ihr halblaut die Bitte zuflüsterte:

„Halte ein — warte nur einen Augenblick — bis ich mich fasse. Es könnte üble Folgen haben — bei meiner Vollblütigkeit — jetzt magst Du's aussprechen — doch nein — besser ist's, ich rathe — wie haben sie mich besteuert — wie — ich will's wissen — mit fünfzehn Gulden?"

Indem Flaschl die enorme Summe mit stockender Stimme aussprach, dehnte er seinen Hals nach vornhin, daß es kein Schwan hätte besser machen können.

Salome blickte auf den Steuerschein und schüttelte den Kopf.

Diese Bewegung schien Flaschl einiges Leben zu verleihen, denn er murmelte jetzt weit gefaßter:

„Ich will nicht hoffen, daß man mir acht Gulden dictirt hat?"

Abermals schüttelte Salome den Kopf.

Jetzt schöpfte Flaschl tief Athem.

„Vielleicht hat man mich in die geringste Steuerclasse gesetzt?" rief er wunderbar belebt und mit einem fast strahlenden Gesichte. Zugleich hatte er den Muth, nach dem Steuerscheine zu greifen.

„Fünf Gulden!" sagte Salome feierlich, dem Gatten den Steuerschein vor die Augen haltend.

„Also wirklich der niedrigste Satz?" jubelte Nathan, dämpfte seine Freude jedoch rasch zu dem schweren Stoßseufzer:

„Aber was hilft es — ich bin doch besteuert! Und wovon hat man mich besteuert — ha, ich will wissen, mit welchem Recht man mich besteuert hat!"

„Von der Schölletkocherei!" gab Salome gleichmüthig zurück.

Als ob die Antwort Flaschl seinen ganzen ursprünglichen Grimm wiedergegeben hätte, so wurde er von Neuem bleich und sprachlos focht er mit beiden Händen in der Luft umher, bis er sich endlich zu einem leidenschaftlichen Monologe sammelte und anhub:

„Von der Schölletkocherei! Sieh da — was ist die Schölletkocherei, daß man mich von ihr besteuern kann? Ist es eine selbstständige bürgerliche Nahrung? Kann ich von der Schölletkocherei leben? Wird alle Tage Schöllet gekocht? Oder gibt es nur einmal in der Woche, am Sabbath, Schöllet? Die Herren bei der Steuercommission scheinen es nicht zu wissen, was Schölletkochen ist? Gib mir Hut und

Stock, Salome, ich will hingehen zum Magistrat, und die Herren über das Wesen, die Natur und das sporadische Vorkommen des Schol-letkochens aufklären — sie müssen mir den Steuerschein wieder abneh-men oder ich recurrire — aber halt, was ereifere ich mich so? Vom Scholletkochen bin ich besteuert? Ei, warum fällt mir denn das erst jetzt ein? Was geht denn mich das Scholletkochen an? Nichts geht es mich an, nicht ich, nicht der Nathan Flaschl ist Scholletkocher — Salome Flaschl hat das Scholletkochen — Salome Flaschl muß die Steuer zahlen — fünf Gulden — Du magst nur gleich den Steuerschein behalten und dafür sorgen, daß er überschrieben wird auf Deinen Namen, wenn Du nicht willst recurriren! Ich dulde nicht, daß ich besteuert werde — ich bin kein Scholletkocher — nein, Gott der Gerechte sei gelobt, ich bin nichts, wovon ich besteuert werden könnte— wie schätze ich mich glücklich, daß dieses Unglück an mir vorüberge-gangen ist!"

„Um an mir haften zu bleiben!" ergänzte Salome mit heiterem Lachen.

Was kümmerte Flaschl die Steuer, die sein Weib traf? Der unglückliche Mann hatte heute einen Ausnahmstag — er war fast glücklich im Siegesbewußtsein der Steuerfreiheit.

III.

Der Linguistentag.

Salome hatte die Weinstube ihres Mannes kaum verlassen, als dieser bereits einen anderen Besuch erhielt, der ausnahmsweise eine ungewöhnlich freundliche Aufnahme fand.

Der junge Mann, der rasch eintrat, warf sich nach flüchtigem Gruße in einen Stuhl, und nachdem er eine Weile in's Leere gestarrt, rief er barsch:

„Flaschl!"

„Zu Befehl, Herr Doctor Donnerkeil!"

Donnerkeil schlug die weit auseinander gespreizten Füße mit vornehmer Nonchalance über einander, zündete sich eine Cigarre an und blies den Rauch derselben Flaschl rücksichtslos in's Gesicht.

Nachdem er den Letzteren eine Weile lächelnd betrachtet hatte, sagte er:

„Packen Sie Ihre Koffer, Flaschl, wir werden reisen!"

„Reisen! Ach — und wohin, wenn's beliebt, bester Herr Doctor?"

„Nach dem Süden!"

„Nach dem Süden? Gott, wie schön! Aber was werden wir machen im Süden?"

„Wir werden die Wanderversammlung der Linguisten besuchen!"

„Der Linguisten?" lächelte Nathan ungläubig. „Wie heißt Linguisten? Sind Herr Doctor Donnerkeil ein Linguist? Bin ich ein Linguist? Was wollen wir Beide bei einer solchen Wanderversammlung?"

„Wissenschaftliches Amusement!" lautete Donnerkeil's Antwort. „Ich langweile mich. Das ernste Studium behagt mir nicht. Desto besser gefällt mir das oberflächliche Nippen von Allem, was einen gelehrten Anstrich hat. Heute Linguist — morgen Geschichtsforscher — übermorgen Jurist, das ist der rechte Standpunkt, von dem aus ein Genuß möglich ist. Die wohlthätige Abwechslung läßt keine Monotonie aufkommen, spielend wird man in allen Fächern der Wissenschaft heimisch, heimst allerorten das Beste und Neueste ein, und macht sich dabei wohl noch einen wissenschaftlichen Namen. Gelehrte Universalität und universelle Gelehrsamkeit: das ist das, was unsere Generation will, das ist das Motto und die Signatur unserer Zeit!"

„Das Alles mag für Sie Werth und Bedeutung haben, bester Herr Doctor — aber warum soll auch ich Linguist werden?" warf Nathan Flaschl ein.

„Das Räthsel wird sich Ihnen schon lösen!" entgegnete Donnerkeil munter, seine herabgebrannte Cigarre mit einer neuen vertauschend. „Betrachten Sie das Linguistenthum einstweilen als ein Geschäft. Was liegt Ihnen daran, worin Sie machen? Sie haben in früheren Jahren in Kleidern gemacht —"

„Pst!" rief Flaschl, angstvoll auffahrend, runzelte die Stirn und sah sich dann sorgfältig um, als wollte er sich überzeugen, ob keine Menschenseele von dem so indiscret auf seine geschäftliche Vergangenheit geworfenen Streiflichte Notiz genommen.

„Ja richtig, von den Kleidern darf man nicht sprechen, seitdem Sie geheiratet haben!" verbesserte sich Donnerkeil. „Wie geht es Ihrer Frau? Apropos — was sagen Sie dazu? Als ich von Leipzig,

wo ich den Druck einer Broschüre besorgt habe, von der Sie noch hören werden, nach Wien zurückfuhr, kam ich im Eisenbahncoupé mit einem Manne zusammen, der nicht blos Wien kannte, denn das wäre nichts Merkwürdiges, sondern der auch Alles kannte, was mit dem Wiener Ghetto im Zusammenhange stand. Ich glaube, der Mann machte in Fellen. Ich wollte mir einen Scherz machen und fragte ihn, ob er nicht auch vielleicht den Nathan Flaschl aus Wien kenne? Er schien eine Weile nachzudenken und sagte dann: „Nathan Flaschl? Sollte das der Nathan Flaschl sein, der die hübsche Salome aus dem Nikolsburger Caffeesalon heiratete?"

Flaschl standen alle Haare zu Berge.

Der Angstschweiß lag ihm wie ein stehendes Wasser auf der Stirne, indem er murmelte:

„Gott, was für Albernheiten doch die Menschen reden auf der Eisenbahn, wenn sie nichts zu thun haben! Lassen Sie doch den Caffeesalon, bester Herr Doctor! Ich glaube, Sie hatten mir einen Vorschlag zu machen bezüglich eines Geschäftes in einem Artikel, der mir sonst eben nicht geläufig ist — Sie sprachen von Linguisten."

„Haben Sie wirklich eine so unbezwingliche Sehnsucht in sich, Linguist zu werden? Ihnen kann geholfen werden!"

„Linguist? Ich? Sie belieben zu scherzen, bester Herr Doctor! Wie sollte ich Linguist werden?"

„Sie werden es mit demselben Rechte wie ich! Zu unserem Geschäfte gehört, daß Sie gleichfalls Mitglied der Wanderversammlung der Linguisten werden, wie ich. Nur in dieser Eigenschaft können Sie mir behilflich sein und mir dienen — nur als Mitglied des Linguistencongresses können Sie auf meine unbegrenzte Dankbarkeit rechnen, die in einer Sie gewiß zufriedenstellenden Anzahl von Banknoten ihren ausgiebigen Ausdruck finden soll. Und zudem habe ich Ihnen bereits die Schiffe im Rücken angezündet. Sie müssen Linguist werden, Sie mögen wollen oder nicht, denn Sie sind schon als Linguist gedruckt. Da sehen Sie selbst!"

Donnerkeil überreichte Flaschl die neueste Nummer der von Doctor Spiegel herausgegebenen lithographirten Correspondenz, und machte ihn mit der Hand auf eine Notiz aufmerksam, indem er ausrief:

„Nun — was steht da?"

„Der jugendliche Gelehrte Doctor Donnerkeil begibt sich sicherem

Vernehmen nach zu der demnächst in Görz zusammentretenden Wanderversammlung der deutschen Linguisten. Wie man hört, wird in der nächsten Zeit ein in die Linguistik einschlägiges Werk aus der Feder Donnerkeil's an's Licht treten, welches reich an schätzbarem Detailmaterial sein wird."

Nachdem Flaschl die Notiz mit Pathos gelesen hatte, blickte er auf und sah Donnerkeil fragend an.

„Ich verstehe," bemerkte dieser. „Sie wundern sich, daß da gar nichts von Ihnen steht! Nur Geduld — blättern Sie nur weiter — bedenken Sie, daß man uns nicht beisammen finden darf, wenn unser Compagniegeschäft überhaupt ein ersprießliches werden soll! Da lesen Sie die letzte Notiz!"

„Es ist erstaunlich, welcher Theilnahme die gelehrten Wanderversammlungen in unseren Tagen begegnen. Zu dem Linguistencongresse in Görz rüstet sich von Wien aus eine wahre Völkerwanderung. Kaum haben wir berichtet, daß Doctor Donnerkeil die Linguistenversammlung besuchen werde, so bringen wir auch schon in Erfahrung, daß ein hiesiger Privatier, der von jeher eine große wissenschaftliche Vorliebe entwickelt hatte, zu gleichem Zwecke nach dem Süden sich zu begeben gedenke. Wien wird also, soviel uns bisher bekannt ist, durch zwei seiner Bürger auf dem sich in Görz vorbereitenden Linguistentage vertreten sein: durch Herrn Doctor Donnerkeil und Herrn Nathan Flaschl."

Flaschl entsank vor Staunen das Blatt, als er seinen Namen als Repräsentanten linguistischer Wissenschaft in Doctor Spiegel's lithographirter Correspondenz las.

„Was haben Sie gemacht aus mir, bester Herr Donnerkeil?" stöhnte er, seinem Gesichte einen noch nie dagewesenen schmerzlichen Ausdruck gebend. „Gibt es einen zweiten Menschen auf der Welt, der so zum Unglücke geboren wäre, wie ich? Nun ist vollends mein ganzer Credit hin! Die Leute werden glauben, daß ich übergeschnappt bin, wenn sie werden lesen, daß ich geworden bin ein Mitglied des linguistischen Congresses!"

„Die Diäten, welche ich Ihnen zahlen werde, mögen Sie über Ihren gefährdeten Credit trösten!" bemerkte Donnerkeil ruhig.

„So ist es wirklich Ernst mit der linguistischen Reise und meiner Betheiligung an derselben?" fragte Flaschl noch immer zögernd.

„Kann ich Sie auf eine beredtere Art von dem Ernste der Sache

überzeugen, als indem ich Ihnen hier hundert Gulden Reisevorschuß einhändige?"

Es schien sonnenhelles Wetter werden zu wollen auf Flaschl's Gesichte, Angesichts der Banknoten, die Donnerkeil in seine Hand gleiten ließ.

Aber Flaschl war nicht der Mann, der sich lange einer ungetrübten Anschauung hätte hingeben können. Schon senkte sich wieder eine düstere Wolke auf seine Stirne nieder und er bemerkte:

„Ich weiß nicht, ob ich werde Glück haben mit Ihnen, bester Herr Doctor! Das Geschäft, welches Sie mir da proponiren, sieht sich so hübsch an aus der Ferne, aber unter den Händen verkehrt sich mir Alles zum Unglück! Was ich auch habe unternommen für ein Geschäft, ich habe nichts davon gehabt als Kummer und Verdruß. Was habe ich doch davon gehabt, daß ich habe geheiratet die schöne Salome? Ja, was habe ich davon, daß ich sie habe genommen? Muß ich nicht mühsam und mit tausend Processen flüssig machen ihre Forderungen? Die Leute, welche ihr schuldig sind, leben zerstreut in der ganzen Welt. Sie haben gegessen und getrunken im Café und auf das Zahlen haben sie vergessen. Wenn sie die Salome einmal daran erinnerte, kamen sie nicht wieder und verschwanden wohl gar aus der Gegend. Salome mußte die Schulden aus Eigenem begleichen und dabei schwand die Caution, die sie bei dem Besitzer des Café's stehen hatte, zu einem Schatten zusammen. Es war hohe Zeit, daß ich mich ihrer annahm, sie heiratete und ihre Forderungen einklagte. Nun gehen sie zwar ein, aber wie langsam! Da gibt es bald da, bald dort eine Tagsatzung. Morgen erst soll ich wieder nach Brünn fahren, um eine Post mit einem Beamten auszufechten, der, nachdem er drei Monate lang täglicher Gast im Caffeesalon gewesen, nach Brünn versetzt wurde und verschwand, ohne einen Kreuzer zu zahlen. Was soll ich mit dem Restanten machen, wenn ich Linguist werde?"

„Suchen Sie eine Erstreckung an!"

„Das thue ich nur ungern! Die Brünner Schuld ist die letzte aus der Zeit des Caffeesalons! Ist sie erst bezahlt, wird ein Stein gefallen sein von mir, denn ich werde dann nicht so oft erinnert werden an den Caffeesalon und werde es dann vielleicht mit der Zeit vergessen, daß ich meine Frau aus einem solchen genommen!"

„Mein armer Flaschl — was für Sorgen haben Sie!" spottete Donnerkeil.

Ein tiefer Seufzer war Flaschl's ganze Antwort auf Donnerkeil's Mitleidsphrase.

„Luftveränderung wird Ihrem kranken Gemüthe wohl thun!" fuhr Donnerkeil fort. „Sie können sich glücklich schätzen, daß ich Sie zum Linguisten mache, das wird auf Ihren Hang zur Melancholie calmirend wirken!"

„Ich fürchte nur, daß mich das Unglück auch als Linguisten verfolgen wird. Darum muß ich mich für den äußersten Fall sichern, wenn ich wirklich mit Ihnen reisen soll. Das Unglück hat Respect vor dem Gelde und ich habe gefunden, daß die beste Schranke, die man dem Unglücke entgegen stellen kann, in einer Lebensversicherungskarte besteht. Wenn ich reisen soll, müssen Sie mir mein Leben versichern, bester Herr Doctor, mindestens auf zweitausend Gulden. Dann gehe ich mit voller Sicherheit und Seelenruhe, denn an ein Leben, welches mit zweitausend Gulden versichert ist, wagt sich das Unglück nicht so leicht heran. Und weil ich so entschiedenes Unglück habe bei allen Geschäften, so fürchte ich auch für Sie, bester Herr Doctor. Gewähren Sie mir daher die Beruhigung und versichern Sie Ihr Leben auch — gleichfalls zu zweitausend Gulden und zu meinen Gunsten — Sie sind dann ganz sicher, daß Ihnen kein Unglück zustößt. Und ich bin auch sicher vor jedem schlechten Geschäfte. Sterbe ich, hat Salome zweitausend Gulden Witthum, sterben Sie, habe ich zweitausend Gulden als Entschädigung für den Schmerz, den mir Ihr Hinscheiden bereiten würde."

Donnerkeil gab, lächelnd über Flaschl's Raisonnement, seine Zustimmung zu der doppelten Lebensversicherung.

Wenige Tage später sah Salome ziemlich verwundert darein, als einige Männer einen Ballen herbeigeschleppt brachten, der stark nach Druckerschwärze und Buchbinderkleister roch und von dem Flaschl mit unverkennbarem Stolze erklärte, er enthalte tausend Exemplare seines neuesten Werkes.

Salome mußte sich halten, wollte sie nicht in lautes Lachen ausbrechen. Sie begnügte sich jedoch, ihren gelehrten Mann schelmischen Blickes zu mustern und zu bemerken:

„Wo sind denn Deine früheren Werke, Nathan?"

Flaschl beantwortete den Sarkasmus mit einem Blicke stummer Geringschätzung, schnitt den Ballen auf, nahm eines der Exemplare seines neuesten Werkes zur Hand und verließ mit demselben die Wohnung.

Er begab sich mit dem Buche in die Redaction der lithographirten Correspondenz des Doctor Spiegel.

„Ich erlaube mir, Ihnen ein Exemplar eines Büchleins zu überreichen, das ich verfaßt habe," sagte Flaschl, gegen seine Verlegenheit ankämpfend, zu Spiegel.

„Sie schreiben auch Bücher?" verwunderte sich dieser. „Ei, ei Herr Flaschl, Sie zwingen mir Respect ab. Ich werde künftig in jedem Weinhändler einen verkappten Literaten sehen."

Flaschl lächelte geschmeichelt und überreichte die Broschüre dem neugierig darnach greifenden Redacteur.

„Eine linguistische Abhandlung!" rief Spiegel überrascht. „Ei, siehe da, ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Flaschl, Sie sind auf dem besten Wege zum Ruhme."

„Es würde mich freuen, wenn das Werkchen eine gütige Beachtung in der lithographirten Correspondenz fände," stammelte Flaschl.

„Soll besprochen werden," nickte Spiegel herablassend. „Vorerst machen wir eine Localnotiz daraus für die morgige Nummer, wenn es Ihnen gefällig ist."

Flaschl verneigte sich zustimmend.

Spiegel ergriff eine Feder und schrieb auf einem Papierstreifen, indem er sich selbst dictirte:

„Unser Landsmann, der eben so gewandte, als vielseitige Herr Nathan Flaschl hat seine Forschungen auf dem Gebiete der Linguistik in einer Broschüre niedergelegt, auf welche wir noch des Näheren zurückkommen werden und welche den Titel führt: Der indische Sprachstamm."

Flaschl verließ befriedigt über die Fassung der Localnotiz das Redactionsbureau und einige Tage später brachte die lithographirte Correspondenz, ohne Flaschl's Dazuthun, die Mittheilung, daß Herr Nathan Flaschl seine gelehrte, linguistische Abhandlung: „Der indische Sprachstamm" der Versammlung der Sprachforscher unterbreiten wolle.

Notizen dieser Art waren ganz geeignet, Flaschl vergessen zu machen, was er nie hätte vergessen sollen, daß er zum Unglück geboren war. Er geberdete sich vor seiner Abreise nach Görz so zuversichtlich und gab den, den „indischen Sprachstamm" enthaltenden Ballen mit einer solchen, das Schicksal geradezu herausfordernden Miene stolzer Genugthuung als Freigepäck auf, daß sich Salome, welche ihn nach dem Bahnhofe begleitete, nicht enthalten konnte, lächelnd auszurufen:

„Gib Acht, Nathan, daß Dir kein Unglück zustößt!“

Flaschl schenkte der Warnung seiner Lebensgefährtin keine große Aufmerksamkeit. Er war zu sehr in das Studium seines indischen Sprachstammes vertieft, und sich im Waggon zurücklehnend begann er die kühnen Behauptungen der Broschüre, die er aufgeschlagen in der Hand hielt, noch einmal zu durchdenken, um vollkommen gerüstet auf dem Congresse zu erscheinen.

Derselbe war noch nicht eröffnet, als sich Donnerkeil bei seinem gelehrten Freunde Flaschl einfand und ihm mit geheimnißvoller Miene ein Blatt einhändigte.

Flaschl sah das Papier verwundert an.

„Das müssen Sie beim Congreß zur Sprache bringen!“ sagte Donnerkeil. „Damit werden Sie ein außerordentliches Aufsehen machen — ich habe schon lange nach einer Gelegenheit gelechzt, damit mit Eclat vor's Publikum zu treten!“

„Was ist es denn?“ warf Flaschl gespannt ein.

„Ein bisher nicht blos unedirtes, sondern auch ganz unbekanntes Gedicht Göthe's! Ich fand es in einem Fremdenbuche in Italien — es rührt offenbar aus der Zeit der ersten italienischen Reise Göthe's her! Arezzo ist ein kleiner Ort im Toskanischen — Göthe mag dort übernachtet und die Verse in das Gedenkbuch des Wirthshauses geschrieben haben. Sie waren deutsch — Grund genug, daß sich kein italienischer Reisender um sie kümmerte. Deutsche Reisende kommen aber fast nie nach Arezzo, und wenn sie dahin kommen, so übernachten sie doch selten dort, und um das Gedenkbuch mag sich vollends Niemand bekümmert haben. Nur so ist es erklärlich, daß das wundervolle Gedicht bisher der Welt entzogen blieb. Als ich auf meiner italienischen Reise zufällig durch eine Laune des Wetters nach Arezzo verschlagen wurde, sah ich im Bücherkasten der Herberge ein bestaubtes Buch stehen — ich griff mechanisch darnach, blätterte darin, und denken Sie sich meine freudige Ueberraschung, als ich mitten unter einem Chaos läppischer Denkphrasen sechzehn Verse fand, welche die Unterschrift Göthe hatten, und welche ich auf den ersten Blick als von der Hand des Dichterfürsten herrührend erkannte, wie sie auch ganz von seinem Geiste durchhaucht sind.“

Flaschl las die Verse mit Pathos und schien durch dieselben höchlich zufriedengestellt.

„Eine so gute Gelegenheit mit dem Funde hervorzutreten, wie sie

sich uns hier darbietet, wird sich nicht sogleich wiederfinden!" harranguirte Donnerkeil den Anderen.

„Aber ich begreife nicht, warum Sie das prachtvolle Gedicht nicht selbst produciren?" warf Flaschl ein.

„Undankbarer!" eiferte Donnerkeil. „Sehen Sie nicht, daß ich mich absichtlich in den Schatten stelle, um alle Lorbeeren auf Ihr Haupt zu lenken? Ich habe es nun einmal bei mir beschlossen, daß Sie den Linguistencongreß als ein berühmter Mann verlassen sollen! Es wird nicht meine Schuld sein, wenn der Name Flaschl nicht durch alle Zeitungen geht, ehe drei Tage um sind und wenn sich nicht die drei Dutzend Verleger, welche jetzt billige Classikerausgaben veranstalten, um das bisher ungekannte Gedicht Göthe's reißen werden, um ihren Ausgaben durch Aufnahme desselben einen erhöhten Reiz zu verleihen!"

„Dieses bisher ungedruckte Gedicht Göthe's habe ich also im Fremdenbuche von Arezzo gefunden?" instruirte sich Flaschl vollständig. „Wird es nicht schaden, daß ich nie bin gewesen in Italien?"

„Das hat nichts zu bedeuten! Ueber dem Gedichte wird man auf alles Uebrige vergessen! Der ganze Congreß wird sich einer stillen Verzückung hingeben, wenn Sie mit dem Gedichte herausrücken!"

Flaschl gab sich nur zu gern den bestrickenden Worten Donnerkeils gefangen. Er schien etwas gewachsen zu sein, als er sich am folgenden Tage in die erste Plenarversammlung des Linguistencongresses begab, so sehr hob ihn die innere Zuversicht. Als er in den Sitzungssaal eintrat, glaubte er Aller Augen auf sich gerichtet zu sehen — lag doch der indische Sprachstamm auf jeglichem Pulte, den gelehrten Verfasser hier gleichsam verhundertfältigend.

Flaschl konnte den Anfang der Sitzung nicht erwarten.

Er rechnete mit Zuversicht darauf, daß sein Buch der Gegenstand einer schmeichelhaften Discussion werden würde. Stellte doch der erste Paragraph des Sitzungsprogrammes eine freie Beleuchtung des dem Congresse vorliegenden wissenschaftlichen Materials in Aussicht. Und unter den eingelaufenen Werken war Flaschl's indischer Sprachstamm schon darum obenan einregistrirt worden, weil er sich als eine eigens für den Congreß berechnete Druckschrift geberdete.

Als der Präsident die Discussion für eröffnet erklärte, und die Aufmerksamkeit der Versammlung zunächst auf Flaschl's indischen Sprachstamm lenkte, klopfte das Herz des Verfassers hörbar. Es wurden Stimmen laut, welche die Discussion über die Broschüre verschoben

wissen wollten, weil ein genaues Eingehen in dieselbe auf den ersten Einblick nicht möglich. Andere erklärten, die in dem Buche niedergelegten Ansichten von ihren verschiedenen wissenschaftlichen Standpunkten aus bekämpfen zu wollen; der Slavist vindicirte seinem Sprachstamm das befruchtende linguistische Urelement, der Romanist tauschte Hieb und Gegenhieb mit dem Griechenanbeter, und der Streit schien, ehe man sich noch eigentlich den Inhalt des Flaschl'schen Buches klar gemacht, ein lebhafter werden und sich auf das allgemeine tendenziöse Gebiet hinüberspielen zu wollen, als aus einer der letzten Bänke eine Stimme erscholl, welche dringend Gehör heischte.

Das war Donnerkeil's Stimme — Flaschl jubelte im Stillen, der Retter und Verfechter war da. Donnerkeil hatte sich gewiß nur erhoben, um eine Lanze für das Buch zu brechen.

Jetzt wurde es stiller und Donnerkeil hob an mit Stentorstimme, daß es gar nicht mehr der Klingel des Vorsitzenden bedurfte, um die streitenden Parteien vollends zur Ordnung zu bringen.

„Meine Herren!“ rief er. „Dem Congresse liegt ein Buch vor, welches sich Indischer Sprachstamm betitelt. Die Aufschrift könnte Manchen glauben machen, daß hier für das Sanscrit die Schranken getreten wird. Aber der Titel ist pure Ironie. Dem Verfasser scheint jene wissenschaftliche Anschauung, welche das Sanscrit in den Augen der Forscher so hoch gestellt hat, ein überwundener Standpunkt zu sein. Mit einem wahrhaft vandalischen Feuereifer, der einem Attila-Epigonen alle Ehre machen würde, fällt er über die modernen Errungenschaften auf sprachlichem Gebiete her und versucht es mit plumper Hand, sie in den Staub zu werfen. Ich bedaure, meine Herren, ein so hartes Wort über ein Werk aussprechen zu müssen, welches ein sonst geehrtes Mitglied dieses Congresses zum Verfasser hat. Ich bedaure dies um so mehr, als ich mich sogar der Freundschaft des übrigens sehr ehrenwerthen Verfassers rühme! Aber mögen Sie, meine Herren, eben aus der Strenge meines Urtheils entnehmen, wie heilig mir die Wissenschaft, wie fern mir jede Rücksicht, jede kleinliche Camaraderie ist! Dies vorausgeschickt, wird es mir vergönnt sein, das Buch zu zerlegen, den Verfasser in die Details seiner absurden Deductionen zu verfolgen, und so die Unstichhältigkeit und wissenschaftliche Nichtigkeit seiner Behauptungen nachzuweisen!“

Donnerkeil schwieg, während eine mächtige Bewegung durch den Saal rauschte.

Wer beschreibt Flaschl's Gefühle, als er seinen Gönner in zermalmenden Worten dem indischen Sprachstamme das Todesurtheil sprechen hörte. Anfangs saß er mit vorgebeugtem Kopfe und geöffnetem Munde da und schien mit sich im Unklaren zu sein, ob er wache oder träume. Dann kehrte er sich um, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Donnerkeil sei, der da so spreche. Und als er sich auch davon genügend überzeugt, tauchte sich sein Gesicht in eine wahre Scharlachröthe und Fluchtgedanken drängten sich ihm unwillkürlich auf. Aber er saß eingekeilt da, mußte die spöttischen Blicke der ganzen Versammlung aushalten und sich geduldig und schweigend den Stempel crassester Unwissenheit aufbrennen lassen.

Donnerkeil sprach wohl eine halbe Stunde lang, führte die Versammlung von Argument zu Argument, davon ein jedes den Keil in Flaschl's wissenschaftliche Autorität tiefer eintrieb, bis sie wie Glas auseinander sprühte, und der Verfasser des „indischen Sprachstammes" als der Unwissendste der Unwissenden dastand.

Donnerkeil endete seine beredte und stachlige Auslassung unter dem Beifalle der Versammlung. Flaschl's Nachbarn sahen theils mitleidig auf den vernichteten Mann, theils rückten sie weiter von ihm weg, um der Gefahr einer Verwechslung mit ihm zu entgehen. Der „indische Sprachstamm" war abgethan für immer, denn Flaschl fand natürlich keine Worte, um Donnerkeil's Angriffen entgegen zu treten.

Während der unglückliche Mann, in kalten Schweiß gebadet, isolirt da saß, die Augen fest in den grünen Einband des vor ihm liegenden „indischen Sprachstammes" eingebohrt, verewigte der Schriftführer seine Niederlage, indem er sie in das Sitzungsprotocoll einregistrirte und zwanzig Stenographen trugen seine Schmach eben so vielen Zeitungen zu.

Aber Flaschl's Maß war heute noch nicht voll.

Noch einmal nannte der Vorsitzende seinen Namen unter spöttischem Gemurmel der Versammlung.

Flaschl wußte nicht, sollte er aufathmen oder war ein neues Unheil im Zuge? Vielleicht, daß seinem discreditirten Namen eine gewisse Rehabilitation zu Theil würde, wenn die Versammlung an den durch ihn aufgefundenen Versen Göthe's Geschmack fand.

Dieselben wurden jetzt vorgelesen. Eine ungewisse Stimmung lag über der Versammlung, die offenbar nicht mit sich im Klaren war, was

sie von den neuaufgefundenen Göthe'schen Versen zu halten habe. Einzelne Congreßmitglieder erbaten sich Abschriften des Gedichtes, um dasselbe einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Flaschl athmete auf und hielt alle Gefahr für beseitigt, als sich abermals Donnerkeil von seinem Platze erhob und um das Wort bat.

Das erste Gefühl Flaschl's war das des äußersten Schreckens. Im nächsten Augenblicke beruhigte er sich aber mit dem Gedanken, daß Donnerkeil die Perfidie unmöglich so weit treiben könne, um auch diesmal gegen ihn aufzutreten. Er erhob sich gewiß nur, um für ihn und seine Göthe'schen Verse einzustehen und so die Unbill, die er dem „indischen Sprachstamme" zugefügt, wenigstens halbwegs wieder gut zu machen.

Donnerkeil hob an:

„Man hat Ihnen ein Gedicht vorgelegt, welches von Göthe herrühren soll. Sie wollen sich die Mühe nehmen, in eine nähere, häusliche Prüfung der Verse einzugehen. Verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich das für eine unverantwortliche Zeitverschwendung erkläre. Ein einfacher, oberflächlicher Blick auf das Gedicht genügt, um jedem Kenner der Sprache und Poesie die unerschütterliche Ueberzeugung beizubringen, daß dasselbe unmöglich von Göthe herrühren kann. Ja, es wäre kein Wunder, wenn sich Göthe, Angesichts der Zumuthung, diese Verse geschrieben zu haben, im Grabe umkehrte. Der Geist des ganzen Gedichtes, wenn hier überhaupt von einem Geiste die Rede sein kann, ist ebenso ungöthisch, als die Fassung desselben. Vergleichen Sie doch Göthe's große, heitere Weltanschauung mit dem Inhalte dieser formlahmen Verse und gestehen Sie dann, daß es eine Majestätsbeleidigung gegen Göthe's Genius wäre, wollte man ihn für den Urheber dieses Gedichtes halten. Ich erlaube mir schließlich nur mein aufrichtiges Bedauern auszudrücken, daß eine so ehrenwerthe Versammlung bald das Opfer einer Mystification geworden wäre — denn mit einem gelinderen Wort kann ich den Versuch, diese Verse für ein Product Göthe's ausgeben zu wollen, leider nicht bezeichnen. Ich will damit dem sehr ehrenwerthen Mitgliede dieser Versammlung, welches die Verse auf den Tisch des Hauses niederlegte, nicht im Geringsten nahetreten. Er mag die Verse im Fremdenbuche von Arezzo gefunden und sie im guten Glauben, einen kostbaren Fund gemacht zu haben, herausgeschrieben haben. Mangel an Verständniß und kritischer Schärfe

des Urtheils, ist das Einzige, was man bei diesem Anlasse Herrn Flaschl mit Recht zur Last legen kann."

Flaschl war vollständig vernichtet. Er krümmte sich unter den Schlägen, die ihm Donnerkeil's beispiellose Perfidie beigebracht. Kaum daß er die Versicherung zu stammeln vermochte, daß die Verse wirklich im Fremdenbuche von Arezzo stünden und die Unterschrift Göthe trügen, daß auch die Stelle, die sie im Fremdenbuche einnahmen, auf ein hohes Alter und somit auf Authenticität schließen lasse.

Donnerkeil zuckte spöttisch lächelnd mit den Achseln und die Versammlung beschloß die Göthe'schen Verse auf sich beruhen zu lassen und über dieselben zur Tagesordnung überzugehen.

Flaschl war es zu Muthe wie einem Verurtheilten. Er wagte weder um sich zu blicken noch hörbar zu athmen. Zusammengedrückt wie ein Igel saß er da, hörte nichts von dem, was vorging, und konnte das Ende der Sitzung nicht erwarten. Endlich schlug seine Erlösungsstunde, und er flog zu Donnerkeil, um ihn mit Vorwürfen zu überhäufen.

Donnerkeil hörte ihn ruhig an und sagte dann gleichmüthig:

„Ich begreife nicht, warum Sie sich so ereifern, lieber Flaschl. Was geht Sie denn der indische Sprachstamm an? Haben Sie ihn geschrieben? Was gehen Sie die Göthe'schen Verse an? Sie können der Sache ganz gleichgiltig zusehen, ich habe nur gegen mich selbst gesprochen, habe nur mich selbst zerfleischt!"

„Was nützt mir dieser stille Trost?" jammerte Flaschl. „Kann ich treten auf den Markt und sagen, wer eigentlich den indischen Sprachstamm geschrieben und die angeblichen Götheverse entdeckt hat? Ich muß schweigen und mich schmachbeladen vom Linguistencongresse wegdrücken! O, ich unglücklicher Mensch! Hätte ich mich doch nie auf die wissenschaftliche Fährte locken lassen! Was werde ich jetzt, Dank Ihrer unerhörten Perfidie, in den Zeitungen über mich lesen müssen!"

„Das ist so Weltlauf!" meinte Donnerkeil mit gleichgiltigem Achselzucken. „Man muß das Gute mit dem Schlimmen hinnehmen — Sie haben gute Tage, stolze Augenblicke auf dem Linguistencongresse gehabt — Sie müssen es sich auch gefallen lassen, wenn Ihnen das Glück einmal ein wenig den Rücken kehrt! Hüllen Sie sich in die Igelhaut Ihrer Taggelder und ziehen Sie sich auf sich selbst zurück! Das Bewußtsein, sowohl an dem indischen Sprachstamm als an den Göthe'-

schen Versen unschuldig zu sein, wird Ihnen über die kleine Calamität des Augenblickes leicht hinweghelfen!"

„Aber wozu dieses Wüthen gegen das eigene Fleisch?" wandte Flaschl ein, „wozu diese Angriffe auf den indischen Sprachstamm, als dessen Verfasser Sie ganz ruhig hätten glänzen können, wenn Sie mir die Autorschaft nicht angeheftet hätten, um ihn dann ganz unbegreiflicher Weise in der Luft zu zerreißen?"

„Wozu das Alles?" rief Donnerkeil mit spöttischem Lächeln. „Ich habe Sie nicht für so kindisch-naiv gehalten, Flaschl, und geglaubt, daß Sie mir längst in die Karten gesehen haben und keine weiteren Aufklärungen bedürften! Aber da dem nicht so ist, so will ich Ihnen reinen Wein einschenken! Es war mir darum zu thun, Aufsehen zu erregen, meinen Namen in den Mund aller Welt zu bringen, eine Rolle zu spielen. Zu diesem Experimente habe ich mir den Linguistencongreß ausersehen!"

„Und den armen Nathan Flaschl als Prügelknaben!" warf Flaschl mit einer Jammermiene ein.

„Wie Sie das errathen haben, lieber Flaschl! Hätte ich mich als Verfasser des indischen Sprachstammes hingestellt, so wäre das Büchlein spurlos weggespült worden oder den Angriffen der Fachmänner erlegen. Legte ich aber die Broschüre in Ihre Hand und griff sie dann leidenschaftlich an, so lenkte ich mit diesem Manöver Aller Augen auf mich. Ich wurde mit einem Schlage ein bekannter Mann, ein Fachgelehrter von Ruf, der die Unwissenheit auf eine eclatante, Aufsehen erregende Art in ihre Schranken zurückgewiesen. Die Göthe'schen Verse liefen nur so mit nebenher, um den Eindruck zu verstärken. Die Attake gegen den indischen Sprachstamm hätte man mir vielleicht als vereinzeltes Factum zu gering anrechnen können — darum wählte ich ein combinirtes Manövrirsystem. So konnte man mich nicht übersehen, denn ich spielte die Rolle des Verfechters der Wissenschaft gegen die Anmaßung der Ignoranz und gegen die Charlatanerie und Mystification. Ich rettete gewissermaßen die Ehre des Congresses — Grund genug, daß er, und mit ihm alle Welt, von mir Notiz nehmen müssen! Begreifen Sie nun, guter Flaschl, warum ich Ihnen weder die Ehre ersparen konnte, für den Verfasser des indischen Sprachstammes zu gelten, noch die Demüthigung, diesen Sprachstamm Ihnen zerschellt vor die Füße zu legen, indem ich meine Lanze gegen ihn einlegte, als ob er ein Lindwurm und ich der Ritter Georg wäre?"

Flaschl begriff nun allerdings, aber er war darum in keiner besseren Laune.

„Jetzt kann ich Ihnen selbst keinen besseren Rath geben, lieber Flaschl," fuhr Donnerkeil nach einer kurzen Pause fort, „als: machen Sie sich unsichtbar! Fahren Sie ab, nicht blos vom Congresse, sondern von Görz überhaupt, und damit Sie sich leichter trösten, so nehmen Sie diese Anweisung auf hundert Gulden mit sich! In den Armen Ihrer Frau, die Sie gewiß schon mit Sehnsucht erwartet, werden Sie alles Ungemach der linguistischen Campagne, Göthe und den indischen Sprachstamm bald vergessen!"

Vor einem halben Jahre würde Donnerkeil Flaschl nicht mit so großer Seelenruhe den Rath gegeben haben, so schnell wie möglich zu Salome zurückzukehren. Damals liebte er noch Flaschl's junge, reizende Frau, welche ihm weit gleichgiltiger geworden war, seit er in dem Seebade Garotta Delphine Baldenhangen kennen gelernt hatte.

Das melancholische, unglückliche Mädchen war ihm nicht aus dem Sinne gekommen, und aus Theilnahme für dasselbe hatte er sich auch für das Unternehmen interessirt, das sie nach Schloißnig geführt hatte. Er hatte ihr nach ihrem neuen Aufenthaltsorte in herzlicher Weise geschrieben und seine von aufrichtigem Wohlwollen durchhauchten Zeilen hatten in Schloißnig freundliche Aufnahme und entgegenkommende Erwiderung gefunden. Der Briefwechsel war regelmäßig fortgesetzt worden, und Donnerkeil hatte aus Delphinen's Briefen erfahren, in welcher hochherzigen Weise der Graf von Kreuth die menschenfreundlichen Bestrebungen Delphinen's und Genovefa's unterstützte.

Als Donnerkeil sich nach Görz begab, unternahm er die Reise, die anderweitige Pläne fördern sollte, zugleich mit dem Hintergedanken, von Görz nach dem davon nicht allzuweit entfernten Schloißnig einen Abstecher zu machen. Er fühlte, daß er Delphine liebe, und war entschlossen, sie in sein Gefühl einzuweihen und ihr den Gedanken einer Vereinigung für das ganze Leben nahe zu legen. Salome wurde ihm mit jedem Tage mehr ein überwundener Standpunkt, und das Bild der pikanten Frau, die ihm so anziehend erschienen war, daß er um ihretwillen ihren häßlichen und langweiligen Mann wie einen Ballast durch das Leben schleppte, trat vor den blassen, feinen Zügen der leidenden Delphine immer mehr in den Hintergrund.

Flaschl war, wie der freundliche Leser bereits gesehen hat, der Mann, der für's Geld Alles that. Weißenstark faßte seinen Charakter von der richtigen Seite auf, als er zu Giesebrecht sagte, daß ihn Donnerkeil wie eine Marionette lenke. Flaschl ließ sich von seiner Frau und Donnerkeil erhalten und gab nie durch ein Wort oder eine Miene zu erkennen, daß er um die Beziehungen wisse, welche zwischen Beiden bestanden. Er spielte mit großem Geschicke den Unbefangenen oder Einfältigen, und hielt nur die Hand hin, um den Goldregen aufzufangen, der auf ihn niederfiel.

Wir haben gesehen, wie er sich zu Allem brauchen ließ, wenn nur ein Verdienst dabei heraussah, und als Donnerkeil einen Menschen benöthigte, der ihn durch Passivität und dadurch, daß er eben auf Alles einging und Alles mit sich machen ließ, wenn es nur Geld eintrug, zur Erreichung gewisser Absichten behilflich sein sollte, empfahl sich ihm Flaschl als die geeignetste Persönlichkeit hiezu.

Die Absichten Donnerkeil's gingen dahin, in rascheſter Weise Carrière zu machen. Er hatte insgeheim der Sistirungsära gedient, und war nicht der Mann, der einer verlorenen Sache allzulange anhing. Er hätte, als die freie Bahn Schiffbruch litt, einfach in das neue Lager hinüberlaufen können, und wäre dort bei seiner unleugbaren Befähigung und seinem noblen Aeußeren vielleicht mit offenen Armen aufgenommen worden. Aber er besaß Ehrgeiz, er wollte nicht länger als eine Null, als eine unsichtbare Größe durch die Welt gehen. Es war ihm ganz angenehm, daß seine frühere Wirksamkeit eine so stille, unsichtbare gewesen war, daß nur Wenige um das Geheimniß wußten, daß er die freie Bahn für gutes Geld journalistisch gestützt habe. Dies erleichterte ihm sein Auftreten den veränderten Verhältnissen gegenüber. Nicht als namenloser Renegat wollte er der neuen Aera seine Dienste anbieten, er wollte erst von sich reden machen, eine Rolle spielen, sich den Ruf einer wissenschaftlichen Capacität erwerben, um dann mit der neuen Aera, wie eine Macht mit der anderen, unterhandeln zu können. Gelang es ihm, die Augen der Welt durch einen raffinirten Coup auf sich zu lenken, in den Ruf der Gelehrsamkeit zu kommen, so hatte er einen festen Boden unter sich, wenn er dann als politischer Schriftsteller auf den Kampfplatz trat. Man konnte ihn nicht übersehen, sein Votum erhielt ein größeres Gewicht, und eine gute Versorgung winkte in naher Ferne als Prämie, um die man sich so zu sagen gar nicht zu bewerben brauchte, weil sie Einem von selbst in den Schooß fallen mußte.

Flaschl hatte seine Schuldigkeit gethan — Donnerkeil war mit einem Schlage ein bekannter Mann geworden und konnte nun auf dieser Grundlage weiter bauen. Hatte er dann erreicht, was er anstrebte, eine gute Versorgung, so sollte die Verbindung mit Delphine das kühn angelegte Gebäude krönen.

Er begab sich, nachdem er Flaschl mit einem nonchalanten: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen", glücklich losgeworden war, nach Schloißnig, und trat dort mit einem so einschmeichelnden Wesen vor Delphine, daß er den angenehmen Eindruck, den er auf sie schon in Garotta gemacht, bald noch verstärkte. Die gewinnende Art seiner Correspondenz hatte ihm den Weg geebnet, und mehr noch als seine persönliche Liebenswürdigkeit führte bei Delphinen für ihn die Erinnerung das Wort, daß er sie in einer großen Krise ihres Lebens von der Bahn dumpfer Verzweiflung hinweggerissen, auf lichtere Pfade geführt hatte.

Delphine zeigte nicht übel Lust, ihre Zukunft mit jener Donnerkeil's zu verflechten und sich so einen festen Halt im Leben zu schaffen, der ihr mit Arthur Durwoord's Tod entschlüpft war. Das humane Werk, das sie in Schloißnig in Scene gesetzt hatte und das so großmüthig von dem Grafen von Kreuth patronisirt wurde, brauchte deswegen nicht in die Brüche zu gehen. Genovefa war da und ganz das Wesen dazu, dies Werk im Geiste Delphinen's weiterzuführen.

Als Donnerkeil des Erfolges, den er in Schloißnig errungen, sich freuend nach Wien zurückkehrte, traf er in Graz mit Giesebrecht zusammen, der von Agram kam, wo er in doppelter Richtung gewirkt hatte. Er hatte einerseits daran gearbeitet, die Fäden des nationalslavischen Widerstandes gegen die unionistischen Bestrebungen, welche zwischen Prag und Agram liefen, zu verstärken und andererseits für den „Volkskrieg" gegen die Neugestaltung Oesterreichs im slavischen Süden Proselyten geworben, indem er eine Anzahl Südslaven bestimmte, sich dem gegen die neueste Aera seine offensive Spitze kehrenden Kreuzzuge nach dem heiligen Moskau anzuschließen.

Diese unaufschiebbare Arbeit, welche Giesebrecht's Anwesenheit in den südslavischen Ländern erheischt hatte, war Veranlassung gewesen, daß der Pater länger, als er dies wohl ursprünglich beabsichtigt hatte, Donnerkeil aus den Augen lassen mußte und erst jetzt dazu kam, ihm davon zu sprechen, was er bezüglich Kreuth's mit ihm vorhabe.

Da der Pater von der neuen Phase, in welche das Gefühlsleben

Donnerkeil's getreten war, keine Ahnung hatte, und in ihm noch immer den Liebhaber Salome's sah, als welchen ihn Weißenstark bezeichnet hatte, so that er sich auch keinen Zwang an, zumal er in Donnerkeil auch noch den alten, verläßlichen Bundes- und Parteigenossen vor sich zu haben glaubte, von dem sich voraussetzen ließ, daß er zu den ihm vorgeschlagenen Ränken willig seine Zustimmung geben würde.

Dabei verfiel er in den Hauptfehler ränkesüchtiger Menschen, welche das Ränkeschmieden nur zu häufig für ein Privilegium ansehen, das sie allein besitzen, so daß sie nicht daran denken, daß der andere Theil, auf dessen Uebervortheilung sie ausgehen, einer gleich raffinirten Handlungsweise fähig sei. Er ließ die Vorsicht außer Acht, Donnerkeil auszufragen, ob er noch der Alte sei. Fest auf seine Ergebenheit und Willfährigkeit rechnend, legte er ihm in ziemlich unverblümter Weise nahe, was die Partei, der er bisher gedient, von ihm erwarte und welchen Liebesdienstes sie sich in Kreuth von ihm versehe.

Donnerkeil's erster Gedanke, als er vernahm, daß man ihn zu einer Intrigue gegen den Grafen von Kreuth benützen wolle, war, den Antrag kurzweg abzulehnen. So egoistisch er im Allgemeinen auch war, so hätte er sich doch, nachdem er von der noblen Haltung, die der Graf Delphinen gegenüber in der Schloißniger Angelegenheit eingenommen, Kenntniß erhalten, nie dazu hergegeben, sich an einer feindseligen Handlung gegen den Grafen zu betheiligen. Einige Minuten Nachdenkens bestimmten ihn jedoch, den Avancen Giesebrecht's vorläufig eine scheinbar eingehende Passivität entgegenzusetzen. Wenn er sich willig zeigte, Giesebrecht's Ideen auszuführen, so konnte er vielleicht dem Grafen einen wesentlichen Dienst leisten. Und ganz abgesehen davon, daß bei ihm von vorneherein die Geneigtheit, Kreuth zu dienen, eine größere war, als die für den Pater und dessen Anhang zu arbeiten, so sagte er sich auch sofort, daß er, wenn es ihm gelänge, sich den Grafen zu verpflichten, an diesem unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen kräftigeren und einflußreicheren Bundesgenossen haben würde, als an dem Pater, dessen Zeit vorüber war und vielleicht nie wieder kommen würde. Nun gab ihm aber der Pater das Mittel, sich den Grafen zu verbinden, selbst in die Hand. Er brauchte vorläufig nur auf Giesebrecht's Andeutungen einzugehen, die Rolle zu spielen, die ihm dieser zudachte, die Fonds anzunehmen, mit denen Giesebrecht ihn ausstatten wollte und das Uebrige der Zukunft zu überlassen. Er entschloß

sich auch diesen Weg einzuschlagen und Pater Cornelius trennte sich von ihm in der festen Ueberzeugung, daß er in ihm eine Marionette besitze, die er nach Belieben lenken könne, ganz so wie diese Marionette wieder nach Weißenstark's Auffassung die Marionette Flaschl beliebig lenke.

IV.

Im Hause des Siegers von Custozza.

Während der Kaiser in Pest Frieden macht mit seinem Volke, geht der Todesengel durch sein Haus, berührt drüben überm Weltmeer die Stirn des Märtyrers von Queretaro und knickt in Wien ein junges Leben, das eben im schönsten Aufblühen begriffen war. . .

Von unsäglichen Schmerzen gefoltert sieht Albrecht's jugendliche Tochter, vor wenigen Tagen noch ein Bild der Lieblichkeit und der Stolz und die Freude eines glücklichen Vaters, dem Tod wie einem Erlöser entgegen.

Die Brandwunden schmerzen und doch macht die Aermste, wenn der betrübte Vater an das Krankenlager tritt, einen schwachen Versuch zu lächeln und flüstert, nach der theuren Hand, die ihr so oft in schönen Tagen über die glänzende Stirne mit zärtlichem Drucke dahingefahren, ausgreifend: „Es thut nicht weh!“

„Es thut nicht weh!“ — Armer Vater, das begütigende Wort des geliebten Kindes ist Dir nur ein schwacher Trost — Du hast die Hoffnung längst aufgegeben und so bang wie heute war Dir nie zu Muthe in blutiger Schlacht, als die Wage der Entscheidung unsicher hin- und herschwankte — der Kampf, den hier ein junges, Dir so überaus theures Leben mit dem Tode kämpft, erschüttert Dich, Du Schlachtgewohnter, bis in die tiefste Seele. . . .

Die alten Diener des Hauses weinen alle . . . dort sitzt brütend Einer, der schon dem „alten Herrn“ gedient — der läßt die Schicksale des Hauses an seinem geistigen Auge vorbeigehen — den Tod des „alten Herrn,“ des Siegers von Aspern, den Einzug der reizenden, jugendlichen Gemalin in das Haus des „jungen Herrn,“ — ach, denkt er, was waren

das noch für schöne Tage, als die Wiener den harmlosen Witz machten: Oesterreich habe eine „neue Garde erhalten“ — die Hildegarde!

Wie lieblich wuchsen sie heran die Kinder Albrecht's und Hildegarden's ... wo sind die Zeiten, als Mathildchen mit ihrer Schwester Maria Theresia an die armen Kinder, die sich schüchtern bis an die Eisengitter des Schloßgartens herangewagt hatten, Silbersechser austheilten und den leer ausgehenden Kindern zuriefen, sie mögen morgen kommen, da würden sie zuverlässig etwas erhalten, heute sei das Taschengeld schon ganz verausgabt.

Das waren eine Reihe schöner, glücklicher Jahre, an welche der greise Diener in seinem Schmerze zurückdachte; das einträchtige schöne Familienleben, das im Hause des alten Erzherzogs Carl geherrscht, schien sich im Hausstande seines ältesten Sohnes verjüngen zu wollen .... Albrecht hatte Alles, was das Leben schön zu machen vermag, Kriegsruhm, eine edle, einfache, nur ihrem Gemal und ihren Kindern lebende Gemalin, zwei liebliche Kinder .... da kamen die Risse durch's Leben .... der Tod der Gemalin und jetzt das entsetzliche Unglück, welches die jüngere Tochter getroffen ....

So alt wie die arme Mathilde, deren Tage gezählt sind, war Mathilden's Vater gewesen, als der alte Diener in das Haus des Erzherzogs Carl's gekommen war, und den ersten Tag seines Waltens im Hause bezeichnete ein Abenteuer, das von dem schönen Geiste, der in dem Hause des edlen Feldmarschalls herrschte, beredtes Zeugniß gab.

Das Abenteuer hatte seiner Zeit in Wien viel von sich reden gemacht und der alte Diener, der da in dem stillen, kummerberührten Hause an die alten Zeiten denkt, wo noch das Glück unzertrennlich war von seiner Herrschaft, hatte darin eine passive Rolle gespielt und die Pointe durch den Mangel an Routine, den er damals als neugebackener Diener hatte, vorbereiten helfen.

Im Spätsommer des Jahres 1835 stieg im „Erzherzog Carl,“ einem der ersten Gasthöfe Wiens, ein französischer Obrist ab. Nachdem er die Reisekleider gewechselt und, um im Laufe des Tages einige Besuche zu machen, die Gala-Uniform angezogen, warf er sich in einen Fiaker und segelte in das wogende Leben Wiens hinein. Der schöne stattliche Mann, dessen Brust mehrere Orden schmückten, fand in dem bunten Treiben der Hauptstraßen bald Bewunderer und neugierige Gaffer genug, und zwar um so leichter, als er öfter aus dem Wagen

stieg, um luxusstrahlende Schaufenster von Kaufläden und Gewerbs-etablissements, Monumente, Kunstbauten u. s. w. zu betrachten. So hatte er schon einige Stunden zugebracht, als den kräftigen und unter-nehmenden Sechziger plötzlich die Laune anwandelte, allein noch das bunte Gewühl des Grabens und des Kohlmarktes durchzukosten. Er entließ Fiaker und Lohndiener mit dem Bedeuten, daß er sich schon allein in den Gasthof zurückfragen werde.

Bald fand sich unser Pariser Obrist in dem elegantschimmernden und mannigfach sich gestaltenden Promenadeleben, das diesen Stadttheil während der Mittagsstunden auszeichnet, völlig heimisch; er konnte sich kaum sattsehen an den üppigen und doch so graziösen Gestalten lust-wandelnder Damen, die dem stattlichen Krieger eben auch nicht Blicke des Hasses zuwarfen. Die Zeit verstrich dem Fremdling mit Schnellig-keit, ohne daß er es gewahr wurde. Der kühne Sohn des Krieges fühlte, daß hier sein Herz noch sterblich werden könnte, mehr aber noch, daß sein Magen von einer außerordentlichen Leere befangen sei; er beschloß daher, zum Erzherzog Carl zurückzukehren und durch ein dejeuner à la fourchette die idealen Gefühlsaufregungen etwas zu beruhigen. Auf die an den ersten Vorübergehenden gestellte Frage, wie und wo er auf dem nächsten Wege zum Erzherzog Carl komme, wurde ihm die nächste Straße bedeutet, die er vorerst zu durchgehen hatte, und nach-dem dies geschehen, war ein zweiter Angeredeter so freundlich, sich als Begleiter anzubieten. Nachdem sie nun einige Straßen und Durchhäuser durchwandert, wies der Begleiter mit dem Zeigefinger auf den nicht weit entfernten Eingang in den Nebenbau eines größeren imponirenden Hauptgebäudes: „C'est ici, monsieur," und entfernte sich unter den verbindlichsten Danksagungen des Fremden. Im Hause angelangt schritt der Oberst durch einen bedeckten Gang, kam durch eine Glasthür in einen ziemlich geräumigen Hof und klirrte bald über die breite Treppe zur Belletage hinan, wo ein sehr einfach gekleideter Diener im Vor-saale den Fremden mit stummen Höflichkeitsbezeigungen empfing. In dem großen Saale, der vor ihm geöffnet da lag und in den er jetzt eintrat, war schon die Tafel zum Diner hergerichtet, einfach, geschmack-voll, mit ungefähr fünfzehn bis achtzehn Gedecken. Der Oberst machte sich's in der Galauniform so bequem als möglich, ließ sich auf einen der Stühle an der Tafel nieder, und manövrirte für's Erste mit glän-zender Taktik in ein Quarré von Milchbrödchen hinein, während seine Rechte eine vor ihm aufgepflanzte Weinflasche herzhaft attakirte. Fast

in demselben Augenblick wurde es lebhafter im Saal, die hohen Saalthüren öffneten sich, und eine größere Gesellschaft trat ein. Voran schritt ein hochbetagter, bürgerlich gekleideter Mann, in dessen edlem Antlitz sich eine wunderbare Mischung von Würde und liebevoller Heiterkeit kundgab, dessen feuriges, kühnes Auge der Last der Jahre zu spotten schien. An seiner Rechten hing ein grazienartiges, niedliches Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren mit elfenschlanker Taille und sinnig beredtem, dunkelbraunem Auge. Es war die Tochter des würdigen Alten, das sah man ihr auf den ersten Blick an. Aber auch die ihr auf dem Fuße nachfolgenden, lebhaft sich umhertummelnden Jünglinge und Knaben trugen im Antlitz und in dem ganzen äußeren Wesen die Züge des Vaters, die Milde und doch wieder durchdringende Schärfe des Blickes, Einfachheit und Adel der Repräsentation in jeder Bewegung. Dieser Familie folgten noch einige ältere und jüngere Männer, die man für Lehrer, Erzieher und Secretäre in diesem Familienkreise hätte ansehen können. So anspruchslos die hier flüchtig skizzirte Gesellschaft auch eintrat, der tactfeine Franzose fühlte sich dennoch veranlaßt, sich vom Stuhle zu erheben und mit der den Franzosen eigenen Nonchalance zu grüßen. Der Gruß wurde von sämmtlichen Gästen mit schlichter Einfachheit erwidert und nachdem die Familie noch einige Momente schweigsam, wahrscheinlich in stiller Gebetbetrachtung stehend zugebracht und der Chef einem Diener einige Worte zugeflüstert hatte, wurden die Plätze an der Tafel eingenommen. Bald war die kräftige Suppe aux fines herbes servirt, welche dem Gaumen des französischen Obersten sehr behagen mußte, da er dem hinter ihm stehenden Diener den Teller zur zweiten Auflage hinreichte. So ging es auch mit den Zwischengerichten, mit den hingehauchten Omelettes, den feinen Ragouts, und endlich mit dem köstlichen, in mancherlei Zubereitung präsentirten Rindfleisch. Der Obrist entwickelte einen ganz bewunderungswürdigen Appetit und hielt sich nebenbei auch ganz wacker an die Bouteille des lieblichen Bordeaux la Rose, die ihm ein geschäftiger Diener hingestellt hatte. Unterdessen ging es aber an dem Theile der Tafel, den die Familie und ihr würdiger Chef einnahm, keineswegs in stiller Einsilbigkeit her. Obwohl die jüngeren Familienglieder nur pures Wasser und die älteren Herren starkgewässerten Weißwein tranken, fehlte doch die geistige Anregung zu belebter Conversation nicht. Es war der munterste und doch bemessenste Austausch der Gedanken, den die Gesellschaft in bald scherzender, bald ernster Gesprächsweise darlegte. Zwischen dem

Oberhaupte dieser Familie, und den einzelnen Gliedern schienen zwar keine ceremoniellen Schranken gezogen, doch wurde der sonoren Stimme des würdigen alten Herrn, sobald sie in bestimmter Redeweise anhob, eine lauschende Hingebung bewiesen, und Aller Augen hingen mit dem Ausdruck reinster Pietät an diesen kräftig-beredten Lippen. Selbst der Obrist, der zwar kein Wort Deutsch verstand, und eben noch sehr mit den französirenden cotelettes en papilottes beschäftigt war, mußte sich durch den lebhaften Schwung der Conversation berührt fühlen, denn er äußerte zu seinem Tischnachbar, einem der bejahrten Herrn der Gesellschaft, wie sehr er bedaure, kein Wort Deutsch zu verstehen und nicht an der heitern und gewiß geistreichen Conversation theilnehmen zu können. Diese Bemerkung war dem Tischpräses nicht entgangen, denn sogleich brachte er in leicht hingleitendem Französisch eine flüchtig hingeworfene Bemerkung, und wie auf ein gegebenes Signal wurde nun die Conversation in leichtgeschürztem, eleganten Französisch fortgeführt.

Den Franzosen schien diese gesellschaftliche Delicatesse recht innerlich zu erfreuen, denn, nachdem er sich selbst in die allgemein werdende Conversation gemengt, brachte er in höflicher Wendung die Bemerkung, wie er sich auch heute neuerdings vom feinen gesellschaftlichen Takte der Wiener, von der gastlichen Liebenswürdigkeit derselben gegen Fremde so recht kräftig überzeugt habe und schloß diese feurige Anerkennung mit den Worten, er hätte wohl davon in Paris schon gehört, aber doch nicht geglaubt, daß der erste Tag seiner Ankunft in Wien und einige Augenblicke an einer Wiener table d'hôte ihm das stille, heitere Familienglück der Oesterreicher in so edlem Familienkreise erschließen würden. Bei dem Worte table d'hôte überflog ein leichtes, wohl von dem Franzosen kaum wahrgenommenes Lächeln die Physiognomie der ganzen Gesellschaft. Doch das war in Gedankenschnelle vorüber und nun bemächtigten sich das Oberhaupt der Familie und der Obrist beinahe ausschließlich der Conversation. Man ging von den allgemeinen zu den speciellen Tagesfragen in Deutschland und Frankreich über; der Franzose verrieth einen lebhaften, fein gebildeten Geist, der Familienchef eine Fülle von Kenntnissen und ein tiefes Eindringen in französische politische und sociale Lebenszustände. Es wurde bereits das Dessert herumgereicht, der brausende Jaquesson schäumte vor dem Obristen, man sprach von Krieg und Frieden, der würdige alte Herr deutete an, daß er einmal mit zahlreicher Begleitung durch Paris gekommen. Der Franzose pries die Waffenthaten seines großen und so unglücklichen Kaisers,

rühmte aber auch den Muth, die Ausdauer und Vaterlandsliebe der österreichischen Krieger, den Heroismus ihres großen Feldherrn, des Erzherzogs Carl von Oesterreich und endete seine Lobrede mit der scherzhaften Bemerkung, daß damals der Erzherzog Carl den französischen Militärs keinen so friedlichen Willkomm geboten habe, wie jetzt durch den Erzherzog Carl zu Wien den französischen Gästen immer ein solcher bereitet werde. Nun erhob sich der jüngere Theil der Familie von der Tafel, grüßte freundlich die Zurückbleibenden, küßte dem Vater ehrerbietig die Hand und zog sich durch die offene Saalthüre zurück.

„Wie glücklich Sie sind, mein Herr,“ rief der Obrist nun mit dem Ausdrucke des tiefsten Ergriffenseins aus, „der Sie so muthige, kräftige und gewiß auch herzensgute Kinder besitzen, wie doppelt glücklich, wenn Sie die Tage des Alters in Mitte eines so blühenden Kinderkreises in stillen Freuden genießen können, während alle meine Hoffnungen — drei wackere Söhne — begraben liegen und ich ein welker, verdorrter Stamm einsam stehe.“

Das überwallende Wehmuthsgefühl ließ ihn nicht ausreden, eine große Thräne rollte über seine narbendurchfurchte Wange und als schämte sich der ergraute Krieger, die Tischgenossen zu Zeugen seines weichen Gefühls zu machen, war er rasch aufgestanden und näherte sich einer Fensterwölbung, um hier wieder Fassung und Ruhe zu gewinnen. Als er sich nach einigen Minuten umwendete, war die Tischgenossenschaft verschwunden und auch darin fand der Obrist jenen Takt des Zartgefühls wieder, den er schon früher im ganzen Wesen dieser Gesellschaft bewundert hatte. Er fühlte sich durch die Erinnerungen, die er heraufbeschworen, durch das Bild eines so reinen Familienglückes, das er hier geschaut, sowie durch die mannigfachen geistigen Aufregungen der hier verlebten paar Stunden, so tief bewegt, daß er sich in die freie Natur hinaussehnte und rasch entfernte er sich, wie er gekommen und auf demselben Wege, auf dem er gekommen. Bald saß er in einem Fiaker, der ihn in den reizenden Umgebungen Wien's umherführte, und ihn erst bei einbrechender Nacht zum „Erzherzog Carl“ zurückbrachte.

Am andern Morgen ließ sich Graf G . . ., der erste Adjutant Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich, bei dem Obristen Grafen D . . . melden. Nach den Bewillkommnungsförmlichkeiten eröffnete der Graf dem Obristen, daß er im Auftrage Seiner kaiserlichen Hoheit komme, die wünsche, daß der Herr Obrist auch noch für die weitere Dauer seines Aufenthaltes in Wien ein gern geschener

Gast an der Tafel sein möge, an die ihn gestern sicher die artige Laune des Zufalls geführt habe — wenn ihm anders die hier getroffene Gesellschaft und die österreichische Hausmannskost genüge. Der Obrist konnte vor Ueberraschung und Bestürzung kaum ein erklärendes Wort finden, aber bald hatte sich den beiden Männern das Räthsel des heiteren Qui pro quo gelöst. Der Obrist erzählte, wie er nach dem „Erzherzog Carl" gefragt habe, natürlich das Hotel zum „Erzherzog Carl" meinend, und ungenirt in das Haus eingetreten sei, das man ihn als den „Erzherzog Carl" bezeichnete, und der Adjutant des Erzherzogs bemerkte, daß der Diener, der im Vorzimmer des Speisesaales gewesen sei, als der Obrist eingetreten, ein Neuling im erzherzoglichen Dienste sei und geglaubt habe, der Herr in der fremdländischen Uniform sei zur Tafel geladen. Erst als er den vermeintlichen Gast in die Butterbrödchen habe einhauen gesehen, seien ihm Zweifel aufgestiegen und er habe dem Erzherzog über den Vorfall Bericht erstattet, der, sofort den eigentlichen Zusammenhang der Dinge errathend, befahl, den Fremden nicht darüber aufzuklären, wo er sei, sondern die Dinge sich natürlich entwickeln zu lassen.

Der Obrist war noch einmal so glücklich, im Kreise der erzherzoglichen Familie unvergeßliche Stunden verleben zu können und der Hausherr führte ihm mit gewinnender Leutseligkeit alle seine Kinder vor — die liebreizende Maria Theresia, welche zwei Jahre später den König von Neapel heiratete und gegen das Ende ihres Lebens so herbe Schicksalsschläge erlitt; den stattlichen Albrecht, der sich damals eben in dem Alter befand, wo der Jüngling zum Manne heranreift, und der kaum fünfzehn Jahre später in so glänzender Weise in die Fußtapfen seines großen Vaters trat und wieder nach fünfzehn Jahren dem Lorbeer, den er sich 1849 bei Novara erkämpft, den noch viel strahlenderen von Custozza hinzufügte; der damals sechzehnjährige Carl Ferdinand, der sich heute des Glückes rühmen kann, in der Witwe nach dem Erzherzog Ferdinand von Este die reichste Frau Oesterreichs heimgeführt zu haben; die zehnjährige Marie Caroline endlich, welche später den Erzherzog Rainer heiratete und den achtjährigen Wilhelm, welcher jetzt Großmeister des deutschen Ritterordens und Generalinspector der Artillerie ist.

Dreißig Jahre sind seit dem drolligen Qui pro quo verflossen, dessen im erzherzoglichen Hause lange in Heiterkeit gedacht wurde — heute ist über dieses Haus eine der bangsten Stunden hereingebrochen,

heute steht der in Todesverachtung großgezogene Sieger von Custozza am Schmerzenslager seines vielgeliebten Kindes und sieht die Verödung über sein Haus hereinbrechen, welches vor wenigen Tagen noch von dem heiteren Lachen Mathilden's wiederhallte ....

Armer, dreimal beklagenswerther Vater!

V.

Die Königskrönung in Buda-Pest.

Während der Sieger von Custozza weinend neben dem Sarge seines geliebten Kindes steht, vollzieht sich in Buda-Pest eine Feier, wie sie Ungarn seit mehr als einem Menschenalter nicht gesehen.

Franz Josef wird zum König von Ungarn gekrönt — vorüber ist die böse, königlose Zeit, beigelegt ist der Zwist, der achtzehn Jahre lang geherrscht, der König hat Frieden gemacht mit seinem Volke.

Die neueste Aera hat ihre erste greifbare Verkörperung erhalten in der Erneuerung des alten Bundes zwischen Volk und König, in der Aufrichtung der alten Verfassung. Ungarn ist befriedigt, und der peinliche Zustand von „Zwischen Krieg und Frieden", der daselbst in Folge der nun vollständig über Bord geworfenen Verwirkungstheorie nahezu zwanzig Jahre lang geherrscht, ist gründlich beseitigt.

Franz Josef hat sein Wort eingelöst. Vor Jahren sagte er zu den Ungarn: „Möge die Nation die Ueberzeugung bewahren, daß dieselbe in mir stets den treuesten Hüter der territorialen Integrität des Königreichs Ungarn und der constitutionellen Freiheit desselben finden wird."

Die constitutionelle Freiheit ist ihrem vollen Umfange nach hergestellt, die Krönung soll sie besiegeln.

Die Worte Franz Josef's erinnern lebhaft an jene, welche Maria Theresia bei ihrer Krönung in Preßburg gebrauchte.

Am 13. März 1741 war Wien durch die Geburt des Erzherzogs, nachmaligen Kaisers Josef's II., in lauten Jubel versetzt worden, in den auch die in der Hauptstadt anwesenden Fremden einstimmten, so daß beispielsweise der türkische Gesandte tausend Gulden unter

das Volk ausstreuen ließ. Kaum hatte Maria Theresia das Wochenbett verlassen, als sie zur Krönung nach Preßburg eilte. Im vollen Königsschmucke ritt sie am 25. Juni mit verhängtem Zügel nach dem Königsberge, um die gebräuchlichen, vorgeschriebenen Kreuzhiebe zu machen.

Dann rief sie vom hohen Balcone herab:

„Ich werde Alles thun, was zur Erhöhung des Wohlstandes und zur Vermehrung des alten Glanzes dieses Reiches dienen kann!"

So steht es wörtlich geschrieben in der Beschreibung des Krönungsfestes von anno 1741, und ist auch seither das früher vielcitirte moriamur pro rege nostra Maria Theresia (laßt uns für unsere Königin Maria Theresia sterben) angezweifelt worden: die obigen Worte sind unbedingt authentisch.

Von den vielen Tausenden, welche die Krönung im Juni 1867 nach Buda-Pest gelockt hat, wissen sich noch Viele der letzten ungarischen Krönung zu erinnern, welche am 30. September 1830 in Preßburg stattgefunden.

Wie im Juni 1867 die Katastrophe, welche das Haus des Erzherzogs Albrecht betroffen, ihre Schatten bis nach Buda-Pest warf und die Feste in mancher Beziehung beeinträchtigte, so ging es auch im September 1830 nicht ohne Störung ab. Es goß damals nämlich acht Tage lang in Strömen, und die auf den 25. September angesetzt gewesene Krönung mußte um fünf Tage verschoben werden.

Zwischen den beiden Krönungen besteht auch insoferne eine gewisse Aehnlichkeit, als auch die Krönung Ferdinands einen langwierigen Hader zwischen König und Volk zum Abschlusse brachte. Kaiser Franz hatte zehn Jahre lang keinen Landtag einberufen und die Regimenter ohne Intervention dieses letzteren ergänzt. Wenn die Comitatscongregationen das die Recrutenstellung willkürlich verfügende Decret mit Achtung beseitigt hatten, so setzte der kaiserliche Commissär den Kalpak auf, löste die Congregation auf und verhaftete die widerspänstigen Comitats-Autoritäten. Allerdings war der Zwiespalt zwischen Krone und Volk in den Zwanzigerjahren kein so tiefgehender wie in den Fünfzigerjahren, aber die Krönung von 1830 machte doch wie jene von 1867 einem unerquicklichen Zustande ein Ende, den man auch einen Zustand „Zwischen Krieg und Frieden" hätte nennen können.

Also eine Aussöhnung 1830 wie 1867! Nur dadurch unterscheiden sich die beiden Jahre, daß die Tiger im Jahre 1830 etwas mehr Zahmheit entwickelten, als jene von 1867. Die Landtagsopposition von

1830 trat in die Fußtapfen des Wiener Congresses, sie tanzte. Am Vortage der Krönung veranstaltete sie einen glänzenden Ball, der so lange dauerte, bis die Kanonen des Schloßberges den Krönungstag mit ihren Salven einläuteten. Der Ball der Opposition nahm übrigens eine Wendung, mit welcher die Bewohner von Preßburg zufrieden sein konnten. Gegen das Ende desselben traten nämlich die Wortführer der conservativen Partei zusammen, um zu berathen, wie sie die Opposition übertrumpfen könnten. Da brachte ein Magnat die Errichtung einer Realschule in Antrag, der Gedanke fand Anklang, wurde per acclamationem angenommen, die Sammlung sogleich eingeleitet und ehe die Ballgäste auseinander gingen, um für die Krönung Toilette zu machen, waren dreißigtausend Gulden beisammen — der Ball der Landtagstiger hatte Preßburg zu einer Realschule verholfen.

Ein Rückblick auf die letzte Königskrönung, die in Preßburg stattfand, ist nicht ohne Interesse, denn 1830 und 1867 repräsentiren gleichsam die alte und die neue Aera in Ungarn und der Unterschied tritt mitunter in frappanten Aeußerlichkeiten zu Tage.

In Preßburg rauschende Janitscharenmusik, bei deren Klängen die ungarischen Grenadiere in ihren knappen, kleidsamen Uniformen aufziehen, um Spalier zu machen; bewaffnete Bürger besetzten die Hauptplätze der Stadt, ein Cürassier-Regiment schwenkt auf dem Barmherzigenplatze auf, glänzende, goldbedeckte Carossen winden sich langsam durch die dichten Menschenknäuel, Reiter in kostbaren Trachten sprengen mit ihrem Gefolge durch das Gewühl, die Menge drängt dem Michaelerthore zu, wo vom frühen Morgen der Wein unerschöpflich von zwei hohen Gerüsten niederträufelt, während die gebratenen Ochsen, welche dem Volke preisgegeben werden sollen, der Zerlegung harren. In den Donner der auf dem Schloßberg postirten Kanonen mischt sich plötzlich Paukenwirbel und Trompetengeschmetter. Beides ertönt zur Begrüßung des künftigen Königs von Ungarn, der beim Stadtthore aus der Hand des Stadtrichters die ihm auf einem goldduchwirkten Kissen dargereichten Schlüssel der Stadt entgegennimmt, worauf sich der prachtvolle Zug die breite Straße hinabwälzt. Vorauf als Bahnbrecher die stahlumgürteten Cürassiere, dann die Postmeister Ungarns, dann jene goldglänzende, diamantenübersäete, in wahrhaft asiatischer Pracht starrende Schaar der ungarischen Magnaten, die auf ihren Calpacs, Dolmans, auf den Schnüren ihrer Röcke, auf den Griffen und Scheiden ihrer Säbel, auf den Satteln ihrer Pferde die

Schätze der halben Welt vereinigen. Wenn die andere Hälfte all ihre Perlen, all' ihr Gold zusammen gethan hätte, sie hätte den Glanz, der hier zur Entfaltung kam, nicht ausgestochen!

Wie viel von diesem Glanze ist heute verweht — wie Vieles von den Schätzen, die man 1830 zu sehen bekam, ist heute in alle Windesrosen verstreut. Große Häuser, wie die Grassalkovich, sind ausgestorben, andere, wie die Eßterházy, in ihrem Glanze und Reichthume, der typisch und sprichwörtlich war, zurückgegangen. Wo sind die Zeiten, wo die Eßterházy in Eisenstadt eine beispiellose Munificenz entfalteten, wo ein Haydn mit einem Gehalte von viertausend Gulden an der Spitze der fürstlichen Hauscapelle stand, wo eine Madame Süß mit dreitausend Gulden Gage als erste Sängerin fungirte und hundert Instrumentalisten und eben so viele Chorknaben auf fürstliche Rechnung in Eisenstadt verpflegt wurden. In Eisenstadt wurde zuerst die „Schöpfung" von Haydn, wurden Haydn's „vier Jahreszeiten" aufgeführt. Der Meister leitete in seiner grünen Uniform, welche die ganze fürstliche Capelle trug, die Productionen. Sein Frack und sein Beinkleid waren mit breiten, goldenen Borden eingefaßt. So stand er an großen Musiktagen in goldstarrender Galla-Uniform im Riesensaale des Eisenstädter Schlosses vor dem in der Mitte des Saales aufgestellten Piano. Links vom Clavier reihten sich die Herren, rechts die Damen des Chores, im Fond befand sich die Masse der Instrumentalisten und Chorknaben. Das Parterre nahmen die geladenen Herrschaften ein, während sich das Volk von Eisenstadt auf den Saaltribünen drängte.

Als die Schöpfung zum ersten Male in Eisenstadt aufgeführt wurde, befand sich unter den ausübenden Künstlern auch der berühmte Violinist Klement, derselbe, von dem sein Collega, der Violinist Kral, sagte: „seine Linke ist Gott, seine Rechte Quark." Klement ging aus dem Concerte in ein Gasthaus, in welchem sich ein Clavier befand, setzte sich an dasselbe, und spielte die Schöpfung aus dem Gedächtnisse vom Anfang bis zum Ende. Die Sache transpirirte natürlich, ein gewaltiger Lärm entstand, man faßte Verdacht gegen die Abschreiber und meinte, diese müßten den Part verrathen haben. Bald jedoch klärte sich die Sache auf und hatte zur Folge, daß Klement bei der bald darauf stattfindenden Aufführung der vier Jahreszeiten nicht mehr zugezogen wurde.

Der Verfasser dieses Werkes hat eine Frau gekannt, Namens Sauvaige, welche erst vor fünf Jahren in dem hohen Alter von 103 Jahren gestorben ist. Sie war in ihrer Jugend Goldstickerin, arbeitete als solche für Maria Theresia und erhielt nach deren Tode eine fixe Anstellung als Goldstickerin in Eisenstadt. Wenn die alte Frau, die später bis in ihr siebenundneunzigstes Jahr einem Pensionate vorstand, auf das Leben in Eisenstadt zu sprechen kam, gerieth sie in eine wahre Extase. „War das ein Leben in Eisenstadt," sagte sie einmal mit Begeisterung zu dem Verfasser dieses Werkes und schwang dabei in wahrer Selbstvergessenheit den Knäul Zwirn, der vor ihr lag, so hoch, daß der Faden am Strickzeuge riß und einige hundert Maschen verloren gingen. „Und wer war die Seele dieses herrlichen Lebens? Wer Anderer als mein alter, lieber, lustiger Haydn! Sie hätten den fröhlichen Mann sehen sollen, immer war er voll Späße und immer im Zuge, die Cour zu machen. Eines nur war ihm in den Tod zuwider und zwar sich geniren zu müssen. Wie oft sagte er zu mir, wenn es ihm vor dem Zwange graute, an der fürstlichen Tafel diniren zu müssen: Kommen Sie, machen wir uns aus dem Staube — gehen wir zur Officierstafel — dort sind wir die Ersten!"

Heute paßt auf die Eßterhazy der wehmüthige Vers Uhland's: „es stand vor alten Zeiten . . . . ."

Aber zurück zu diesen alten Zeiten, zum 30. September 1830.

Der Magnatencavalcade auf dem Fuße folgte der berittene Comitatsadel — das Heer der Juraten ließ seine Säbel im Sonnenlichte blitzen, während der tausendstimmige Eljenruf die Luft erschütterte. Dann kamen die Kämmerer mit den goldenen Schlüsseln, die geheimen Räthe in ihren goldstarrenden Röcken, die Kleinodien der ungarischen Krone umdrängend, das Schwert des heiligen Stefan, den Reichsapfel, welchen der Ban von Croatien trug, die Krone, welche der Palatin trug.

Wir haben diese Krone gesehen, als sie Kossuth, Jassanowsky und Thekla in die Truhe thaten, um sie am Fuße des Allion der Erde anzuvertrauen. . . . Ungarn kennt nichts Heiligeres als diese Krone, welche seit dem Jahre 1779 Tag und Nacht bewacht wurde. Ihr Stirnband rührt vom König Geisa I. her, ihre zwei übereinander gethürmten Bogen selbst sind über 800 Jahre alt, denn Papst Sylvester hat sie anno 1000 dem Könige Stefan geschenkt.

Die 338 Perlen, 53 Saphire und 50 Rubinen, aus welchen die Krone besteht, bilden ein strahlendes Ensemble von unbeschreiblicher Wir-

kung und doch ist die Krone fast vergessen, als jetzt die zehn Fahnen der ungarischen Provinzen kommen — die Fahnen von Bulgarien und Kumanien, von Serbien, Rama und Dalmatien, von Croatien, Slavonien, Ungarn und Galizien. Das Volk wälzt sich in brandenden Massen an den Fahnenwall heran, begleitet den König allerwegen mit seinen Eljens und drängt sich ungestüm herzu, als er jetzt zu Fuße, die Krone auf dem Haupte, den seidenen, golddurchwirkten, mit dem goldgestickten Bildnisse der Apostel bedeckten Krönungsmantel auf der Schulter, das Schwert des heiligen Stefan an der Seite, nach dem Platze geht, wo er zuerst mit dem heiligen Schwert die Equites auratos schlagen und dann den feierlichen Schwur Angesichts der Nation und des Himmels leisten soll, Ungarn in allen seinen Privilegien und Vorrechten zu erhalten und in keinem Falle zu verringern. Vor dem Könige reitet der ungarische Hofkammerpräsident und wirft goldene Münzen unter das Volk aus, welches dem eben gekrönten König Ferdinand V. den weiß-roth-grünen Teppich, über welchen er hinschreitet, unter den Füßen wegzieht, um sich in die Fetzen zu theilen und sie als Erinnerung an die Krönung heimzutragen. Hinter dem neugekrönten König fährt dessen Vater, Kaiser Franz, in einem von acht Schimmeln gezogenen Wagen.

Dies war die Staffage der Krönung von 1830. — 1867 bietet ein anderes Bild.

An die Stelle des kleinen Preßburg ist das große Buda-Pest getreten, aber selbst dieses scheint zu klein zu sein für das enorme Menschengewühl, das die Plätze, Straßen, Brücken und Quai's, den Fluß selbst überflutet. Die Schaugerüste, die Fenster der Häuser, ja ihre Dächer sogar sind mit Neugierigen besetzt, wenn gleich die Tribünenspekulanten saure Gesichter machen, da sie die Nemesis dafür ereilt hat, daß sie das Publikum überhalten wollten. Wenn sie früher unverschämte Preise für gute Plätze verlangten, so müssen sie in der zwölften Stunde, um mit den leergebliebenen Plätzen aufzuräumen, eine Minuendolicitation veranstalten. Während sie Karten, für die sie noch vor wenigen Tagen zehn Gulden verlangt hatten, für fünfzig Kreuzer an Mann zu bringen suchen, werden sie von Dienstmännern überschrieen, welche den im „Marczius“ erschienenen Brief eines Anonymus an den Kaiser — eine schlechte Nachahmung des Kossuth'schen Briefes an Deak — mit den Worten ausrufen: „Der Brief, den der Kaiser gekriegt hat,“ bis ihnen die städtischen Trabanten das Handwerk legen.

Ein Trabantenchef sprengt in seinem malerischen, an die Uniform der kaiserlichen Hußarenofficiere erinnernden, Costüme — nur daß die Schabracke das eingestickte Landeswappen zeigt — über den Platz, auf welchem der Königshügel sich erhebt und winkt, mit seinem Säbel grüßend einem alten Manne zu, der im Volksgedränge einen guten Platz, den er sich mit seinem Ellenbogen erkämpft hatte, heroisch behauptet. Das Gesicht des Alten strahlt, als der schmucke Reiter von ihm Notiz nimmt und er wendet sich zu seinem Nachbar, einem Honved, mit den Worten:

„Der Junge ist mein Neffe! Ich hätte nie gedacht, daß er es so weit bringen würde, — aber daß etwas Tüchtiges aus ihm werden würde, das dachte ich mir gleich, als er schon als siebenjähriger Knabe in Rima-Szombath den Schwaben furchtlos die Zähne zeigte!"

Der Honved brauchte nicht erst zu fragen, der Alte erzählte ihm unaufgefordert die Scene, welche sich vor achtzehn Jahren in Rima-Szombath abgespielt hatte. Der General Schlick musterte in der Nähe des kleinen Städtchens eine Division und es hatte sich eine große Anzahl der Bewohner des Ortes als Zuschauer eingefunden, die alle in den Oesterreichern ihre Feinde und in dem Kriege eine Nationalsache erblickten. Einige konnten aber doch nicht ihre Verwunderung über die Präcision unterdrücken, mit welcher die versammelten Truppen alle Bewegungen ausführten. Sie brachen unwillkürlich darüber in Lobsprüche aus; da rief auf einmal ein auf der Gasse spielender Knabe von sieben Jahren laut aus: „Das soll ihnen Alles nichts helfen, wir werden sie zuletzt doch aus dem Lande jagen." Alles erstaunte über die Keckheit des Knaben und ein Unterofficier schickte sich an, denselben zu züchtigen, aber der General Schlick verwies ihm seinen Eifer und sagte: „Laß den Jungen zufrieden, er hat die Liebe zu seinem Vaterlande schon mit der Muttermilch eingesogen, solche Gesinnungen muß man ehren, wo man sie findet, selbst wenn sie ein Kind ausspricht!"

Das war ungefähr zu derselben Zeit, als sich in der Hofburg folgende, interessante Scene abspielte. Der Ban von Croatien, Freiherr von Jellachich, war vom Kaiser auf analoge Weise, wie General York nach der, am 30. December 1812 geschlossenen, Convention mit den Russen als Hochverräther erklärt und in's kaiserliche Hoflager beschieden worden, um über sein Betragen, mit dem man in Wahrheit sehr zufrieden und ganz einverstanden war, Rechenschaft abzulegen. Nach der Audienz begab er sich zu der Erzherzogin Sophie, die sich lange und angelegentlich mit ihm unterhielt. Als er entlassen wurd

und sich bereits beurlaubt hatte, rief ihn die Kaiserin Mutter wieder zurück, indem sie ihm sagte: „General Baron Jellachich, ich erwarte Sie heute bei uns zum Thee!“ — Der General erwiderte, sich verbeugend: „Kaiserliche Hoheit haben vergessen, daß ich bis jetzt noch nichts anderes als ein Hochverräther bin!“ Die Erzherzogin entgegnete schnell: „Ach so! Nun denn, mein lieber Hochverräther, ich erwarte Sie heute bei uns zum Thee!“

Ein Jahr später galten Andere für Hochverräther — zum Beispiel Graf Andrassy Gyulus, der Mann mit dem tiefdunklen Teint, dem rabenschwarzen Kraushaar, detto Backen-, Schnur- und Knebelbart und der kühnen Haltung, der heute an der Seite des Königs von Ungarn als dessen Minister einherschreitet und dem, wo er sich zeigt, allerwegen das Eljen a gróf Andrássy entgegen tönt. Als er im Pariser Exil lebte — Haynau hatte ihn in effigie hängen lassen, weil er im Jahre 1849 in Constantinopel Vertreter Ungarns gewesen war — wurde er nur le beau pendu (der schöne Gehängte) genannt!

Aber wenden wir uns von dem „Schönen Gehängten“, welcher die neueste Aera in Ungarn repräsentirt, zu dem alten Manne, der seinem Nachbar, dem Honved, soeben die Geschichte aus dem Kinderleben seines Neffen, des nunmehrigen Trabantenofficiers, erzählt hat. Er ist so ein recht typisches Bild des alten Ungarn, eine Reliquie aus der Zeit, in welcher noch in Preßburg gekrönt wurde, und Palatin und Hofkammerpräsident dem König von Ungarn zunächststanden wie heute die verantwortlichen Minister. Er war ein gesuchter „Einläuter“ (Kolomposok) und Cortesführer*) gewesen, und hatte durch zwanzig Jahre

*) In früheren Zeiten war das Unterhaus in Ungarn von geringer Bedeutung, die Entscheidung der Dinge lag in der Hand der Magnaten. Wie geringe Bedeutung die Wahl der Abgeordneten damals hatte, erhellt zum Beispiel daraus, daß in den Instructionen, welche das Graner Comitat seinen Abgeordneten ertheilte, Stellen vorkamen, in welchen es hieß: „sie mögen sich in allen Dingen dem fügen, was Seine Eminenz der Fürst Primas ihnen sagen wird.“ Der Adelige war stimmberechtigt, aber diese Stimmberechtigung wurde dadurch paralysirt und geradezu illusorisch gemacht, daß die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen wurden. Es galt das Princip, daß der verständige Theil entscheiden solle, und es blieb dem Präsidenten anheimgestellt, die Entscheidung zu treffen, auf welcher Seite sich die überwiegende Vernunft befände. Kaiser Franz befahl, daß die Stimmen gezählt, nicht gewogen werden sollen, und, trotz aller Repräsentationen der Comitate, bieb fortan die neue Maxime in Uebung, und der politische Schwer-

bei den Wahlen eine große Rolle gespielt. Kein Zweiter verstand es so wie er, die Rundreisen der Wähler in Scene zu setzen und Mittel an die Hand zu geben, die Gegenpartei aus dem Sattel zu heben. Die Partei, die ihn auf ihre Seite zu ziehen verstanden hatte, war gut daran und konnte auf sicheren Sieg rechnen. Er war ein organisatorisches Talent, hatte, wo er erschien, in einem Handumdrehen dreißig, vierzig Wagen beisammen, auf die er die Wähler packte, und nun ging es fort, von Dorf zu Dorf, durch das ganze Comitat. Er quartirte die Wähler bei den Candidaten ein und zog erst dann mit ihnen weiter, wenn das letzte Stückchen Brot und Speck verzehrt und der letzte Tropfen Wein und Schnaps im Hause ausgetrunken war. Er hatte sich einmal gerühmt, daß die Cortesse, die er geführt, in einer Nacht, die einer Stuhlrichterwahl voranging, achtzig Centner Gulyasfleisch aufgegessen, und hundertsechszig Eimer Wein, vierzig Eimer Bier und zwölf Eimer Sliwowitz ausgetrunken hätte. Selbst hatte er bei dieser Wahl ein Heldenstücklein ausgeführt, das seinen Ruhm als „Einläuter" wesentlich erhöhte und seinen Namen zu einem in vielen Comitaten geradezu gefeierten machte.

Während seine Cortesse zechte und aß, erschien er im Lager der Gegenpartei — wenn der Tag der Wahl herangekommen war, pflegte nämlich jede Partei mit ihren Leuten ein abgesondertes Lager aufzuschlagen — und gab an, er sei wegen einer Beleidigung, die ihm widerfahren sei, von seiner bisherigen Partei abgefallen, die ohnehin nur geringe Chancen habe bei der Wahl durchzudringen, da die Gegenpartei über einen weit größeren Anhang gebiete. Er wurde mit Freuden aufgenommen, ersah eine günstige Gelegenheit und warf in den Kessel eine große Quantität Assafoetida, so daß alle Speisen ungenießbar wurden. Dann, als sich Alle über das schlechte Essen beschwerten, trat er auf und schrie: „Seht, wie geizig dieser Candidat ist — er setzt uns stinkendes Fleisch vor — verlassen wir ihn und gehen wir in das andere Lager!" Die Menge stimmte ihm bei, verließ das Lager, begab

---

punkt fiel auf den kleinen, unbegüterten Adel. Wer fortan etwas bei den Comitatsversammlungen oder bei den Wahlen durchsetzen wollte, mußte sich um die Stimmen dieses kleinen Adels bewerben; man nannte dies Cortessiren, den kleinen Adel selbst Cortesse. Das Cortessiren kostete oft Hunderttausende. Als bei der Vicegespannwahl im Neutraer Comitate Tarnoczy und Motesicky einander gegenüberstanden, gab die Partei Tarnoczy vor den drei Tagen des Wahlactes hunderttausend Gulden aus, und die ganze Wahl verschlang eine halbe Million.

sich in jenes des Gegencandidaten und stimmte wie ein Mann für diesen.

Später hatte er auch seine Hand — diesmal buchstäblich zu nehmen — mit dabei im Spiele, als Kossuth gegen den Willen der Regierung in den Landtag gewählt wurde. Die beiden Grafen Ludwig und Casimir Batthyanyi unterstützten, aus Groll gegen den Hofkanzler Grafen Georg Apponyi, Kossuth's Candidatur für Pest, und der alte Mann, der jetzt hier den Königshügel betrachtet, fungirte als Einläuter für Kossuth, und es gelang ihm, bei dem Wahlacte den Gegencandidaten von den Schultern seiner Träger herabzureißen. In Wahrheit war es der Einfluß des Grafen Raday, der sich im letzten Augenblick auf die Seite der Batthyanyi's schlug, welcher Kossuth gegen den Regierungscandidaten zum Siege verhalf — unser Einläuter betrachtete sich aber immer als derjenige, der Kossuth die Pforten des Landtagssaales geöffnet hatte, da es Gebrauch war, daß, wenn es einer Partei gelang, den Candidaten der Anderen von den Schultern seiner Träger herabzureißen, er als in der Minorität stehend betrachtet wurde.

Während der alte „Einläuter" das vormärzliche Ungarn repräsentirt, ist der Honved, der an seiner Seite steht, das Bild Ungarns von 1848 und 1849 — des kämpfenden Ungarns.

Er hat für dieses Ungarn geblutet — er war dabei, als Görgei bei Vilagos die ungarische Armee den Russen überlieferte . . . . den Russen!

Heute haßt man die Russen in Ungarn, heute begreift man es kaum, wie im Jahre 1849 im ungarischen Heere eine ausgesprochene Vorliebe für Rußland so verbreitet sein konnte, daß die ungarischen Generale die Waffen lieber vor den Russen streckten, als vor den Oesterreichern . . . .

Heute bebt jedes ungarische Herz in gerechtem Ingrimm, wenn es an die hochmüthige Meldung des Feldmarschalls Paskiewitsch an den Czar denkt, die da lautet: „Ungarn liegt zu den Füßen Euerer czarischen Majestät," — eine Meldung, zu welcher die famose Botschaft des Generals Vogel von Falkenstein, nach der Einnahme von Frankfurt, ein Seitenstück bildet. Nur war der preußische General weit berechtigter, seinem König im Juli 1866 zuzurufen: „Die Länder diesseits des Mains liegen Euerer Majestät zu Füßen;" er war wenigstens auf eigene Faust mit dem Feinde fertig geworden, während Haynau mit

vollem Rechte, als Abfertigung der unverschämten Phrase des Russen, seinem Kaiser berichten konnte: „Die österreichische Armee hat den Feind bis zur Vernichtung in sechs Schlachten besiegt, und auch die Unterwerfung des Görgei'schen Corps bewirkt."

Wunderbarer Wechsel der Anschauungen! Da drüben in jenem Hause zählt man in der Krönungswoche die hunderttausend Ducaten, welche der Kaiser den Witwen und Waisen Derer, die ihn bekämpft haben, großmüthig geschenkt hat, den Familien der Honveds zu ..... Säckchen für Säckchen werden diese hunderttausend Ducaten in die, vom Goldschmied kunstvoll zur Aufnahme des Krönungsgeschenkes angefertigten, zwei Schatzkästchen gethan, welche jedoch die funkelnde Summe nicht ganz aufzunehmen vermögen, so daß für 16000 Stück kein Platz mehr da ist und dieselben in Seide geschlagen, gesiegelt und den Kästchen beigelegt werden müssen.

Und während der Kaiser die Hinterlassenen Derer beschenkt, welche sich auf dem Schlachtfelde gegen ihn geschlagen haben, geht ein Entrüstungsschrei durch ganz Ungarn gegen die Russen, die in dem Augenblick, wo Ungarn seinen König krönt, gegen dieses Ungarn demonstriren, indem sie mit den Slaven Oesterreichs cokettiren, die nach dem heiligen Moskau pilgerten, um dort gegen die Neugestaltung Oesterreichs, gegen die Befriedigung Ungarns gleichsam Protest einzulegen!

Welcher Unterschied zwischen 1849 und 1867 .... Oesterreich kann mit der Veränderung der Scenerie zufrieden sein!

Im Jahre 1849 trägt man die ungarische Krone einem russischen Prinzen an, nährt die stille Hoffnung, daß sich Rußland Ungarns wegen mit Oesterreich überwerfen werde, und wird aus diesen romantischen Illusionen erst durch das Hochamt gerissen, welches Paskiewitsch am sechsten August in der reformirten Kirche zu Debreczin für den legitimen Kaiser Franz Josef, und „zur Sühne des Volksverbrechens" abhalten läßt, sowie durch die Abfertigung, die Paskiewitsch dem Abgesandten Görgei's ertheilte, der die Pacification auf ganz Ungarn ausgedehnt, in den Verhandlungen auch die Freiheiten des Landes sicher gestellt wissen wollte, und sich erbot, zwischen dem russischen Generalissimus und der ungarischen Regierung zu vermitteln. „Die russische Armee hat in Ungarn lediglich zu kämpfen, die Unterwerfungsacte ist an den Kaiser von Oesterreich zu richten," so lautete Paskiewitsch's Abfertigung, durch welche offenbar eine Abschwächung der Phrase: „Ungarn liegt dem Czar zu Füßen", bezweckt

werden sollte, da Paskiewitsch nachträglich selbst davor erschrack, den geheimen Gedanken Rußlands so unvorsichtig enthüllt zu haben.

Im Jahre 1849 lag Ungarn, nach der Anschauung des russischen Generals, dem Czaren Nikolaus zu Füßen — im Jahre 1867 liegt es in Wirklichkeit dem Kaiser von Oesterreich zu Füßen, der sich durch wohlwollendes Entgegenkommen und die großherzige Wiederherstellung der Verfassung alle ungarischen Herzen erobert hat.

Wer das befriedigte, jubelnde Ungarn, das Ungarn von heute sehen will, der braucht nur einen Blick auf jenen prachtvollen Zug zu werfen, der sich über die Brücke bewegt, welche die beiden Schwesterstädte Pest-Ofen verbindet.

Dem Kaiser ist soeben in der Stadtpfarrkirche von Ofen die Krone des heiligen Stefan auf das Haupt gesetzt worden, und der gekrönte König begibt sich, nachdem er in der Ofener Garnisonskirche mehrere Cavaliere zu Rittern vom goldenen Sporne geschlagen hat, in prachtvollem Zuge nach Pest herüber. Wenn man den Glanz sieht, der den König umgibt, so fühlt man sich wirklich versucht zu glauben, daß der Schwerpunkt des Reiches nach der Hauptstadt Ungarns verlegt worden. Die Tage der Wladislav'schen Krönung, bei der Niklas Uilaky einen Gallasäbel trug, welcher sechszigtausend Gulden werth war, und ein Stefan Zapolya in einer Halskette prangte, die siebzigtausend Gulden kostete, scheinen wiedergekehrt zu sein, denn die Prälaten, Magnaten und sonstigen Begleiter des Königs, welche ein Geschwader von über siebenhundert Reitern bilden, sind mit Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen wie übersäet.

Während sich dieser imposante Zug der großen Stadtpfarrkirche zubewegt, landet der Dampfer mit den Deputirten, welche, wie bei der Krönungsfeierlichkeit, so auch bei dem Schwure als Zeugen fungiren, auf der Pester Seite und die Volksrepräsentanten begeben sich, in ihren bunten Costümen, unter welchen alle Varietäten der ungarischen Nationaltracht, vom prachtvollen Gallaanzuge bis herab zum einfach verschnürten Rocke, vertreten sind, nach der Tribune, die für sie unmittelbar neben der Schwurestrade reservirt ist.

Jetzt landet auch der Dampfer „Rudolf," der die Kaiserin mit ihren Kindern von Ofen herübergebracht hat, und die gekrönte Königin legt, von ihren Kindern gefolgt, den kurzen Weg vom Landungsplatze zum Lloydgebäude zu Fuße zurück und wird gleich darauf in ihrer Loge im Glaserker des Lloydhauses sichtbar; dankend verneigt sie sich

gegen die ihr zujubelnde Menge und erscheint bald darauf auf der Plattform, auf der die Palastdamen versammelt sind.

Nun hält der Zug vor der Stadtpfarrkirche von Pest, der König schwingt sich vom Pferde, besteigt die Schwurestrade, wendet sein Antlitz nach Osten und erhebt die drei Schwurfinger der rechten Hand, während die Linke das Crucifix hält. Der Fürstprimas spricht ihm die Eidesformel vor und der König wiederholt die ihm vorgesagten Eidesworte mit so lauter und nachdrücklicher Stimme, daß die Volksvertreter Ungarns jedes Wort deutlich vernehmen können.

Jetzt ist auch dieser ergreifendste und wichtigste Theil der Feier vorüber und das Volk fluthet dem Krönungshügel zu, um welchen sich die Banderien aufstellen. Das Gewühl von Menschen und Pferden wird bei dieser Gelegenheit so bunt chaotisch, daß manche, mehr oder weniger ernste, Episode mitunterläuft. Hier scheut das Pferd eines jazygischen*) Banderialisten und springt, über den Militärspalier hinweg, mitten in die Zuschauermenge, unter derselben die größte Verwirrung anrichtend. Dort überschlägt sich Zichy's feuriger Fuchshengst, nachdem er lange genug durch den kräftigen Druck des gewandten Reiters im Zaume gehalten worden, und der edle Graf macht mit dem Pflaster Bekanntschaft. Während man dem Grafen beispringt, machen Leute Jagd auf einen Hund, den man im Verdachte hat, daß er die Ceremonie beim Krönungshügel**) eben so stören könnte, wie er die Schwurscene

---

*) Der Ausdruck „Jazygier" bedeutet eigentlich Pfeilschützen. Die Jazygier besitzen eine Stammreliquie in dem zierlich aus Elfenbein geschnitzten Kriegshorn des großen magyarischen Helden Lehol, der angeblich mit dem Horn wie mit einer Waffe in der Schlacht bei Merseburg den Anführer der Deutschen niederschlug. Die Jazygier sind Nachbarn der Kumanier. Die Moldau und Walachei hießen im Mittelalter Kumanien und wurden von einem Volksstamme bewohnt, der aus dem Thale des Kumastromes, eines raschen, brausenden Sohnes des Kaukasus, gekommen war. Unter dem König Bela IV. waren die Kumanen aus der Moldau und Walachei nach Ungarn eingewandert. Die Kumanier grenzen andererseits an die sieben Haidukenstädte. Durch die Landschaften der drei eben erwähnten Volksstämme zieht sich ein mächtiger Wall und Graben, wie die Römerwälle in Deutschland und der Trajanswall in der Dobrudscha. Von diesen kräftigen und gewandten Einwanderern hat Ungarn den Stamm zu seinen Hußaren erhalten. Sie stellten nämlich den zwanzigsten (Zwanzig-huszar) Mann zum Aufgebot.

**) Zu dem Krönungshügel von Pest, der sich auf dem Franz-Josefsplatze, im Angesichte der Donau und der Ofner-Königsburg, erhob, hatte jedes Comitat einen Beitrag an Erde und Steinen geliefert, so daß er eine Composition ungarischer Erde aller Landestheile darstellte. Die Sitte des Krönungsrittes ist eine alte.

bereits gestört hat. Bei dieser hingen alle Anwesenden mit ihren Augen so ganz an dem seltenen, ergreifenden Bilde, wie der Monarch, inmitten der Reichswürdenträger, unter Gottes freiem Himmel den feierlichen Eid ablegte, daß keiner es verhinderte, als der vorwitzige Hund gemächlich aus den Reihen der Zuschauer trat, die Schwurtribune hinanlief, dort den Grafen Barkoczy beschnüffelte und eben so gemächlich wieder auf seinen früheren Platz zurückkehrte. Jetzt aber haben scharfe Augen den Uebelthäter erspäht, die Nemesis ereilt ihn und man bringt ihn fort, er mag noch so sehr durch sein Quicken und Bellen gegen die Rücksichtslosigkeit protestiren, die man an ihm begeht und durch die man Revanche nimmt für die Rücksichtslosigkeit, deren er sich selbst schuldig gemacht hat.

Nun aber lagert sich lautlose Stille über den menschenübersäeten Platz — selbst die Kanonen verstummen, welche dem Volke Schlag auf Schlag mit Donnerstimme verkündet hatten, daß der König geschworen.

Dieser sprengt auf seinem Schimmelhengst im Galopp den Krönungshügel hinan und schwingt das Schwert nach den vier Weltgegenden. Und wie er den letzten Streich in die Luft thut, braust ihm ein tausendstimmiger Eljenruf entgegen und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte das prächtige Thier, das er ritt, wieder angefangen, Männchen zu machen, wie vorhin bei der Schwurtribune, wo es sich, seines Reiters ledig, unruhig aufbäumte und den Boden mit den Hufen stampfte, daß der Stallmeister, der es am Zügel hielt, Mühe hatte, es fest zu halten. Als man den Araber wochenlang dressirte, hatte man eben vergessen, ihn daran zu gewöhnen, daß er sich ruhig am Zügel führen ließe. Aber das Thier hatte sich rasch besänftigen lassen, als der Kaiser streichelnd und zuredend einmal um dasselbe herumgegangen war und der Kaiser konnte sich schon in der nächsten Minute in den Sattel schwingen, ohne die vorgeschriebene Beihilfe des Cubiculariorummagisters, Grafen Cziraky, zu bedürfen.

Wladislaw II., der am 18. September 1490 in Stuhlweissenburg gekrönt wurde — die ungarischen Königskrönungen fanden nämlich bis zum Jahre 1527 in Stuhlweissenburg und von da bis 1830 in Preßburg statt — ist der erste König, bezüglich dessen es urkundlich feststeht, daß er nach der Krönung auf einen freien Platz vor der Stadt ritt und dort nach allen vier Weltgegenden Schwerthiebe führte, zum Zeichen, daß er das Land gegen alle Angriffe sichern wolle. Früher hatte das Pferd, das der König bei dieser Ceremonie ritt, goldene Hufeisen, die jedoch so lose angemacht waren, daß es dieselben regelmäßig verlor. Das Volk machte sich dann über diese goldenen Hufeisen her, und raufte sich um dieselben.

Der stürmische Volksjubel macht die Pferde der tausend Reiter, welche den Krönungshügel umgeben, stutzig und der corpulente, des Reitens nicht sonderlich kundige Bischof Szilágyi vermag nicht das Gleichgewicht zu behaupten und sein Prachtornat macht Bekanntschaft mit dem Pflaster des Franz-Josefplatzes.

„Wie der Bischof hier, so wird das Concordat fallen, welches wir den Schwaben zu verdanken haben!“ bemerkt der Honved, der seinen Platz im Gedränge mannhaft behauptet hatte, zu seinem Nachbar, dem alten Einläuter.

„Was geht das Concordat Ungarn an?“ fertigt dieser, der in den alten Privilegien Ungarns von seiner langjährigen, politischen Carriere gut Bescheid weiß, den Nachbar ab. „Der König von Ungarn ist durch das Concordat nicht gebunden, das der Kaiser von Oesterreich abschloß. Der König von Ungarn ist ausschließlich oberster Patron aller kirchlichen Pfründen im ganzen Reiche; er ernennt aus eigener Machtvollkommenheit alle Bischöfe, Domherren, Aebte und Pröbste. Der vom König ernannte Bischof tritt sogleich in alle Rechte in weltlichen Angelegenheiten ein und enthält sich nur der Pontificalien oder der Gerichtsbarkeit in geistlichen Angelegenheiten, bis ihn der Papst consecrirt hat. Die Bestätigung des Papstes darf aber, wenn alle Bedingungen erfüllt sind, nie ausbleiben. Die Einkünfte vacanter Bisthümer und Abteien bezieht der König und dem Kronfiscus gehört der Nachlaß der, ohne Testament verstorbenen Kirchenfürsten. Der König leitet das ganze Erziehungs-, Schul- und Stiftungswesen, gründet neue Bisthümer oder vereint die alten und gibt Amortisationsgesetze gegen übermäßigen Erwerb der todten Hand! So besagen es die Reichstagsartikel von 1498 und 1715. Keine päpstliche Bulle darf ohne königliche Genehmigung verkündet werden und der König schreibt den Eid vor, welchen die Bischöfe dem Papste schwören dürfen. Das Reichsgesetz vom Jahre 1449 erklärt die große Ausdehnung der Appellationen an den päpstlichen Stuhl für Hochverrath und sagt, daß jeder ertränkt werden soll, der sich gegen den König von Ungarn am kirchlichen Rechte verfehlt. Und würde man es heutzutage, vorkommenden Falles, mit dem Ertränken auch nicht mehr buchstäblich nehmen, so kann dagegen um so leichter der Reichstagsartikel vom Jahre 1715, bezüglich des übermäßigen Besitzes der todten Hand, eines Tages in Anwendung kommen, wenn Ungarn die Lasten, die es der anderen Hälfte des Reiches gegenüber auf sich genommen, nicht wird tragen können.“

Der apostolische König von Ungarn ist geborener Legat des heiligen Stuhles zu Rom. Zum Abzeichen dessen trägt ihm eben ein Bischof das zweifache Kreuz vor. Die Päpste Pius II. und Sixtus IV. dachten den Grenzpfahl ihrer Rechte bei guter Gelegenheit etwas weiter zu rücken, aber sie stießen auf den Widerspruch des kräftigen Königs Mathias Corvinus. Dieser drohte 1483, in seiner Antwort nach Rom, sich künftig der päpstlichen statt der Legateninsignien zu bedienen, und schrieb: Der Papst möge wissen, daß das ungarische Volk jenes zweifache Kreuz, welches ein Abzeichen unserer Herrschaft ist, lieber in ein dreifaches (ein dreifaches Kreuz ist bekanntlich ein Abzeichen der päpstlichen Würde) umgestalten möchte, als einwilligen, daß die Pfründen und Prälaturen, welche zu verleihen ein Recht der Krone ist, jemals von dem päpstlichen Stuhle in Anspruch genommen werden. Die Rechte des evangelischen und des, noch weit bedeutenderen helvetischen Bekenntnisses in Ungarn beruhen auf der, durch Bocskay und Illeshazy von Rudolf II. erhaltenen, Wiener Pacification von 1606, auf dem Linzer Frieden mit dem älteren Rakoczy 1645, auf den Reichstagsgesetzen von 1715, 1731 und 1791 und auf Josefs II. Toleranzpatent; — die der griechischen, nicht unirten Kirche basiren auf dem Einwanderungsprivilegium von 1690 in das damals entvölkerte, von anderthalbhundertjährigem Türkenjoche eben erst befreite, Ungarn, auf dem Theresianischen Reglement von 1777 und den Reichstagsgesetzen 27 von 1791 und 10 von 1792.

Der alte Einläuter wie der Honved gingen mit der Tigerpartei und es war ihnen ein Greuel, daß Ungarn etwas zu den gemeinsamen Staatslasten und zu den Interessen der Staatsschuld beitragen sollte. Der Einläuter hätte am liebsten die Zollschranken bei Preßburg wieder aufgerichtet gesehen und den Honved wurmte es, daß die Wortführer der großen, gemäßigten Partei, welche in Ungarn das Heft in Händen hatte, statt auf einer Nationalarmee zu bestehen, die Einheitlichkeit des Heeres zugestanden hatten.

Der Mann, der die große Partei, welche bei dem Ausgleichswerke zwischen Krone und Volk den Ausschlag gegeben, führte, der Mann, der als Vermittler zwischen der Nation und dem König gewirkt hatte, so daß man füglich den Friedensbund, der soeben in feierlicher Weise zwischen beiden besiegelt worden, sein Werk nennen konnte — der Mann verzichtete heute auf jedes öffentliche Auftreten und vermied es in seltener Bescheidenheit die Huldigungen einzuheimsen, die ihm das Volk sicher-

lich allerwegen entgegengetragen hätte, würde er sich am Tage der Krönung öffentlich gezeigt haben.

Dieser Tag gehört dem König, dachte der Volksmann Franz Deak, als er sich am achten Juni 1867 in die Einsamkeit seiner Wohnung zurückzog, während das Volk die Straßen füllte, um dem König zuzujauchzen.

Wenn es sonst in den zwei einfachen Zimmern, welche Deak im dritten Stocke des Gasthofes zur Königin von England bewohnt, lebhaft zuzugehen pflegt, so daß namentlich das größere dieser Zimmer das eigentliche Empfangszimmer, nie leer wird von Besuchen, so herrscht heute in diesen Räumen tiefe Stille.

Deak*) ist allein — der letzte öffentliche Act, an dem er sich

*) Deák, der Stolz der ungarischen Nation, der langjährige Vorkämpfer für Recht und Freiheit Ungarns, ist — der Verfasser bemerkt dies mehr für die Leser außerhalb Oesterreichs, denn in Oesterreich kennt Deak jedes Kind, und sein Name ist dort so typisch geworden, daß man beispielsweise den deutschen Volksmann Herbst, der in der That in mancher Beziehung an Deak erinnert, den westleithanischen Deak zu nennen pflegt — ein Mann, tief in den Fünfzigern. Seine äußere Erscheinung hat gerade nicht die bestechenden Formen, welche sonst seine Landsleute auszeichnen; seine Statur ist kurz, untersetzt und breitschultrig, so daß sie sich schlecht für die knappe Nationaltracht eignet, die elegante, plastische Formen verlangt. Auf kurzem Halse sitzt ein dicker Kopf mit breitgezogenen Gesichtszügen, in denen die buschigen, aufwärtsgezogenen Augenbrauen markirt hervortreten. Die ganze Physiognomie entbehrt eines bestimmt einnehmenden Eindruckes. Aber die Einfachheit und Bonhomie der ersten Begegnung gewinnt sofort das Interesse, und steigert sich, wenn man mit Deak spricht, zu der hingebendsten Sympathie. Diese Sympathie ist um so tiefer, als sie unwillkürlich kommt, auf keiner Aeußerlichkeit beruht, und Herz und Geist vor der Größe eines durch und durch edlen, reinen, von keiner schlechten Leidenschaft entstellten, der Humanität und Vaterlandsliebe ganz hingegebenen Charakters sich neigen macht. Deak gemahnt an die Antike aus den besten Zeiten der griechischen und römischen Republiken, wo ein Kranz von Eichenlaub die größte Auszeichnung war, und echte Bürgertugend, nachdem sie das Vaterland gerettet, zurücktrat in das einfache Privatleben. Deak hat in der That viel mit Aristides gemein. Die nüchterne, prunklose und ökonomische Lebensweise, welche er führt, unterscheidet ihn wesentlich von der Ostentation, womit manche seiner Stammesgenossen sich mitunter zu umgeben pflegen, und welche schon mehr als einen ungarischen Cavalier ruinirt hat. Deak ist Junggeselle und hat sein bescheidenes, ländliches Besitzthum an einen Bruder gegen Leistung einer Leibrente von fünftausend Gulden abgetreten. Darin besteht sein ganzes Einkommen, und man muß in der Stellung, die er einnimmt, in der That wenige Bedürfnisse haben, um damit auszukommen. Der Mann, den der Kaiser in den Jahren 1865 wie 1867 wiederholt in längeren Audienzen empfan-

betheiligt hatte, war die Auffahrt der Deputirten in der Ofner Hofburg am Vortage der Krönung gewesen. Man hatte ihn bei dieser Gelegenheit etwas mißmuthig den Kopf schütteln gesehen, als eine Anzahl Deputirte der Tigerpartei ihre Auffahrt in einem Omnibus bewerkstelligten. Im Uebrigen war er so guter Laune, daß man sich von dem Humor, den er in der Krönungswoche entwickelte, manche drastische Anekdote erzählt. So soll einer seiner letzten Besuche, ehe er sich am Krönungstage zu absoluter Zurückgezogenheit verurtheilte, seinem Freunde Kemeny, dem Redakteur des Napló, gegolten haben, und zwar führte

---

gen hat, um mit ihm die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns und die Ausgleichung derselben mit den staatsrechtlichen Verhältnissen des Gesammtreiches zu besprechen, ist für seine Person ein abgesagter Feind jedes Ceremoniells. Er liebt, es sich und Anderen bequem zu machen; hat er Besuch, so behauptet er seinen Platz auf dem Sopha, und wer zuerst kommt, läßt sich dann neben ihm nieder, während die Anderen sich mit Stühlen behelfen müssen. Deak's Unterhaltung ist lebhaft und er weiß in ein stockendes Gespräch stets Fluß zu bringen. Die öffentlichen Angelegenheiten bilden natürlich das gewöhnliche Thema bei diesen Unterhaltungen, doch pflegt Deak bei gemischtet Gesellschaft sich in allgemeinen Ausdrücken zu halten, und oft humoristische Glossen und Bonmots einzustreuen.

Moritz Herzeghy erzählt in seinem Lebensbilde: „Franz Deak als Staatsmann, Redner und Mensch" folgenden interessanten Zug von Deak, der auf seinen Charakter ein frappantes Streiflicht wirft: „In dem Augenblick, als Deak sich im Gespräch über die großen und ernsten Tagesereignisse erging, erschien eine alte, gebrechliche Frau mit einem aus hartem Holze geschnitzten Crucifixe in der Hand, welches die Arme Deak zum Kaufe anbot, da ihr Mann, wie sie sagte, in sehr kränklichem und mißlichem Zustande sei und alle Arbeit seit lange fehle, worauf der edle Patriot blos um den Preis dieses Gegenstandes frug, um ihr denselben zu entrichten, während er sich in seinem Gespräche nicht stören ließ, und der armen Frau blos beim Fortgehen die Hand drückte.

Herzeghy knüpft an die Erzählung dieses Vorfalls die originelle Bemerkung: „Diese spontane Bewegung seines Herzens ließ mich vermuthen, daß Deak dem Principe jenes Philosophen nicht abgeneigt sein dürfte, daß sich der Christianismus mit dem Spiritualismus gegen den Atheismus einigen müsse."

In demselben Lebensbilde betont Herzeghy ausdrücklich, was Deak in einer seiner Hauptreden aussprach — daß Ungarn Oesterreich ebenso braucht, wie Oesterreich Ungarn nöthig hat.

„Sagen wir es, da es wahr ist," sagte Herzeghy, „daß Deak stets fühlte, daß er weder Staatsmann noch Patriot wäre, wenn er den Ausgleich zurückgewiesen und nicht den Anschluß an die Monarchie ernstlich erstrebt hätte, als eine unbedingte Nothwendigkeit, um Ungarns constitutionelle Rechte sicherzustellen. Deak wußte stets, wie dies Jeder wissen soll, daß Ungarn, welches der gefährlichen Elemente so viele enthält, des Anschlusses an Oesterreich bedarf, ebenso als Oesterreichs Großmacht die Einheit Ungarns als unerläßliche Bedingung erheischt."

Deak diesmal nur eine schalkhafte Absicht zu seinem literarischen Freunde, von dem er wußte, daß er sich, wenn nicht gerade Wichtiges in der Schwebe war, gar zu gern seinen Redactionsobliegenheiten entschlug. Deak hatte die Stiege absichtlich schneller erklommen, als er gewöhnlich auszuschreiten pflegt, um recht erhitzt zu erscheinen und erzählte nun Kemeny mit anscheinender Hast eine wichtige Neuigkeit, so daß sich dieser in seiner Verwunderung zu der Frage veranlaßt fühlte, ob das, was Deak da erzählte, wirklich wahr sei. „Nun, wenigstens habe ich es heute im Napló gelesen,“ erwiderte Deak schmunzelnd und innerlichst erfreut, daß es ihm gelungen sei, seinen Freund aufsitzen zu lassen.

Der Einsiedler vom Krönungstage, der heute ausnahmsweise Oppositionsmann geworden ist, indem er in Opposition mit dem allgemeinen Strome, der alle Welt hindrängt zum Krönungshügel, sich wie ein Eremit in die hochgelegene Zelle in der „Königin von England“ zurückzieht, hat aber auch alle Ursache, gut gelaunt zu sein. Sein großes Werk ist vollständig gelungen. Es ist ihm gelungen, den Kaiser von Oesterreich zu überzeugen, daß er nicht fehlgehen könne, wenn er sich auf ein zufriedengestelltes Ungarn stütze und daß er am besten für das Reichswohl sorge, wenn er Ungarn gäbe, was Ungarns ist. Es ist ihm aber auch gelungen, Ungarn zu überzeugen, daß es nur in seinen Interessen liege, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist und daß Ungarn nicht besser für sich und seine Zukunft sorgen könne, als wenn es sich fester an das Reich anklammert, als es sich eigentlich nach dem Scheine, den es in Händen hat, daran anklammern müßte. Es ist ihm gelungen, Ungarn zu vermögen, sich von den Punktationen dieses Scheines etwas abhandeln zu lassen und das war keine Kleinigkeit, wenn man die festgeschlossene Phalanx der „Tiger“ in's Auge faßt, die mit

---

Weniger bekannt dürfte sein, daß in Fiume, dem Hafen, der einen Zankapfel zwischen Ungarn und Croatien bildet, ungefähr zur Zeit der ungarischen Königskrönung ein großes Segelschiff vom Stapel gelassen wurde, welches den Namen Deak erhielt. Interessant ist auch, daß der gefeierte Volksmann, den Fürst und Volk verehrt, und dem namentlich das letztere seine Huldigungen durch zahlreiche Deputationen aus allen Theilen des Landes, durch Darreichung von prachtvollen Albums und der schönsten Handarbeiten, von den edelsten, patriotischen Frauenhänden verfertigt, dargebracht hat, vor zwanzig Jahren von einem wüthenden Volkshaufen fast getödtet worden wäre. Bei der Wahl zum Landtag von 1847 wurde nämlich ein bewaffneter Angriff auf das Haus Deak's gemacht und in seinen Hof hineingeschossen.

einer Starrheit, welche Shylok alle Ehre gemacht hätte, an ihrem Scheine festhielten.

Was wohl an diesem großen Tage Alles durch seinen Kopf gehen mag, wie er so allein dasitzt auf dem Sopha, auf dem so mancher Magnat an seiner Seite gesessen und den Rauch seiner Cigarre vor sich hinbläst! Bilder der Vergangenheit mögen in ihm aufsteigen, wie er da hindämmert in süßem Nichtsthun — ob er an das prophetische Wort seines älteren Bruders Anton denkt, der in dem Augenblicke, wo er sich von den Geschäften kränklichkeitshalber zurückzog, zu seinen Wählern sagte: „Mein Bruder Franz wird mich mehr als ersetzen — seid ruhig." — Ob seine Gedanken an dem Widerstande haften, den er auf dem Landtage von 1843 und 1844 dem egoistisch an seinen Privilegien klebenden Adel mannhaft entgegensetzte, bis ihn der ungleiche Kampf verdroß und er durch die Niederlegung seines Mandats den Gegnern das Feld räumte? Ungeduld und Verzweifeln am Erfolg war doch sonst eben nicht seine Sache — wie Louis Napoleon auf der Universität von Ham Geduld gelernt hatte, so hatte sich auch Franz Deak in der Schule des parlamentarischen Lebens gewöhnt, zu warten. Er wartete von 1849 bis 1861 und dann wieder bis 1865, er wartete von Jahr zu Jahr, bis ihm und seiner Nation das Warten endlich im Frühling 1867 herrliche Früchte trug. In der Zwischenzeit schlug er keine Abschlagszahlung aus, er machte es vielmehr wie O'Connell, der zu den ungeduldigen Irländern sagte: „Wenn Ihr einen Shilling zu forden habt und Euch nur ein Penny geboten wird, so nehmt den Penny einstweilen à conto der ganzen Schuld und wartet mit dem Reste auf bessere Zeiten!"

Er machte sich auch nichts daraus, wenn man ihn der Inconsequenz beschuldigte, wenn ihm die „Tiger" vorwarfen, daß er zu weit gehe in der Nachgiebigkeit. Er dachte, Angesichts dieser Anschuldigung, mit einem Seufzer an die Zeit, wo auch er zu starr gewesen und erinnerte sich der bösen Früchte, welche dieser Starrsinn der Nation gebracht. Hätte das Parlament, dem auch er angehörte, im Jahre 1848, nachdem es die Betheiligung an der Haftung für die österreichische Gesammtstaatsschuld formell abgelehnt hatte, im freundschaftlichen Wege der andern Reichshälfte die Hand geboten, um derselben einen Theil der für sie unerschwinglichen Last abzunehmen — die schwerste Stunde seines Lebens wäre ihm vielleicht erspart worden.

Diese schwerste Stunde war aber unstreitig die, wo er sich an

der Spitze einer Deputation zu dem, gegen das Ende des Jahres 1848 mit seiner Armada in Pest erschienenen, österreichischen Feldmarschall Windischgrätz begeben mußte, um sich, statt des angestrebten Eingehens auf friedliche Unterhandlungen, eine brüske Ablehnung zu holen.

War es ein Wunder, wenn der Mann, der es einmal schmerzlich erlebt, wohin gewaltsamer Widerstand führe, seinem großen Anhange das Zurückweichen bis an die Grenze des Möglichen und Erreichbaren empfahl? Mochten ihn die Tiger immerhin der Inconsequenz zeihen, der Mann ohne Furcht und Tadel konnte ihnen mit Recht sagen:

„Ich ertrage die Anschuldigung der Inconsequenz, nicht etwa, als wäre ich gefühllos genug, Vorwürfe, die ich unbillig finde, mit eherner Brust aufzufangen; ich ertrage sie vielmehr, weil ich die Geduld während meines vierzigjährigen politischen Lebens erlernt habe, und weil ich erfahren habe, daß derjenige, der sein Leben dem Vaterlande widmet, seine eigene Person, seine eigenen Gefühle neben den Angelegenheiten des Vaterlandes nicht in Betracht ziehen darf, weil das Gemeinwesen das Erste ist und die Person vor diesem in den Hintergrund zurücktreten muß!“

An sich hat der moderne ostleithanische Bayard nie gedacht — es hätte ja nur an ihm gelegen, Ja zu sagen, als ihm der Kaiser die Ministerpräsidentschaft anbot, und er hätte dann heute den Platz an der Seite des neugekrönten Königs eingenommen, auf dem sich jener Mann befindet, den er dem Kaiser als den Würdigsten für den hohen Posten empfahl, welchen ihm selbst die kaiserliche Huld zugedacht hatte!

Mögen sie hinfahren in die Redoute zu dem prunkvollen Krönungsbankett — Deak raucht gemüthlich in der traulichen Einsamkeit seiner Stube die Cigarre, die seine unzertrennliche Begleiterin ist, mit der er so zu sagen ißt, trinkt und selbst schläft, und läßt sich das einfache Mahl aus der Gasthofküche schmecken, während sie im Redoutensaale bankettiren und toastiren.

Der Glückliche — er darf doch essen, was ihm schmeckt — dem neugekrönten König ergeht es nicht so gut!

Dem werden bei dem Krönungsmahle, das unmittelbar nach dem Krönungszuge in den kaiserlichen Gemächern stattfindet, nur Schaugerichte vorgesetzt, so daß der kleine Kronprinz, der wie der Krönung seiner Eltern, dem Schwure und dem Königsritte, so auch dieser Schlußceremonie beiwohnte, verwundert ausrief:

„Papa ißt ja nichts!“

Man erklärt dem Prinzen, daß es das althergebrachte Ceremoniell vorschreibe, daß der Kaiser von all den, ihm vorgesetzten und so angenehm duftenden, Speisen keine berühren dürfe.

„Wenn aber der Papa hungrig ist?“ warf der Prinz ein, „und hungrig ist er gewiß — ich bin es ja auch, da die Feierlichkeiten viel Zeit in Anspruch genommen haben!“

„Auch wenn Seine Majestät hungrig ist, darf er nichts essen!“ wird der Prinz belehrt.

„Das ist doch recht spaßig!“ meinte der Kronprinz kopfschüttelnd und es hätte nicht viel gefehlt, so würde er mit seinem herzlichen Lachen seine Umgebung zu einer Verletzung der Etikette verleitet haben.

Beim Krönungsbankette wird inzwischen die Verbrüderung der beiden Reichshälften mit feurigen Toasten besiegelt — Szentivanyi läßt den Wiener Reichsrath leben, Fürst Auersperg, der erste Cavalier Oesterreichs, wie ihn Schmerling einmal genannt, erwidert die Artigkeit mit den Worten: „Daß, wie immer die Sonne im Osten aufgehe, auch für Oesterreich die Sonne der Freiheit im Osten aufgegangen sei.“ Giskra*), der freisinnige Volksvertreter, der Bach dereinst so sehr ein Dorn im Auge gewesen, daß der absolutistische Minister dem sich um eine Advocatenstelle bewerbenden volksfreundlichen Manne den kategorischen Bescheid gab: „So lange ich Minister in Oesterreich bin, bekommen Sie keine Advocatenstelle,“ Giskra spricht vom Standpunkte der vollsten constitutionellen Freiheit, welche in den unabhängigen Vertretungen der beiden Reichshälften die Bürgschaft ihres Bestandes hat.

Im Gefolge des Königs, der längere Zeit im Bankettsaale verweilte, war auch der Freiherr von Beust erschienen, der den Krönungs-

*) Schon während der ungarischen Krönung cursirten Gerüchte von der Bildung eines parlamentarischen Ministeriums in Westleithanien und der Präsident des Wiener Abgeordnetenhauses wurde unter den Ministercandidaten genannt. In jener Zeit geschah es, daß Giskra mit dem Prälaten eines mährischen Stiftes zusammenkam und bemerkte, daß er nächstens in die Gegend kommen dürfte, in der sich das Stift befinde, wo dann der Prälat sicherlich so freundlich sein werde, ihn mit allen Oertlichkeiten des Stiftes bekannt zu machen. — Der Prälat erwiderte mit einer Anspielung einerseits auf das Gerücht, das Giskra ein Portefeuille zuwies und andrerseits auf die Versicherung Giskra's in seiner Candidatenrede vom März 1861, daß er selbst davor nicht zurückschrecken würde seine Hand nach todtliegendem Vermögen auszustrecken, um es dem Staate nutzbar zu machen: „Ich bitte nur, Herr Doktor, früher zu kommen, ehe Sie die Klöster aufheben!“

zug hoch zu Roß mitgemacht hatte. Nun entwickelte sich eine drastische Scene, Beust wurde genöthigt, am Präsidententische Platz zu nehmen und ein Deputirter brachte in ungarischer Sprache einen Toast auf ihn aus. Es fand sich rasch ein Dolmetscher, der dem in Pest allgemein gefeierten Staatsmanne begreiflich machte, daß ihn der Ausbringer des Toastes einen Morgenstern genannt habe. Rasch gefaßt erwiderte der Minister, er hoffe, daß nach dem Morgensterne in der Eintracht der beiden Vertretungskörper der Tag in vollem Glanze strahlen werde, denn, wo das Herz am rechten Fleck, die Hand bei der Arbeit, und Ruhe im Gewissen sei, könne der Erfolg gemeinsamen Wirkens nicht ausbleiben. So wohl fühlte sich Beust in diesem Kreise, der ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufte, daß er einen Herrn des kaiserlichen Gefolges bat, ihn zu entschuldigen, falls er bei der Hoftafel etwas später erschiene. Sobald das Kaiserpaar den Saal verließ, machte sich die animirte Stimmung vollends in ungebundener Weise Luft. Ein Wiener Abgeordneter brachte einen Toast in ungarischer Sprache aus und erntete als Anerkennung seiner linguistischen Kenntnisse aus dem Munde eines ungarischen Tischgenossen die sarkastische Frage, in welcher „Zunge" er sich da ausgedrückt habe. Freilich hätten die Deutschen die Frage leicht zurückgeben können, als der ungarische Abgeordnete Wilhelm Tôth in deutscher Sprache hervorhob, daß das von der westlichen Reichshälfte entgegengebrachte Vertrauen bei den Ungarn die vollste Erwiderung finde. Und während Tôth Vilmos auf das Wohl der Brüder und Völker jenseits der Leitha trank, glaubte ein junger Magnat seiner Begeisterung für Beust nicht thatkräftigeren Ausdruck geben zu können, als indem er nach echt ungarischer Sitte mit gefülltem Becher und gezücktem Schwerte vor denselben hintrat, die Sporen klirrend an einander schlug und Beust aufforderte, mit ihm Bruderschaft zu trinken.

Während man dem westleithanischen Ministerpräsidenten im Bankettsaale schmeichelhafte Huldigungen darbringt, wird der ungarische Ministerpräsident am Abend, als die Stadt in hellem Lichte erstrahlt, der Gegenstand einer spontanen Ovation von Seite des Volkes, unter das sich derselbe, in einen Mantel gehüllt, gemischt hatte, um im tiefsten Incognito die Beleuchtung der Straßen in Augenschein zu nehmen. Am Fuße der nach Ofen hinanführenden Serpentine angelangt, wurde er jedoch von einem Trabanten erkannt, der sich dienstfertig beeilte ihm den Weg durch die Menge zu bahnen, die bereitwillig Raum gab, da sie glaubte, der Diener der öffentlichen Sicherheit brächte einen Ver=

hafteten ein. Als endlich mehrere Personen das in den Schwesterstädten wohlbekannte Antlitz des Ministerpräsidenten erkannten, gab ihm die Menge mit Eljenrufen das Geleite bis zu seinem Palais. Das Volk war eben schon im Zuge sich zu echauffiren und da kam es auf eine Emotion mehr oder weniger nicht an. Vor wenigen Stunden erst hatte es sich um die rothe Tuchbekleidung der Balustraden des Königs-hügels gerauft, nachdem es diesen letzteren, sobald der Königsritt vor-über war, überfluthete.

Und da es eben bekannt geworden war, daß der neugekrönte König eine vollkommene Amnestie erlassen und allen Emigrirten die Heimat wieder erschlossen habe, so wollte der Jubel kein Ende nehmen, als das Königspaar jetzt in den festlich erleuchteten Straßen erschien und durch einen Umzug durch die in einem Lichtmeere schwimmende Stadt die glänzende Reihe der mit der Krönungsfeier zusammenhängenden Schauspiele schloß.

Cisleithanien aber stand in jenen für Buda-Pest so glanzvollen Tagen noch in banger Erwartung da, hoffend, daß ein Funke der Sonne, die für Ungarn aufgegangen, auch zu ihm hinüberfliegen möge, um die lange, bange Nacht der eben erst verscheuchten Reaction für immer zu bannen.

VI.

Die Moskaufahrt.

Herr Florian Wurzbacher hat, seit wir ihn zum letzten Male gesehen haben, einige angenehme Wochen verlebt. Die Dinge in Cisleithanien hatten einen Verlauf genommen, der ganz nach seinem Sinne war. Die feudal-nationale Partei war bei den Wahlen zum böhmischen Landtag unterlegen, dieser hatte in seiner neuen Zusammen-setzung die Wahlen für den Wiener Reichsrath vollzogen, der nun, auch von den Polen beschickt, rüstig daran arbeitete, Westösterreich auf neuen Grundlagen zu constituiren und die von Ungarn proponirten Ausgleichs-principien zu prüfen.

Die Wendung, welche die politischen Ereignisse genommen hatten, wirkte so wohlthätig auf Wurzbacher's Stimmung zurück, daß er

sich selbst gegen seine Schwiegermutter weicher gestimmt fühlte und durch Vermittlung seiner Frau eine Art Separatfrieden mit ihr schloß, so daß sie wieder an den Familienmahlzeiten theilnehmen konnte, ohne daß daraus sofort wieder acute Conflicte entstanden.

Aber es stand nun einmal in den Sternen geschrieben, daß Wurzbacher zu keinem dauernden Glücke gelangen sollte. Kaum daß die politische Constellation nichts zu wünschen übrig ließ, kaum daß eine Art Ausgleich seine früher so feindseligen Beziehungen zur Schwiegermutter in erträglichere Bahnen gelenkt hatte, so tauchte auch schon auf dem Horizonte eine neue Wolke auf, und das Schlimmste dabei war, daß die Trübung seines Hausfriedens diesmal von einer Seite kam, welche die ganze Spottlust seiner zu Neckereien stets aufgelegten Frau herausforderte.

Wurzbacher hatte seinen Vater verloren, als er kaum zwei Jahre alt war und seine Mutter hatte sich bald nach dem Tod ihres ersten Gatten mit einem Manne vermält, der Woprschalek hieß.

Die Frucht dieser neuen Verbindung war ein Knabe, der Adalbert getauft wurde und ein talentvoller Junge zu werden versprach.

Die beiden Stiefbrüder Florian und Adalbert wuchsen in guter Freundschaft auf, die erst eine Störung erlitt, als es sich zeigte, daß Adalbert von seinen natürlichen Fähigkeiten nicht jenen Gebrauch machte, den er von denselben hätte machen können. Er kam in der Schule nicht recht fort und verließ sich in Allem auf seinen älteren Stiefbruder, der sein Correpetitor war.

Florian bekam die Sache endlich satt, sein Widerstreben, den nachlässigen Adalbert auf der Bahn der Wissenschaft weiter zu bugsiren, führte zu häuslichen Reibungen, bis er endlich den um sich greifenden Verdrießlichkeiten dadurch die Spitze abbrach, daß er das Haus seines Stiefvaters verließ und sich in dem Kampfe mit dem Leben auf seine eigenen Füße stellte. Er ernährte sich durch Unterrichtgeben, wobei er sich freilich fleißigere und willigere Schüler suchte, als sein Stiefbruder einer war, der ihm alle Bemühungen noch durch ein grobes und unbrüderliches Benehmen gelohnt hatte.

Wir haben gesehen, daß sich Florian Wurzbacher zu einer recht behäbigen Stellung hinaufgeschwungen hatte. Er hatte die Beamtenlaufbahn ergriffen, es in derselben zu einem Posten gebracht, der seinen Mann nährte und überdem mit seinen zwei Frauen ein nettes Sümm-

chen Geld erheiratet, so daß er unter der privilegirten und gerade im Beamtenstande sehr schwach vertretenen Kaste der Hausbesitzer rangirte.

Ganz anders und viel schlechter war es seinem Stiefbruder Adalbert Woprschalek ergangen. Der hatte weder Lust noch Energie gehabt, einen festen Berufszweig zu erwählen; so lange seine Eltern lebten, ging es ihm wohl ganz gut, als aber mit ihrem Ableben die Unterstützung wegfiel, die ihn über dem Wasser gehalten und ihm gestattet hatte, ein Müssiggängerleben zu führen, da war es auch um ihn geschehen. Haltlos schwankte er eine Zeitlang umher, und da er nichts Rechtes gelernt hatte, so mußte er nach jedem Erwerbe haschen, der sich ihm eben darbot.

Er ernährte sich eine Zeitlang damit, daß er Notizen für Journale schrieb. Da er eine gewisse Bildung besaß, von Allem etwas erhascht hatte und von Natur aus sehr befähigt war, so gelang es ihm auf diesem bescheidenen Gebiete eine gewisse Rolle zu spielen. Er wußte den unbedeutendsten Notizen einen Schwung zu geben, der den Lesern imponirte. Wenn er auf seinen abendlichen Wanderungen auf ein betrunkenes Individuum stieß, das durch die Sicherheitsorgane aus einem öffentlichen Locale hinausgeschafft wurde, so war es ihm ein Leichtes, hierüber am folgenden Tage etwa in dieser Weise zu berichten:

„Neueste Post. In der vergangenen Nacht wurde von der Sicherheitsbehörde in dem Café „zum Mohren“ ein Individuum unter eigenthümlichen Umständen aufgegriffen. Obwohl dasselbe nämlich bis zum Augenblicke seiner Verhaftung unzweideutige Beweise eines vollkommen nüchternen Zustandes an den Tag legte, ging es in dem Augenblicke seiner Ergreifung zu der Maske excessiver Trunkenheit über, in welcher es sich auch mit einer Virtuosität zu bewegen wußte, welche auf einen bedeutenden Grad von Verschmitztheit schließen läßt. Ueber den Grund der Arretirung dieses allem Anscheine nach höchst gefährlichen Individuums circuliren die verschiedenartigsten Gerüchte. Das meist beglaubigte bringt die Verhaftung mit jenem Ereignisse in Zusammenhang, welches vor einigen Wochen alle Gemüther lebhaft beschäftigte. Unsere Leser werden sich nämlich jenes schlauen Verbrechers erinnern, welcher in einer Stadt Frankreichs an dem Tage vor seiner Hinrichtung auf eine unbegreifliche Weise verschwand. Der Umstand, daß der Arretirte französische Worte ausgestoßen haben soll, spricht für den oben angedeuteten Zusammenhang. Man sieht der Entwicklung dieser Angelegenheit allseitig mit großer Spannung entgegen.“

Wo ein gewöhnlicher Reporter das Ausfallen einer auf dem Theaterzettel angekündigten Vorstellung etwa mit den Worten signalisirt hätte: „Die Aufführung der Oper „Norma“ wurde durch die Heiserkeit der Frau X. unmöglich gemacht,“ da gebrauchte Woprschalek folgende blumenreiche Wendung: „Die Vorstellung der „Norma“ brach sich an dem Gestade der Hindernisse und scheiterte an der Heiserkeit der Frau X.“

Aber so brauchbar Woprschalek im Anfang auch war, so humoristisch er die Gaunerphysiognomien zu schildern wußte, wenn er über eine Gerichtsverhandlung schrieb, so drastisch er die Conflicte wiederzuerzählen verstand, die sich in der Damengarderobe zwischen der ersten Liebhaberin und der jugendlichen Anstandsdame abwickelten, weil jede von den beiden Damen den ganzen Raum für sich allein in Anspruch nahm, eben so ungemessen wurde sein Hochmuth von dem Augenblick an, wo er sich, Dank der Freigebigkeit eines Schneiders, für den er Reclame gemacht, zu dem Besitze eines Frackes aufgeschwungen hatte.

Dieser Frack bildete einen Wendepunkt in seinem Leben; seit er ihn trug, hielt er sich für unentbehrlich und war es auch in gewisser Beziehung, so lange der Fasching dauerte, da von dem übrigen Redactionspersonale Niemand einen modernen Frack besaß, Woprschalek also der einzige mögliche Ballberichterstatter war. Aber der Fasching nahm ein Ende, der Frack trat in den Hintergrund, umsomehr in den Vordergrund trat jedoch die Anmaßlichkeit Woprschalek's, der sich vom Redacteur nichts mehr streichen und ändern lassen wollte.

Das Gewitter entlud sich, als Woprschalek seinem Blatte eine Blamage bereitete, die ihm der Redacteur nicht verzieh. Woprschalek war das Opfer einer Mystification geworden; eine Gesellschaft lustiger Vögel hatte ihn in origineller Weise aufsitzen lassen, indem sie ihm eine sehr alt aussehende Marke in die Hände spielte, auf welcher mit Buchstaben, wie man sie im vierzehnten Jahrhundert zu malen pflegte, die Worte zu lesen waren:

„Bonum pro una hora latinitatis“ — „gut für eine Stunde Latein.“

Der Brief, welcher die Marke begleitete, enthielt die Mittheilung, daß ein Alterthumsfreund die seltene Marke Woprschalek zur Verfügung stelle; sie sei eine jener Marken, welche der berühmte Dichter Petrarca vom Kaiser Carl IV. für die Unterrichtsstunden erhalten habe, die er dem Kaiserkinde Wenzel im Latein gegeben.

Woprschalek setzte keinen Zweifel in die Mittheilung. Hatte

doch Petrarca wirklich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts am Hofe Carl des Vierten in Prag gelebt und da er ein ausgezeichneter Philolog gewesen, so war es immerhin möglich, daß sich der Kaiser seiner bedient habe, als es galt, den Kronprinzen Wenzel in die Wissenschaften einzuführen. Vielleicht war der Titel Pfalzgraf, den Carl IV. dem großen Poeten später verliehen, eine Belohnung für die Dienste, die ihm Petrarca als Prinzenerzieher geleistet. Und daß man schon im vierzehnten Jahrhundert den Lehrern eine Art Marken gab um darnach die Anzahl der Stunden, die der Lehrer seinem Schüler gegeben, zu fixiren, das schien Woprschalek auch einzuleuchten.

Da dieser für die Wahrheit seiner Mittheilungen einstand, so nahm der Redacteur keinen Anstand, den Aufsatz abzudrucken, der sich eines Weiten und Breiten über die historische Lehrmarke ausließ.

Der Artikel weckte ein unerwartetes Echo — die Spaßvögel, die sich mit dem Notizenschreiber einen Jux gemacht, traten aus ihrem Dunkel hervor, hingen den Witz an die große Glocke und das bonum pro una hora latinitatis wurde für Woprschalek verhängnißvoll, indem es ihm bei dem Blatte, das er bis dahin bedient, den Laufpaß zu Wege brachte.

Woprschalek, der seine Stellung bei dem Blatte verloren sah, hatte Geistesgegenwart genug, den Spieß sofort umzukehren und auszusprengen, daß nicht er der Dupirte war, sondern daß er den Witz durchschaut habe und daß er es gewesen sei, der das Blatt, dessen Redacteur ihn mit einem ganz unberechtigten Hochmuthe behandelt habe, aufsitzen ließ, da er längst beabsichtigt habe, dasselbe in der öffentlichen Meinung zu schädigen und ihm Concurrenz zu machen. Nun — da es ihm glücklich gelungen, das Journal zu blamiren, werde er mit einem selbstständigen Blatte in die Oeffentlichkeit treten.

Und Woprschalek trieb wirklich die Mittel auf, welche die Gründung eines kleinen Localblattes erforderte, indem er sich mit demselben unternehmenden Schneider verband, der ihm den Gratisfrack geliefert. Woprschalek's Blatt sollte zugleich eine Art Modemoniteur werden und die Vortrefflichkeit der Erzeugnisse seines materiellen Gönners in alle Welt posaunen.

Mit der Gründung des Blattes begann eine neue Aera in Woprschalek's Leben und zugleich eine Periode fieberhafter Thätigkeit für Woprschalek, wie sie der bequeme Mann, der alle ernste und anstrengende Thätigkeit scheute, bis dahin nicht gekannt.

Zu frühnächtlicher Stunde schon entschlüpfte Woprschalek der Hausthür in Begleitung eines Lehrlings des Schneiders, der sein stiller Associé bei dem literarischen Unternehmen war. Der Lehrling trug einen gewaltigen Pack Papiere unter dem Arme und ein Behältniß in der Hand, welches, soweit das zweifelhafte Mondlicht dies unterscheiden ließ, einige Aehnlichkeit mit einem Farbentopfe hatte. Die Bestimmung dieses Gerätthes wurde erkennbar, sobald die beiden Nachtwandler die erste Straßenecke passirten. Ein kurz Beginnen — und die Ankündigung des Woprschalek'schen Blattes prangte an der Mauer. Und weiter im Mondenglanze huschten die geschäftigen Leute, also die Nachtrunde durch die ganze Stadt abfertigend, und jede Straße gab Zeugniß von ihrem stillnächtlichen Wirken.

Woprschalek erzielte durch diese aufopfernde Manipulation einen doppelten Vortheil; nicht nur, daß ihn dieser Art sein Blatt zur Kenntniß des Publikums zu bringen, nichts kostete, so prangte auch die Ankündigung lange als einziges, durch keinen neidischen Collegen beirrtes Plakat an den Mauern und fesselte die Aufmerksamkeit der Leute insolange ausschließlich, bis zu später Stunde andere Papierriesen über, unter und neben ihm Posto faßten. Die Aufmerksamkeit der Stadt so intensiv wie möglich auf das Unternehmen zu lenken, das war aber eben die Hauptaufgabe, welche sich Woprschalek gestellt. Darum hatte er seinem Blatte den vielversprechenden Titel gegeben: „Der Neuigkeitsbote in Siebenmeilenstiefeln."

Weit schneller, als dies durch das Medium anderer Blätter hätte geschehen können, sollten seine Pränumeranten alle Neuigkeiten erfahren. In Berücksichtigung dieses Zweckes hatte er für die Ausgabszeit des „Neuigkeitsboten in Siebenmeilenstiefeln" die fünfte Morgenstunde fixirt. Da die übrigen Blätter erst um acht Uhr erschienen, so erwuchs aus diesem frühen Expeditionstermine seinen Pränumeranten der unschätzbare Vortheil, daß sie durch sein Blatt die Neuigkeiten um drei Stunden früher erfuhren, als durch jedes andere Journal. Woprschalek war sicher, daß ihm auf diesem Felde kein anderes Journal Concurrenz machen konnte, da keines über einen Colporteur zu gebieten hatte, der so aufopfernd gewesen wäre, wie der Schneiderlehrling, der schon nach Mitternacht die Plakate an die Ecken klebte, nachdem ihm Woprschalek die effectvollsten Punkte hiezu persönlich angedeutet hatte, und der um fünf Uhr Früh seinen zweiten Rundgang durch die Stadt machte. Denn mit dem Schlage Fünf nahm der

Lehrling, der eine so treffliche Qualification für einen Nachtwächter hatte, die feuchten Exemplare in der Druckerei in Empfang, und begann nun, nachdem er sich des Papptopfes entledigt, die Laufrunde durch die Straßen, um die wenigen Abnehmer, welche das neue Unternehmen zählte, zu befriedigen. Da geschah es denn nicht selten, daß der jugendliche Colporteur in wörtliche Conflicte mit schlaftrunkenen Hausmeistern gerieth, welche er erst mit Hilfe der Klingel aus ihrer Nachtruhe aufrütteln und zum Oeffnen des Hausthores bestimmen mußte, wie denn überhaupt dieses Genre von Leuten sich mit dem journalistischen Fortschritte einer so frühen Ausgabszeit durchaus nicht befreunden mochte.

Mochte es nun an den Cabalen der Hausmeister, die der „Neuigkeitsbote in Siebenmeilenstiefeln“ so unsanft aus ihrer Morgenruhe aufzustören pflegte, oder an anderen Ursachen liegen — der Neuigkeitsbote ging nicht lange in seinen Siebenmeilenstiefeln umher. Eines schönen Morgens hatte er sanft geendet und die Hausmeister konnten wieder ruhig ihr Morgenschläfchen halten. Sein Verscheiden riß keine Lücke in das sociale Leben der Hauptstadt, ja es wäre vielleicht ganz spurlos vorübergegangen, wenn sich nicht der Redacteur des Blattes, dem Woprschalek durch die Gründung des Neuigkeitsboten hatte Concurrenz machen wollen, die wohlfeile Genugthuung gegönnt hätte, dem entschlafenen Blatte schadenfroh einen humoristischen Partezettel nachzuschicken, in welchem er constatirte, daß der „Neuigkeitsbote in Siebenmeilenstiefeln“ an angeborener Schwäche gestorben sei, zu welcher sich zum Ueberflusse noch eine Nervenkrankheit gesellt habe, da es nämlich dem Herausgeber an dem nervus rerum gerendarum, dem Gelde, gefehlt habe.

Woprschalek sah sich nun genöthigt, seine Existenz auf neue Grundlagen zu stellen. Er wurde Wohlthätigkeitsschriftsteller, er lebte fortan nur von und in der Wohlthätigkeit.

Keine Feuersbrunst, keine Ueberschwemmung, kein irgendwie bedeutender Unglücksfall entging ihm — jeder Schmerzensschrei gelangte an seine Ohren und begeisterte ihn zu rascher Hilfeleistung.

Er hatte aus einigen kleinen Novellen, Skizzen und Gedichten, die er in seinen zahlreichen Mußestunden verfaßt hatte, ein Wohlthätigkeitsalbum zusammengestellt, mit dem er so lange hausirte, bis die ganze Auflage vergriffen war.

Das Album trat zum ersten Male aus Anlaß einer Feuersbrunst an's Licht, die eine Landstadt heimgesucht hatte. Woprschalek warf

es unter dem Titel „Brandraketen“ auf den Markt und sammelte selbst Subscribenten dafür. Natürlich brachte er von dem Ertrage die Druckkosten und sein Honorar in Abzug, verfehlte auch nicht Taggelder für den Subscribentensammler anzurechnen.

Dank dieser eigenthümlichen Rechnungsmethode schwand allerdings der Betrag, den die Abbrändler von dem Erlöse der „Brandraketen“ erhielten, zu einer kaum sichtbaren und greifbaren Größe zusammen, aber etwas erhielten die Unglücklichen doch.

Was von der Auflage des Wohlthätigkeitsalbums bei dieser Gelegenheit nicht an Mann gebracht worden war, wurde einige Monate später in's Treffen geführt, als eine Ueberschwemmung einen Theil des Landes verwüstete. Das Album erhielt jetzt einen neuen Umschlag und hieß: „Der Leuchtthurm.“ Selbstverständlich verrechnete Woprschalek von Neuem die Druckkosten, zahlte sich abermals das Honorar und Subscriptionsdiäten aus und führte den Ueberschuß gewissenhaft an die Ueberschwemmten ab.

Das halbe Tausend Exemplare des Albums, das die Feuersbrunst und die Ueberschwemmung übrig gelassen hatten, wurde unter die Leute gebracht, als der liebe Gott einen Krieg schickte. Woprschalek nahm sich mit edlem Eifer der zu Krüppeln geschossenen Invaliden an und sandte sein Album zu ihrem Besten zum dritten Male unter dem Titel „Krücken“ in die Welt.

Es that auch diesmal seine Schuldigkeit den Wohlthätigkeitsschriftsteller zu nähren.

In dieser Art trieb es Woprschalek eine geraume Zeit fort, der ersten glücklich ausverkauften Auflage des Wohlthätigkeitsalbums folgte eine zweite, eine dritte und das dünne Büchlein hatte schon ein gutes Dutzend von Umschlags- und Titelhäutungen durchgemacht.

Aber jetzt war auch in dem Wohlthätigkeitswirken des edlen Menschenfreundes eine betrübende Ebbe eingetreten. Alle Invalidenfonde, alle Vereine für Nationaldenkmale, alle Spitäler und gemeinnützigen Institute der Hauptstadt waren bereits bedacht worden, und es wollte kein Erdbeben, keine Feuersbrunst, keine Ueberschwemmung, kein eclatanter Unglücksfall Woprschalek zu Hilfe kommen.

Woprschalek klammerte sich an den letzten Strohhalm — der Selbstmord eines armen Schornsteinfegergesellen, der eine Witwe mit sechs Kindern in größtem Nothstande hinterlassen, ergriff ihn so, daß er beschloß, den Rest der dritten Auflage den Hinterlassenen des unglück-

lichen Schornsteinfegers zu opfern, blos um mit dem Vorrathe aufzuräumen.

Das Album sollte diesmal als „Rußalbum" in die Welt treten, da der Ruß, der den Schornsteinfeger zu bedecken pflegt, das beste und augenfälligste Symbol seiner gemeinnützigen Thätigkeit ist.

Das Rußalbum wollte Woprschalek der ehrsamen Rauchfangkehrerzunft dediciren, da ihm dies als der sicherste Weg erschien, alle Rauchfangkehrer der Hauptstadt für das wohlthätige Unternehmen zu interessiren.

Woprschalek befolgte nämlich bei seinem Wohlthätigkeitswirken das System, das Album, so oft es in neuem Titelgewande an die Großmuth des Publikums appellirte, einer einflußreichen Persönlichkeit oder Körperschaft zu widmen, von der er sich eines Vortheiles in erster Linie für sich und in zweiter für die Unglücklichen, deren er sich annahm, versehen konnte.

Während sich Woprschalek in das Studium des Adreßbuches vertiefte, das sein unzertrennlicher Gefährte bei allen seinen Wohlthätigkeitswanderungen war und im Vereine mit dem Album, dem der Charakter der Unsterblichkeit innewohnte, da es sich immer wieder von Neuem ergänzte, seine ganze Bibliothek ausmachte, bereitete sich in der Druckerei, welche die neuen Titelumschläge für das Wohlthätigkeitsalbum zu besorgen pflegte, ein unheilvolles Ereigniß vor, das dem edlen Wirken Woprschalek's ein unerwartetes Ende machen sollte.

Woprschalek hatte dem Adreßbuche alle Rauchfangkehreradressen entnommen und zog im Geiste schon bald hier, bald dort bei einem ehrsamen Mitgliede der schwarzen Zunft die Klingel.

O, daß er sie in Wirklichkeit nie gezogen hätte! Er hätte sich eine arge Blamage erspart, die kaum geringer war, als jene, welche ihm die historische Unterrichtsmarke Petrarca's mit der verhängnißvollen Devise: „Bonum pro una hora latinitatis" eingetragen.

Da stand er vor dem Vorsteher der Rauchfangkehrerzunft und bemühte sich demselben in gewählter Redeweise den Zweck seines Besuches darzulegen und ihn aufmerksam zu machen, daß die Namen der Abnehmer des „Rußalbum", mit fetten Lettern gedruckt, auf einem Separatblatte erscheinen würden, das sich als Beilage dem Album anfügen würde — als ihn der Becomplimentirte mit den Worten unterbrach:

„Aber hier steht ja nicht „Rußalbum!" Der Titel ist „Roß-

album" — Herr, soll das eine injuriöse Anspielung sein? Wollen Sie mich, die ganze Zunft beleidigen?"

Woprschalek warf entsetzt einen forschenden Blick auf das Buch — richtig — da stand es mit Riesenlettern schwarz auf weiß: Roßalbum! Es war keine optische Täuschung. Woprschalek wollte bankerotten Gesichtes den fatalen Druckfehler entschuldigen, der Rauchfangkehrer ließ ihn jedoch nicht zu Wort kommen, da er froh zu sein schien, einen plausiblen Vorwand gefunden zu haben, den Wohlthätigkeitsapostel abfahren zu lassen und die fünf Gulden, die er ihm hätte geben müssen, in der Tasche zu behalten.

Er riß Woprschalek das Album aus der Hand und schrie, dem Autor die Thür weisend:

„Sie sollen sehen, daß wir uns nicht ungestraft beleidigen lassen! Welche Unverschämtheit — der Zunft ein Roßalbum zu widmen, mir ein Roßalbum zu überreichen! — Seien Sie froh, wenn wir Sie nicht gerichtlich belangen, wenn wir Ihnen nur durch eine geharnischte Erklärung die Züchtigung angedeihen lassen, die Sie verdienen!"

Die geharnischte Erklärung erfolgte wirklich, und zwar um die Pille noch bitterer zu machen, in demselben Blatte, mit dem sich Woprschalek der historischen Marke Petrarca's wegen überworfen hatte.

Woprschalek war als Wohlthätigkeitsschriftsteller unmöglich gemacht worden und mußte sich nach einem anderen Erwerbszweig umsehen. Er versuchte es mit dem Unterrichtgeben und fand wirklich als Lehrer in einem Mädchenpensionat eine Stellung. Er fungirte einen Monat lang in dem Institute als Lehrer für „Alles", da er wirklich von Allem etwas gelernt hatte. Er unterrichtete die jungen Damen im Literarischen, im Französischen, im Zeichnen, Tanzen, Turnen und in der Musik — aber als der „Letzte" da war und er das Honorar einzusackeln glaubte, erklärte ihm die Institutsvorsteherin, daß sie ihm das Honorar schuldig bleiben müsse, da sie selbst noch nichts eingenommen habe.

„Nichts eingenommen?" fragte Woprschalek ungläubig. „Wie ist das möglich? Wie wollen Sie mich glauben machen, daß die Eltern der jungen Damen, die Ihr Institut besuchen, insgesammt zahlungsunfähig sind?"

„Da Sie nun einmal mit zum Geschäfte gehören, Herr Woprschalek," begründete die Vorsteherin der Anstalt kleinlaut ihre Behauptung, „so kann ich Ihnen anvertrauen, daß die Mädchen, welche

Sie unterrichten, nicht Zöglinge meiner Anstalt sind. Ich bin eine Anfängerin — hätte ich aber mit leeren Wänden angefangen, so würde ich nie auf einen grünen Zweig gekommen sein. Wenn die Frauen, welche zu mir kommen, um mit mir wegen ihren Kindern zu unterhandeln, keine Zöglinge bei mir gefunden hätten, so würden sie im gerechten Mißtrauen gegen meine Fähigkeiten und meinen Charakter sich gewiß bedacht haben, ihre Kinder meiner Leitung anzuvertrauen."

„Also alle diese Damen sind geborgte Damen?" murmelte Woprschalek einsehend, daß hier seines Bleibens nicht sei.

Wohl lernte er jetzt des Lebens Noth kennen, denn es dauerte ziemlich lange, bis er wieder eine dürftige Versorgung fand. Der Inhaber eines vor den Thoren der Hauptstad tgelegenen Erziehungsinstitutes nahm ihn endlich als Correpetitor auf. Aber auch in dieser neuen Stellung machte er sich bald unmöglich. Sein Principal hatte die Gewohnheit, den fleißigen Zöglingen eine Anzahl Obstbäume als Prämie für ihre wissenschaftlichen Fortschritte und gute Aufführung in der Art zu überlassen, daß die Knaben über die reifgewordenen Früchte dieser Bäume frei verfügen konnten. Die Zöglinge erhielten die Bäume zugesprochen, wenn sie in der Blüte standen, wobei natürlich vorausgesetzt wurde, daß der Fleiß der also Beschenkten ein nachhaltiger sein würde. Woprschalek wußte es jedoch so einzurichten, daß er die Knaben im entscheidenden Augenblick um ihre Prämien brachte. Sie mochten noch so brav lernen, er überrumpelte sie doch einmal, wo sie nicht sattelfest waren und strafte sie damit, daß er ihnen die Bäume wieder abnahm, wo sie schon die Hände nach den reifen Früchten ausstrecken zu können geglaubt hatten. Diese wanderten dann statt in die Taschen der Knaben, die sich monatelang auf sie gefreut, in den Hof eines biederen Landmannes der Umgegend, mit dem Woprschalek diesfalls einen Accord abgeschlossen hatte.

Der Principal kam fast zu derselben Zeit hinter diese kleinliche Methode seines Correpetitors, sein Einkommen zu vergrößern, wo sich dieser noch eine andere Blöße gegeben hatte. Einige Zöglinge hatten in den naheliegenden Weinbergen eine kleine Razzia gehalten und wurden bei diesem illegalen Versuche, sich mit Weintrauben zu sättigen, von Woprschalek betreten, der die Trauben confiscirte, um dieselben selbst zu verspeisen.

Die Sache kam zufällig auf und brach Woprschalek den Hals. Mit der Pädagogenlaufbahn war es aus und es bleibt ungewiß, wie

er sich eine geraume Zeit hindurch fortbrachte, bis er plötzlich als enragirter nationaler Tiger auftauchte.

Es war die Zeit, wo ein Häuflein exaltirter Köpfe die czechische Frage aufstellte und zwischen zwei Volksstämme, welche bis dahin in Frieden und Eintracht mit einander gelebt, den Zankapfel nationalen Haders warf.

Woprschalek war wie sein Stiefbruder Wurzbacher durch Anschauung und Erziehung von Haus aus ein Deutscher, aber wie Saulus unversehens sein Damascus fand, um zum Paulus metamorphosirt weiter zu leben, so machte auch Woprschalek eines schönen Morgens die Entdeckung, daß eigentlich nationalczechisches Blut in seinen Adern rolle, und daß er berufen sei, im nationalen Lager eine Rolle zu spielen.

In Wahrheit sah er, daß sich die nationale Partei kräftig Derer annahm, die zu ihr hielten, und daß sie ihren Parteigängern gute Versorgungen bot. Er sah, wie es den Nationalen gelang, die Deutschen hier und dort zu überrumpeln, aus ihren Stellungen zu verdrängen und die auf diese Art vacant gewordenen, oft sehr einträglichen Posten enragirten Czechen zu verleihen. Er sah, wie Leute, die im deutschen Lager eine untergeordnete Rolle spielten, im gegentheiligen Lager, wenn sie in dasselbe hinüberliefen, rasch zu Ehren, Einfluß und Stellung gelangten. Er sah, wie man die Ueberläufer mit offenen Armen empfing, aufnahm und warm hielt, und das Resultat dieser lehrreichen Wahrnehmung war, daß sich Woprschalek plötzlich als Nationaler fühlte. Und wie denn immer Renegaten den größten Eifer entwickeln und die Sache, die sie verlassen haben, nicht schroff genug verleugnen, den neuen Göttern dagegen, denen sie sich zugewendet, nicht aufopferungsvoll genug dienen können, so stellte sich auch Woprschalek, kaum zu der nationalen Partei übergetreten, auf die äußerste linke Flanke derselben und spielte, allem Deutschen mit einer wahren Berserkerwuth Urfehde ansagend, die Rolle eines nationalen Tigers.

Er entwickelte zunächst in einer Broschüre, die er herausgab, den Plan, wie das ganze unbewegliche Vermögen, welches die deutschen Eindringlinge in Böhmen besaßen, nach und nach von den Czechoslaven acquirirt werden könnte. Der Plan beruhte auf einer Art Grundentlastung, die durch eine große Nationallotterie ins Leben gerufen werden sollte.

Er wollte den Deutschen alle Herrschaften, Güter, Wirthschaften,

Fabriken und Häuser, die sie in Böhmen besaßen, abkaufen. Nach seiner Berechnung war dazu nur eine Bagatelle von sechshundert Millionen Gulden erforderlich und Woprschalek zweifelte nicht, daß die czechoslavische Bevölkerung Böhmens diese Summe bei einiger Beharrlichkeit aufbringen würde, sobald nur erst die Sammlungen für das czechische Nationaltheater geschlossen sein würden. Er calculirte, daß alle czechoslavischen Gemeinden sich durch Beiträge an dieser friedlichen und im freundschaftlichen Wege loyalen Loskaufes zu bewerkstelligenden Expropriirung der deutschen Eindringlinge betheiligen würden. Er gab sich allerdings, bezüglich des Zeitpunktes, bis zu welchem diese Expropriirung bewirkt sein würde, keinen Illusionen hin, basirte vielmehr seine Berechnungen auf die Resultate der Nationalsupscription zum Baue eines czechischen Theaters. Da für dieses Nationalunternehmen mit vereinten Kräften, indem in allen Häusern des Landes gebettelt, in Schenken gesammelt, concertirt, getanzt, gemimt wurde, innerhalb zwanzig Jahren eine Viertelmillion zusammenkam, so ließ sich annehmen, daß, wenn die Nation der von Woprschalek projectirten Idee einer Expropriirung aller im Besitze der Deutschen befindlichen Liegenschaften dieselbe Opferfreudigkeit entgegenbringen würde, diese Grundentlastung in einigen tausend Jahren abgewickelt sein könnte. Woprschalek schloß seine Betrachtungen mit der Bemerkung, daß Jahrtausende im Völkerleben das seien, was Tage im Menschenleben und daß sich ein Volk, das große Resultate erzielen wolle, mit Geduld ausrüsten müsse. In einer der Broschüre beigebundenen Tabelle wies er übrigens nach, wie man, wenn das zu dem großen Zwecke durch Haussubscriptionen, Dilettantenvorstellungen, Concerte, Beiträge von Gemeinden, Bezirksausschüssen und sonstigen Corporationen, dnrch Bierkreuzer, Legate u. s. w. gesammelte Geld fruchtbringend angelegt würde, mit Hilfe der Zinsen und Zinseszinsen um einige hundert Jahre früher zum Ende kommen könne.

Dieser Broschüre ließ Woprschalek bald eine zweite folgen, in welcher er eine Reihe von berühmten Männern, die bis dahin ziemlich unangefochten als Deutsche gegolten hatten, zum Besten der czechoslavischen Nation confiscirte. Er reclamirte Carl Maria Weber, Lessing, Schiller und Göthe für die czechoslavische Nation, indem er bei dem ersteren nachwies, daß er czechoslavische Melodien für seinen Freischütz benützt habe und bei Lessing, Schiller und Göthe den unverkennbaren czechoslavischen Ursprung ihrer Familiennamen betonte. Es unterlag nach Woprschalek's Anschauung keinem Zweifel, daß

der Name Lessing sich auf die czechoslavische Wurzel les (der Wald) zurückführen lasse. Den Namen Schiller leitete Woprschalek von schilhati (schielen) her, bezüglich des Wortes Göthe fand er die Sprachwurzel in dem czechoslavischen Kote (Katze).

Aber nicht zufrieden damit, die czechoslavische Abstammung der hervorragendsten Männer Deutschlands nachzuweisen, sprach Woprschalek in einem Anhange seiner Broschüre die Vermuthung aus, daß das czechoslavische Territorium in früheren Zeiten weiter gereicht habe, als man wohl denke. Wenn Vogt nachgewiesen, daß die Pyrenäen, der Schwarzwald und das Erzgebirge dereinst Gletscherformationen hatten, während das Meer die Niederungen zu ihren Füßen überfluthete, so daß z. B. das heutige Preußen ein großer See gewesen, so glaubte Woprschalek dieser wissenschaftlich beglaubigten Anschauung eine nicht weniger kühne an die Seite setzen zu können, für welche nach seiner Ansicht ebenso triftige Beweise vorlägen. Nicht blos ein guter Theil des heutigen Deutschland war nach Woprschalek dereinst slavisches Land gewesen, Belgien und Frankreich sogar waren in grauer Vorzeit von Czechoslaven bewohnt gewesen. Zum Beweise für die Richtigkeit dieser Annahmen wies Woprschalek auf die frappante Aehnlichkeit französischer Ortsnamen mit czechoslavischen Sprachwurzeln hin. Er constatirte, daß beispielsweise dem Worte Lüttich — Liège — die slavische Wurzel lesch (die Lüge) zu Grunde liege. Bei dem Eigennamen Moulins mußte man nach Woprschalek an das czechische mlein (Mühle) denken, während der Name Malines (Mecheln) wieder an das czechische Malin bei Czaslau erinnert, woher der berühmte Maliner Kren stammt. Die Abstammung des belgischen Städtenamens Ussel von dem czechischen uzel (Bündel), unterlag ebensowenig einem Zweifel, wenn man ihn auch noch allenfalls von dem kernigen osel (Esel) herleiten konnte. Die Stadt Annecy konnte ihre Benennung auf das czechische a nechci (ich will nicht), die Stadt Arcis-sur-Aube auf das populäre czechoslavische Wort arci zurückführen, während Laon wieder an das vaterländische Laun, Tournan an das böhmische Turnau erinnerte.

In einer dritten Broschüre erklärte Woprschalek dem weihnachtlichen Christbaume als einer germanischen, von England nach dem protestantischen Deutschland importirten, und aus letzterem erst künstlich auf czechoslavischen Boden verpflanzten Einrichtung den Krieg, und

plaidirte in leidenschaftlicher Weise für die Abschaffung dieser fremden Sitte.

Solchen Anstrengungen konnte die Würdigung nicht entgehen. Die nationale Partei nahm sich des Renegaten Woprschalek kräftig an und verschaffte ihm bei einer Gemeinde, deren Beamtenkörper man unter Ausmerzung aller deutschen Auswüchse auf czechoslavischem Fuße reorganisirt hatte, eine fette Anstellung.

Woprschalek legte den deutschen Vornamen Adalbert ab und nannte und schrieb sich fortan Voita Voprschalek. Sein Gesicht bedeckte ein so dichter Bart, daß aus der Einrahmung desselben kaum die Nase heraussah und der Schnürrock kam nicht mehr von seinem Leibe, der niedrige, runde Hut mit den rückwärts herabhängenden Quasten nicht mehr von seinem Kopfe, von welchem die Haare dicht und struppig nach rückwärts flatterten.

Als Pater Cornelius den Kreuzzug nach Moskau zu predigen anfing, war Woita Woprschalek einer der Ersten, welcher die Idee fanatisch aufgriff. Die Deutschen sollten durch den Zug nach Moskau geärgert, dem Wiener Reichsrathe und der durch denselben im Vereine mit dem deutschen Minister, der an der Spitze der Wiener Regierung stand, kräftig in Angriff genommenen Neugestaltung des Reiches sollte ein hämisches Paroli gebogen, ein Mene-Tekel an die Wand gemalt werden: da war Woita Woprschalek, der Deutschenfresser neuesten Datums, mit Leib und Seele dabei.

Er schaffte sich eine russische Sprachlehre und ein russisches Wörterbuch an und mit beiden dickleibigen Büchern unter dem Arme hielt er seinen Einzug bei seinem Stiefbruder Wurzbacher, bei dem er sich bis zu der Zeit, wo die Wallfahrt nach dem heiligen Moskau in Scene gehen sollte, einzuquartieren beschlossen hatte.

Woprschalek hätte ebensogut in einem Gasthause sein Absteigquartier nehmen können, aber er wollte seinen deutsch gesinnten Bruder durch sein Erscheinen ärgern, wie seine Partei die Deutschen überhaupt und den Minister Beust obenan, durch den Zug nach Rußland zu ärgern glaubte. Lange Jahre hindurch hatte sich Woprschalek um seinen Stiefbruder nicht bekümmert, außer daß er ihm dann und wann Geld abborgte, das er natürlich nie zurückgab. Mit einem Male erwachte sein verwandtschaftliches Gefühl mit voller Stärke und da stand er eines Tages in der Wurzbacher so verhaßten Czamara, mit dem bartbewachsenen Gesichte und den russischen Hilfsbüchern unter dem

Arme und verlangte von dem Bruder Unterstand für die Zeit seines Aufenthaltes in der Hauptstadt.

Wurzbacher war außer sich vor Aerger über diese Unverschämtheit — aber was wollte er machen? Er mußte seinem Bruder das schönste Zimmer, dasselbe, das einst der preußischen Einquartierung als Hauptquartier gedient hatte, einräumen und zusehen, wie sich in seinem Hause ein slavischer Clubb etablirte.

Montenegriner, Serben, Croaten, Slovaken und Russen gingen in Wurzbacher's Hause aus und ein, die Zimmer, Gänge und Stiegen wiederhallten von slavischen Kernflüchen, die abenteuerlichsten Costüme wurden zur Verwunderung der Hausinsassen sichtbar, und wenn Wurzbacher sich zur Ruhe legte, so ertönte im Nebenzimmer von einem Dutzend kräftiger Männerstimmen angestimmt, der Choral:

Hej Slované! ještě naše slovanská řeč žije,
Pokud naše verné srdce pro náš národ bíje.
Žije, žije, duch slovanský, bude žít na věky,
Hrom a peklo! marné vaše proti nám jsou vzteky.“

(Auf, Slaven! noch lebt unsere slavische Sprache, so lange unser treues Herz für das Vaterland glüht. Es lebt der slavische Geist, er wird ewig leben. — Donner und Hölle, Ihr schreckt uns vergeblich!)

Frau Petronilla Wurzbacher konnte sich schier vor Lachen ausschütten, als sie sah, welche grausame, tragi-komische Heimsuchung über ihren Gatten gekommen war. Er, der Cisleithanier mit dem deutschen Gemüthe und den deutschen Sympathien mußte in seinem Hause über lauter slavische Elemente stolpern und zusehen, wie seine Wohnung ein Stelldichein für alle, Cisleithanien perhorrescirenden, verhöhnenden und verleugnenden Existenzen wurde! Und diese ganze Bescheerung mußte ihm noch dazu von einem seiner Verwandten kommen — wenn es wenigstens ein Verwandter seiner Frau gewesen wäre, dann hätte er doch an dieser oder an der Schwiegermutter seinen Zorn auslassen, sein Müthchen kühlen können!

Der heillose Wirrwar in seinem Hause hatte wenigstens eine wohlthätige Folge für den Hausfrieden — er brachte eine gewisse sympathische Annäherung zwischen Wurzbacher und seiner Schwiegermutter zu Tage. So sehr die letztere von vorne herein geneigt sein mochte, mit den slavischen Gästen aller Zungen, die seit dem Einzuge Wopritschalek's das Haus überflutheten, zu sympathisiren, so mißfiel ihr doch bald das wüste Treiben der Ab- und Zugehenden, die den ganzen

Tag über und bis tief in die Nacht hinein schrieen, debattirten, sangen zechten und spielten. Als sie endlich sogar einen Leierkasten kommen ließen, damit er ihnen slavische Lieder und die russische Nationalhymne vorspielte, da schütteten sie vollends das Bad aus und die alte Frau wandte sich grollend von ihnen ab und stellte sich ganz auf die Seite ihres Schwiegersohnes, der in der endlos scheinenden Prüfungszeit nur eine einzige Genugthuung erlebte — nämlich die, daß die Gäste seines Stiefbruders regelmäßig zur deutschen Sprache ihre Zuflucht nehmen mußten, wenn sie sich gegenseitig verständlich machen wollten, so viele von einander abweichende Idiome sprachen sie.

Endlich traten die Wallfahrer ihre russische Reise an, endlich schlug für Wurzbacher die Stunde der Erlösung, die Serben, Montenegriner, Russen, Croaten, Slovaken und Bulgaren räumten sein Haus und nahmen die russischen Sprachlehren und Wörterbücher mit.

Da ziehen sie hin nach Rußland, um sich an der neuen Aera Oesterreichs zu rächen, um dem Czar aller Reussen ihre Huldigungen zu Füßen zu legen.

Erinnert sie Niemand an das alte russische Sprichwort: Je näher dem Czar, je näher dem Tod!?

Sie brennen vor Verlangen, dem Czar recht nahe zu sein.

Der sie führt, ist der alte Palacky — derselbe Palacky, der am 11. April 1848 an den Fünfziger-Ausschuß des Frankfurter Parlamentes folgendes Schreiben gerichtet hat:

„Sie wissen, welche Macht den ganzen großen Osten unseres Welttheiles inne hat; Sie wissen, daß diese Macht schon jetzt zu colossaler Größe herangewachsen, von Innen heraus mit jedem Jahrzehend in größerem Maße sich stärkt und hebt, als solches in den westlichen Ländern der Fall ist und sein kann; daß sie im Innern fast unangreifbar und unzugänglich, längst eine drohende Stellung nach Außen angenommen hat und, wenngleich auch im Norden aggressiv, dennoch vom natürlichen Instinct getrieben, vorzugsweise nach dem Süden zu, sich auszubreiten sucht und suchen wird, daß jeder Schritt, den sie auf dieser Bahn noch weiter vorwärts machen könnte, im beschleunigten Laufe eine neue Universalmonarchie zu erzeugen und herbei zu führen droht, d. i. ein unabsehbares Uebel, eine Calamität ohne Maß und Ende, welche ich, ein Slave an Leib und Seele im Interesse der Humanität deshalb nicht weniger tief beklagen würde, wenn sie sich auch als eine vorzugs-

weise slavische ankündigen wollte .... da ich bei aller heißen Liebe zu meinem Volke die Interessen der Humanität und Wissenschaft von jeher noch über die der Nationalität stelle, so findet schon die bloße Möglichkeit einer russischen Universalmonarchie keinen entschiedeneren Bekämpfer und Gegner als mich."

Wohlan .... dieser entschiedene Gegner der russischen Universalmonarchie von anno 1848 geht heute voran, wo die österreichischen Slaven aus Haß gegen die Deutschen Rußland im Angesichte Europa's eine moralische Huldigung bereiten, und ihm nach zieht in erster Linie die Deputation der Czechen, so daß man sich Angesichts des nach Moskau pilgernden Häufleins unwillkürlich der famosen Aeußerung Bismarcks über die Czechen erinnert: „Wenn sie loyal sein sollten, sind sie es nicht, und wo sie es nicht sein sollten, da sind sie es!"

Und neben den Czechen, Slaven aus allen Gauen, Serben, Slowaken, Croaten ... sie alle blicken nach dem heiligen Moskau, wie der Mohamedaner nach dem heiligen Mekka .... sie alle haben die unglücklichen Polen, mit welchen sie früher sympathisirten, welche auch ihre Stammesbrüder sind, so ganz vergessen, daß sie jetzt mit den Henkern Polens einen traurigen, bemitleidenswerthen Cultus treiben.

Und doch sind unter den Pilgern mehrere, die noch im Jahre 1863, als der letzte polnische Aufstand ausbrach, für die Polen so sehr schwärmten, daß sie als freiwillige Freiheitskämpfer in ihre Reihen treten wollten ..... die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen, sagte schon der alte Cicero, und die so noch vor wenigen Jahren den Polen ihre wärmste Theilnahme bezeugt haben, verrathen jetzt dieselben Polen, verrathen sie, ehe der Hahn dreimal gekräht hat .... ist es ein Wunder? geht ihnen nicht der alte „Vater Palacky" mit seinem Beispiel voran? Schreitet er nicht rüstig an ihrer Spitze nach dem Moskauer Kreml aus? Und doch hat er noch am 12. Juni 1848 als Vorsitzender des Slavencongresses — desselben Slavencongresses, der in deutscher Sprache verhandelte, weil sich die Vertreter der verschiedenen Slavenstämme auf keine andere Art unter einander verständigen konnten — das Manifest an die europäischen Völker unterschrieben, in welchem es heißt, daß endlich auch die heldenmüthige polnische Nation von der in den Augen der Welt längst verurtheilten Politik befreit sei; in welchem versichert wird, daß die Slaven mit Abscheu jede Gewaltherrschaft verwerfen; in welchem die Principien der Frei-

heit als die allein maßgebenden proclamirt werden und die hinterlistige Gewalt verdammt wird, durch welche die unglücklichen polnischen Brüder um ihre Selbstständigkeit gebracht wurden!

Sie ziehen hin die Moskaupilger und werden an der russischen Grenze von einem Heer russischer Spione erwartet, begleitet, von Stadt zu Stadt escortirt, von jedem Verkehr mit den Polen, mit unbefangenen Russen selbst abgeschlossen ..... ihr Empfang und ihre Behandlung erinnert stark an die Methode, welche Rußland in früheren Zeiten fremden Gesandten gegenüber in Anwendung brachte.

Wenn ehemals ein ausländischer Gesandter an die russische Grenze kam, so lag es ihm ob, die Statthalter der Bezirke, die er bis Moskau zu passiren hatte, von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Man legte ihm eine Menge Fragen vor, die sich auf sein Vaterland, auf seinen Souverän, auf seinen Stand und seinen Titel bezogen, ob er schon in Rußland gewesen sei und die russische Sprache verstände. Seine Antworten wurden dem Czar umständlich und genau referirt, man schrieb dem Gesandten den Weg und die Orte vor, wo er speisen und übernachten mußte. Zuweilen dauerte es sehr lange, ehe vom Czar die in diesem Falle erwarteten Instructionen bei den Statthaltern anlangten. Dieser Aufenthalt war um so unangenehmer, als man deshalb ungeachtet des Winterfrostes ganze Tage im freien Felde zubringen mußte, bis endlich einige Beamte in reicher Kleidung und mit einer Abtheilung Reiterei erschienen, lange Reden hielten und sich nach der Gesundheit des Gesandten und seines Souveräns erkundigten. In Moskau befand sich ein großes Gebäude mit vielen, meist leeren Zimmern; es wurde der Gesandtenhof genannt. Hier wurden die fremden Botschafter logirt und nach einem besonders dazu aufgesetzten Verzeichniß und fester Instruction gespeist und verpflegt. Man becomplimentirte sie häufig von Seite der Großfürsten, aber sie saßen allein und konnten keine Bekanntschaften anknüpfen, denn man war stets mißtrauisch gegen sie und legte häufig ihren Missionen andere als freundschaftliche Zwecke unter*).

*) In Preußen war man mitunter eben so mißtrauisch gegen fremde Gesandte. Namentlich hielt Friedrich Wilhelm I. dieselben absichtlich von seinem Hofe fern, und auch von Seite der höchsten Staatsbeamten vermied man, um jeder Mißdeutung auszuweichen, den Umgang mit fremden Diplomaten. Kaiser Karl VI. hatte die Aufmerksamkeit, den Fürsten Wenzel Liechtenstein nach Berlin zu senden, um ihm aus vollem Herzen nach der Herstellung von einer

Indem man den Moskaupilgern Polizeispione zur Seite gab, die ihre Isolirung controliren sollten, sagte man ihnen, daß man sie gegen Verunglimpfungen und Unannehmlichkeiten schützen müsse, denen sie ihrer Schnürröcke wegen in Warschau und anderwärts ausgesetzt sein könnten.

---

gefährlichen Krankheit seine Freude und Theilnahme zu bezeugen. Aber Friedrich Wilhelm erblickte in dem österreichischen Fürsten mehr einen Kundschafter als einen Gratulanten, und der Fürst verließ, nachdem er einige Tage mit Kälte behandelt worden war, sehr wenig erbaut von seiner Aufnahme die preußische Residenz. Daß die österreichischen Gesandten in Berlin mitunter wirklich ausgezeichnete Kundschafter waren, das bewies der Gesandte Maria Theresia's in Berlin. Die Verhältnisse, welche dem österreichisch-preußischen Erbfolgekriege vorangingen hatten eine frappante Aehnlichkeit mit den Erscheinungen, die vor dem letzten Kriege zwischen Oesterreich und Preußen zu Tage traten. Im Jahre 1866 glaubte man in Wien nicht, daß Preußen Ernst machen würde, und dieser Unglaube wurde für Oesterreich verhängnißvoll und half die Catastrophe von Königgrätz anbahnen. Ein ähnlicher Unglaube herrschte über Preußens Absichten 1740 am Hofe Maria Theresia's. Der österreichische Gesandte am Berliner Hofe, Marquis Botta d'Adorna, schrieb am 12. November 1740 an den Hof- und Staatskanzler Grafen von Wefeld nach Wien: Der junge König von Preußen sieht Alles, weiß Alles, kennt Alles. Es ist ihm keineswegs verborgen, daß unsere Festungen in Schlesien nur geringe Besatzungen und verfallene Werke haben, daß nur wenig Kriegsmaterial in unseren Arsenalen und Vorrathshäusern und noch weniger Geld in unseren öffentlichen Kassen ist; er weiß auch sehr wohl, daß die Kaiserin nur einen unbedeutenden Schatz vorgefunden hat, daß die Soldaten Eugens lebensmüde Greise sind und wir viele tausend brave Männer im letzten Türkenkriege, in den Sümpfen und Spitälern umkommen sahen und verloren haben; es ist ihm ferner wohl bekannt, daß unsere Infanterie in Beziehung auf taktische Bewegungen, namentlich des schnellen Ladens und der Ausführung aller Bewegungen hinter der Potsdamer Wachtparade zurück ist; endlich ist seinem politischen Studium die wahre Lage Europas nicht entgangen; er sieht Oesterreich durch die pragmatische Sanction von Feinden umgeben und einen Erbfolgekrieg in naher Aussicht. Unter solchen Umständen scheint der Augenblick nahe zu sein, den ein junger, von Ehrbegierde erfüllter König wohl als geeignet erachten wird, sich die Sporen zu verdienen. Aber ob dieser kluge Fürst auch Alles ergründet und erforscht hat, um diese Periode zu seinem Vortheile zu verwenden, sein Pfeifchen zu schneiden und mit Schlauheit im Trüben zu fischen, so gibt es doch noch Leute, die ihm über die Schultern in die Karten blicken und die schon jetzt recht wohl einsehen, wo er eigentlich hinaus will. So ist mir vieles von seinen Anordnungen und Beschlüssen bekannt, von denen der alte, mürrische Fürst von Dessau noch gar nichts, der Feldmarschall von Schwerin und der Cabinetsminister von Podewils sehr wenig, blos die Herren von Fouqué, Winterfeld und Rothenburg Einzelheiten wissen können. Es sind nur ein Dutzend Officiere, so weit es ihr Wir-

Herr Woita Woprschalek war dabei, als Doctor Brauner gleich in der Grenzstadt Granica — an „der Grenze des großen russischen Reiches, in welchem die Sonne nie untergeht", wie er sich ausdrückte — einen Toast auf die Gastfreundschaft der russischen Slaven ausbrachte, und als ein anderer Pilger an den russischen Clubb in Warschau telegraphirte, um demselben den Dank der Wallfahrer für die brüderliche Bewillkommnung an der Grenze des russischen Reiches auszudrücken.

Da die Wallfahrer von dem Augenblicke, wo sie die russische Grenze überschritten, Rußlands Gäste waren und für nichts zu sorgen brauchten, was mit des Lebens Nothdurft zusammenhing, so brach für Woprschalek mit der Stunde, in welcher er den Fuß auf czarisches Gebiet setzte, eine neue, goldene Aera an. Der Unterschied zwischen Oesterreich und Rußland war ein greller — in Oesterreich hatte Woprschalek jedes Glas Bier, jeden Bissen Brot bezahlen müssen, in Rußland war Alles umsonst, eine Festtafel jagte die andere, der Wein floß

---

kungskreis nöthig macht, in das Geheimniß gezogen, das ich bis in seine geheimsten Fäden durchblicke. Oesterreich sei auf der Hut und Jedermann auf seinem Posten. Garde à vous, der Feind ist nahe, binnen wenigen Wochen wird eine preußische Armee die Grenze Schlesiens überschreiten, ehe man in Wien weiß, daß Krieg ist.

Als dieses Schreiben in Wien bekannt wurde, lachte man aus vollem Halse, verspottete die Warnungen und sprach in Hofkreisen von den Träumereien des Herrn Botta (des reveries de monsieur de Botta).

Am 17. September 1740 sagte der Marquis von Botta auf der Rückkehr von einer bei Charlottenburg abgehaltenen Revue zu Friedrich II.:

„Sire, Ihre Truppen sind schön, die Bewegungen derselben präcis und exakt, ihre Haltung ist magnifik — ich gebe sogar zu, daß unsere Soldaten nicht diesen Zuschnitt haben, aber dafür haben sie Pulver gerochen! Ueberlegen Sie sich zweimal, was Sie beginnen wollen, Sire, ich beschwöre Sie!"

„Glauben Sie, mein Herr, daß ich etwas Wichtiges zu beginnen beabsichtige?"

„Ich zweifle keinen Augenblick mehr daran!" sagte der Marquis lächelnd.

Botta wurde einige Monate darauf, als der von ihm schon lange vorher verkündigte Krieg ausbrach, ohne daß man von Wien aus die schlesischen Festungen armirt, ja nur avisirt hätte, von Berlin abberufen und nach Petersburg geschickt.

Ob im Jahre 1866 der österreichische Gesandte in Berlin so offene Augen hatte wie seiner Zeit Botta, das möchte man bezweifeln, im Uebrigen aber entsprach die Sachlage und Leichtblütigkeit, mit der man in Wien Alles, ja selbst den Krieg auf die leichte Achsel nahm, ganz der Sachlage von vor 125 Jahren; 1740 kostete uns diese Leichtblütigkeit Schlesien, 1866 — Venedig.

in Strömen, die Theater waren ebenso frei wie die Eisenbahnen — welch' ein Land, dieses Rußland!

In Oesterreich war Woprschalek nie anders als dritter Classe gefahren — in Rußland bat man ihn, in einem Eisenbahnwaggon erster Classe Platz zu nehmen, ohne daß er zuvor eine Karte zu lösen gebraucht hätte!

Woprschalek fühlte sich auf den Sammtkissen des Waggons sehr behaglich und dehnte und streckte seine ganze kurze, stramme Gestalt, und seine in ziemlich abgetretenen Stiefeln steckenden Füße, wie er dies daheim in dem verrußten Coupé dritter Classe nie gethan hatte.

Sein Selbstbewußtsein nahm aber noch um ein Bedeutendes zu, als er in Czenstochau und auf dem Perron des Bahnhofes russisches Militär und die Beamtenschaft in Galla aufgestellt sah. Was gingen ihn die finsteren Blicke der Mönche an, die das weltberühmte Kloster von Czenstochau bewohnten und die Wallfahrer verwundert fragten, ob es denn wahr sei, daß sie zu den geschworenen Feinden Polens, zu den Moskowitern gingen? Hatten doch die Matadore der Wallfahrer in Paris auf eine ähnliche Interpellation der Polen mit einem Achselzucken geantwortet! Bekanntlich hatten Palacky und Rieger in Paris mit einigen Mitgliedern der polnischen Emigration eine Reihe von Besprechungen gehabt, ehe sie die Fahrt nach Rußland antraten. Auf die vielfachen Vorstellungen, welche die Polen gegen diese Fahrt erhoben, antwortete Palacky, sie mögen sich keine allzu großen Sorgen machen, wir gehen — sagte er — nach Moskau hauptsächlich darum, weil es uns schon nicht mehr möglich ist, nicht hinzufahren — wir haben bereits unser Wort gegeben.

Woprschalek mochte schon darum mit diesen polnischen Mönchen, die doch auch seine halben Landsleute, Kinder der großen slavischen Familie waren, nichts zu thun haben, weil sie ihn in Verlegenheit brachten, indem sie mit ihm lateinisch zu sprechen anfingen. Daß sie lateinisch sprachen, um nicht russisch sprechen zu müssen, dafür hatte der Russenschwärmer Woprschalek kein Verständniß. Hätte er in der russischen Geschichte nur fünfundzwanzig Jahre zurückgegriffen, so würde er die Ueberzeugung gewonnen haben, daß an dem Apparate, mit dem dieses Rußland, das ihm jetzt als das Ideal eines Staates erschien, geleitet wurde, so wenig Russisches war, daß z. B. keiner der Diplomaten, die unter dem Czaren Nikolaus den russischen Staat an auswärtigen Höfen vertraten, ein Russe war! Pozzo di

Borgo, der Corse, war russischer Gesandter in Paris; der Fürst Lieven in London war ein Deutscher, sein Attaché, Fürst Matusiewitsch, ein Pole; Peter von Suchtelen, ein Holländer, war Gesandter in Stockholm; die Franzosen Oubril und Ribeaupierre repräsentirten den russischen Kaiser in Madrid und Berlin; der Deutsche Nicolai war Gesandter in Kopenhagen, der Deutsche Maltitz in Amsterdam, der Deutsche Stackelberg in Neapel; selbst Graf Medem in Wien war kein Russe, und der russische Staatskanzler Nesselrode — war nicht auch er ein Deutscher?

Also nicht ein Russe in dem ganzen diplomatischen Corps — ja, es gab sogar unter den russischen Diplomaten welche, die kein Wort russisch verstanden und durch ein russisch geschriebenes Gesuch ihrer Landsleute in Verlegenheit gesetzt wurden. Der Herzog von Richelieu unterhielt sich zum Beispiel an der königlichen Tafel zu Paris oft mit seinen Nachbarn in russischer Sprache, um von Pozzo di Borgo, dem russischen Botschafter, nicht verstanden zu werden!

Jetzt zieht Woprschalek mit seinen Genossen in Warschau ein und setzte sich mit ihnen im Hotel de l'Europe an den famosen Tisch, auf welchen an einem Januarmorgen des Jahres 1863 die ersten fünf Opfer der Warschauer Erhebung gelegt wurden.

Damals floß das Blut polnischer Patrioten über diese historische Tischplatte hin — heute fließt der Champagner darüber hin, ohne jenes Blut und die Erinnerungen an dasselbe wegwaschen zu können.

Die Wallfahrer lassen sich's schmecken an diesem Tische — es kostet ja nichts! Mancher von ihnen hat bisher noch gar nicht gewußt, wie der Champagner schmeckt — welches Wonnegefühl, gleich hundert Flaschen an einem Abend die Hälse brechen zu können.

Herr Woita Woprschalek hat seinen ersten Champagnerdusel, lallend stimmt er ein, als die Wallfahrer an dem Tische, auf welchem vor vier Jahren die fünf Polenleichen ausgestreckt lagen, den Czar Alexander leben lassen, lallend singt er die russische Volkshymne mit — ob er denn weiß, daß auch sie ein Gewächs neuesten Datums ist, und daß man noch vor einem Menschenalter in Rußland von einer Volkshymne keine Ahnung hatte, wie denn in diesem Rußland alles ein künstliches, unnatürliches Gewächs ist!

Im Jahre 1834 wurde der älteste Sohn des Czaren Nikolaus,

der Großfürst Alexander, mündig erklärt. Der feierliche Act, der auf den 17. April, den Geburtstag des Prinzen fiel, wurde ungemein festlich begangen. Im Winterpalaste versammelte sich der Reichsrath und die heilige Synode, die Minister, der Senat, das diplomatische Corps, die Adelsmarschälle, die Gardeofficiere, sowie die Admirale und Capitäne der Flotte, die Generale und Obersten der Landarmee, die Directoren der Departements, die Abgeordneten der Handels- und Gewerbecollegien: vor all diesen bunten Elementen, also gleichsam im Angesichte des ganzen Reiches, leistete der Thronerbe Alexander den Eid der Treue auf das Kreuz und das Evangelium, umgeben von den hohen Priestern der Kirche.

Die feierliche Handlung begann mit dem Hochamte, nach dessen Beendigung der Kaiser den Thronfolger vor das Pult führte, wo das Kreuz und das Evangelium lagen. Der Metropolit überreichte dem Thronfolger die Eidesformel, die dieser in die Linke nahm, worauf er mit der erhobenen Rechten schwur, dem Kaiser, seinem Herrn und Vater treu zu dienen, alle Rechte der Selbstherrschaft aufrecht zu erhalten und mit seinem Leben und Blute zu vertheidigen, sowie die Unversehrbarkeit des Reiches in allen seinen Theilen zu wahren. Desgleichen schwur er die Ordnung der Thronfolge zu schützen, so daß er einst Gott und dem jüngsten Gericht Rechenschaft ablegen könne. „Herr Gott, Vater, König der Könige,“ schloß er, „belehre, erleuchte und leite mich mit Deiner Weisheit; schicke Deine Heiligen vom Himmel herab, auf daß ich begreife, was vor Deinen Augen angenehm und vor Deinen Geboten Recht ist. Mein Herz sei in Deinen Händen, Amen!“

Hierauf unterzeichnete der Thronfolger das Papier und wendete sich zum Kaiser, der ihn umarmte und zur Kaiserin, deren Hand er küßte. Das unterzeichnete Papier empfing der Staatskanzler, Graf Nesselrode, der es im Staatsarchiv zu den andern wichtigen Staatsacten legte. Der ganze Zug begab sich nach einem Tedeum, und nachdem Kaiser, Kaiserin und Thronfolger die Glückwünsche der hohen Geistlichkeit empfangen, in den Georgensaal. Hier, auf den Stufen des Thrones verlas der Beichtvater der kaiserlichen Familie den Schwur und der Thronfolger sprach ihn Wort für Wort nach; er galt dem Kaiser und dem Vaterlande und zeigte den künftigen Herrscher als Vaterlandsvertheidiger. Während beim ersten kirchlichen Schwur nur die Großwürdenträger zugegen waren, war hier der Thron von Fahnen und kriegerischen

Feldzeichen, von Pagen, Junkern, Land-, Marine- und Artilleriecadetten umgeben, den zukünftigen Stützen des Reiches. Der Zug begab sich von hier nach den kaiserlichen Gemächern, wo die Glückwünsche der weltlichen Behörden erster Rangclasse stattfanden. Diesem kirchlich-kriegerischen Act fügte die Stadt Petersburg eine Illumination hinzu und der Adel einen glänzenden Ball im Hause Narischkin, wo Alexander zum ersten Male in der Gesellschaft erschien.

Der Oberst Lwoff beschenkte das russische Volk bei dieser Gelegenheit mit einer Nationalhymne, die durch Benkendorf's, des Polizeiministers, Vorsorge auf allen Drehorgeln durch die Stadt und das Land verbreitet wurde und binnen Kurzem zu europäischem Ruhme gelangte.

Im Sommer 1867 sangen die nach Moskau pilgernten Slaven Oesterreichs diese Hymne!

Woprschalek hatte sich schon so in das Russische hineingelebt, daß er, als am folgenden Tage im russischen Clubb nach einem glänzenden Diner, bei dem der russische General Minkwitz im Namen des Czaren die Honneurs machte, die Gesundheit des Letzteren ausgebracht wurde, nicht mehr Slava, sondern Ura*) schrie.

Und Ura rief er, als einer der österreichischen Wallfahrer erklärte, daß der russische Czar der Czar aller ihm blutverwandten Slaven sei, als Rieger ausrief, daß Rußland, indem es ein selbstständiges Reich ist, alle übrigen slavischen Nationen an sich ziehen werde.

Ura — Ura! Was thut es, daß die Polen nichts von dieser slavischen Gemeinsamkeit wissen wollen, daß sie jede Berührung mit den Wallfahrern vermeiden, daß sie ihnen im Theater finster den Rücken zukehren, daß keiner von ihnen bei den Verbrüderungsfestmahlen erscheint?

Woprschalek ist im russischen Clubb der ungewohnte Champagner so zu Kopf gestiegen, daß er selbst dann nicht müde wird, Ura zu schreien, als ein treuherziger Serbe in lebhafter Rede die unvorsichtige Behauptung aufstellt, daß Polen noch lange nicht todt sei und

*) Ura ist das Feldgeschrei der Russen, ihre Soldaten gehen damit in's Gefecht, und lassen sich Ura rufend zusammenhauen, da ihnen die Popen sagen, daß, wer auf dem Schlachtfelde fällt, stehenden Fußes von da in's Paradies (uraj) eingehe.

überhaupt nicht sterben werde — glücklicher Weise verstehen ihn die Russen nicht, sie glauben vielmehr, er lasse in seiner Sprache das „Väterchen“ *) leben, weshalb sie ihn auf ihre Schultern heben und im Triumphe im Saale umhertragen. Nur Einer hat den Serben verstanden und ist blaß geworden — der Eine ist der Bruder des russischen Statthalters Berg. Er kennt alle slavischen Idiome, er hat ja die czechische Königinhofer Handschrift und den Polen Mickiewicz übersetzt — die letzte Function des im russischen Solde stehenden und gut bezahlten Uebersetzers polnischer Dichter bestand darin, daß er in den Jahren 1864 und 1865 als Dolmetscher den Verhören assistirte, welche die Kriegsgerichte von Warschau und Wilna mit den gefangenen Polen vornahmen!

Weiter ging es von Warschau nach Wilna, wo die Wallfahrer in den Räumen des ehemaligen polnischen Gymnasiums einquartiert wurden und Rieger bei einem Festessen den Schmerzensschrei ausstieß, daß es bald dahin kommen möge, daß auch andere Slaven zu Hause Herren seien!

Woprschalek wurde nicht müde Ura zu rufen, zumal auch in Wilna, wie früher in Warschau, der Champagner in Strömen floß.

Der Oesterreicher Woprschalek schreit selbst dann noch Ura, als der Russe Ratschinsky Rußland mit einem Meere vergleicht, welches alle slavischen Flüsse und Bäche in sich aufnehmen soll.

Während Ratschinsky auf jenes Zukunftsrußland trinkt, das alle Slaven verschlingen soll, arbeitet der russische Gouverneur von Wilna mit Energie daran, diese schöne Zukunft so schnell wie möglich herbei zu führen.

Er geht so weit, daß er den im Wilna'schen Lehrbezirk im Lehrfach angestellten Personen, die das Unglück haben, einen Namen mit der Endung „ki“ zu führen, anbefiehlt, diese polnisch klingende Endung in das echt russische „koi“ zu verwandeln. Daß er diesen fanatischen Haß gegen alles Nichtrussische auch auf das deutsche Element in jener Gegend überträgt, das versteht sich von selbst. Bei seiner Rundreise durch die seiner Verwaltung anvertrauten Gouvernements kam er zu einem kleinen Fabriksorte im Byalistok'schen, der fast ausschließlich von Deutschen bewohnt wird. Man hatte ein Mittagsmahl und einige

*) Väterchen nennen die Altrussen den Czar.

Reden vorbereitet, in welchen man mit deutscher Gutmüthigkeit und aufrichtigen Herzens seine Gefühle treuer Ergebenheit an den Tag zu legen beabsichtigte. Auch ein Triumphbogen war dem Sieger über die polnische Endung „ki“ errichtet worden, welcher als Inschrift den freundlichen Gruß „Willkommen“ trug. Aber kaum wurde der Gouverneur, der selbst einen urdeutschen Namen hatte — er hieß Kaufmann — dieses Wortes ansichtig, so befahl er umzukehren, und ließ dem Polizeichef des Ortes sagen, daß, wenn man ein solches Verbrechen gegen die russische Nationalität noch einmal beginge, der Ort eine Strafe von fünfzig Rubeln zu entrichten haben würde.

Ein Ura der sprachlichen Gleichberechtigung, wie sie in Rußland verstanden wird! Aber was kümmert das die Wallfahrer? In Rußland ist ja Alles schön und unübertrefflich, Alles so ganz anders als in Oesterreich. Da herrscht eine urwüchsige, edle, patriarchalische Einfachheit, da gibt es nichts Falsches ...

Nichts Falsches? Siehe da — während Woita Woprschalek auf das Aufgehen der slavischen Flüsse und Bäche in das slavenbeschützende Rußland trinkt, beschäftigte ein eben erst aufgedecktes, in den kolossalsten Verhältnissen betriebenes Fälschungssystem die Gemüther der Wilnaer lebhaft. Man würde es kaum für möglich halten, daß sich Männer aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft so tief mit Abenteurern haben einlassen können, daß sie zuletzt Banknoten und Staatspapiere fälschten! In einem unweit von Wilna gelegenen Dorfe war eben erst der Schlupfwinkel entdeckt worden, in welchem der Edelmann Syphinskoi fabriksmäßig falsche Serien anfertigte, die er durch seinen Helfershelfer, einen gewissen Itninskoi, unter die Leute bringen ließ, und wobei ihm ein Herr v. Solazew, der vor Kurzem noch eine der geachtetsten Stellungen in Rußland, die eines Adelsmarschalls des Kreises Isjum bekleidete, und der noch in seiner Stellung stehende Adelsmarschall des Kreises Bachmut, ein junger Mann von feinster gesellschaftlicher Bildung, Besitzer von 22.000 Desetinen Landes, hilfreiche Hand geleistet hatte! Solazew suchte sich, als er sich entdeckt sah, zu erschießen, traf jedoch fehl und verwundete sich nur. Ein reicher Wilnaer Kaufmann, Koroikot, der als betheiligt bei dieser Angelegenheit eingesteckt worden, erkrankte an gefährlichen Vergiftungssymptomen, wurde jedoch gerettet. Ein anderer in diese Sache verwickelter Mensch erdrosselte sich im Gefängniß.

Und als ob an dieser Geschichte nicht genug wäre, so spielte

gleichzeitig eine andere, wo ein Professor der Geschichte, Collegienrath Neositow, sich damit befaßt hatte, auf den Interimsscheinen zur neuesten Prämienanleihe immer aus der Ziffer 100 die Ziffer 5000 zu machen. Seine Helfershelfer waren dabei ein Arzt und die Officiersfrau Niklasewska*).

Nun ist aber auch Wilna ein überwundener Standpunkt und Woprschalek nimmt in Ostrow, der ersten vollkommen russischen Stadt, welche die Wallfahrer passiren — denn bisher war man noch immer auf altpolnischem Boden, obwohl man sich nicht russischer geriren konnte — aus der Hand eines biederen Altrussen Brot und Salz entgegen.

Einige Meilen weiter kann er in einer Dorfstation, in welcher der Zug hält, folgenden Dialog hören, der sich zwischen zwei Bauern abspinnt, die festlich gekleidet als Urarufer im Bahnhofe aufgestellt waren.

„Werden die Fremden tanzen?" erkundigte sich der eine Bauer, und seine Frage gab von dem Verständniß, mit welchem die ländliche Bevölkerung Rußlands der Mission der österreichischen Wallfahrer entgegen kam, beredtes Zeugniß.

„Dummer Kerl!" erwiderte der Andere, „siehst Du denn nicht, daß die Fremden — Musikanten sind?"

Und wie denn oft, was kein Verstand der Verständigen sieht, ein kindlich Gemüth in Unschuld ahnt, so hatte auch dieser naive Bauer mit seinem: „es sind ja Musikanten" den Nagel auf den Kopf getroffen. Ja wohl waren es Musikanten — aber schlechte, die mit ihrem Ura ein häßlich Lied sangen, um das sie wahrlich nicht zu beneiden waren.

---

*) Die Ursache ähnlicher Vorkommnisse, die auf das, von gewisser Seite so gepriesene Rußland ein charakteristisches Schlaglicht werfen, ist die alte, zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit, seinen Unterhalt durch fremde Mühe zu erwerben, und die vollständige Unfähigkeit, durch Entbehrungen und Arbeit den durch die Aufhebung der Leibeigenschaft entstandenen Ausfall zu decken. Es werden Jahrzehende vergehen, ehe ein neues, an eigene Arbeit gewohntes Geschlecht heranwächst und solche Erscheinungen unmöglich macht. — Von dem Wilnaer Gouverneur General Kaufmann erzählt man sich noch folgenden bezeichnenden Zug. Als er auf einer Inspectionsreise an einer Station abgeholt wurde, hielt er es nicht für gerathen, sich in den für ihn bestimmten Wagen zu setzen, dessen Pferde in ausländischer Weise angeschirrt waren, sondern zog ein viel schlechteres Fuhrwerk vor, weil dasselbe in russischer Weise bespannt war.

Woprschalek war froh, als das ewige Darreichen von Brot und Salz auf den Stationen ein Ende hatte und Petersburg mit seinen Champagneraussichten in Sicht stand. Ohnehin war ihm manchmal beim Anblick des Brotes und Salzes recht bange geworden, wenn ihm dunkle Reminiscenzen an die unterschiedlichen Toaste aufstiegen, an denen er sich mit seinem Uragebrüll betheiligt hatte und die nicht immer von einem sehr entwickelten österreichischen Patriotismus Zeugniß abgelegt hatten. Freilich war er dabei immer im Champagnerdusel und unzurechnungsfähig gewesen — aber es wäre doch schlimm, wenn man drüben in Oesterreich keinen Spaß verstände und auf das Brot und Salz mit Brot und Wasser Antwort gäbe?

Aber fort mit solchen Sorgen, es wiegt sich so schön in dem ausgepolsterten Equipagen, welche die Wallfahrer vom Petersburger Bahnhofe nach dem Hotel Bellevue und aus diesem in die Adelsressource führen!

So wohl wie in dieser Adelsressource war es Woprschalek in seinem ganzen Leben nicht geworden. Er sah sich unter der Creme der Gesellschaft — wohin er blickte, Cavaliere! Wie ganz anders war das als daheim, wo die Cavaliere seine Partei wohl benützten, damit sie ihnen die feudalen Kastanien aus dem Feuer ziehe, Jagdgesetze, welche den Hasen über den Menschen stellen, votiren helfe, sonst aber im gesellschaftlichen Leben nicht die geringste Notiz von ihnen nahmen. Ein russischer Professor, der von dem brüderlichen Zusammengehen der feudalen Adeligen mit den Nationalen im böhmischen Landtage gelesen und sich ein ganz falsches Bild von dieser Eintracht gemacht hatte, wandte sich zu Woprschalek mit den Worten:

„Sie müssen sich hier wie zu Hause fühlen! Uns geht es nich so gut — uns behandelt der Adel nicht wie seines Gleichen! Er duldet uns kaum neben sich — wie schön muß es bei Ihnen sein, wo die Palacky, Rieger und Brauner in den Palästen der Thun, Clam-Martinitz nnd Lobkowitz wie zu Hause sind, wo die Sladkowsky, Wawra und Gregr ihren Thee in den Salons der Schwarzenberge und Cernin einnehmen, während hinwiederum die vornehmsten Cavaliere des Landes in den Salons Gregr, Sladkowsky und Wawra erscheinen!“

Woita Woprschalek schwieg verblüfft und beschämt; er hütete sich den Russen aufzuklären, ihm zu sagen, daß die entente cordiale zwischen den feudalen Cavalieren und den nationalen Coryphäen nicht

über den Landtagssaal hinausreiche und daß es keinem Cavalier auch nur im Traume einfallen würde, den Salon einer nationalen Größe mit seinem Besuche zu beehren, oder diese letztere in seine exclusiven Räume zu ziehen.

Woprschalek war wie auf Nadeln, als der Russe fortfuhr:

„Wie freue ich mich im nächsten Winter Zeuge der schönen Eintracht zu sein, die in Ihrem Prag zwischen dem Adel und dem Volke herrscht! Ich will den kommenden Winter bei Ihnen zubringen, und Sie werden dann gewiß so freundlich sein, mich in die Kreise einzuführen, in denen ein so herzlicher und brüderlicher Verkehr zwischen Gesellschaftsklassen herrscht, die anderortig durch eine unausfüllbare sociale Kluft getrennt zu sein pflegen. Nicht wahr, Sie werden in Ihren Salons mein Cicerone sein und mich mit den adeligen Coryphäen Ihrer Partei, mit dem Cardinal Schwarzenberg, dem Fürsten Georg Lobkowitz, dem Grafen Clam-Martinitz und Leo Thun bekannt machen?"

Woita Woprschalek erklärte mit süßsaurer Miene seine Bereitwilligkeit hiezu und wünschte im Stillen den Professor, der sich aus den Zeitungen so grundfalsche Begriffe über das gesellschaftliche Leben in dem moskauverwandten Prag gebildet hatte, daß er sich Herrn Woita Woprschalek nicht anders als Arm in Arm und fraternisirend mit den Schwarzenberg's, Thun's, Lobkowitz' und Clam-Martinitz, denken konnte, dahin, wo der Pfeffer wächst.

Als Woprschalek den unbequemen Professor endlich los wurde, athmete er auf und musterte mit Behagen die Staffage des glänzenden Raumes, in welchem die Blüte des russischen Adels den Wallfahrern die Honneurs machte, so recht die Predigt illustrirend, die ein Archirei am Tage der Slavenapostel Cyrill und Methud in der Isakskirche zu Ehren der slavischen Gäste gehalten hatte, und deren Text gelautet:

„Es wird eine Herde und ein Hirt sein!"

Wer unter diesem einen Hirten gemeint war, das wurde jedem sofort klar, der auch nur einen flüchtigen Blick auf die Decoration warf, in welcher die Adelsressource prangte, auf die Aufschriften, welche die Wände zierten und von denen jene, die über der Fahne der Slavenapostel Cyrill und Methud angebracht war, lautete: „Die slavische und russische ist eine Sprache," während eine andere Galizien als ein besonderes russisches, von Polen abgetrenntes Land darstellte.

Woprschalek hätte gar zu gern gewünscht, die Bekanntschaft

eines Fürsten Narischkin zu machen, da die Narischkin's sich als Nachkommen der alten Dynasten von Eger in Böhmen betrachteten, und so mit Woprschalek halbe Landsleute waren.

Die Narischkin's sind in dieser Beziehung noch sehr bescheiden, denn die russischen Familien von alter Abkunft und berühmten Namen sind, insofern sie nicht zu den legitimen Abkommen der Ruriks oder Jagellonen gezählt werden können, oft nicht sehr ängstlich, was die Angaben über ihren Stammbaum betrifft. So erblicken beispielsweise die Rastopschin's in Dschingischan ihren Stammvater. Als der nachmalige, als Gouverneur von Moskau (zur Zeit des Brandes im Jahre 1812) so bekannt gewordene Graf Feodor Rastopschin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, sagte der Kaiser Paul eines Tages zu ihm: „Feodor Alexiewitsch, setze Dich und schreibe an die wilde Bestie, den Chan Khera von Bokhara, Deinen Vetter, daß ich ihn aufhängen lasse, sobald er mir in die Hände fällt; schämst Du Dich nicht, aus seiner Familie abzustammen?" — „Mein Väterchen," entgegnete der kluge Rastopschin, „welche erlauchte Familie hätte wohl neben großen historischen Erinnerungen nicht auch über die Verirrungen einzelner Mitglieder zu klagen?" — „Aber," fuhr der Kaiser fort, „sind denn auch die großen Eigenschaften Dschingischans auf seine Nachkommen übergegangen?" — „Sire," sagte der Minister, „darüber ist weniger bekannt geworden, als über den Verbleib seiner Länder und Schätze." Damit spielte Rastopschin nicht blos auf die Königreiche Kasan, Astrachan und Sibirien, die zu der großen Erbschaft der Mongolen gehörten, sondern auch auf die kostbaren Edelsteine an, welche die Czare zu verschiedenen Zeiten den am Ural und Altai aufgefundenen Gräbern der Fürsten aus dem Stamme Dschingischans entnommen hatten.

Nachdem der Ausschuß der Adelsressourcen, an den sich Woprschalek mit seinem Narischkinanliegen gewendet, mit Bedauern erklärt hatte, daß kein Narischkin da sei, schlug er Woprschalek vor, ihn mit anderen Cavalieren bekannt zu machen.

„Sehen Sie dort, z. B. den Grafen Kutaisof!" sagte der Ausschuß, auf einen Herrn zeigend, „es wird ihm gewiß ein Vergnügen sein, Sie kennen zu lernen."

„Alter Adel?" forschte Woprschalek.

Der Ausschuß zuckte mit den Achseln.

Wenn er hätte aufrichtig sein wollen oder dürfen, hätte er dem

Frager über den Ursprung des Grafenhauses Kutaisof ungefähr folgende Aufschlüsse geben müssen.

Eine russische Patrouille fand am Ufer des Terek einen, sanft unter einem Baume schlafenden, fünfzehnjährigen Lesgier. Sie führte ihn zum General Zubof und dieser schickte ihn wegen seiner Schönheit und Gewandtheit nach Petersburg. Die Kaiserin Katharina schenkte ihn ihrem Sohne, dem Großfürsten Paul, der ihm den Namen Johann gab, ihn taufen und unterrichten ließ. Mit achtzehn Jahren wurde er Kammerdiener Paul's und seinem Gebieter unentbehrlich, so daß er nach Paul's Thronbesteigung in rascher Aufeinanderfolge Kammerherr, Baron, Graf, Oberstallmeister und Ritter des Andreas-Ordens wurde. Als ihn Paul zum Grafen von Kutaisof machte, schenkte er ihm das Gut Gatschine mit sechstausend Bauern. Als der Feldmarschall Suwarof aus dem italienischen Kriege mit Ruhm bedeckt, aber in einer Art Ungnade, zurückkehrte, schickte Paul den Grafen von Kutaisof mit einem Auftrage an ihn. Suwarof, der es liebte, sein Müthchen an Höflingen zu kühlen, sagte boshaft zu dem ehemaligen Tscherkessensclaven, Exkammerdiener und nunmehrigen Cavalier: „Verzeihen Sie einem alten Manne, dessen Gedächtniß schon sehr schwach ist, eine ergebene Frage. Man hat mir den Oberstallmeister Grafen Kutaisof angemeldet, ich kann mich aber durchaus nicht auf die Abkunft Ihrer erlauchten Familie erinnern. Sie haben Ihren Grafenstand, Ihre Würden und Orden gewiß in Folge eines erfochtenen Sieges oder von Heldenthaten, die Sie verrichtet, erhalten."

„Nein," erwiderte der so verfänglich Angeredete, „ich war niemals Soldat!" — „Ah so," fuhr der Feldmarschall fort, „Sie sind niemals Soldat gewesen, sondern wahrscheinlich ein hochverdienter Staatsmann, Minister, Ambassadeur oder dergleichen?" — „Keineswegs!" sagte Kutaisof. — „Nun, mein Gott, was waren Sie denn eigentlich?" fuhr der boshafte Suwarof fort. — „Ich hatte die Ehre, Kammerdiener Seiner Majestät zu sein!" rief der Oberstallmeister empfindlich aus. — „Ah so," meinte der Feldmarschall, „das ist sehr ehrenvoll, Herr Graf." Hier klingelte er seinem alten, originellen Diener Troschka und sagte zu dem Erschienenen in feierlichem Tone: „Troschka! Ich wiederhole es Dir alle Tage, höre auf, Dich zu besaufen und mich zu bestehlen, aber Du folgst mir durchaus nicht. Sieh' mal diesen schmucken Herrn an, der war vor einigen Jahren noch, was Du bist, aber er war nie betrunken, niemals ein Dieb, und

so ist er nun ein Graf und Ritter russischer Orden geworden. — Beeile Dich, seinem Beispiele zu folgen, vielleicht wird auch noch etwas Großes aus Dir!" Beschämt und verletzt, mit Groll im Herzen, verließ Kutaisof das Zimmer des Feldmarschalls, ohne dazu gekommen zu sein, den Auftrag des Kaisers auszurichten. Drei Wochen später starb Suwarof aus Aerger und Gram in vollständiger Ungnade, der „Graf" Kutaisof erlebte aber das tragische Ende seines Herrn. Ein junger Mensch aus der Dienerschaft brachte ihm in der Schreckensnacht des 23. März 1801 die Nachricht von der Ermordung Paul's. Er raffte schnell Geld und Kostbarkeiten zusammen, um nach Kronstadt zu eilen. Hier schiffte er sich mit seinem Vetter nach Pillau ein, von wo er nach Königsberg kam und dort längere Zeit mit großen Mitteln lebte.

Woprschalek hatte nicht Zeit, die Bekanntschaft des Enkels dieses „Grafen" Kutaisof, zu machen, denn er mußte Ura schreien. Brauner hatte eben in längerer Rede seine Ueberraschung ausgedrückt, die er über die Erfolge in der Cultur und den socialen Verhältnissen Rußlands empfinde, wo Adel, Beamtenschaft, Heer, Bürgerschaft und gelehrte Welt im brüderlichsten Einklange leben. Ura!

Rieger fühlt sich unter den Seinen; er bedauert, daß den Slaven nicht das Glück beschieden worden, sich als einziges Ganzes zu entwickeln, was sie jedoch nicht hindere, die Idee festzuhalten, daß sie doch nur eine einzige Nation sind. — Ura!

Graf Tolstoi, der Cultusminister und Präsident der Synode, erklärt mit einer Anspielung auf Polen, daß Niemand ein unterschobenes Kind für einen verwandten Bruder annehmen werde — Ura!

Der greise Tiutschef liest ein Gedicht vor, dessen letzte vier Verse ungefähr lauten:

> Der Glaube an die Wahrheit Gottes erlischt uns nie in der Brust,
> Obwohl wir vor uns hunderte von Opfern und Verderben sehen.
> Wenn nur der höchste Richter lebt, er fällt sein Urtheil sicher:
> Und das Wort: Czar — Befreier — überschreitet dann die Grenze Rußland's!

Neues Ura — Ura — Ura!

Was war aber aller Glanz der Adelsressource gegen die Audienz beim Czar selbst! Um diese recht demonstrativ in Scene zu setzen, um recht schlagend zu betonen, daß der letzte Zweck der Pilgerfahrt gewesen, Oesterreich vor den Kopf zu schlagen, wandten sich die Pilger direkt an

den russischen Staatskanzler, Fürsten Gortschakof, damit er ihnen die Audienz beim Czar vermittle. Der russische Kanzler war aber taktvoller als die Wallfahrer und wies diese auf den correkten österreichischen Standpunkt, indem er sie belehrte, daß es schicklich wäre, wegen dieser erbetenen Audienz die Intervention des österreichischen Gesandten in Anspruch zu nehmen. Die Wallfahrer mußten in den sauren Apfel beißen und der österreichische Gesandte vermittelte ihnen die Audienz beim Czar.

Herr Woita Woprschalek sah sich mit einem Male in die glänzenden Räume von Zarskoe-Selo versetzt — er war Gast des Czaren aller Reussen!

Da fuhr er hin nach dem lieblichen Sommerschlosse, in welchem der czarische Hof im Sommer zu residiren pflegt und für das Katharina II. und Kaiser Nikolaus so viel gethan haben.

Wo früher eine sumpfige Ebene war, die kaum eine Krüppelbirke und wildes Gras hervorbrachte, und auf welcher sonst einzig die Irrlichter den Reisenden des Nachts begleiteten, da erheben sich prächtige Schlösser und der Park versetzt durch seine edlen Baumarten den Lustwandler in eine ganz andere, südliche Region. Die schönsten Eichen und Linden, Ulmen und Eschen stehen in bunter Reihe neben dem Ahorn, der Birke und der nordischen Fichte. Stundenlang kann man in diesem Park umherwandeln und entdeckt immer neue Schönheiten in der Vertheilung der Baumgruppen, der freien, grünen Plätze, des Walddickichts, und die Bau- und Wasserkunst überrascht noch mehr als die kunstgebildete Natur.

Woprschalek fühlte sich schon darum so wohl in Zarskoe-Selo, weil es, wie Petersburg, eine Schöpfung Peters des Großen war, in welchem er das Ideal eines Regenten sah, der nur einen Fehler gehabt — daß er die Deutschen etwas zu sehr begünstigt hatte.

Da, wo sich jetzt der Garten mit seinen schönen Linden bis dicht an das, von der Kaiserin Elisabeth erbaute Schloß herandrängt, dessen Aeußeres sonst stark vergoldet war und gegen Abend bei untergehender Sonne von ferne den Anblick eines Palastes in Flammen gewährte, stand in den Tagen Peters des Großen die bescheidene Hütte der Witwe eines Landmannes. Sie hieß Mutter Sara und der Czar trank öfter, wenn er in diese Gegend kam, einen Becher frischer Milch bei ihr, weil sie eine sehr gute, gemüthliche Frau war, und man sich von ihrem hochgelegenen Häuschen einer schönen, freien Aussicht über Wälder und

Fluren erfreute. Der Czar kaufte nach dem Tode der Witwe das ihm liebgewordene Häuschen mit der kleinen Wirthschaft, welche seine Gemahlin, Katharina I. zu einem freundlichen, mit ansehnlichem Gebäude prangenden, Meierhof ausdehnte. Unter Anna Iwanowa blieb dieses neue Krongut unbeachtet, aber die Kaiserin Elisabeth ließ, im Gefühl der kindlichen Pietät, auf diesem Lieblingsorte ihrer Eltern, von dem Italiener Rastelli das eigentliche Lustschloß erbauen, und sie verweilte gern, ihren Neigungen und Abenteuern sich hingebend, in dem schönen, aber damals von dem Geräusch der Hauptstadt abgeschiedenen, Palaste. Zarskoe-Selo liegt nämlich einige fünfzehn Werste (vier deutsche Meilen) südlich vor Petersburg. Nach und nach wurden Schloß und Park durch Gartenhäuser, Tempel, Grotten und ein Gemisch türkischer Kioske, chinesischer Pagoden, ein Pama-Haus und andere Behälter für seltene Thiere, Wasserkünste und Anlagen der verschiedensten Art verschönert. Besonders war es die Kaiserin Katharina II., die das Schloß im Innern prachtvoll einrichten ließ und durch die Kunstgärtner Busch und Bauer seine Umgebungen zum schönsten und größten kaiserlichen Sommerpalast und zu ihrem Lieblingsaufenthalte machte, nachdem ihr unangenehme Erinnerungen die, auf der Westseite von Petersburg gelegenen Lustschlösser Oranienbaum und Peterhof verleidet hatten.

Katharina bewohnte den Eckflügel des Schlosses und ließ demselben durch Camenon eine Gallerie hinzufügen, in welcher sie von den Wohnzimmern aus sich in freier Luft bewegen konnte, ohne in den Garten hinabzusteigen. Diese einsame Gallerie belebte sie durch Büsten des griechischen Alterthums; sie suchte und fand in den Gesichtszügen des Plato und Demosthenes dieselben Gedanken ausgedrückt, die sie einst als Großfürstin in deren Werken gelesen hatte. Von dieser Gallerie herab fällt der Blick auf den schönsten Theil des Gartens, einen künstlichen See mit Inseln, deren eine mit einer Säule geschmückt ist, die das Bild des Grafen Orlof zeigt. Außer kleinen Schiffen und Booten durchziehen eine Menge Schwäne die stille Flut und verschiedene Gebäude schmücken die Ufer.

Eine Terrasse führt von dieser Fernsicht hinab in den Garten, wo Katharina, schon im hohen Alter, einfach im Morgenkleide, eine warme Haube über den Kopf gezogen, einen Stock in der Hand, nur von ihren Windspielen begleitet, allein spazierte. Verfolgt man von hier den See bis zum Ende, wo ein Flüßchen ihm seine Nahrung zuführt,

und eine marmorne Brücke, mit Säulen überbaut, hinüberleitet, so gewahrt man eine Pyramide, ganz nach dem Muster derjenigen des Cestius in Rom errichtet, und daneben zwei Steine mit französischen Inschriften.

Der Kaiserin Katharina war im Sommer 1786, während ihres Aufenthaltes in Zarskoe-Selo, ein Lieblingshündchen aus der Race der Zwergwindspiele gestorben. Es war dies die kleine, liebenswürdige Zemire, die Tochter eines langjährigen, treuen Beschützers und Verehrers der Selbstherrscherin aller Reussen, des sehr achtbaren und verständigen Master Toms, ehrenwerthen Andenkens, und der ebenfalls bereits in eine bessere Welt hinübergegangenen Lady Biribi, die im Besitz vortrefflicher Eigenschaften war. Auch die jüngst Verstorbene war von einem sehr ehrenwerthen Charakter, und nur hin und wieder ließ sie sich durch die Aufwallungen ihres lebhaften Gemüths zum Zorne hinreißen. Ihr Tod berührte den ganzen Hof auf das Schmerzlichste, und die hohe, mit dem Muthe und der Geistesstärke eines Cäsar ausgerüstete Frau verleugnete bei dieser Gelegenheit keineswegs die Schwächen eines zartfühlenden, weiblichen Herzens, dessen Anhänglichkeit bei dem Verlust eines geliebten Wesens untröstlich ist und selbst allen Trostsprüchen der Freundschaft unzugänglich bleibt. Sie legte den Leichnam ihres kleinen Lieblings mit eigenen Händen in einen, mit grünem Sammt ausgeschlagenen, und durch weiche, weißseidene Kissen ausgepolsterten Sarg. Lange saß sie, Thränen vergießend, vor demselben, ehe sie den Befehl ertheilte, ihn zuzuschließen. Dann setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Er schwankte einem schönen Cypressengebüsche zu, in dessen Halbdunkel die Gruft Zemirens und ihrer Eltern lag. Der Sarg wurde unter dem stummen Schmerz der hohen Leidtragenden hinabgesenkt und das Grab einstweilen mit einer Tafel von schwarzem Marmor bedeckt. Ein kleines Denkmal wurde vorbehalten. Am zweiten Morgen nach dem Begräbniß fand der französische Gesandte, der Graf Louis Philippe Segur, die Kaiserin noch in tiefer Trauer. „Nun, Herr Graf,“ sagte die hohe Frau, „werde ich Ihr poetisches Talent in Anspruch nehmen. Ich bedarf einiger Verse, die ich als Grabschrift auf ein kleines Denkmal schreiben kann, welches ich meiner entschlafenen Zemire, die Sie auch sehr genau gekannt haben, setzen lassen werde. Ich erwarte Sie heute zum Souper, bis dahin haben Sie, der gewandte und geübte Dichter, vollkommen Zeit, den kleinen, uns durch den Tod geraubten Liebling zu besingen.“ — Graf Segur machte

eine stumme Verbeugung, und am Abend überreichte er der Kaiserin eine Grabschrift in französischer Sprache. Sie wurde bald in's Russische und Deutsche übertragen, und lautet in deutscher Uebersetzung:

Hier ruht Zemire. Trauernd streuten Blumen
Die Grazien auf ihren frühen Sarg.
Gleich ihrem Vater Tom und Lady, ihrer Mutter,
War leicht ihr Lauf, jedoch ihr Sinn beständig.
Ihr einz'ger Fehler war ein Bischen Zorn,
Doch war ihr treues Herz davon die Quelle.
Wer liebt, ist ängstlich, und Zemire liebte
So zärtlich Sie, die Alle lieben müssen.
Kann wohl die Liebe ruhig leben, wenn
Sie hundert Völker zu Rivalen hat?
Die Götter, Zeugen ihrer Zärtlichkeit,
Vergönnten ihr der Treue schönsten Lohn,
Das Herrlichste, was dieses Leben beut:
Ihr Tod senkt Wehmuth in ein großes Herz,
In schöne Augen führte er die Thränen.

Die Cestiuspyramide bezeichnet den Ort, wo die Windspiele Katharina's begraben wurden, und das Gedicht Segur's ist noch heute auf ihr zu lesen.

Katharina hat die Wände eines der Zimmer, die sie bewohnte, mit Lasurstein bedecken lassen, einem zweiten Porphyrsäulen verliehen, ein drittes chinesisch ausgestattet, ein viertes mit den herrlichen Täfeleien von Bernstein ausgeschmückt, die Peter der Große in Berlin bewundert und von König Friedrich Wilhelm I. zum Geschenk erhalten hatte. Die Wände des Schlafgemaches ließ Katharina mit feinem Porzellan austäfeln. In der Nähe des Bettes befand sich jene geheime, zu einer verborgenen Treppe führende Thüre, die in den Liebesgeschichten der Czarin eine so hervorragende Rolle spielte. In diesem Schlafzimmer schrieb Katharina ihren letzten Brief, einige Tage vor ihrem Tode, und der, von ihr stets mit großem Wohlwollen und hoher Achtung behandelte, österreichische Gesandte, Graf Cobenzl war der Mann, der mit dem letzten Billet der merkwürdigen Frau bedacht wurde. Katharina hatte eines Tages, von ihrem Spaziergange zurückgekehrt, einen Bericht ihres Gesandten in Wien auf ihrem Schreibtische gefunden, der, seit sie kränkelte, neben ihrem Bette stand. Der Bericht enthielt die näheren Nachrichten über die Siege des Erzherzogs Karl und den Rückzug Moreau's über den Rhein. Sogleich schrieb sie eigenhändig an Cobenzl:

„Ich eile, die excellente Excellenz zu benachrichtigen, daß die excellenten Truppen Ihres excellenten Hofes die Franzosen total geschlagen haben."

Es war, wie gesagt, Katharina's letztes Billet; Cobenzl sandte es mit der Nachricht vom Tode der Kaiserin im Original an seinen Souverän, der Befehl gab, es der Autographensammlung der kaiserlichen Sammlungen beizufügen.

Die Zimmer der Kaiserin Katharina und die ihres Enkels, des Kaisers Alexander, stehen noch heute so erhalten, wie sie ihre erlauchten Bewohner verlassen hatten. Man kann nicht ohne Rührung den Hut und die Handschuhe des Kaisers Alexander I. betrachten, die noch auf dem Tische liegen, wie er sie dort abgelegt hatte. Mit trüben Ahnungen verließ Alexander damals (1825) sein Zarskoe-Selo, als er nach Taganrog reiste, von wo er nie wieder kehrte. Als der General Diebitsch sich einige Befehle erbat, die auf die Rückreise Bezug hatten, sagte Alexander mit bitterer Wehmuth: „Das ist unnütz, ich werde nie wieder zurückkehren."

Woita Woprschalek durchmusterte, von einem kaiserlichen Adjutanten geleitet, alle diese glänzenden und historisch interessanten Räume; selten wurde es einem Fremden so leicht gemacht, an dem exklusivsten aller Hoflager Europa's Alles so in's Detail kennen zu lernen und dabei Generale zu Führern zu haben und Thee zu trinken, den die Kaiserin eigenhändig eingeschenkt hatte.

Wie rigoros hatte man sich noch unter Nikolaus an diesem Hofe Fremden gegenüber benommen! Da mußte sich jeder Fremde von Distinction einige Tage nach seiner Ankunft persönlich in der eigenen Kanzlei Seiner czarischen Majestät vorstellen. Je nach seinem Range wurde er dann entweder von dem Chef dieser eigenthümlichen Anstalt, dem Grafen Orlof selbst, oder von einem Adjutanten desselben, der aber auch Generalsrang hatte, in leutseligster Weise empfangen und nach allen Seiten hin ausgeforscht. Nicht etwa plump und rücksichtslos, nein, die Krallen waren mit den eleganteſten Glacéhandschuhen bedeckt. Wie es dem Fremden in Rußland gefiele? Ob er Ursache zu irgend einer Klage habe? Die Regierung wünsche alle Mängel des Landes kennen zu lernen, um ihnen abzuhelfen u. s. w. Kurz in artigster Weise suchte man den Fremden zutraulich und zahm zu machen. Eines Tages wurde ein junger Franzose, den man zur Erbauung der Moskauer Eisenbahn als Techniker verschrieben hatte, in dieser Kanzlei empfangen. Nachdem

ihm der Adjutant, Graf Polosoff, viele Schmeicheleien über den ihm vorangehenden Ruf seiner großen Geschicklichkeit in den Bart geworfen hatte (im strengsten Sinne in den Bart, denn der französische Ingenieur trug einen mächtigen und prachtvollen schwarzen Vollbart), warf er die Frage hin: „Werden Sie Ihren Bart behalten?“ — „Freilich,“ antwortete der Franzose ganz erstaunt, „warum sollte ich ihn nicht behalten?“ — „Der Kaiser liebt solche Bärte nicht!“ entgegnete mit starker Betonung der General.

In dem Reiche, für welches Woprschalek so sehr schwärmte, wurden also unter normalen Verhältnissen sogar die Bärte der Fremden der Censur unterworfen und das System Peters des Großen, seine Unterthanen dadurch zu civilisiren, daß er ihnen die Vollbärte zwangsweise wegrasiren ließ, stand noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhundertes in voller Blüte und wurde sogar auf die zugereisten Fremden ausgedehnt. Den Wallfahrern aus Oesterreich ließ man allerdings ihre nationalen Vollbärte, auch konnte ihnen, da schon von Warschau bis Petersburg und von da bis Moskau die Eisenbahn fertig war, nicht leicht passiren, was Jemandem, der vor wenigen Jahren eine Reise in's Innere Rußland's unternahm, passirte. Derselbe mußte nämlich auf der Fahrt von Tilsit nach Mitau und weiter nach Riga auch für zwei Pferde, die man ihm auf den Stationen hinten an den Wagen anhängte, weil sie dem nächstfolgenden Postmeister gehörten und zurück mußten, extrapostmäßig bezahlen. Als der so Geprellte in Riga bei dem Generalpostmeister für Kurland und Liefland zur Tafel geladen war, schilderte er Sr. Excellenz die Fahrt und schloß mit den Worten: „Von der Grenze bis hierher sind alle Postmeister eine wohlorganisirte Diebsbande.“ Und Se. postdirectorliche Excellenz sagte nach einer langen Pause beistimmend:

„Ja, sie sind alle Spitzbuben!“

Dieses naive Wort erinnert stark an einen Vorgang unter Peter dem Großen. Dieser machte die Gerechtigkeitspflege, in Beziehung auf den Schutz des Eigenthums, zu einer seiner vorzüglichsten Regentenpflichten. Als er eines Tages im Senat von verschiedenen Diebstählen Kunde erhielt, befahl er im ersten Eifer, daß künftig jeder gehangen werden solle, der sich eines Diebstahls vom Werth eines eine Elle langen Strickes zu Schulden kommen ließe. Als der dazu nöthige Ukas aufgesetzt werden sollte, wagte der Generalprocurator, Justizminister Graf Jaguschinsky, dem, sonst durch jeden Einwurf leicht in Zorn zu setzenden Czar zu bemerken:

„Wollen denn Euere czarische Majestät Kaiser ohne Bedienten und Unterthanen sein? Wir Alle stehlen, nur Einer mehr und merklicher als der Andere!“

Peter lächelte und der Ukas wurde nicht unterfertigt. Die Bestechlichkeit, auf welche Jaguschinsky mit seiner Einwendung anspielte, feiert aber noch heute ihre Orgien in dem Lande, das die österreichischen Moskaupilger so gern mit dem Glorienscheine eines Idealstaates umgeben hätten. Sagte doch der Czar Nikolaus selbst, als eines Tages in Kronstadt das Tauwerk eines großen Schiffes gestohlen wurde: „Sie würden auch die Schiffe stehlen, wenn sie wüßten, wo sie selbe verbergen könnten!“ Und wirklich wurde einige Jahre später ein ganzes, der Krone gehöriges Schiff gestohlen, natürlich stückweise; es war während des Winters nach und nach verschwunden und es mußte also doch noch ein verborgener Ort gefunden worden sein, um das kaiserliche Wort zur Wahrheit zu machen.

Einer der Adjutanten glaubte Woprschalek einen Dienst zu erweisen, indem er ihn auf das Haus aufmerksam machte, in welchem der Kaiser Josef*) gelegentlich seines Aufenthaltes in Zarskoe-Selo gewohnt hatte.

---

*) Als Kaiser Josef im Jahre 1780 in Petersburg war, besichtigte er alle Merkwürdigkeiten der nordischen Hauptstadt. Oft äußerte er seinen Beifall, oft aber waren auch seine Bemerkungen nicht ohne Ironie. So fragte er bei der Besichtigung der Münzen, als man ihm, augenscheinlich um ihm zu imponiren, einen großen Vorrath von Silbermünzen zeigte: „Warum habt Ihr Papiergeld, wenn so viel Silber vorhanden ist?“ Und bei seiner Anwesenheit in der Bank äußerte er: „Ist denn auch stets so viel baares Geld vorhanden, daß Ihr zu jeder Zeit die ausgegebenen Noten wieder auszuwechseln im Stande seid?“ Diese Frage, im Munde eines österreichischen Kaisers ist gewiß interessant, wenn man die heutigen Geldzustände Oesterreichs in's Auge faßt. Kaiser Josef's Aufenthalt in Petersburg ist auch darum interessant, weil der Kaiser aus der russischen Hauptstadt die letzten Entscheidungen in einem merkwürdigen Militärprocesse erließ, der damals in Oesterreich ungeheures Aufsehen gemacht hatte. Dem Processe lagen folgende frappante Vorfälle zu Grunde: Einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege verließ, nach einigen Jugendstreichen und Verirrungen durch Leichtsinn, ein junger Edelmann von angenehmem Aeußern und wissenschaftlicher Bildung, das väterliche Haus, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Es war ein achtzehnjähriger Jüngling, Josef von Frohn, der Sohn eines Gutsbesitzers am Rhein. Schon in Frankfurt a. M. machte er die Bekanntschaft eines österreichischen Grafen, der ihn sehr lieb gewann und zu seinem Reisebegleiter erwählte. Mit diesem verlebte er zwei sorgenfreie Jahre in verschiedenen Ländern und Städ-

Der Kaiser nahm nämlich während seines Aufenthaltes im russischen Reiche weder die Tafel noch auch die Wohnung an, die ihm von Seite der Kaiserin angeboten worden. Er zog es vor, bei seinem Gesandten zu wohnen und eigene Tafel zu halten oder auch in den Gasthöfen zu

ten, in allen den Genüssen, welche der Reichthum und die Ungebundenheit sich zu verschaffen vermögen, denn der Graf war eben so freigebig wie wohlhabend, ja er sorgte fast verschwenderisch für alle Bedürfnisse seines jungen Begleiters. Plötzlich aber wurde dieses Verhältniß auf eine niemals ganz klargewordene Weise unterbrochen. Der Graf kehrte auf seine Güter zurück und Frohn trat als Cadet in ein österreichisches Cavallerieregiment ein. Im Laufe des siebenjährigen Krieges fand er eine schnelle Beförderung; er stieg bis zum Major und es winkte ihm eine glänzende Laufbahn. Da trat plötzlich wieder ein Wechsel seines Geschickes ein. In dem Feldzuge des Jahre 1759 wurde er an der böhmisch-schlesischen Grenze in ein Gefecht der Avantgarde verwickelt, abgeschnitten und mit mehreren anderen Officieren gefangen genommen. Man scheint damals von preußischer Seite sehr hart mit den Gefangenen umgegangen zu sein, denn Frohn hatte, nach den Angaben seines Tagebuches, außerordentliche Drangsale zu bestehen und Hunger und Beschwerden aller Art zu erdulden. Er wurde zuerst nach Magdeburg, von da nach Küstrin, bei der Annäherung der Russen nach Glogau und endlich nach Kassel geschleppt. Der Friedensschluß zu Hubertsburg endete die lange, schwere Gefangenschaft Frohns. Blaß, elend, abgezehrt und in dem abgerissenen Kleide eines Bettlers kam er in Wien an. In den Listen seines Regimentes war er durch zwei Jahre als vermißt geführt und dann gestrichen worden. So war er ohne Anstellung, ohne Mittel zur Subsistenz, ohne Freunde, fast eine Beute der Verzweiflung. Da erinnerte er sich eines Tages daran, daß der General Graf d'Aspremont-Linden in früheren Jahren ein Bekannter seiner Eltern und oft Gast in seinem väterlichen Hause gewesen war. Er begab sich zu demselben und d'Aspremont nahm sich des Verlassenen an, versah ihn mit Geld, Kleidern und Wäsche, ließ ihn in seinem Palaste wohnen, an seiner Tafel speisen, und als ihn der Kaiser zum Hauptmanne der Arcierenleibgarde ernannte, verschaffte er seinem Schützlinge eine Anstellung in dieser Garde. Eines Tages hatte Frohn den Dienst im Vorzimmer des Kaisers und Gelegenheit, dem Monarchen durch Klugheit und Geistesgegenwart einen wichtigen Dienst zu leisten. Einige Wochen später sagte der Kaiser Josef zu ihm: „Mein lieber Frohn, ich sah Euch gestern vor der Burg ein wildes Pferd sehr kunstgerecht reiten und bändigen und Ihr seid ein guter Reiter und zugleich ein kluger und verständiger Mann, ich kenne Euer trauriges Schicksal; man ist hart, ungerecht, ja unverantwortlich mit Euch umgegangen, ich werde es zeigen, daß ich Herr in meinem Lande bin. Ihr sollt vollständige Genugthuung haben; auch habe ich es nicht vergessen, daß ich Euch einen Beweis meiner Gnade und Zufriedenheit verheißen habe. Jetzt kann ich Euch meine Schuld bezahlen. Ich ernenne Euch zum Obersten und Commandeur meines Cürassierregiments Berlichingen, in dem Ihr früher gedient habt und aus dessen Listen Euch Bosheit oder Unverstand gestrichen hat, ohne daß Eure Beschwerden darüber an höherer Stelle berücksichtigt wurden. Sein Stab liegt in

speisen, selbst in Zarskoe-Selo verlangte er, statt im kaiserlichen Lustschlosse, im Wirthshause zu wohnen. Hier gelang es aber seiner erhabenen Freundin ihn zu täuschen. Es war damals noch kein Gasthof in Zarskoe-Selo. Die Kaiserin ließ daher das Haus ihres Gärtners mit

---

Peterwardein, wo der Inhaber des Regiments als Divisionär commandirt. Dieser General ist ein eigener, wunderlicher Mann, er hat das Regiment, und besonders das Officierscorps sehr verwildern lassen; Ihr sollt es wieder in Ordnung bringen. Ueber den General selbst laufen viele Klagen ein und ich fürchte, es ist nicht Alles in Ordnung mit demselben. Ich habe Euch 3000 Gulden zu Eurer Einrichtung angewiesen und in drei Tagen werdet Ihr abreisen; der Lieutenant Freiherr von Walterskirchen, den ich zum Oberlieutenant bei Berlichingen ernannt habe, wird Euch begleiten. Ihr habt demselben einige Tage nach Eurer Ankunft in Peterwardein zum Regimentsadjutanten zu commandiren und mir einige Tage nach Uebernahme des Regimentscommandos und dann alle Monate einen ausführlichen Bericht über die Angelegenheiten des Regiments und überhaupt von den dortigen Umständen zu machen. Frohn erkannte sehr wohl die ehrenvolle Seite seiner Mission; er verschwieg es sich aber keineswegs, daß ihm eine schwere Arbeit zugedacht sei und ihn großer Verdruß erwarte. Er kannte das Terrain zu genau, um nicht zu wissen, daß der an ein selbstständiges, ungebundenes Handeln gewöhnte Hofkriegsrath alle persönlichen und directen Anordnungen und Maßregeln des jungen Kaisers höchst ungern sah und demselben gern mittelbar entgegen wirkte. Selbst sein großmüthiger Beschützer, der General Graf d'Aspremont war ein Mitglied jener höchsten Militärbehörde; er zuckte zu Frohn's Ernennung bedenklich die Achseln und empfahl ihm die größte Vorsicht und Mäßigung. Frohn versprach sie, auf der anderen Seite aber fühlte er sich durch das Vertrauen und die ausgedehnte Vollmacht des Kaisers stark, selbst zu außergewöhnlichen Schritten. So schnell er auch seine Abreise ausgeführt hatte, so war ihm doch die Nachricht von seiner Ernennung und wohl auch die Art und Weise, wie sie erfolgt war, schon vorangegangen. General Baron Berlichingen schien durch Freunde in Wien, vielleicht durch einen oder den andern höheren Beamten des Hofkriegsrathes, selbst sogar von der Instruction, die Frohn vom Kaiser erhalten hatte, wenn auch nicht in den Einzelnheiten, doch der Hauptsache nach unterrichtet worden zu sein. Er empfing den neuen Obersten, als einen Emissär des Hofes, einen Ausspäher und zugleich sehr unbequemen Wächter seiner Handlungen, mit Mißtrauen und Widerwillen; er war nach seiner Meinung ein Questenberg im Hauptquartier Wallensteins. Als er später gar in Erfahrung brachte, daß Frohn direct an den Kaiser berichtete, beschloß er, sich dieses fatalen, ihm gefährlichen Mannes um jeden Preis zu entledigen. Es fand sich sehr bald Gelegenheit zu einem Wortwechsel, der vom General, ganz im Sinne der Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit eines stolzen und übermüthigen Vorgesetzten, geführt wurde und damit endigte, daß der Oberst wegen grober Verletzung der Subordination in strengen Arrest geschickt und geschlossen wurde, auch vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Somit war der General vor der Hand von der lästigen Controle befreit und der Oberst zugleich unschädlich gemacht worden. Er sollte aber auch noch vernichtet werden. Noch war derselbe aber nicht ohne Hilfe.

einem Schilde, und zwar mit einem, auf dem ein Spinnrad abgebildet war, das die Ueberschrift führte: „Zum Spinnrade der Kaiserin“ und allen möglichen Bequemlichkeiten und Bedürfnissen versehen und den hohen Gast ganz wie er in Wien gewohnt war, bewirthen. Erst nach länge-

---

Der Freiherr von Walterskirchen fand sich unter diesen Umständen veranlaßt, unter der Vermittlung eines Obersten der Garnison, einen Feldwebel mit Courierpferden nach Wien abgehen zu lassen, der dem Kaiser einen ausführlichen Bericht über den Vorfall und die augenblicklich traurige Lage des Obristen von Frohn überbringen mußte. Als Antwort erschien der Adjutant des Kaisers, der Oberstlieutenant Graf Khevenhüller mit dem Befehl des Monarchen, an Ort und Stelle, mit Zuziehung des Gouvernementsauditors und zweier Regimentsauditoren die Umstände genau zu untersuchen. Gleich nach seiner Ankunft begab sich der Graf zu dem General Baron von Berlichingen, um ihn von dem Zwecke seiner Sendung zu benachrichtigen. Da sagte der General sichtbar überrascht, mit erkünstelter Ruhe: „Ich bedaure, Herr Oberstlieutenant, Sie kommen zu spät, denn soeben erfahre ich, daß der von mir wegen unerhörter, frecher Verletzung der Subordination in strengen Arrest Geschickte in der letzten Nacht, wahrscheinlich in Folge einer starken Gemüthsaufregung, wie der ärztliche Rapport besagt, am Schlagflusse gestorben ist. Mit diesem schnellen Tode des Verbrechers ist natürlich auch der Proceß selbst geschlossen. Lassen wir die Todten ruhen — er soll ein anständiges Begräbniß, wenn auch nicht mit militärischen Ehrenbezeugungen, empfangen.“ Hier unterbrach ihn der Graf mit den Worten: „Herr Feldmarschallieutenant, Sie befinden sich in einem Irrthum. Sie haben meinen Auftrag noch nicht vollständig vernommen. Nach dem kaiserlichen Cabinetsbefehl, den ich Ihnen hier vorzulegen habe, ist mir anbefohlen, Ihnen den Degen abzufordern und Sie bis zum Schlusse der Untersuchung, die sich nicht blos auf die traurige Angelegenheit des unglücklichen Obersten von Frohn, sondern auch auf mehrere, Sie persönlich betreffende und stark gravirende Umstände bezieht, aller Ihrer Functionen zu entheben; schon in diesem Augenblicke übernimmt provisorisch der Generalmajor und Brigadier Prinz von Coburg das Commando der Division und die Geschäfte der Commandantur. — Sie aber werden Ihr Zimmer nicht verlassen und ich habe, wie Sie sehen“, — hier öffnete der Graf die Thür zum Corridor — „bereits zu Ihrer eigenen Sicherheit die beiden Grenadiere, die bisher am Portale der Commandantur standen, den Posten vor dem Zugang zu Ihren Zimmern beziehen lassen. Ich werde mich jetzt mit dem Stabsarzt und dem Protomedicus zur Leiche des so plötzlich verstorbenen Obersten Frohn begeben, um Gewißheit über die Art seines Todes zu erhalten. Möge mich die trübe Ahnung in meiner Seele täuschen! Den Degen, Herr Feldmarschallieutenant, im Namen des Kaisers!“ Berlichingen reichte sein Schwert hin, er schien vernichtet, seine Züge trugen die Bläße des Todes. Rasch verließ der entschlossene und fest handelnde Khevenhüller das Gebäude der Commandantur, um seine so ernst begonnenen Geschäfte weiter fortzusetzen. Er fand die Leiche des ehrenwerthen Obersten in einer der Zellen des Arresthauses; sie lag, mit einem weißen Tuch bedeckt, auf einem Feldbette des nahen Garnisonslazarethes. Schon beim ersten Anblick sprachen beide Aerzte die

rer Zeit erfuhr Josef die vorgekommene, artige Intrigue und der Gärtner, der als vermeintlicher Wirth eine sehr bescheidene Rechnung gemacht hatte, wurde noch nachträglich mit einer schönen, goldenen, hundert Ducaten enthaltenden Tabatière beschenkt.

Woprschalek gab dem Adjutanten zu verstehen, daß ihm österreichische Reminiscenzen ganz gleichgiltig seien — er interessirte sich nur für Russisches — Peter der Große, nicht der liberale Germanisator Josef, war sein Mann.

Dem Petercultus huldigte er mit trunkener Seele bei dem Ausfluge nach Peterhof.

Peterhof ist das ureigenste Werk Peters und bis zur Thronbesteigung des Czaren Nikolaus war es in demselben primitiven Zustande, in welchem es Peter zurückgelassen hatte. Die allernächsten Umgebungen des Schlosses, der Gärten und des ärmlichen Städtchens waren eine schauerliche Wüste, in welchen an heißen Sommertagen der Wind thurmhohe Staubwolken aufblies; die hölzernen Cavalierhäuser standen in grellstem Widerspruche mit dem Schlosse; neben den glänzendsten Hofequipagen fuhren andere, zerlumpte Kutschen mit Beamten einher und selbst die Minister mußten in hölzernen Hütten absteigen.

Nikolaus brachte Harmonie in das Ganze und jetzt ist Peterhof der reizendste Ort von ganz Rußland und der Weg dahin führt an einer Reihe stattlicher Landhäuser und Gärten vorüber, die freilich nur Fichten und Birken enthalten. Das Meer zur Rechten taucht auf und verschwindet mehrmals wieder; man gelangt durch einen öden, melancholischen Park, der nur Falken und Krähen zum Aufenthalte

---

Vermuthung aus, daß hier eine Vergiftung stattgefunden habe. Die Obduction der Leiche bestätigte den Ausspruch vollkommen; man fand den Magen fürchterlich durch Arsenik angegriffen und entzündet. Der Arzt, welcher den Obersten behandelt und den Rapport über seinen Tod gemacht hatte, war verschwunden; Gründe zur Vermuthung eines Selbstmordes lagen nicht vor, wohl aber vermehrten sich die Anhaltspunkte für die Annahme, daß der unglückliche Mann durch Vergiftung aus dem Wege geräumt worden sei. Dieser Verdacht wurde nicht blos durch die Flucht des Arztes, sondern auch durch einen andern wichtigen Umstand bis zur Gewißheit gesteigert. Als sich der Graf von Khevenhüller wieder in die Commandantur begeben wollte, fiel im ersten Stockwerke desselben ein Pistolenschuß. Der Feldmarschallieutenant Berlichingen hatte sich mit demselben selbst den Tod gegeben. „Nun ist der Proceß in Bezug auf die Hauptperson geschlossen“, sagte Khevenhüller, „aber jetzt folgt die Systemaluntersuchung. „Und in dieser sprach eben Kaiser Josef von Petersburg aus das letzte Wort, das Viele nach Munkacs führte.

dient — dereinst hausten gar Wölfe und Füchse in dieser Gegend — in den Schloßgarten, der mit seinen duftenden Linden, Fliedersträuchen, Blumenbeeten und rauschenden Quellen einen herrlichen Aufenthaltsort bildet. Aber nicht dieser prachtvolle Park war es, der Woprschalek anzog; hier interessirte ihn nur das marmorne Becken, in dem alle den Park so wunderbar belebenden Wasser zusammen fließen und aus dessen Mitte sich der höchste Wasserstrahl aus dem Rachen eines vergoldeten Löwen erhebt, den die kolossale Gestalt eines Simson zu bändigen sucht. Und auch dies Kunstwerk fesselte ihn nur, weil es eine Glorification Peters des Großen war, eine Allegorie auf die Schlacht von Pultawa, die am Simsonstage, den 27. Juni, von den Russen über die Schweden gewonnen wurde. Das Czarenreich ist in der Figur des Simson, Schweden in dem niedergeworfenen Löwen, dem schwedischen Wappen, versinnbildlicht. Woprschalek drängte es nur dem alten holländischen Garten zu, der bis an's Meer hinabsteigt; denn dieser Garten ist das eigenhändige Werk des von Woprschalek angebeteten Peter, an dem sich keiner der Nachfolger eine Veränderung erlaubt hat. Die geraden Baumgänge sind von Peter des Großen Hand gezeichnet, die Eichen und Ulmen von seiner Hand gepflanzt.

Hier begegnet man zuerst einem bescheidenen holländischen Häuschen, an einem viereckigen Teiche gelegen. Um zwölf Uhr Mittags läutet eine Glocke die Karpfen, die Bewohner desselben, an das Ufer zur Fütterung. Das kleine Haus daneben bewohnte Peter einst selbst, während er das Schloß seinen Hofcavalieren überließ. Das Häuschen führt in die ersten Jahrzehente des achtzehnten Jahrhunderts zurück und zeigt die schwerfälligen Tische, Stühle, Bänke und Betten, die der große Mann selbst verfertigte; auch die einfachen Kleider, die er trug, sind hier gleich Reliquien aufbewahrt. Schnurgerade Baumgänge theilen, von andern im rechten Winkel durchschnitten, den Garten bis an sein Ende in viele kleine Vierecke. Hat man den Canal, der vom Schlosse herabführt, überschritten, so nähert man sich einem zweiten Lieblingsplatze Peter's des Großen, mon plaisir genannt; es ist ein festeingezäunter Garten mit hohen, schattigen Eichen und anderen Bäumen, ohne Rasen, aber mit unzähligen Blumenbeeten und vielen Springbrunnen geschmückt. Den Hintergrund dieses Gartens bildet ein niedriges holländisches Haus, mit den Möbeln jener Zeit und des großen, anspruchslosen Mannes, und nebenan ist die Küche mit ihren holländischen Geräthen von bürgerlichem Gepräge. Tritt man aus diesem

Häuschen an der Rückseite heraus, so befindet man sich dicht am Ufer des meilenbreiten finnischen Meerbusens; steinerne Sitze unter mächtigen Linden bieten dort eine wunderbare Aussicht, wie Peter sie sich geträumt, aber nicht erlebt hat. Rechts liegt die Riesenstadt mit ihren goldenen und himmelblauen Kuppeln, links scheint Kronstadt mit einem Walde von Masten auf dem Meere zu schwimmen — gegenüber liegt die finnische Küste, und diese allein wohl noch in derselben Gestalt wie zu Peters Zeiten.

Woprschalek schwelgte in Peterreminiscenzen, und wenn etwas seine gute Laune trübte, so waren es nur einige kleine Stücke von Zuckerdragant, die in dem holländischen Hause auf einem Tische unter einem Sturzglase lagen, und mit denen es, wie der Begleiter Woprschalek's diesen aufklärte, folgendes Bewandtniß hatte.

In der zweiten Hälfte des Monats October 1706 hatten Peter der Große und der König August von Polen eine Zusammenkunft verabredet. Sie verzögerte sich bis nach dem Treffen bei Kalisch (29. October 1706), und im November trafen beide Monarchen im strengsten Incognito in Grodno ein. Hier machte der König mit der an ihm gewohnten Prachtliebe den aufmerksamen Wirth. Er hatte bereits die Stiftung eines polnischen Hausordens mit dem Sinnbilde des Landes, dem weißen Adler, beschlossen, und Peter, sein Freund und Bundesgenosse, sollte der erste Ehrenritter werden. Als eine Anspielung auf dieses Vorhaben kam eines Mittags mit dem Nachtisch ein Aufsatz auf die Tafel, der eine aus Dragant sehr künstlich geformte Eiche zeigte. Auf dem Wipfel derselben wiegte sich ein weißer Adler, der nach einigen Minuten durch einen sehr geschickt angebrachten Mechanismus auf die Schulter des Czaren flog. Dieser Scherz fand großen Anklang bei der Tischgesellschaft. Peter nahm seinen Adler mit nach Petersburg, und bis er in Folge des gebrechlichen Stoffes, aus dem er angefertigt war, in Atome zerbröckelte, wurde er als eine große Merkwürdigkeit im Wohnzimmer des Kaisers gezeigt. — Die Atome, in die der Adler zerfiel, wurden sorgfältig im Peterhof aufbewahrt, und ihre Reste existiren heute noch, wenn es sich auch nicht darauf schwören läßt, daß die heute noch vorhandenen Dragantstücke dieselben sind, aus denen der weiße Adler bestanden hatte.

Man denke nur an die berühmte Unschlittkerze unter Nikolaus, und man wird sehen, was in Rußland Alles möglich ist! Dem Kaiser fiel eines Tages, als er die Rechnungen des Hofhaushaltes prüfte, ein

enorm hoher Posten „für Unschlittkerzen“ auf; da seines Erinnerns der Hof keine Unschlittkerzen brannte, beschloß er nachzuforschen, was es mit den so viel tausend Rubeln, die in der Jahresrechnung für Unschlittkerzen angesetzt waren, für ein Bewandtniß habe. Er ließ sich die Rechnungen des Vorjahres vorlegen — da paradirten die Unschlittkerzen auch, aber mit einem mäßigeren Betrage; er sah die Rechnungen anderer Vorjahre nach, und überall stieß er auf die räthselhaften Kerzen, aber der für dieselben angesetzte Betrag wurde immer kleiner, je weiter man in den Jahren zurückblätterte, bis sich endlich in einer Rechnung, die fünfzehn Jahre zurückdatirte, der Schlüssel zum Ganzen fand: der Kaiser hatte sich eines Tages eine Zehe wundgerieben und es wurde eine Unschlittkerze gekauft, um die aufgeriebene Stelle mit Unschlitt einzuschmieren. Diese Unschlittkerze hatten sich die Hofleute zu Nutzen gemacht und seitdem figurirten Unschlittkerzen in immer steigender Progression in den Hofhaltsrechnungen, ohne daß in der Wirklichkeit je eine einzige Kerze gekauft worden wäre!

Diese historische Unschlittkerze wiederholt sich aber in Rußland in den verschiedensten Formen; — man denke nur an die künstlichen Landschaften Potemkins, die der im südlichen Rußland reisenden Kaiserin vorgegaukelt wurden, man denke nur an die Art, wie noch Nikolaus reiste! Der Adjutant des Polizeiministers reiste immer um einen Tag dem Kaiser voran, und eine winterliche Kaiserfahrt von Petersburg nach Moskau kostete in der Voreisenbahnzeit regelmäßig dreißigtausend Rubel Silber, die darauf verwendet wurden, um die Schneewege, die in ganz Rußland im Winter aus Thälern und Hügeln bestehen, auf der ganzen Straße tischgleich ebnen zu lassen, damit der Kaiser für seine pfeilschnelle Reise kein Hinderniß finde. Natürlich war der Kaiser der Meinung, daß in seinem ganzen Reiche alle Wege in diesem vortrefflichen Zustande sich befänden.

Wer kann sagen, wo in Rußland die Wahrheit aufhört und die Lüge und Schminke anfängt? Wie hat man die größten Tyrannen Rußlands zu popularisiren gesucht — und welche Fülle von Rohheit bergen in Wahrheit die russischen Regentengeschichten.

Da ist Ivan Wassiljewitsch, der in einem Anfall schrankenloser Wuth seinen Sohn ersticht und seinem ersten Minister Demetrius Offzin zumuthet, einen großen Becher mit dem stärksten Branntwein gefüllt auf seine Gesundheit zu leeren. Der Minister kam der Aufforderung sogleich nach, aber es war ihm unmöglich, das weite Gefäß

bis auf die Neige zu leeren. „So also liebst Du mich,“ rief Ivan in schrecklicher Wuth aus, „Du mußt sterben!“ Und einige Minuten später fiel der Kopf des unglücklichen Ministers durch die Hand des Nachrichters.

Und als der Freund des Czaren, der Fürst Michael Repnin auf einem Maskenfeste, das der Czar gab, und auf dem es sehr frei und unanständig zuging, sich weigerte, eine Maske vor's Gesicht zu nehmen und zu tanzen, rief Ivan wüthend: „Kopf ab, Kopf ab!“ Und der Kopf Repnin's fiel wirklich.

Aber nicht blos Ivan der Schreckliche, auch Peter, und wohlgemerkt, nicht Peter der Grausame, sondern Peter, den sie den Großen nennen, liebte das „Kopf ab.“

Man höre nur, was die Schwester Friedrich's des Großen, die Markgräfin von Bayreuth, über einen Besuch Peter's des Großen und seiner Gemalin Katharina in Berlin erzählt:

„Der Czar und die Czarin kamen zu Wasser in Montbijou an, der König und die Königin empfingen sie am Ufer des Stromes, der König gab der Czarin seinen Arm, um sie an's Land zu führen. Als der Czar ausgestiegen war, bot er dem Könige seine Hand und sagte: „Mein Bruder Friedrich Wilhelm, wie erfreut bin ich, Sie wieder zu haben!“ Dann näherte er sich der Königin, um sie zu umarmen, doch sie verweigerte es. Die Czarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen und sie wiederholte es mehrere Male. Im Gefolge des czarischen Herrscherpaares waren gegen 400 sogenannte Hofdamen eingetroffen; sie waren meist dem Stande der deutschen Dienstmädchen entnommen, die hier die Functionen von Kammerfrauen, Hoffräulein, Köchinnen und Wäscherinnen zugleich verrichten mußten. Fast alle diese Creaturen trugen ein reich gekleidetes Kind auf ihren Armen und wenn man sie fragte, ob es ihnen gehörte, antworteten sie, indem sie einen Knix machten: „Der Czar hat mir die Ehre erwiesen, mich mit diesem Kinde zu beschenken.“ — Die Königin wollte diese Creaturen nicht grüßen und die Czarin behandelte daher, um sich zu rächen, die Prinzessinnen von Geblüt mit Stolz. Die Czarin, (bekanntlich das Mädchen von Marienburg) war klein und ramassirt, sehr von der Sonne verbrannt und ohne Ansehen und Grazie; es genügte, sie zu sehen, um ihre niedrige Geburt zu errathen. Man hätte sie ihrer Erscheinung nach für eine schlechte deutsche Schauspielerin halten können. Ihr Kleid schien auf dem Trödelmarkt gekauft zu sein, es war

altmodisch und mit Silber und Schmutz bedeckt. Die Vorderseite der Schnürbrust war mit Steinen ausgeschmückt und ein doppelter Adler, dessen Federn mit Gold besetzt waren, nahm sich possirlich auf dem breiten Busen aus. Sie hatte ein paar Dutzend Orden, Heiligenbilder und Reliquien, die der Länge nach als Schmuck von ihr herabhingen, so daß man, wenn sie ging, einen trabenden Maulesel zu hören glaubte, solches Geräusch machte das an ihrem Kleide hängende Metall. Der Czar war groß, schön und wohlgebaut, aber in seinen Zügen lag eine zurückschreckende Rohheit. Er war mit Convulsionen behaftet, meine Mutter war daher an seiner Seite bei der Tafel, wenn er sehr mit dem Messer in der Hand gestikulirte, oft in größter Besorgniß, aber er tröstete sie stets und drückte dabei ihre Hand mit solcher Heftigkeit, daß sie um Schonung bat. Darüber lachte der Czar immer sehr herzlich und sagte: „Das sind noch zartere Knochen als die meiner Katharina." Eines Tages besuchte der Hof das Antikencabinet, der Czar sah hier eine Statue, welche eine heidnische Gottheit darstellte, es war eine solche, welche die Römer zur Ausschmückung ihrer Brautgemächer verwendeten. Diese Figur war eines der schönsten und theuersten Stücke der Sammlung und der Czar fand ein ganz besonderes Vergnügen an derselben; er embrassirte sie auf's Zärtlichste und verlangte sogar von seiner Gemalin, daß sie eine von ihm besonders bezeichnete, aber hier nicht näher zu erwähnende Stelle derselben küssen sollte. Die Czarin machte zuerst lebhafte Gegenvorstellungen, als aber der Czar eine verdächtige Bewegung mit der rechten Hand machte und dazu die Worte aussprach: „Kop ab! Kop ab!" fügte sie sich in das seltsame Begehren, während sich meine Mutter mit Entrüstung von diesem wunderlichen Schauspiel abwandte. Der Czar aber setzte das Gespräch sehr heiter fort und endete damit, sich diese Statue und mehrere andere Gegenstände als Geschenk auszubitten. Sie wanderten auch wirklich, wie früher das herrliche, mit schönem Bernstein ausgeschmückte Tafelwerk, nach Petersburg."

Und dieses „Kop ab" klingt selbst in der modernen Zeit aus Acten spontan hervorquellender Willkür und gewaltthätiger Rohheit heraus, die sich dem Czar blutsverwandte Persönlichkeiten erlaubten — man denke nur an die historische Ohrfeige, die der Großfürst Constantin dem Fürsten Windischgrätz gab, weil dieser bei einem Manöver sich weigerte, das Cavallerie-Regiment, das er befehligte, nach der Ordre des Großfürsten durch einen reißenden Strom zu führen; man denke an

die Mütze, die derselbe Prinz einem Soldaten, der ihn zu salutiren vergessen hatte, an den Kopf annageln ließ.

Und weiter denke man an die Rücksichtslosigkeit des Großfürsten Michael, der vor kaum zwanzig Jahren Folgendes ausführte. Der Soldat im Dienste hat das Recht, jede Fähre über die Newa unentgeltlich zu benützen, während er sonst fünf Kopeken zu bezahlen hat. Nun geht der Großfürst eines Tages am Quai in der Nähe des Marmorpalastes umher und bemerkt einen Schiffer, einen kräftigen, jungen Mann im Streit mit einem Soldaten, dem er den Mantel von den Schultern zerren will. Auf die Frage was es gäbe, meldete der Soldat, daß der Schiffer, obgleich er die Dienstmarke vorgewiesen, für die Ueberfahrt bezahlt sein und sich mit seinem Mantel gewaltsam pfänden wolle. „Was willst Du mit dem alten Mantel machen?" sagte Seine kaiserliche Hoheit in gutmüthig jovialem Tone: „Du siehst ja, er ist schon sehr schlecht; komm' mit mir, ich will Dir einen neuen geben!" Und der Schiffer muß dem Großfürsten in die nächste Caserne folgen, wo er als Soldat eingekleidet wird und auf diese Art freilich zu einem neuen Militärmantel kommt! *)

Das nennt man persönliche Freiheit in Rußland — und russische Volksbildung?

Blicken wir nach dem Heumarkte von Petersburg, wo sich die Landbevölkerung sammelt. Die Cholera hat Petersburg heimgesucht und das Volk stellt sich dieselbe als ein gespenstisches furienartiges Weib vor, das schreckend die Länder und Städte durchzieht, die Pferde scheu macht, den Menschen im Schlafe überfällt; denn von einer verheerenden Krankheit kann es sich keinen Begriff machen, das Höchste, was es fassen kann, ist, daß das massenhafte Dahinsterben der Leute seinen Grund darin habe, daß die Polen die Russen vergiften wollen. Unter

---

*) Wie selbst noch im Czaren Nikolaus wildes, ungebändigtes Blut rollte, beweist folgender Vorfall: Auf dem Marsfelde war große Revue. Auf dem Wege dahin ritt der Kaiser wie gewöhnlich mit ritterlicher Galanterie neben dem Wagen der Kaiserin. In dem Augenblick, wo dieser hält, springt der Czar vom Pferde, um seine Gemalin heraus zu heben, allein der Kammerkosak war zu gleicher Zeit vom Tritte herabgeeilt, um den Kutschenschlag zu öffnen und beide — der Kaiser und der arme Kosak — stoßen so empfindlich an einander, daß der Czar im ersten Zorn dem letzteren einen kräftigen Schlag gibt, der ihn in den Graben schleudert. Tausende sind Zeugen dieser Brutalität, das bringt den Czar zur Besinnung. Er geht hin, hebt den Diener auf, küßt ihn und bittet ihn mit den Worten: „Bruder, vergib, mein heißes Blut riß mich zur Ungerechtigkeit hin," um Vergebung.

den Aerzten befanden sich mehrere mit polnischem Namen und gleich stand der Glaube bei dem dummen Volke fest, daß diese Aerzte als Vergifter aus Polen nach Petersburg geschickt seien. Man drang in ein Haus auf dem Heumarkte, wo ein Arzt mit polnischem Namen wohnte, ergriff den Unglücklichen und warf ihn aus dem dritten Stock herab auf die Straße, verwüstete die Wohnung und schickte sich an es mit allen Polen in gleicher Art zu halten, sie alle aus dem Wege zu räumen. Da erschien zu guter Stunde der Kaiser, und sein zürnender Blick, seine donnernde Stimme verwandelten in einem Handumdrehen reißende Thiere in demüthig gehorsame Bauern. „Nieder auf die Knie und bittet Gott um Verzeihung!“ rief der Czar und Alles stürzte auf die Knie, obwohl ihn die Wenigsten je gesehen hatten. Aber sein Blick war der eines Gebieters, dem man sich unterwirft, ohne ihn zu kennen. Er schickte die Frevler in die nahe Kirche, wo sie Gott um Verzeihung für das vergossene Blut bitten sollten. Die Menge schwankte stumm dahin und der Platz leerte sich.

Aber die Wallfahrer sind für alle dunklen Flecken Rußlands blind — ihnen ist Rußland das Reich, das von Milch und Honig überfließt und in welchem die Freiheit zu Hause ist, die ihnen daheim in Oesterreich der böse Beust so grausam vorenthält. In Oesterreich herrscht Willkür, Sclaverei, wer sich rührt, bekommt die Knute zu kosten — aber das heilige Moskau, wo die Wallfahrer endlich glücklich angelangt sind, ist das gelobte Land der Freiheit! Schade, daß die Wallfahrer nicht einige Monate früher in diesem heiligen Moskau angelangt sind, da hätte ihnen vielleicht ein Monstreproceß, der dort gegen 150 Angeklagte verhandelt wurde, die insgesammt zur Deportation nach Sibirien verurtheilt wurden, die Augen geöffnet und ihnen gezeigt, wie Rußland die Freiheit versteht, wie reif es für dieselbe ist!

Dem Processe lagen folgende haarsträubende Thatsachen zu Grunde. In dem Dorfe Lakno, ungefähr 20 Werste (5 Meilen) von Moskau entfernt, lebte im Jahre 1862 der Graf Teschnikow, ein alter strenger Mann von unermeßlichen Reichthümern, der seine zahlreichen Seelen in einer Weise terrorisirte, daß er wie ein Ungeheuer von Allen gefürchtet ward. Graf Teschnikow hatte acht Söhne, welche sämmtlich auf seinem Schlosse lebten und im Geiste ihres Vaters erzogen wurden. Die jungen Grafen überboten sich in allerlei Rohheiten jeder Einzelne übte das Faustrecht nach seinem Ermessen; so hatten denn die Unterthanen des Grafen Teschnikow an Tyrannen keine

Noth. Nur der jüngste seiner Familie, Graf Olaf, hatte nichts von dem wüthenden Elemente seiner Familie in sich; er war ein stiller, in sich gekehrter junger Mann, dem das ernste Studium besser gefiel als das wilde Leben seiner Brüder. Er war sanft, weichherzig, eine wahre Mädchennatur. Als die Regierung den Ukas decretirte, welcher nach einem gerechten Modus die Leibeigenschaft der Bauern aufhob, ging Graf Teschnikow in die Reihen der Opposition über, d. h. er erklärte in den Adelsversammlungen, daß er mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht den Plan der Regierung zu vereiteln trachten werden, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, so würde er alle „Seelen" eher vernichten, bevor sie die ersehnte Freiheit erreichen würden. Von diesem Tage an mußten die Bauern von Lakno nie gekannte Martern erdulden. Auf dem Marktplatze des Dorfes wurde eine sogenannte Exekutionsglocke angebracht; so oft ein Leibeigener gezüchtigt werden sollte, wurde diese Glocke geläutet, das war das Signal, daß sämmtliche Einwohner, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, auf dem Platze erscheinen sollten, um Zeugen der Abstrafungen zu sein. Es gab Tage, an welchen zehn bis zwanzigmal das Glockenzeichen zum Entsetzen der geängstigten Bevölkerung erdröhnte. Ein Schreiber las der versammelten Menge das Verbrechen des zu Züchtigenden vor; dieser hörte es mit an, hierauf wurden ihm Hände und Füße gebunden und der Rücken entblößt. Während dieser Procedur mußten die Zuschauer niederknieen und ein Gebet murmeln; nachdem dies geschehen war, begannen die Henkersknechte auf das wehrlose Opfer so fürchterlich mit der Knute loszuschlagen, bis dasselbe bluttriefend zusammenbrach. Es gab in Lakno mit seinen zehntausend Seelen nur Wenige, welche nicht schon in irgend einer Weise die Ungnade ihres Oberherrn in entsetzlicher Weise gefühlt hatten. Zu diesen Glücklichen zählte der Greis Simonowitsch, dessen Biederkeit und Rechtlichkeit ihm die Achtung Aller erworben hatte. Simonowitsch war durch 25 Jahre Soldat gewesen, hatte sich im Kaukasus durch seine Tapferkeit ein Ehrenkreuz erworben und war dadurch, wenn auch noch Leibeigener, dennoch in eine bevorzugtere Stellung eingetreten. Simonowitsch hatte eine sechszehnjährige Tochter, die er zärtlich liebte und deren Schicksal ihm unter den bestehenden Verhältnissen ernste Sorgen machte. Während die andern Leibeigenen ihre Sorgen und Gedanken, wenn sie solche hatten, im Branntwein ersäuften, war Simonowitsch ein äußerst mäßiger und nüchterner Mensch, der im Wirthshause sich nur selten blicken ließ, und wenn er

daselbst erschien, nahm er den Ehrenplatz ein und erzählte den versammelten Dorfgenossen von seinen Kreuz- und Querzügen durch die Welt, von Italien und Frankreich, von Suwarow und Paskiewitsch, von Bonaparte und den Janitscharen. Die Andern hörten ihm aufmerksam zu, sie sahen in Vater Simonowitsch einen Gelehrten, der den Popen um viele Fuß überragte. Graf Teschnikow erblickte in dem alten Soldaten einen Propagandamacher, der in die Bauernschädel ein gefährliches Element pfropfte, und wiederholt verwies er ihm das Erzählen, aber Simonowitsch kam fast unwillkürlich immer wieder auf seine Lieblingsthemate zurück. Graf Teschnikow erwähnte eines Tages an der Tafel in Gegenwart seiner Söhne, daß er sich demnächst genöthigt sehen werde, an Simonowitsch wegen Insubordination ein Exempel zu statuiren und war nicht wenig erstaunt, daß zwei seiner Söhne, und zwar der älteste, Peter, und der jüngste, Olaf, den Bauer in Schutz nahmen. Es war noch nie vorgekommen, daß Graf Peter irgend einen Bauer in Schutz nahm; das mußte etwas zu bedeuten haben, von dem jüngeren, den der alte Graf spöttisch den Professor nannte, war derlei philantropischer Schutz zu erwarten; aber von seinem unversöhnlichen Peter nahm ihn das sehr Wunder. Das Räthsel war bald gelöst; eines Tages erfuhr es der alte Graf aus dem Munde Olaf's selbst, daß dieser das „süße Täubchen" Czerwanka, die Tochter des verständigen Bauers, heiß und treu seit Langem liebe und ernstlich an eine Heirat dachte. Diese Erklärung erfolgte im Schloßhofe. „Ich weiß nun Alles!" rief der alte Graf lachend. „Mein Junge, ich habe nichts dagegen, wenn Du die Mädchen wohl leiden magst. Ich war nicht besser, als ich jung war; aber was Du Dir da in den Kopf gesetzt von ernsten Absichten, das sieht Dir, Professor, ähnlich. Ich glaube gar, der alte Spitzbube und Millionrebell von Simonowitsch, hat es darauf angelegt, mich lächerlich zu machen. Beim heiligen Isak! Dem Hunde will ich seine rebellischen Gedanken austreiben. Und jetzt geht zu Bette, und Professor, trinke einen Tschai, damit Du morgen keinen Schnupfen hast und nichts versäumst. Lakno soll morgen eine Comödie zu sehen bekommen, wie es sie seit dem Brande des heiligen Kreml nicht gesehen hat." Graf Teschnikow schritt mit seinen riesigen Hunden in das Schloß, Olaf mußte ihm auf dem Fuße folgen. Der Leibdiener Seminofsky bekam den Auftrag, den jungen Herrn während der Nacht zu bewachen, daß er sich aus dem Schlosse nicht entferne. „Um 8 Uhr wird der Millionrebell

Simonowitsch hierher gebracht, um neun Uhr wird die Exekutionsglocke geläutet; man fängt nicht eher zu knuten an, als bis ich auf dem Platze erscheine; keine Seele darf fehlen, selbst die Kranken müssen heraus, und versteht sich von selbst, das Mädel muß dabei sein, denn nach Umständen, wenn es nicht gesteht, wird es auch geknutet. Das soll ein Festtag werden, wie seit dem Brande des heiligen Kreml keiner im heiligen Reiche des Czaren gesehen wurde.“ Derart lautete der Auftrag des Grafen. Graf Olaf sank, vom Fieber durchschauert, auf sein Bett; er brachte eine schlaflose Nacht zu; er wußte, daß sein Vater sein Wort in fürchterlicher Weise zu halten wisse. Mit dem Glockenschlage acht erschien Simonowitsch im Schlosse. Der Graf empfing ihn in der geräumigen Halle, von seinen sieben Söhnen umringt; den jüngsten hatte er absichtlich fern gehalten. „Mein Sohn,“ rief der Graf, als Simonowitsch eintrat, „da sieh den Hund an, diesen räudigen elenden Maulesel und richte selbst. Der Mensch hat sich in den Kopf gesetzt, daß seine Tochter meine Schwiegertochter werde — haha — was verdient der Hund?“ — „Väterchen, Ihr irrt Euch, so ernst nahm der Mann die Sache nicht, er ist ein Leibeigener, sein Kind ist es auch er weiß, daß sein Kind Dir, o Väterchen gehört, mithin auch mir durch Deine Gnade, daß ich mit demselben machen kann, was mir beliebt. Das Mädchen hat mir gefallen und mehr darf ich nicht sagen, das verbietet die Ehrfurcht vor meinem gestrengen Vater.“ — „Daß Du besonnen bist, daran habe ich nie gezweifelt; aber Olaf, der Gelbschnabel, hat sich in den Kopf gesetzt, denke Dir die Thorheit, das soll sein Weib werden.“ — „Sein Weib?“ rief Peter erstaunt. „Was untersteht sich der Junge da, wo ich Liebe begehre?“ — „Darnach frage ich nicht,“ sagte der alte Graf. „Was soll mit dem da geschehen?“ — „Väterchen, wenn ich Herr wäre, ich ließe ihn hängen.“ — „Und das Mädchen?“ — „Väterchen, das Mädchen ließe ich peitschen, vorausgesetzt, daß es solch' dummes Zeug sich in den Kopf setzt.“ — „Gut gesprochen, mein Sohn,“ erwiderte der Graf. „Du sprichst wie ein echter Teschnikow. In Deinen Adern fließt unverfälschtes Tatarenblut. Jetzt rede, Du Hund, was weißt Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen?“ — Simonowitsch stand kerzengerade. Er hatte, das Haupt stolz emporgerichtet, seinen Herrn angehört, seine Brust schmückte das Ehrenkreuz, er war ein Mann, wie zum Herrn geboren. „Herr,“ erwiderte er, „mich hat nie darnach gelüstet, in Eure Verwandtschaft zu treten, im Gegentheil, ich habe geschworen, denjenigen zu erwürgen, der mein

reines, unschuldiges Kind zu berühren wagte." — „Das hast Du gewagt, da Du wußtest, daß meine Söhne Dein Kind würdigen, von ihnen geliebt zu werden?" — „Herr, das habe ich!" erwiderte Simonowitsch, „Gott hat mir mein Kind gegeben, er allein kann es mir nehmen, ich will es, wenn es von mir verlangt wird, unbefleckt in seine Hände geben." — „Weißt Du, was Du verdienst?" rief der Graf, glühend vor Zorn, „Du hast Mordgedanken gegen Deinen Herrn im Schilde!" — „Nur dem Verführer habe ich den Tod zugedacht." — „Bindet den Hund," rief der Graf. — „Herr, ich trage das Ehrenzeichen des Czaren auf der Brust!" — „Reißt es ihm herunter!" kreischte der Herr. — Simonowitsch mußte der Uebermacht weichen, er ließ Alles mit sich geschehen. — Da erdröhnte die Exekutionsglocke. Auf dieses Zeichen stürzte Graf Olaf herbei, warf sich seinem Vater zu Füßen, beschwor ihn, den Greis zu schonen, der nichts verbrochen. Ein Fußtritt des erbitterten Vaters war die Antwort, die er dem flehenden Sohne gab. Simonowitsch wurde auf die Straße geschleppt, auf dem Markte standen die „Seelen", um Zeugen der furchtbaren Exekution zu sein. Drei der angesehensten Bauern, Miko, Warba und Szentaw, näherten sich dem Grafen um fußfällig für ihren Kameraden um Gnade zu bitten; sie umfaßten die Knie des Herrn, hoben die Hände gefaltet empor und die Versammelten unterstützten ihre Bitten. Der Graf versetzte den Flehenden Fußtritte, hetzte seine Hunde auf sie und befahl dem Simonowitsch den Rücken zu entblößen. Es geschah, wie er befahl, Simonowitsch ließ Alles über sich ergehen. Nun ließ der Graf die Tochter des Unglücklichen herbei rufen; Czerwanka trat vor, das Haupt in ein schneeweißes Tuch gehüllt, das jugendlich anmuthsvolle Antlitz hatte einen Ausdruck voll tiefen Kummers. Der Graf weidete sich an der Seelenangst des Kindes. Eben wollte er an die Geängstigte Worte richten, als Seminofsky bleich und verstört herbei stürzte und seinem Herrn zurief: „Beim heiligen Jesus, Herr, es ist ein Unglück geschehen! Graf Olaf hat sich soeben erschossen — er ist eine Leiche!" Der Graf war bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt, sein Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck, mit Mühe nur vermochte er seine Rührung zu verbergen und als das Sterbeglöcklein seine Klagetöne weithin erschallen ließ, die Massen die Häupter entblößten und knieend für das Heil der abgeschiedenen Seele beteten, als der Vater das von dieser Schmerzensnachricht in sich zusammengebrochene Kind vor sich erblickte, kam eine

Thräne in sein Auge. Wer diese Thräne sah, hoffte auf Gnade, doch kaum war sie getrocknet, da erwachte der Ingrimm des Wolfes in seiner Brust. „Der Schurke Simonowitsch ist an dem Unglück meines Jüngsten Schuld," rief er, „knute ihn!" Kaum daß dieses Wort gesprochen wurde, fielen wie ein Hagel die Hiebe auf den entblößten Rücken. Da rief der Bauer Miko: „Wer zu Gott hält, hält zu mir," stürzte sich auf den Grafen, warf ihn zu Boden und ehe es verhindert werden konnte, zerschmetterte er sein Haupt mit einem bereit gehaltenen Riesenhammer. Es entstand ein furchtbares Gewirr, es regnete Steine. Die Schergen flohen, Graf Peter, welcher der Wuth der Massen Stand hielt, wurde verwundet hinweg getragen. Die Sturmglocke heulte durch das Dorf. Simonowitsch, seiner Fesseln entledigt, ward der Führer der von Wuth und Branntwein berauschten Massen, fünfhundert bewaffnete Leibeigene stürzten sich auf das Schloß Teschnikow, plünderten es und als die Nacht hereinbrach, stand das Schloß in Flammen, die Rache der Leibeigenen hatte es in Brand gesteckt. Ein Steinhaufe bezeichnete die Stelle des einst so stolzen Grafenschlosses. Von den acht Söhnen des Grafen Teschnikow ist nur einer am Leben geblieben, die andern fielen als Opfer der Volkswuth. Der Proceß dauerte vier Jahre und erst kurze Zeit vor der Ankunft der österreichischen Wallfahrer in Moskau hatte in letzterer Stadt die Schlußverhandlung stattgefunden, in der hundertfünfzig Angeklagte, darunter Simonowitsch, wegen Meuterei, Aufruhrs, Brandes, Mordes und öffentlicher Widersetzlichkeit sich zu verantworten hatten. Simonowitsch wurde freigesprochen, die übrigen 149 wanderten nach Sibirien.

Schade, daß die Wallfahrer zu spät kamen, daß sie den Verhandlungen in diesem Processe, der Rußland zeigt, wie es ist, nicht beiwohnen konnten . . .

Die Wallfahrer wären dann vielleicht etwas ernüchtert aus dem heiligen Moskau zurück gekehrt — aber nein — Haß und Verblendung ziehen selbst aus Thatsachen keine Lehren — Rußland muß nun einmal der herrlichste Staat, alle seine Zustände müssen mustergiltig sein, denn es gilt ja, die Deutschen zu ärgern . . . also Ura um jeden Preis!

VII.

Das Attentat.

Die erste Hälfte des Juni 1867 zeichnete sich durch ein merkwürdiges Nebeneinander von Ereignissen aus.

In Pest der laute Krönungsjubel, der für Ungarn eine neue Aera inaugurirte; in Moskau die Schmerzensschreie, durch welche sich die mit der neuen Aera in Oesterreich Unzufriedenen ihre Herzen zu erleichtern suchten; drüben überm Weltmeere in Queretaro das letzte Ankämpfen eines edlen Märtyrers der großen civilisatorischen Idee gegen die Härte unbeugsamer Richter, die kein Erbarmen kannten und es den Gefangenen grausam entgelten ließen, daß er einer der ältesten und erlauchtesten Regentenfamilien Europa's angehöre; in Paris endlich die friedlichen und freundschaftlichen Besuche jener zwei Monarchen, von welchen es noch vor wenigen Monaten geheißen hatte, daß sie auf die Bekriegung Frankreichs ausgingen.

Bismarck in Paris ... Wilhelm der Eroberer in Paris: das wäre schon des Außerordentlichen genug gewesen. Aber nun gar Alexander von Rußland, der Erdrücker jenes Polens, mit dem die Franzosen von jeher sympathisirten, in Paris: das krönte Alles.

Und als hätten die beiden Monarchen die Solidarität Rußlands und Preußens recht demonstrativ in den Vordergrund stellen wollen, so kamen sie gleichzeitig, allen Protesten Napoleons zum Trotz, der dem König von Preußen hatte andeuten lassen, daß er ihn gern mit jenen Aufmerksamkeiten umgeben würde, die seiner hohen Stellung angemessen wären. Napoleon hatte an diese Andeutung die Bitte geknüpft, der König möge entweder vor dem Kaiser von Rußland in Paris eintreffen, oder seinen Besuch verschieben, bis Alexander Paris wieder verlassen haben würde, weil es nur auf diese Art vermieden werden könnte, daß er hinter dem kaiserlichen Gaste rangire. König Wilhelm hatte diese Andeutung, statt sie durch eine directe Antwort zu erledigen, nach St. Petersburg mitgetheilt, von wo die Erklärung einlief, daß der Czar auf den Besuch der Pariser Ausstellung ganz ver-

zichten wolle, wenn er nicht gleichzeitig mit dem König von Preußen daselbst empfangen werden könne. Darauf lenkte Napoleon ein und Gortschakow bestimmte den Czar, doch nach Paris zu gehen, weil er ihm die Möglichkeit nahe legte, dort etwas für Candia zu erwirken, und Napoleon überhaupt für die russische Auffassung der orientalischen Frage zu gewinnen.

Da war denn der Czar in Paris und nahm auf demselben Marsfelde, wo vor einigen Jahren in so großartiger Weise gegen ihn demonstrirt worden, die Herrlichkeiten der Ausstellung in Augenschein.

Während des letzten orientalischen Krieges hatte Napoleon auf demselben Marsfelde, auf welchem er jetzt dem Czar die Honneurs machte, die Festung Silistria in effigie aufstellen lassen. Während russische Generale zehntausend Soldaten an den Schanzen und Forts bei Frateschti und Fokschan bei glühender Sommermittagshitze arbeiten ließen, stiegen auf dem Marsfelde das Fort Abdul Meschid und die übrigen Thürme und Schanzen jener türkischen Festung in die Höhe, die sich so wacker gegen die russische Uebermacht gehalten hatte.

Wie so ganz verschieden von der friedlichen Scenerie des Jahres 1867 war das kriegerisch bewegte Bild, welches das Marsfeld an jenem Sommertage des Jahres 1854 darbot, an welchem auf demselben die Belagerung Silistria's dargestellt wurde.

Bis zu einem gewissen Augenblick standen einander die russische und türkische Armee im Waffenstillstande gegenüber. Die Türken armirten ihre Forts, die Russen luden ihre Kanonen, erweiterten unangefochten ihre Positionen und ließen Kosaken weithin schweifen, welche theilweise mit den türkischen Vorposten fraternisirten. Plötzlich setzten sich die Russen in Bewegung und begannen mit einer Fouragirung. Die Kosaken sengten und brannten, schleppten gefangene Einwohner der Umgegend mit sich und kühlten ihr Müthchen an Wehrlosen. Inzwischen ordneten sich die russischen Sturmkolonnen, die Adjutanten flogen, die Generale Paskiewitsch, Gortschakow, Lüders und Orlof recognoscirten die Festung, auf deren Wällen es nun gleichfalls lebendig wurde. Das Zeichen zum Sturme wurde gegeben, die Russen entwickelten ihre Heeresmassen, dreitausend Mann Infanterie und fünfhundert Mann Reiter operirten gegen die Festung, während die russischen Batterien unausgesetzt donnerten. Die Türken empfingen die Angreifer mit einem Kartätschenhagel und einem Geschrei, das Jubelecho's unter dem Volke des Marsfeldes weckte. „Allah! Allah!" tönte es von den Wällen des

vorgeschobenen Forts Abdul Meschid und die Vertheidiger schwangen ihre Krummsäbel und luden ihre Flinten und warfen die Angreifer mit blutigen Köpfen die Wälle hinab. Ein freudiges „Halloh!" erschütterte die Luft, als Paskiewitsch zum Rückzug blasen ließ. Die Freude der Menge steigerte sich, als die Russen nicht zurück wollten und durch ihre eigenen Kanonen, deren Bedienung glaubte, daß die russischen Sturmkolonnen ihre Positionen in den feindlichen Schanzen bereits verlassen haben, beschossen wurden. Nur als Orlof vom Pferde stürzte, General Egelhardt todt in den Staub sank, die russischen Generale und Stabsoffiziere erlagen, als ob eine Seuche mitten im Schlachtgetümmel unter ihnen aufräume, da wich der Jubel einigermaßen dem Bedauern und die gutmüthigen Franzosen hatten Mitleid mit den Gefallenen. Ein kurzer Waffenstillstand griff jetzt Platz; die Russen suchten ihre Todten und Verwundeten auf, die Muselmänner aber gaben sich einem freudigeren Geschäfte hin. Sie feierten den Sieg ihrer Waffen und die Ankunft der alliirten Franzosen auf türkischem Boden. Als der Kampf sich erneuerte, erschienen bereits französische Offiziere an der Seite der türkischen Heerführer, die Befestigungsarbeiten leitend und das Feuer der Geschütze regelnd. Das Volk des Marsfeldes empfing die Glieder der großen Armee mit donnernden Zurufen und zischte die Kosaken aus, welche dem Sturme voranplänkelten. Ein erneuerter Angriff auf Silistria endigte wieder mit dem fluchtähnlichen Rückzuge der Russen. Diesmal war es ein glücklicher Ausfall der Besatzung, der dem Gefechte den Ausschlag gab. Aus unterirdischen Gängen stiegen die Muselmänner an's Tageslicht und fielen den stürmenden Russen in den Rücken. Die Verwirrung des Feindes wuchs, die russischen Heerführer, welchen der Ausfall unbekannt blieb, schrieben die Flucht der russischen Regimenter, die Unordnung, welche in den Reihen der Stürmenden einriß, auf Rechnung der Feigheit und ließen Kanonen im Rücken der russischen Bataillone auffahren, um die Stürmenden energisch anzufeuern. Da ertönte fernher Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, bald auch Trommelwirbel und Trompetengeschmetter. Panischer Schrecken bemächtigte sich der Russen, sie waren nicht mehr zu halten und flüchteten sich unter den Schutz ihrer Kanonen, allen Befehlen der Generäle zum Trotze, welche jetzt inne wurden, daß die Truppen Omer Pascha's die russische Cernirungslinie nach blutigem Kampfe durchbrochen hatten und zum Entsatze Silistria's vorrückten. Ein Jubelsturm raste über das Marsfeld hin, als sich die vorgeschobene Brigade

Omer Pascha's mit den Besatzungstruppen vereinte und das freudige Allahrufen der Türken die Luft erschütterte. Noch einmal machten, um die Ehre des Tages zu retten, die russischen Heerführer eine verzweifelte Anstrengung. Die starkgelichteten Bataillone wurden geordnet und zum dritten und letzten Sturme gegen Silistria's Mauern geführt. Während die Russen heranstürmten, erschien Musa Passcha, der ritterliche Vertheidiger der Festung, von seinem Generalstabe umgeben, in dem sich viele französische und englische Uniformen befanden, auf dem Walle. Nachdem die nöthigen Anordnungen zur Abwehr des Sturmes gegeben, nachdem der Commandant der zum Entsatze herangerückten Brigade den Säbel vor ihm gesenkt, beugte er das Knie vor Allah und dankte ihm für die Rettung und Befreiung der Festung.

Die Kanonen der Russen accompagnirten dem Gebete, und ehe man sich dessen versah, riß eine Geschützkugel den Helden zerschmettert zu Boden. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der nächsten Umgebung des tödtlich Getroffenen und theilte sich der Besatzung der Festung mit, die Tapferkeit und Widerstandskraft derselben zur Wuth stählend; ja, das Entsetzen derselben ging auf die Hunderttausende der Zuschauer über und war schon der sterbende Orlof bedauert worden, so war der Vertheidiger Silistria's der allgemeinsten Sympathie, der Thränen der Französinnen gewiß, welche ihre Kinder hoch über dem Kopfe empor hielten, ihnen unter Schluchzen zurufend: „So stirbt ein Held — nehmt Euch ein Beispiel daran!" Die allgemeine Flucht der Russen mochte jetzt den Muselmännern einige Genugthuung bieten für Mussa Pascha's Tod. Die Türken stürmten nach, bemächtigten sich der zurückgelassenen russischen Kanonen und vernagelten sie. Sie begaben sich nun nach Silistria zurück, um den Leichnam Mussa Pascha's zu Grab zu tragen. Unter den Klängen des Trauermarsches, der das Trauergepränge des großartigen Leichenbegängnisses belebte, endete die grandiose Vorstellung auf dem Marsfelde.

Heute wandelt der russische Kaiser am Arme Napoleon's auf diesem Marsfelde umher. Man empfängt ihn ehrfurchtsvoll aber schweigend. Die Völker haben ein gutes Gedächtniß und entschlagen sich nicht so leicht ihres gegenseitigen Hasses. Und zwischen den Franzosen und Russen besteht ein dumpfer, still unter der Asche fortglimmender Haß. Ob auch die Fürsten miteinander Freundschaft treiben, die Völker werden sich ewig hassen, weil Civilisation und Barbarei einander immer abstoßen wie zwei feindliche Pole.

Das französische Volk hat ein gutes Gedächtniß. Der Kaiser von Rußland versucht vergebens, es zu bestechen und den Volksinstinkt in versöhnlichere Bahnen zu lenken, indem er den Armen von Paris eine Million Francs schenkt. Die reiche Gabe trägt ihm nur das Spottwort ein: Il est le cosaque du Don (don), er ist der donische Cosak, oder er ist der Cosak des Geschenkes.

Das Gespenst des zertretenen Polen steht ewig wie eine Scheidemauer zwischen Frankreich und Rußland; dazu 1812 . . . dazu der fanatische Haß, mit welchem der Czar Nikolaus die französischen Institutionen vom Juli 1830 verfolgte, ein Haß, der so weit ging, daß er mit dem Barrikadenkönig Louis Philipp zehn Jahre lang eben so wenig etwas zu thun haben mochte, wie später mit dem österreichischen „Barrikadenminister" Bach, ein Haß, der noch andauerte, als Louis Philipp's (wie später Bach's) Gesinnungen längst alles Barrikadenmäßige abgestreift hatten . . . . dazu der Krimkrieg . . . . dazu endlich die demüthigende Abfertigung, die sich Frankreich gefallen lassen mußte, als es nach dem letzten polnischen Aufstande diplomatisch für die unglücklichen Polen ein gutes Wort einlegte . . .

Das Volk von Paris zeigt dem Czar bei Gelegenheit seines Besuches im Justizpalaste und in der Vorstadt St. Antoine, durch den demonstrativ frostigen Empfang und die Rufe: „Es lebe Polen," daß seine Gesinnungen im Grunde des Herzens noch dieselben sind, wie vor zehn Jahren, wo die orientalische Frage zum letztenmale auf der Tagesordnung stand und in einem der Pariser Theater ein Zugstück unter dem Titel: „Der orientalische Markt," gegeben wurde, das so recht den Parisern Gelegenheit gab, ihren Russenhaß zu dokumentiren.

In diesem „orientalischen Markt," schlugen die Franzosen und die Engländer ihre Schaubuden im Pyräus auf. Jeder bemühte sich, das Marktpublikum zu haranguiren und zum Besuche seiner Bude zu vermögen. Auch der Russe kam heran. Sein Aufzug war der einer wandernden Komödiantentruppe letzten Ranges. Voran der Bajazzo, der die türkische Trommel bearbeitete, hinten drein der Principal, mit großartigen Phrasen umher werfend und als Haupttableau vier Eisbären entrollend. Während Franzose, Engländer und Russe um die Wette ihre Herrlichkeiten anpriesen, näherte sich der Gruppe ein harmloser Türke. Alsbald stürzte sich der Russe auf ihn, bemächtigte sich seines Pulses und versicherte den Verblüfften, daß er sehr krank sei. Das Publikum jubelte hoch auf über diese Anspielung, der Türke

sträubte sich aber gegen diese Behauptung und versicherte, bei bestem Appetit und Humor, kurz, ganz wohl zu sein. Aber der Russe beharrte bei seiner Diagnose und suchte den Türken zu überreden, damit er ihm in sein Lokal folge, wo Universalmittel gegen jegliche Krankheit bereit liegen. Schon ist es dem Russen gelungen, den Türken in seinem Vertrauen auf das eigene Wohlbefinden wankend zu machen. Der Muselmann, durch das Einreden der Krankheit ängstlich gemacht, gibt zu, daß er sich etwas leidend befinde, freudig ergreift ihn der Russe beim Arme und schleppt ihn in seine Bude — da springen Franzose und Engländer dazwischen und befreien den Türken. Ein unbeschreiblicher Jubel durchtobt das überfüllte Haus in allen seinen Räumen. „Nieder mit den Russen," tönt es tausendstimmig von den Gallerien, aus dem Parterre, selbst aus den Logen. Da fällt es einem Unvorsichtigen ein auszurufen: „Oh — les Russes sont des hommes comme les autres" (oh, — die Russen sind auch Menschen wie die Andern). Ein Schrei der Entrüstung durchstürmt das Haus. „Ein Russenfreund!" tönt es von der Gallerie. „Ein Russe! Ein Russe!" schrieen Andere. „Greift den Russophilen! Laßt die Wache kommen!" Man faßt den Unseligen aus dem Parterre heraus und als er die unbegreifliche Kühnheit hat, seine Behauptung zu wiederholen, droht man ihn zu zerreißen. Ueber die Brüstung der Gallerien beugen sich hundert Leiber vor und Alles verlangt den Russen zu sehen. Er soll auf die Bühne gebracht werden, heißt es. Die Schauspieler, welche in dem Stücke fortfahren wollen, werden überschrieen, ausgezischt, da klirren Gewehre auf den Boden auf, die Garde von Paris ist da, säubert langsam vorrückend das Parterre auf der Seite, wo der Lärm am größten ist, arretirt den Russenfreund und führt ihn unter wüthendem Beifall der Menge als Gefangenen mit sich. Während er über seine kosmopolitischen Grundsätze und Anschauungen vor der Polizei Rede steht, nimmt das Stück seinen Fortgang. Ein Grieche tritt auf und alsbald versuchen die drei Budeninhaber den Mann für sich zu gewinnen. Aber hier haben die Franzosen und Engländer ein schweres Spiel. Mögen sie noch so energisch in den Griechen hineinreden, dieser liebäugelt doch verstohlen mit dem Russen, und wäre Letzterem gewiß auch anheimgefallen, wenn nicht plötzlich eine Art von Flurhüter, ein griechischer Gensdarm aufträte, und die Leute nach ihren Päßen fragte. Franzose und Engländer weisen sich mit ihren Papieren aus. Die Reihe trifft nun den Russen, dieser aber wirft sich in die Brust, schießt einen grimmigen Blick auf den Gensdarm

und schnauft ihn also an: „Oh moi, je suis le plus fort, je n'ai pas besoin d'un passe-port! (O ich bin der Stärkste und brauche keinen Paß.)“ Dem Aufsichtsorgane mag jedoch diese Argumentation, welcher zufolge der Stärkste keines Passes bedürfe, nicht recht einleuchten. Er fordert nur noch eindringlicher die Papiere und als der Russe auf seinem hochmüthigen: „O, ich bin der Stärkste, ich brauche keinen Paß,“ verharrte, wird er arretirt und fortgeschleppt.

Die letzten zehn, zwölf Jahre haben, wie gesagt, in den Gefühlen des französischen Volkes keine wesentliche Veränderung hervorgebracht und nach wie vor bäumt es sich gegen die Russen auf. Oder bedeuten die Lebehochrufe auf Polen, die man dem Kaiser von Rußland allerorten hören läßt, nicht ein solches Aufbäumen des Volksgeistes?

Das Volk von Paris läßt selbst bei der großen Revue, welche in Gegenwart der drei Monarchen abgehalten wird, Polen hochleben.

Jetzt ist diese Revue zu Ende und die Hofwagen kehren von Longchamps zurück. Mehrere Privatwagen sperren ihnen im Gehölz von Boulogne den Weg und nöthigen sie im Schritt zu fahren.

Plötzlich ertönt neben dem Wagen, der die beiden Kaiser und die beiden Großfürsten enthält, ein Schuß. In demselben Augenblick sieht man einen Hauptmann der Pariser Stadtgarde sich auf einen jungen Mann stürzen, der an einen Baum angelehnt steht und der offenbar den verhängnißvollen Schuß abgefeuert hat.

Raimbeaux, der Stallmeister des Kaisers, der den Schuß hatte abfeuern gesehen und sich mit Blitzesschnelle dazwischen warf, um die Monarchen mit seinem Leibe zu decken, gibt dem kaiserlichen Kutscher Befehl, schnell zu fahren. Der Stallmeister Bourgoing ruft gleichfalls dem Kutscher ein „Vorwärts“ zu, aber ehe dieser noch die Pferde in schärferen Trab setzen kann, befiehlt Napoleon zu halten.

Er hat Blut gesehen, erhebt sich und richtet mit zitternder Stimme an den Kaiser von Rußland und dessen Söhne die Frage, ob sie nicht verwundet seien.

Alle drei erklärten sich für unversehrt und Napoleon nimmt wieder mit einem aus tiefster Seele aufgestiegenem „Gott sei Dank“ seinen früheren Platz ein.

Der junge Mann, der den Schuß abgefeuert hat, welcher mehrere Personen aus der Umgebung des Monarchen verwundete, blutet, denn die überladene Pistole ist ihm in der Hand zersprungen und hat ihm dieselbe arg beschädigt.

Die unglückselige That findet von Seite der vielen Hunderte, die Zeugen derselben waren, die schärfste, einmüthigste Verurtheilung. Die Franzosen lieben die Russen nicht, und empfinden keine Sympathien für den Czar, aber sie verabscheuen den Mord und die heimtückische Verletzung des Gastrechtes und um über ihre Gesinnungen in dieser Beziehung gar keine Zweifel aufkommen zu lassen, werfen sie sich in der ersten Aufwallung auf den Mörder, und wollen an ihm Lynchjustiz üben.

Kaum hat sich der Hauptmann der Stadtgarde des Attentäters bemächtigt, so entspinnt sich ein wahrer Kampf zwischen dem Officier und der Menge, die über den Mörder herfallen will. Ein zweiter Officier springt herbei und vertheidigt seinen Collegen, der den Mörder beim Kragen hält, gegen das empörte Volk, das wüthend schreit, man müsse den Mann, der Frankreich eine solche Schmach angethan hat, den Garaus machen. Zwanzig Arme strecken sich gegen den Unglücklichen aus, um ihn zu erwürgen und zu zerreißen. Die Officiere, die ihn festhalten, müssen förmlich mit der Masse ringen. So heftig tobt der Kampf, daß ihnen die Epauletten von den Schultern gerissen werden, daß einer der Officiere von dem Mörder getrennt wird. Aber dem Anderen springen jetzt mehrere besonnene Bürger bei, und helfen ihm das Leben des Mörders gegen die rasende Menge vertheidigen. Die Gruppe, deren Mittelpunkt der jugendliche Mörder bildet, wird hin und hergeschoben, und bis auf die andere Seite des Waldweges gestoßen, wo der Officier und die ihm beistehenden Männer in's Gehölz drängten und fortwährend den Mörder vertheidigten. Derselbe war der Ohnmacht nahe, und verlor so viel Blut aus der Wunde, welche ihm die Splitter der zerplatzten Pistole beigebracht hatten, daß selbst die Hände der Personen, welche ihn festhielten, blutgetränkt waren.

Im Gehölze machte die Dichtigkeit des Buschwerkes das Vordringen sehr schwer und der Officier war einen Augenblick genöthigt, seinen Gefangenen loszulassen. Sofort schrie die Menge von Neuem, man müsse ihn an einen Baum aufhängen und traf Anstalten die Drohung auszuführen. In diese düsteren Drohrufe mischte sich der Wiederhall der Lebehochrufe, mit welchen die ihre Fahrt langsam fortsetzenden Monarchen allerorten begrüßt wurden.

Indessen war ein Trompeter der Stadtgarde von dem Officiere abgeschickt worden um Beistand zu holen, und es gelang endlich den herbeigeeilten Stadtgardisten sich Bahn zu brechen und den Gefangenen

zu umgeben. Zwei Unterofficiere bemächtigten sich seiner und schleppten ihn bis zu einer Droschke, in der man ihn unterbrachte. Als man ihn in den Wagen hob, war er fast leblos. Die Bewegung des Wagens brachte ihn aber wieder zu sich und als er überall Vive l'empereur rufen hörte, schrie er mit vor innerer Aufregung zitternder Stimme:

„Vive l'empereur et la Pologne! — es lebe der Kaiser, es lebe Polen!"

Die Stadtgarden, die ihn in die Mitte genommen hatten, überhäuften ihn mit Vorwürfen und machten ihm bemerklich, daß er beinahe den Kaiser getödtet hatte.

Er erwiderte:

„Nein, — ich wollte den Kaiser Napoleon nicht tödten, ich wollte nur den Czar tödten!"

Als man ihn fragte, ob er Mitschuldige habe, sagte er:

„Nein — ich war allein mit meinem Vaterlande!"

Vor den Verhörrichter gebracht, sagte er, daß er Anton Berezowsky heiße, Mechaniker sei und einer Familie angehöre, welche auf Befehl des Czaren nach Sibirien transportirt worden sei.

Der Ruf von dem, was geschehen war, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch Paris und bald erfuhren auch Thekla und Fanny, was sich zugetragen hatte. Ein Pole, hieß es, hat auf den Kaiser von Rußland geschossen. Die Person, welche Thekla die Kunde von dem Attentate mittheilte, war durch Zufall Zeuge der seltsamen Kampfscene gewesen, die sich im Gehölze von Boulogne zwischen dem empörten Volke und den die Person des Attentäters schützenden Organen abgespielt hatte. Sie beschrieb den Attentäter, den sie während des Kampfes aus der Ferne einmal erblickt hatte, ohne seine Züge genau unterscheiden zu können, da ihm die Haare wirr über die Stirne herabhingen und das Antlitz theilweise verdeckten, die Distanz übrigens auch zu groß war, um genau sehen zu können, als einen jungen Mann von Mittelgröße, der mit Thekla's Miethsmanne eine gewisse Aehnlichkeit habe.

Thekla fühlte sich, namentlich in Folge der letzterwähnten Bemerkung von einer eigenthümlichen Unruhe beschlichen. Wenn Berezowsky der Attentäter wäre, dachte sie, verwarf aber augenblicklich wieder diesen Argwohn; Berezowsky war ein zu sanfter Mann, als daß sie ihn einer solchen That hätte fähig halten sollen. Dann wußte sie, daß die gemäßigten Leute der polnischen Emigration von dem Augenblick, wo der Kaiser Alexander in Paris angekommen war,

ihre exaltirteren Freunde strenge überwachten. Wäre von Berezowsky etwas zu befürchten gewesen, würde man ihn sicherlich auch überwacht haben. Wenn er aber trotzdem der Thäter wäre. Es ließ sie nicht ruhen und drängte sie mit Gewalt in Berezowsky's Zimmer, die heute, nachdem sie der Miether verlassen, noch Niemand betreten hatte, weil Fanny mit einer jungen Freundin hinausgegangen war, die Revue mit anzusehen. Sie war eben erst zurückgekehrt und im Begriffe die Kleider zu wechseln, um dann an das Aufräumen der Wohnung Berezowsky's zu gehen.

Jetzt betrat die Mutter, von ihrer inneren Unruhe dahingetrieben diese Wohnung früher als die Tochter und kaum hatte sie einen Blick in Berezowsky's Arbeitssaal gethan, als sie auch im Reinen darüber war, daß Berezowsky das Attentat verübt habe.

Da stand das bewegliche selbstreitende Pferd, das einmal Fanny's Aufmerksamkeit erregt hatte, und auf demselben befand sich in der Stellung eines Reiters eine ausgestopfte Figur, welche dem Kaiser von Rußland frappant ähnlich war. Brust, Hals und Gesicht der Figur waren vielfach von Kugeln durchlöchert.

Der mechanische Apparat, den Berezowsky angefertigt, und dem er, als ihn Fanny um den Zweck desselben befragt hatte, eine harmlose Deutung gegeben, hatte eine entsetzliche Bestimmung gehabt, daran konnte Thekla nicht mehr zweifeln. Berezowsky mußte sich monatelang mit dem Gedanken, den Kaiser von Rußland zu tödten, getragen haben, und seine Aeußerung, daß ihn nur ein einziger Monarchenbesuch interessire, erhielt mit einem Male einen unheimlichen Sinn, den Thekla damals, wo er diese Aeußerung machte, in derselben natürlich nicht hatte suchen können.

Berezowsky hatte das selbstreitende Pferd offenbar nur erfunden und zusammengestellt, um sich im Zielen auf einen beweglichen Gegenstand üben zu können, und wenn er auf das Pferd eine ausgestopfte Gestalt gesetzt hatte, die in der Maske eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem russischen Kaiser hatte, so mochte ihm dabei der Gedanke vorgeschwebt haben, sich an die Erscheinung Alexanders zu gewöhnen, damit er im entscheidenden Augenblick eine feste, sichere Hand behielte, und sich durch keine Staffage abhalten ließe, nur den Mann im Auge zu behalten, für den er seine Kugel gegossen hatte.

Jetzt erklärte sich Thekla auch den Zwang, den Berezowsky ihrer Tochter gegenüber seinen Gefühlen auferlegte. Er wollte Angesichts

der dunklen That, über welcher er brütete, den ihm zugeneigten Gefühlen Fanny's durch ein entgegenkommendes Benehmen keine Nahrung geben. Er liebte Fanny, betrachtete sich aber als einen verlorenen Mann, that daher Alles Mögliche, um seine Empfindungen zurückzudämmen, und Fanny nicht in die dunklen Kreise seines Lebens zu verflechten.

Den Umstand, daß man nie einen Schuß gehört habe, erklärte sich Thekla ganz einfach dadurch, daß ihr Miether sich bei seinen Schießübungen der Schießbaumwolle bedient habe. Da er sich bei seinem heutigen Ausgang nicht mehr die Mühe genommen hatte, die den Kaiser von Rußland darstellende Gestalt zu verbergen, wie er dies bisher beharrlich gethan, da er wohl das Pferd den Blicken derer preis gab, die sein Zimmer besuchten, den Reiter aber immer sorgfältig versteckt hielt, so hatte er offenbar das Haus mit dem Entschlusse verlassen, die That, die er so lange vorbereitet hatte, heute auszuführen.

Sobald sich Thekla alles das klar gemacht hatte, was wir hier angedeutet haben, faßte sie den Entschluß, alles zu thun, was Berezowsky's Lage erleichtern könnte.

Der Mechanismus, Pferd und Reiter, mußten verschwinden, und zwar in kürzester Zeit, denn hatte Berezowsky bei der ersten Einvernehmung, die man vielleicht eben jetzt mit ihm vornahm, seinen Namen erst genannt, und seine Wohnung angegeben, so wurde die letztere gewiß noch heute einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Die Commission sollte aber in dieser Wohnung nichts finden, was den Unglücklichen noch mehr belasten konnte, indem es auf eine planvolle Zurechtlegung der That schließen ließ.

Thekla sperrte ihre Wohnung von Innen ab, nahm eine Hacke und begab sich mit derselben in Berezowsky's Zimmer, in welchem sich Fanny bereits befand, um dieselben wie gewöhnlich in Ordnung zu bringen.

Die Mutter fand die Tochter in staunender Betrachtung der Figur versenkt, welche den von Berezowsky ersonnenen Mechanismus in auffälliger Weise vervollständigte.

„Hilf mir, dies Alles zerstören!" rief Thekla mit zitternder Stimme der Tochter zu, indem sie mit der Hacke einen kräftigen Streich gegen den Kopf des Pferdes führte, daß derselbe augenblicklich in Trümmern zersplitterte.

Fanny, welche nichts anderes glauben konnte, als ihre Mutter

sei plötzlich wahnsinnig geworden, faßte mit einem Schrei die Hand Thekla's und rief, dieselbe festhaltend:

„Was thust Du da? Was wird Berezowsky sagen, wenn er sein mühevoll aufgebautes Werk durch Dich vernichtet findet?"

„Laß mich!" rief Thekla, sich dem Griffe der Tochter entwindend und einen zweiten Streich gegen Berezowsky's Werk führend, der wieder einen Theil desselben zerbröckelte. „Laß mich und hilf mir bei dem Zerstörungswerke, das ich nur im Interesse Berezowsky's vornehme! Der Unglückliche!"

„Warum ist er unglücklich? Was hat er gethan? Warum wüthest Du so gegen sein Werk?"

„Um seine entsetzliche Lage zu erleichtern! Er ist der Mörder, der im Gehölze von Boulogne auf den russischen Kaiser geschossen hat!"

Fanny erblaßte und taumelte zurück.

„Findet man diese Dinge in seiner Wohnung," hastete Thekla weiter in der Rede, „so verschlimmert sich seine Lage, laß uns sie also vereint aus dem Wege räumen! Ich will das Werk zerstören und unkenntlich machen, Du magst die Trümmer von hier forträumen, und so gut Du kannst, an verschiedenen Orten unserer Wohnung, in Zimmer, Küche, Keller und Boden verstecken, bis wir das, was daran verbrennbar ist, ohne Aufsehen vernichten können!"

Fanny forschte nicht, woher die Mutter die entsetzliche Neuigkeit habe, die sie ihr so eben mitgetheilt, sondern beeilte sich, sobald sie sich von dem ersten Schrecken und der halben Ohnmacht, die sie angewandelt, als sie das Schreckliche vernommen, ein wenig erholt hatte, der Mutter behilflich zu sein.

Beide arbeiteten mit solchem Eifer und mit so athemloser Hast, daß, als am Abend die gerichtliche Commission wirklich erschien, um Berezowsky's Wohnung zu durchforschen und zu versperren, von dem verhängnißvollen Mechanismus keine Spur mehr vorhanden war.

Am folgenden Tage erbat sich Thekla die Vergünstigung, mit Berezowsky zusammenkommen zu dürfen.

Er war lebhaft bewegt, als er sie in sein Gefängniß eintreten sah, und stammelte, indem er auf sie zuschritt:

„Oh, Madame, verzeihen Sie mir die Unannehmlichkeiten, die Sie meinetwegen zu erdulden gehabt haben mögen!"

„Davon ist keine Rede!" sagte Thekla sanft. „Denken Sie nur an sich, und wenn es Sie in Ihrem Unglück ein wenig trösten

kann, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich und meine Tochter von tiefstem Mitleid für Sie erfüllt sind!"

Berezowsky reichte Thekla gerührt seine gesunde Hand; die angeschossene trug er in einer Binde, und in seinen verstörten Zügen war zu lesen, daß er nicht blos geistig, sondern auch physisch sehr litt, wie das auch nicht anders möglich war, da seine Wunde, wenn sie frei vom Verbande bloslag, schrecklich anzusehen war; der ganze Knochen war blos.

„Sagen Sie Fanny, daß mir ihre Theilnahme in tiefster Seele wohlthut!" flüsterte er, und setzte, Thekla's Hand drückend, leise hinzu: „wenn mein Leben mir selbst gehört hätte, wo hätte ich ein liebenswürdigeres Wesen finden können, um es ihm zu widmen, als Fanny? Verzeihen Sie mir dies offene Bekenntniß, Madame — die ernste Stunde, in der es abgelegt wird, dient ihm zur Entschuldigung. Ich werde Fanny nie vergessen — ihr Bild wird mich umschweben, wenn auf dem Schaffote das Messer über meinem Halse blinken wird."

„Was haben Sie gethan, Herr Berezowsky!" rief Thekla in Thränen ausbrechend.

„Was ich nicht lassen konnte!" entgegnete Berezowsky fest. „Was ich mir zugeschworen habe, als ich sechszehn Jahre alt wurde. Wenn ich wieder von Neuem beginnen könnte, wäre ich sofort bereit, die mißlungene That von Neuem zu vollführen. Denn ewig wie der Krieg zwischen Rußland und Polen, ist mein Haß gegen den Czar. Eines hätte ihn retten können: der Krieg. Ich dürstete nicht gerade nach seinem Blute, ich hoffte bis in die letzte Zeit, daß Gott mir das Gericht aus der Hand nehmen werde. Ich zählte darauf, daß sich die Luxemburger Frage zu einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland zuspitzen, daß dieser Krieg Rußland auf Preußens Seite stellen, und Napoleon dann daran gehen würde, Polen wieder herzustellen. Es ist leider anders gekommen. Die Diplomatie hat die Luxemburger Frage friedlich beigelegt, die Aussicht, Polen frei zu sehen, zerfloß mir wie ein Nebelbild vor den Augen. Ich durfte nicht länger zögern, ich mußte dem Czar gegenüber meine Pflicht thun!"

„Was nennen Sie Ihre Pflicht?" wandte Thekla mit schmerzlicher Betonung ein.

„Ich mußte versuchen, den Czar für das, was er meinem unglücklichen Vaterlande angethan, zu strafen!" rief Berezowsky mit

der unerschütterlichen Festigkeit eines Fanatikers. „Der Czar hat mein armes Vaterland hingemordet; er hat die Frauen und jungen Mädchen massacriren und die jungen Männer nach Sibirien transportiren lassen."

Berezowsky war nicht in der Lage fortzufahren, Thränen erstickten seine Stimme, er war vor Aufregung außer sich.

Thekla ließ seinen Paroxysmus vorübergehen und fragte dann im Tone sanften Vorwurfs:

„Wie Sie die Sache von Ihrem Standpunkte aus auch ansehen mögen, Sie hatten doch nicht das Recht über das Leben eines Mannes, eines Souveräns, zu verfügen!"

„Der Czar ist kein bloßer Mann," entgegnete Berezowsky düster; „er ist auch nicht ein Souverän wie ein anderer, wie die, welche heuer zu Dutzenden nach Paris kommen. Er ist der Souverän Polens, er ist der Mörder meines Vaterlandes."

„Das ist einfach die Theorie des Königsmordes!" rief Thekla in verweisendem Tone. „Gott erlaubt nicht, daß man über das Leben von seines Gleichen verfügt!"

„Der Czar ist nicht meines Gleichen!" fertigte Berezowsky trotzig die Bemerkung Thekla's ab. „Mein Gewissen befahl mir, den Czar zu tödten — Gott wird mir verzeihen!"

„Ja, wir wollen ihn auf den Knieen darum bitten, daß er Ihnen verzeihen möge!" rief Thekla. „Ich will nicht länger mit Ihnen streiten, aber sagen Sie mir nur Eines: Haben Sie denn nicht bedacht, als Sie Ihre That vorbereiteten, daß sich der Czar auf die französische Gastfreundschaft verlasse, auf jene Gastfreundschaft, welche auch Sie genießen?"

Eine flammende Röthe stieg auf Berezowsky's Wangen auf, und er sagte halblaut und gesenkten Blickes, als fühle er selbst das Unstichhältige seiner Entschuldigung:

„Es handelte sich um eine politische Affaire — der Krieg zwischen Polen und Rußland gab mir Rechte, die ich nicht überschritten habe —"

„Sie spielen mit Worten!" fiel Thekla Berezowsky in die Rede. „Gestehen Sie es nur, daß Sie sich eine unedle That zu Schulden kommen ließen, als Sie Frankreich die Gastfreundschaft, die an Ihnen selbst geübt wird, in so übler Weise heimzahlten. Ich will hierbei den Nützlichkeitsstandpunkt ganz bei Seite lassen. Aber Sie hätten bedenken sollen, daß in Frankreich sechszigtausend Polen leben, die mit

der französischen Gesellschaft verwachsen sind, daß sich in allen Instituten, Lehrämtern, Werkstätten und Comptoirs Polen befinden, daß die Polen in Frankreich gleichsam einen Staat im Staate bilden, und daß alle ihre Schulen, Unterstützungs- und Versorgungsgesellschaften unter dem Patronate jener hochherzigen französischen Nation stehen, der Sie durch Ihre That einen Schlag in's Gesicht versetzt haben."

„Halten Sie ein, Madame!" rief Berezowsky, sich unter der Wucht der gerechten Vorwürfe krümmend, „halten Sie ein, Ihre Anklagen fangen an, mich niederzudrücken."

„Ich will Sie nicht noch unglücklicher machen, als Sie ohnehin schon sind, Herr Berezowsky!" sagte Thekla. „Aber die Wahrheit durfte ich Ihnen nicht vorenthalten. Sie haben Polen in Frankreich tödtlich compromittirt, indem Sie den Lauf Ihrer Pistole auf die Brust des Czaren richteten. Nur der Umstand, daß Sie trotz Ihrer gegentheiligen Versicherung unbedacht handelten, kann Sie einigermaßen entschuldigen. Die Commission, welche gestern Ihre Wohnung durchforscht und gerichtlich gesperrt hat, soll in derselben nichts vorgefunden haben, was darauf hingedeutet hätte, daß Sie sich lange auf die grauenvolle That vorbereitet hätten!"

Thekla heftete ihr Auge mit einem vielsagenden Blicke auf Berezowsky, indem sie so sprach. Sie konnte nicht deutlicher reden, denn die Unterredung fand, wie es sich von selbst versteht, in Gegenwart einer Gerichtsperson statt. Berezowsky starrte Thekla zuerst unschlüssig an; er wußte doch, daß er seinen Mechanismus unberührt in seinem Arbeitssaale zurückgelassen habe, da er beim Weggehen nicht die Absicht gehabt hatte, einen Schleier des Vertuschens über die Vorbereitungen zu werfen, die er zu dem Attentate getroffen — aber wie er Thekla jetzt durchdringend ansah, kam eine Ahnung dessen, was sie in seinem Interesse gethan, über ihn, und er rief, von einem plötzlichen Gefühle der Dankbarkeit übermannt:

„Ich verstehe Sie, Madame, und danke Ihnen für alles Liebe und Gute, das Sie an mir gethan haben! Ich bin zu bewegt, um mich in diesem Augenblick länger mit Ihnen unterhalten zu können — leben Sie wohl, Madame, und grüßen Sie Ihr reines Kind von einem Unglücklichen!"

VIII.

Die russische Sprachlehre.

Ein Doppelanlaß hat das vierblättrige Collegenkleeblatt Wurzbacher — Greisler -- Schnirch und Schrittel wieder einmal zu einer gemüthlichen Kneiperei veranlaßt. Die Ernennung des Freiherrn von Beust zum Reichskanzler und die Rückkehr des Concipisten Schnirch von Paris, wo er einen dreimonatlichen Gehaltsvorschuß beim Studium der Weltausstellung sitzen gelassen hatte: das waren diesmal die zwei greifbaren Motive, welche die vier Collegen in's Weinhaus führten, welches sie in so feierlicher Vollzähligkeit seit dem schönen Tage, an dem sie sich des Zurücktretens Belcredi's gefreut, nicht wieder betreten hatten.

Im Weinzimmer ging es diesmal ungemein lebhaft zu, da zwei Parteien von entgegengesetzten Anschauungen einander über eine Communalfrage in die Haare gerathen waren.

Ein Bürger von kernhaftem, biederbem Aussehen nahm sich der guten alten Zeiten an und sagte:

„Ich habe nichts gegen den jetzigen Bürgermeister Bielsky, ich gebe sogar zu, daß er sich während der Occupation trefflich an der Spitze der Gemeinde bewährt und es verstanden hat, mit phlegmatischer Gelassenheit den unverschämten Forderungen momentaner Machthaber entgegen zu treten; ich anerkenne auch an ihm, daß er sich von den Ultra's, die ihn nach ihrem Gutdünken hin- und herschieben zu können meinten, nicht ganz willenlos in's Schlepptau nehmen ließ. Aber er hat doch Vieles veranlaßt und zu Vielem seine Zustimmung gegeben, woran die Gemeinde noch schwer zu kauen haben wird. Er hat zu dem Baue der dritten Prager Brücke, die sein Lieblingsgedanke gewesen ist, den Impuls gegeben, er hat es abgelehnt, mit der belgischen Gasbeleuchtungsgesellschaft in Unterhandlungen einzutreten, als sie Propositionen machte, welche nicht von vorneherein die Signatur der Unannehmbarkeit an der Stirn trugen, er hat zugegeben, daß für die czechischen Schulmädchen ein Universitätsbau hergestellt, daß der beamtliche Orga-

nismus der Commune auf kostspieliger Grundlage reorganisirt werde, daß sich die Gemeinde an einem Theaterbau mit vierzigtausend Gulden betheiligte. Jetzt sollte er das Alles, was er veranlaßt oder zugegeben hat, auch vertreten und nicht von Resigniren sprechen."

„Lassen Sie ihn doch aus der Resignation Ernst machen, mit der er ja schon einmal gedroht hat, als es sich um die Besetzung der Polizeihauptmannstelle handelte!" rief ein anderer Bürger dazwischen. „Aus den kleinlichen Anlässen, die er ergreift, um seinen Rückzug in's Privatleben zu maskiren, kann man ersehen, daß dieser Rückzug bei ihm eine schon lange festbeschlossene Sache ist. Er ist ein viel zu gescheidter Mann, als daß er aus der Lappalie, ob die Bürgercorps die deutsche oder die czechische Commandosprache haben, eine Cabinetsfrage machen würde, wenn er nicht um jeden Preis zurücktreten wollte. Lassen wir ihn also gehen und je früher er geht, desto besser, desto schneller wird die gegenwärtige Gemeindewirthschaft ad absurdum geführt. Die Ultra's, welche das Heft in Händen haben, werden sicher einen Mann an seine Stelle setzen, der nach ihrem Herzen sein wird. Sie werden sich sichern und nicht wieder einen biegsamen, fügsamen, schmiegsamen Advokaten wählen, der es versteht, ihnen aalglatt zuweilen unter den Fingern wegzuschlüpfen, wenn sie ihn eben recht fest zu halten glaubten. Bielsky war ihnen immer noch zu deutsch mit seinem Frack und Cilinder und seinen Handelskammerantecedentien. Er war früher Secretär der Prager Handelskammer, der Kaufmannsstand in Prag ist aber mit Zweidrittel-majorität — um mich eines beliebten Schlagwortes zu bedienen — deutsch. Sein Nachfolger wird sicher ein czechischer Ultra sein und dann werden die Dinge biegen oder brechen. Je mehr in's Ultrablaue hineingearbeitet wird, desto schneller wird sich das System abnützen und man wird zu gesunden Grundlagen zurückkehren und den Deutschen jenen Antheil an der Gemeindeverwaltung einräumen müssen, den anzusprechen sie ihrer Zahl, Intelligenz und Steuerleistung nach vollkommen berechtigt sind und um den sie nur eine ungerechte Wahlordnung gebracht hat."

„Ja, wenn wir warten könnten!" brummte der alte Bürger. „Aber wenn das Regiment der Ultras zu der Million, die es uns bereits auf den Hals geworfen, noch eine zweite Million hinzugefügt haben wird, dann wird es zu spät sein, in die alten Sparsamkeitsbahnen einzulenken, die nie hätten verlassen werden sollen. Ja, meine Herren, wenn Sie einen Bürgermeister wie er sein soll und wie ihn

Prag braucht, kennen lernen wollen, dann gehen Sie an einem schönen Nachmittag hinaus vor das Roßthor und sehen Sie sich dort den alten Herrn an, der in der Allee, die zum Kuhstalle führt, behäbig eine Cigarre rauchend oder aus einer langen Pfeife schmauchend auf und niederwandelt. Der alte Herr mit dem wohlwollenden Aussehen hat zwölf Jahre lang die Geschicke der Stadt Prag geleitet und wenn er es auch nicht Allen recht zu thun vermochte, so hat er doch bei Vielen ein dankbares Andenken zurückgelassen und Tausende in Prag sagen sich heute, sein Regiment sei das geordnetste gewesen, dessen sich die Stadt zu erinnern weiß. Und er hat sein Primat im Jahre 1848 unter den ungünstigsten Verhältnissen angetreten! Wie Bielsky im Jahre 1866 mit den preußischen Generalen pactiren mußte, so hat Wanka im Juni 1848 mit Windischgrätz unterhandeln müssen, der seine Bombenkessel auf dem Hradschin und der Marienschanze stehen hatte! Und fürwahr, es scheint mir kein kleineres Kunststück zu sein, den Mann, der eben die Prager Mühlen angezündet hatte, zur Milde zu stimmen, als mit den Generalen Erich und Vogel von Falkenstein zu unterhandeln. Es ging Wanka oft hart, in den Cassen war jahrelang kein Geld, denn die czechische Partei hatte in den Jahren 1848 bis 1850, wo sie die Majorität hatte, so gewirthschaftet, wie wir sie seit 1861, wo sie eben wieder die Majorität hat, wirthschaften sehen. Aber in zehn Jahren brachte es Wanka dahin, daß die Wunde, welche die Czechen dem Stadtsäckel geschlagen, vernarbte und daß die Prager Commune als die bestrangirte in Oesterreich dastand. Die Passiven waren auf ein Minimum — kaum eine halbe Million herabgedrückt, Einnahmen und Ausgaben in schönstem Einklange, Alles im gemeindlichen Haushalte ging wie an einem Schnürchen und klappte. Freilich wendete die Gemeinde in diesem Decennium eben strenge nur solchen Dingen ihre Aufmerksamkeit zu, welche sie angingen; sie ließ sich in keine Beleuchtungsconcurrenz ein, sie baute keine Brücken an Stellen, wo keine Frequenz zu erwarten ist, keine schwerfälligen, arsenalartigen Schulgebäude ad majorem nationis gloriam, sie votirte keine vierzigtausend Gulden zum Besten eines Nationaltheaters der Zukunft, dafür schuf sie aber eine musterhafte Feuerwehr, hielt das Pflaster in Ordnung, zahlte jährlich Tausende von ihrer Schuld ab und gerirte sich überhaupt als das Muster eines geordneten, sparsamen Haushaltes."

Wurzbacher, welcher der lebhaften Debatte über die Prager

Gemeindehändel mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, wendete sich jetzt zu dem Actuar mit den Worten:

„Schrittel, geschwind etwas Heiteres aus Ihren Bekanntenkreisen! Mir ist da eben die Galle aufgestiegen, wie ich die Parallele ziehen hörte zwischen dem geordneten Gemeindewesen von einst und dem ungemessenen Geldausgeben von heute, das nur zu neuen Schulden und Zuschlägen führen muß — lassen Sie etwas Schnurriges los, Schrittel, damit ich wieder die Stimmung finde, mein Gläschen Vöslauer mit Behagen schlürfen zu können!“

„Jene Herren haben uns Bilder aus dem communalen Leben Prags entrollt,“ sagte Schrittel lachend, „lassen Sie mich einige harmlosere aus dem socialen Leben daneben hinstellen. Ich führe Sie in ein Haus, in dem es sich die Eltern etwas kosten lassen, daß die Kinder ordentlich erzogen werden. Den Mädchen wird eine Gouvernante, den Knaben ein Hofmeister gehalten, da kann es unmöglich fehlen, die Erziehung der kleinen Weltbürger muß mit doppelter Locomotivkraft gefördert werden. Die Eltern zählen darauf, daß sich die Lehrkräfte gegenseitig unterstützen, und auch die Gouvernante hätte gegen eine Unterstützung von Seite des Hofmeisters nichts einzuwenden. Sie sieht den jungen Mann gern, und würde nicht zu viele Schwierigkeiten machen, wenn sich er ihr nähern wollte. Der Hofmeister hat aber kein Auge für die kleinen Avancen, die ihm die Gouvernante macht, er bleibt kalt und gemessen, und fordert durch seine Apathie den Zorn der Schönen heraus, die nun Alles daran setzt, um der Ursache seiner Gleichgiltigkeit auf die Spur zu kommen. Sie umspannt den jungen Mann mit einem Netz von Späheraugen, verfolgt ihn auf Schritt und Tritt, und bekommt es endlich glücklich heraus, daß er eine Liaison mit einer feurigen Tochter des Ghetto habe. Empört darüber beschließt sie sich auf das Empfindlichste zu rächen. Der arme Hofmeister soll durch Nadelstiche getödtet werden, allerorten soll ihm das Bild seiner Geliebten in Carricaturform entgegentreten. Sie zeichnet nun den ganzen Tag und hält auch ihre Zöglinge zum Zeichnen an. Alle diese Uebungen im Freihandzeichnen haben aber nur die eine Tendenz, eine unerschöpfliche Fülle von Carrikaturen zu Tag zu fördern. Die erzielten Bilder werden dann so umhergestreut, daß sie dem Hofmeister in die Hände fallen müssen. In jedem Buche, das er aufschlägt, findet er eine Carrikatur auf seine Geliebte. In die Taschen seines Rockes verkriecht sich das Bild, so daß er Gefahr läuft, es mit dem Sacktuche herauszu-

werfen, wenn er sich bei dem carrikirten Gegenstande befindet. Er greift nach seinem Hute — die verzerrten Züge seiner Geliebten grinsen ihm vom Hutfutter entgegen, so fest angemacht an der innern Fläche des Hutdeckels, daß es der forcirtesten Anstrengung bedarf, um das Porträt wegzukratzen. Er untersucht die Schreibebücher seiner Zöglinge um sich von ihren Fortschritten zu überzeugen, und findet nichts als Carrikaturen. In jedem Lehrbuche findet sich dasselbe Gesicht in hundert diabolischen Verzerrungen wieder, hier und da mit schüchternen Anläufen untermengt, die auf eine Carrikirung seiner eigenen Persönlichkeit hinzielen. Er will dem Geheimniß auf die Spur kommen, aber seine Zöglinge lachen ihm in's Gesicht. Sie lassen Worte fallen, die darauf hindeuten, daß sie zu den Eingeweihten gehören, und daß sich der Ursprung mehr als einer Carrikatur auf sie zurückführen läßt. Sie können sich denken, welche enorme Menge von Zerrbildern in dem Hause fabrizirt wird, wenn Sie erwägen, daß die Gouvernante rastlos zeichnet, daß sie ihre weiblichen Zöglinge anhält, Carrikaturen anzufertigen, und daß die Mädchen hinwiederum bei ihren Brüdern Propaganda für das Carrikaturgenre machen. Die Carrikatur droht dem Hofmeister über den Kopf zu wachsen und er entschließt sich endlich Gift mit Gift zu bekämpfen. Er paktirt mit seinen Zöglingen, und bringt sie auf seine Seite, indem er ihren abgedroschenen Zerrbildern neue, frische Waare entgegensetzt. Er verlegt sich auf das Studium der Vorgeschichte der Gouvernante und findet da bald die Achillesferse heraus. Auch sie, die ihn so beharrlich verfolgt, hatte vor einigen Jahren ein Verhältniß, es gelingt dem Hofmeister, den Gegenstand der gouvernantlichen Liebe zu erschauen, und bald findet sich derselbe in verbesserter Porträtform in den Händen der Gouvernante. Der Krieg wird jetzt in Feindesland hinübergespielt. Nicht der Hofmeister allein zeichnet Carrikaturen, er richtet auch seine Zöglinge ab, ein gleiches zu thun, die Knaben influenziren ihre Schwestern, und bald produciren diese zum Aerger ihrer Gouvernante ein Porträt nach dem anderen, und es ist nicht abzusehen, wie weit dieser Carrikaturenkampf noch führen, und wo er enden wird!"

„Ein schönes Stück moderner Erziehungskunst!" bemerkte der Adjunkt Greisler schmunzelnd.

„Als Seitenstück dazu gebe ich Ihnen noch ein Stück moderner Noblesse!" rief Schrittel. „In derselben Familie gibt es einen Onkel, der es nicht mehr für angemessen hält, sich durch weibliche Dienstboten bedienen zu lassen. Er betreibt ein Geschäft, bei dem die Füße der Dienst-

boten stark in Anspruch genommen werden. Die dienstbaren Geister rennen den ganzen lieben Tagen umher, um den Aufträgen ihres Herrn gerecht zu werden. Drr letztere calculirt nun, daß es überall einen weit günstigeren Eindruck machen müsse, wenn anstatt eines Dienstmädchens ein livréeirter Bedienter erscheint. Gedacht, gethan, — eine Livrée wird angeschafft, und zu derselben ein passender Mensch gesucht. Die Livrée eignet sich nicht für jeden, denn der sparsame Mann hat sie in einer Licitation nach einem fallirten Kaufmanne erstiegen, der in der Zeit seiner Blüte nicht genug müssige Schranzen nähren konnte. Der nach einem Bedienten dürstende Mann geht jetzt herum, und sieht sich jeden Menschen, der ihm begegnet, sorgfältig an. Besonders richtet er sein Augenmerk auf die Klasse der ambulanten Victualienhändler, und ersieht endlich in einem Bretzelmann eine Gestalt, die ihm zu passen scheint. Er zieht dem Manne im Geiste die Livrée an, und siehe da, sie sitzt ganz gut. Grund genug, um mit dem Bretzelmann sofort in Unterhandlungen zu treten. „Würden Sie mein Bedienter werden wollen?" frägt er den Ueberraschten. „Warum nicht," lautet die Antwort, „ich habe das Bretzeltragen satt." „So meine ich es nicht," erklärt sich der Livréebesitzer genauer. „Ich will Sie Ihrem Geschäfte nicht entziehen. Sie können mein Bedienter sein, und dabei doch Bretzeln herumtragen."—„Wie so?" forscht der andere. „Machen Sie vielleicht Bretzeln, die ich in der Livrée an Mann bringen soll?" — „Das nicht, aber ich brauche nur am Tage einen Bedienten, — der Abend und die Nacht gehören Ihnen, da können Sie Ihrem gewohnten Geschäfte nachgehen; Ihr Geschäft florirt ja ohnehin nur in den Abendstunden, wenn Sie mit Ihrer Waare von Gasthaus zu Gasthaus gehen und den Zechern etwas Kompaktes bieten!" Der Bretzelmann findet Geschmack an dem Doppelleben. Er hat ohnehin nichts vor sich, als eine Besencarriere, und es ist doch besser in einer Livrée zu stecken, als sich mit 35 Neukreuzer täglich bei der Gassensäuberung verwenden zu lassen. Der Dienstvertrag wird zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen, der Bretzelmann erhält fünfzig Neukreuzer täglich, und hat dafür die Verpflichtung von 8 Uhr Früh bis sechs Uhr Abends in der Livrée zu stecken, und sich zu Commissionsgängen verwenden zu lassen. Mit dem Schlage sechs schält er sich aus der Livrée heraus, und verläßt als freier Mann das Haus seines Herrn, um den Abend über als Bretzelmann ein unabhängiger Geschäftsmann zu sein. Wenn er mit dem Gebäck die Wirthshäuser durchstreift, so hat Niemand eine Idee davon, in den Bretzelträger den Bedienten des Herrn X. vor

sich zu sehen. Zuweilen freilich kommt der Bretzelmann einem oder dem andern Gaste etwas bekannt vor, er denkt nach, wo er den Menschen schon gesehen hat und kommt nach langem Kopfzerbrechen vielleicht darauf, daß er dem Bedienten des Herrn X. ähnlich sehe. Aber ehe er sich diese Aehnlichkeit noch klar gemacht, ist der Bretzelmann bereits verschwunden — und dann, was hat der Bediente des Herrn X. mit einem Bretzelmann zu schaffen? Der Credit des Herrn X. ist aber, seitdem er einen Bedienten hat, natürlich um fünfzig Procent gestiegen und man schwört Stein und Bein darauf, daß es dem Herrn X. bei seinem Mitteln ein Leichtes wäre, sich auch eine Equipage zu halten, wenn er nur wollte!"

„Gott sei Dank, daß uns Freund Schrittel wieder die freie Bahn des Humors eröffnet hat!" rief Wurzbacher heiter, als der Actuar seine drastischen Schilderungen aus dem hauptstädtischen Leben beendet hatte. „Es wird Einem so dumm von dem ewigen Politisiren, als ginge Einem ein Mühlrad im Kopfe herum! Und nun gar diese communale Wäsche, dieser Sturm im Glase — es ist gut, daß die Herren fort sind, die in hitziger Debatte, wie man ihr jetzt allerorten begegnet, den Gemeindebrei gerührt haben — jetzt kann man doch sein Glas Wein in Gemüthlichkeit trinken, jetzt soll uns aber auch Freund Schnirch etwas von seinen Pariser Abenteuern erzählen — vom Harem des Sultans, den er in Paris getroffen hat, vom Proceß Berezowsky" —

„Lassen wir heute so ernste Dinge, wie den traurigen Attentatsproceß, bei Seite!" fiel der Concipist dem Secretär in's Wort. „Man verdammt die That des unglücklichen, verblendeten Polen und muß diesen doch bemitleiden. Von diesem Gesichtspunkt ließ sich wohl auch der Gerichtshof leiten, indem er den armen Fanatiker statt zum Tode zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurtheilte."

„Das wird böses Blut in Rußland machen!" warf Greisler ein. „Die Russen werden es sich nicht ausreden lassen, daß der milde Urtheilsspruch eine Art Demonstration gegen den Czar und dessen Politik sei!"

„Anstatt der tragischen Affaire Berezowsky will ich Euch lieber, da wir schon Rußland gestreift haben, eine heitere Episode von der letzten Pariser Ausstellung zum Besten geben, weil dieselbe eine gewisse Aehnlichkeit mit der Spionenriecherei hat, wie sie jetzt eben in

Galizien florirt, wo man überall russische Agitatoren und Emissäre wittert!"

„Richtig!" fiel Schrittel dem Concipisten in die Rede, „ich habe erst heute gelesen, daß russische Getreidehändler, welche Geschäfte halber nach Galizien gereist waren, unverrichteter Dinge wieder heimgekehrt sind, weil sie für russische Emissäre gehalten und in Folge dessen überall so überwacht worden seien, daß es allgemeines Aufsehen erregte, und aus Furcht vor Verdächtigung Niemand mit ihnen in Verkehr treten wollte."

„Das hat mit ihrem Singen die Lorelei gethan!" declamirte Greisler. „Ich wollte sagen, das haben mit ihren Demonstrationen die Moskaupilger gethan!"

„Sprecht mir von allen Schrecknissen der Hölle, nur nicht von den Moskaupilgern!" rief Wurzbacher mit einer abwehrenden Bewegung, indem er sich seines Stiefbruders erinnerte.

„Ganz so, wie jetzt in Galizien das Mißtrauen gegen die Russen, die man der Propaganda für den leidigen Panslavismus beschuldigt, rege ist," meinte Schnirch, „war die Stimmung gegen die Russen während der letzten Pariser Ausstellung, die bekanntlich in die Zeiten des Krimkrieges fiel, in Frankreich eine sehr gereizte, und daran knüpft sich das drollige Geschichtchen, das ich Euch erzählen will, wie es mir eine der bei demselben betheiligten Personen bei einer Flasche Bordeaux zum Besten gab."

„Lege also los, wir horchen!" ermunterte Wurzbacher den Collegen, der begann:

„In einem der ersten Hotels einer französischen Seestadt, die dem Canal ihre stattlichen Häuserfronten, ihre beliebten Seebäder und imposanten Befestigungen zukehrt, hatte sich ein junger, höchst eleganter Mann einquartirt, der mit der Extrapost von St. Omer gekommen war und zwei Diener mit sich führte, welche sehr geheimnißvoll thaten. Der eine von ihnen schien ein Franzose zu sein, der andere ließ jedoch zuweilen Laute vernehmen, welche in keiner in dem Badeorte bekannten Sprache die entfernteste Aehnlichkeit hatten. Man ließ einen englischen, einen deutschen, endlich sogar einen italienischen Garçon kommen, der sich mit dem fremdzüngigen Diener verständigen sollte: aber die Conferenz führte zu keinem erfreulichen Resultate. Der Bediente hauchte nach wie vor seine Gurgellaute unverstanden in die Luft hinaus. Man wurde aufmerksam und machte die Entdeckung, daß der Bediente zu-

weilen in dieser fremden Sprache mit seinem Herrn conversirte. Es waren freilich nur einzelne Worte oder kurze Sätze, welche Herr und Diener mit einander öffentlich wechselten, aber man konnte doch daraus ersehen, daß diese geheimnißvolle, zischende Sprache dem Herrn ebenso geläufig sein mußte wie dem Diener. Inzwischen rechtfertigte der Herr die Eleganz seines Auftretens durch eine ebenso prompte als glänzende Zahlung. Aber auch hier kamen eigenthümliche, Sensation erregende Momente zu Tage. Der Herr producirte Goldsorten, welche in dem Badeorte eben nicht gangbar waren, und rückte erst, nachdem man ihn mit diesem Geld an den Wechsler wies, mit Napoleon's heraus. Am lebhaftesten interessirten den Fremden die Details der Truppenconcentration, die in der Nähe vor sich ging. Er suchte den Umgang mit höheren Officieren auf, um nach dieser Richtung hin zuverlässige Aufklärungen zu erhalten. Sein vornehmes und dabei doch geschmeidiges Benehmen leistete ihm hierbei die trefflichsten Dienste. Neben den französischen Truppen interessirten den Reisenden zumeist die englischen Schiffe. Er suchte auszuforschen, ob welche erwartet wurden, und namentlich, ob eine Expedition nach der Ostsee abgehen würde. In den ersten Tagen erregte dies kein Aufsehen, und man beeilte sich, dem Fremden alle gewünschten Aufschlüsse zu geben. Die Officiere an der Table d'hôte, in deren Mitte der Reisende stets Platz nahm, hatten keine Ursache gegen denselben nicht den höchsten Grad der Zuvorkommenheit zu entwickeln. Dies dauerte so lange, bis gewisse dunkle Gerüchte, welche bezüglich des unbekannten Reisenden zu cirkuliren begannen, auch zu den Ohren der täglichen Besucher der Table d'hôte drangen. Man erzählte sich, daß der Fremde oft stundenlang schreibe, und daß doch kein Brief aus dem Hotel abgehe. Man wollte endlich auf dem Schreibtische des Unbekannten einen erbrochenen, in einer fremden Sprache geschriebenen Brief gesehen haben, der die Adresse A monsieur le comte Udaschkin trug. Der Name Udaschkin klang so, daß man über die Sprache, in welcher der Brief geschrieben war, kaum mehr im Zweifel sein konnte. Der Brief trug allerdings einen deutschen Poststempel, aber dies deutete blos darauf hin, daß der Fremde das Schreiben in Deutschland, wo er sich kurz zuvor aufgehalten haben konnte, empfangen haben dürfte. Sobald der Name Udaschkin an der Table d'hôte erklang, veränderte sich sofort das Benehmen aller Gasttafelbesucher dem Fremden gegenüber. Man betrachtete ihn mißtrauischen Blickes und wog argwöhnisch jedes Wort ab, das man an ihn richtete.

Man gab die größte Achtung auf den Verkehr zwischen Herr und Diener, und war bald im Reinen, daß die Sprache, in welcher die Beiden zuweilen vertrauliche Aeußerungen tauschten, die russische war. Ein Russe im Bade — fürchterliche Entdeckung! Und der Russe hatte sich nach den Bestandtheilen der französischen Armee, welche der Einschiffung harrend in der Nähe lagerte, und nach der englischen Flotte so angelegentlich erkundigt! Ohne Absicht war dies gewiß nicht geschehen, und ein Jeder, der dem Unbekannten irgend eine Auskunft gegeben, machte sich jetzt über seine thörichte Willfährigkeit Gewissensbisse und Vorwürfe. So gewiß der Fremde ein Russe war, ebenso fest stand es, daß er in irgend einer wichtigen geheimen Mission da war. War diese Mission eine militärische oder diplomatische? Darüber zerbrach man sich den Kopf und mühte sich vergeblich ab, zu der Einsicht der Papiere des Reisenden zu gelangen, da man einen Cavalier, der, nach Allem zu schließen, der höchsten Gesellschaft angehören mußte, doch vorläufig noch nicht um die Pässe fragen mochte. Um so sorgfältiger überwachte man jeden seiner Schritte. Ging der Fremde nach dem Lager, hinaus, so folgten ihm Späherblicke, nicht einmal ein Seebad durfte er nehmen, ohne daß die Stadt davon Notiz nahm. Plötzlich hieß es nun, der geheimnißvolle Fremde sei unter äußerst verdächtigen Umständen arretirt worden; man habe ihn im Lager beobachtet, als er dasselbe, sowie die Construction der Küste, aufnahm. Die absurdesten Gerüchte kamen in Schwung und es gab Orte, wo man von einer beabsichtigten russischen Invasion sprach. Da man sich nun einmal in zu ängstlicher Stimmung der Person des Fremden bemächtigt hatte, so mußte die Sache ihren Verlauf nehmen. Die Behörde erbat sich die Pässe des Fremden, vermochte aber trotz allen Andringens keine zu erhalten. Der Fremde gab anfangs unsichere Antworten, später erklärte er sich entschieden dahin, daß ihm die Pässe kürzlich durch die Unvorsichtigkeit der Dienerschaft abhanden gekommen seien. Er stellte übrigens in Abrede, daß er ein Ausländer sei. Diesem Versuche, seine Landsmannschaft zu verläugnen, stand allerdings alles dasjenige gegenüber, was genügt hatte, die Aufmerksamkeit aller Welt auf ihn zu lenken. Zudem sprach er das Französische wirklich mit einem forcirten Accente, der nicht ganz auf Paris, als seine angebliche Heimat hindeutete. Um möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu eruiren, wurde zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die Privatpapiere des Fremden von Amtswegen zu untersuchen. Der Umstand, daß sich derselbe mit keinem

officiellen Papiere zu legitimiren vermochte, gab einen vollgiltigen Anhaltspunkt für dieses Verfahren ab. Als man dem Inquisiten eröffnete, was man mit seinem geschriebenen Eigenthum vorhabe, erschrack er sichtlich. Er erröthete, stotterte und verlor die ganze Sicherheit seines Benehmens. Umso entschiedener drang man in ihn, selbst seine Papiere zu Tage zu fördern, um einer forcirten Durchsuchung zuvorzukommen. Der Fremde führte zuerst alle möglichen Ausflüchte in's Gefecht, und erst als Alles vergeblich war, schien er einen Entschluß zu fassen, der ihm jedoch, nach dem Farbenwechsel zu schließen, der sich in seinem Angesichte manifestirte, viele Ueberwindung kosten mochte. Er bat, man möge ihn mit der Amtsperson allein lassen. Dem Wunsche wurde willfahren und das inquirirende Organ war nicht wenig überrascht, als der Fremde, sobald er sich allein sah, in ängstlichem, fast flehendem Tone, alle bisher behauptete Würde über Bord werfend, anhob: „Mein Herr, verzeihen Sie mir die Mystification, ich habe einen thörichten Streich begangen!" — „Wie so?" fragte der Beamte den Fremden, dessen Sprache jedoch plötzlich alles fremdartigen Accentes bar war. — „Ich bin ein ebenso guter Franzose wie Sie selbst," gab dieser zurück, „aber ich bin jung und der Muthwille verleitete mich und zwei meiner Freunde zu einem excentrischen Vorgehen. Als wir in einer lustigen Nacht zu viel getrunken hatten, faßten wir den Entschluß, den Nimbus um uns her zu verbreiten, als ob wir Russen wären. Das war geeignet, Aufsehen zu machen, daß es so weit kommen würde, ahnten wir nicht. Da sich der Scherz natürlich nicht in Paris ausführen ließ, so reisten wir hierher — ich, so wie Sie mich hier sehen, meine beiden Freunde als meine Diener, der eine fingirend, daß er nur russisch spreche. Wir haben beide aus einer russischen Sprachlehre die nöthigsten Vokabeln herausgelernt. Einiges Umherwerfen mit russischen Phrasen und Goldstücken genügte, daß man uns für das hielt, wofür wir gehalten sein wollten. Wenn wir hier Alles in Aufruhr versetzt und die Leute zu der Ueberzeugung gebracht haben würden, daß wir höchst bedeutende, vielleicht mit einer diplomatischen Mission betraute Persönlichkeiten wären, dann wollten wir harmlos abreisen, und nichts sollte von unserem Russenthum übrig bleiben, als der Ruf in einem oder dem anderen Zeitungsartikel, den wir gemüthlich in einem Pariser Café zu lesen gedachten, aus Russen wieder in ehrliche Franzosen umgewandelt. Der Umstand, daß ich zu meinem Privatvergnügen heute eine Skizze des Lagers aufnahm, denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß ich

Maler bin, verdarb Alles. Man hielt uns für Spione und arretirte uns. Ich hoffe, mein Herr, daß Sie nach diesem offenen Geständniß von der Durchsuchung meiner Papiere Abstand nehmen werden." — „Warum fürchten Sie die Untersuchung Ihrer Privatpapiere so sehr?" forschte der Beamte. „Die Furcht vor deren Durchstöberung allein scheint Sie bestimmt zu haben, aus Ihrer Russenrolle herauszutreten." „Ich leugne es nicht," entgegnete der Maler erröthend und stotternd, „ich habe keine anderen Privatpapiere, als vertrauliche Mittheilungen von einer Dame." — „Ihrer Geliebten vielleicht, dann begreife ich!" — Der Maler bejahte stumm — er war wieder ganz Franzose. Die vertraulichen Briefe mußte er auf Kosten seiner gesellschaftlichen Stellung vor jedem neugierigen Blicke beschützen. Es drohte ihnen aber keine Gefahr mehr. Die Russo-Franzosen verließen noch an demselben Tage die Seestadt, nachdem man ihnen die eindringliche Warnung mit auf den Weg gegeben hatte, sich nicht mehr beifallen zu lassen, Russen zu spielen. Die Bewohner der Seestadt lassen es sich aber noch zur Stunde nicht nehmen, daß ein hochgestellter Russe damals daselbst aufgehoben wurde.

„Wirklich," sagte Wurzbacher in heiterster Laune, als Schnirch seine humoristische Erzählung zu Ende gebracht hatte, „mutatis mutandis, wie wir Beamte zu sagen pflegen, hätte sich dieselbe Geschichte heuer irgendwo in Galizien zutragen können!"

„Nur dürften die Meisten von denen, die in Galizien aufgegriffen werden," meinte Greisler, „keine Pseudorussen, sondern wirkliche russische Emissäre sein, welche die ruthenische Bevölkerung aufzureizen suchen. Hat doch schon hie und da bei den galizischen Bauern in Folge der russischen Propaganda die Erregtheit solche Dimensionen angenommen, daß zur Beruhigung der aufgewiegelten Massen sogar Militärassistenz requirirt werden mußte. So widersetzte sich zum Beispiel in Rudnike die ganze Bewohnerschaft, mit Knütteln und Dreschflegeln bewaffnet, der Durchführung der neuen Organisirungs-Verordnungen, so daß eine Husareneseadron zur Herstellung der Ordnung aufgeboten werden mußte."

„Auf dem Gütercomplexe Gummiska, welcher dem Fürsten Sanguszko gehört, ging es noch ärger zu!" bemerkte Schrittel. „Dort haben alle Bauern den kaiserlichen Behörden den Gehorsam verweigert, und man hat eine Bauerngruppe in flagranti überrascht, als sie eben mit der Lecture einer von russischen Agitatoren vertheilten Broschüre beschäftigt war. Zehn Haupträdelsführer wurden an das Lem-

berger Strafgericht abgeliefert, die festgenommenen russischen Emissäre aber über die Grenze gebracht!"

„Ich hätte jedem von ihnen früher fünfundzwanzig aufmessen lassen!" rief Wurzbacher indignirt.

„Auch in den kaiserlichen Waldungen von Moscisca rotteten sich Bauern zusammen," warf Schnirch ein, „um mit dem Rufe: „Wartet nur, bald kommen die Russen!" verschiedene Wiesen- und Weidegründe sich anzueignen."

In diesem Augenblicke wurde ein weiblicher Kopf in der Thür der Weinstube sichtbar, die sich sachte geöffnet hatte, und Wurzbacher, welcher der Thür zugewendet saß, erkannte zu seiner nicht geringen Verwunderung in dem Eindringling die Köchin seiner Frau, die ihm mit bedeutungsvoller Miene ein Blatt Papier entgegenhielt, sobald sie ihn unter den in Tabaksqualm eingehüllten Gästen ausfindig gemacht hatte.

Wurzbacher schnellte, nichts Gutes ahnend, mit einem verdrießlichen „Was gibt's?" in die Höhe.

„Ein Telegramm!" rief Schnirch, sobald er das Papier erblickte, das sein College der Köchin soeben aus den Händen gerissen hatte.

„Vielleicht hält jemand telegraphisch um die Hand Ihrer Schwiegermutter an!" meinte Greisler, der Wurzbacher's Familienverhältnisse genau kannte, in scherzhaftem Tone.

„Lupus in fabula!" murmelte Wurzbacher, nachdem er gelesen hatte; „eine saubere Bescheerung! Wir haben eben von russischen Spiegelfechtereien in Galizien geredet — da lest! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen!"

Schnirch hatte sich des Telegramms bemächtigt und las laut:

„Lieber Bruder! Ich bin verhaftet. Unschuldig. Russische Sprachlehre Schuld daran! Von Moskau nach Galizien Abstecher gemacht. Stimmung der Ruthenen studiren wollen. In Gegend gekommen, wo Krawall gewesen. Russische Sprachlehre bei mir gefunden, mich für Rädelsführer gehalten, festgenommen. Hilf Bruder. Als kaiserlicher Beamter wirst Du leicht durch Bürgschaftsleistung meine Freilassung erwirken können. Adalbert Woprschalek."

Die gute Laune Wurzbacher's war natürlich dahin; der Wein schmeckte ihm nicht mehr, er konnte nicht mehr lachen, so sehr auch seine Collegen sich bemühten, ihn zu zerstreuen, er griff bald nach dem Hut und schlich, die Faust in der Tasche ballend und alle Moskau-

pilger im Geiste verwünschend, nach Hause, wo ihn seine Frau mit der scherzhaften Frage empfing:

„Nun, lieber Cisleithanier, hast Du Dir's überlegt? Wirst Du Bürgschaft leisten für Deinen theuren Verwandten, der Dich für Alles büßen läßt, was Du an meiner Mutter gesündigt hast?"

IX.

Miramar.

Hast Du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher!"

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst Du aus den Hallen
Saiten- und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört ich mit Thränen zu."

Wer an einem der letzten Julitage des Jahres 1867 auf Miramar hinübersah, dem fielen sicher die eben citirten Verse Uhland's ein, wenn er nur halbwegs ein für Poesie empfängliches Gemüth hatte. Wie so still, einsam und traurig liegt das herrliche „Schloß am Meere" da — aber der „König und sein Gemal," die sonst da oben gingen, sind

nicht mehr — der „Mäntel Wehen, der goldenen Kronen Strahl“ sieht Niemand mehr — der König liegt erschossen in Querétaro und seine Gemalin wirft im schwarzen Trauerkleide den letzten Scheideblick auf die stattlichen Hallen, aus denen wirklich, um mit dem Dichter zu sprechen, ein Klagelied hervor zu tönen scheint, dem man nur mit Thränen zuhören kann.

Der Bruder ist weither gekommen, die wahnsinnige Schwester nach der Heimat abzuholen. Die belgischen Aerzte glauben vornehm und dünkelvoll auf ihre österreichischen Collegen herabsehen zu können und sprechen von Heilung .... ob sich der Bruder der unglücklichen Frau, den jetzt eine so traurige Familienangelegenheit nach Oesterreich geführt hat, seines ersten Besuches auf österreichischem Boden erinnerte .... damals kam er mit seinem Vater als glücklicher Bräutigam nach demselben Oesterreich, dem er jetzt seine unglückliche Schwester entführt, die vielleicht glaubt, sie würde ihren Max in Belgien wieder finden, denn von der Katastrophe von Querétaro hat sie natürlich keine Ahnung.

Der König von Belgien, der die arme Charlotte jetzt von Miramar nach Triest bringt um mit ihr von da ohne Aufenthalt über Wien nach Brüssel zu fahren, hat erst unlängst bei Gelegenheit seines Besuches in Paris harte Worte anhören müssen, die sich auf das beklagenswerthe Schicksal seiner bei den Franzosen sehr beliebten Schwester und auf den Umstand bezogen, daß, wie das Volk glaubte, der alte seither verstorbene König von Belgien derjenige gewesen war, der dem mexikanischen Kaiserproject am entschiedensten das Wort geredet und schließlich auch durch sein Votum, daß die transatlantische Kaiserkrone anzunehmen sei, den Ausschlag gegeben habe. Wie dem Czar die Lebehochrufe auf Polen allerorten in die Ohren klangen, so hatten die Pariser den belgischen König das „Que fait ta soeur?“ (was macht Deine Schwester?) allerwegen hören lassen.

Als die Kaiserwitwe in Triest landete, betrachtet sie ein Mann, der von einem Fischerdorfe, in dem er lebt, nach Triest gekommen ist, mit Aufmerksamkeit. Der Mann ist ein alter Matrose, und glaubt nicht an den Tod des Kaisers von Mexiko, den er schon darum hoch verehrt hat, weil er Obercommandant der österreichischen Flotte gewesen ist, die der alte Seemann über Alles liebt.

Es ist ein interessantes Nebeneinander: die junge Kaiserwitwe, die sich dem Glauben hingibt, daß ihr Gemal lebe und der alte Seemann, der fest davon überzeugt ist, daß der Glaube Charlotten's

der richtige und Kaiser Max am Leben sei, daß er wieder kommen würde um sich an die Spitze der österreichischen Marine zu stellen und mit Hilfe der Flotte, die sich bei Lissa so ausgezeichnet gehalten hat, die Unbill zu rächen, welche die Mexikaner an ihm verübt haben.

Die Bevölkerung in der Gegend von Triest theilt vielfach den Wahn des Matrosen und läßt sich die fixe Idee nicht ausreden, daß es nicht Max war, der in Querétaro erschossen worden.

Man kann den alten, gläubigen Matrosen nicht für wahnwitzig erklären — es ist nur die Liebe für den ehemaligen Oberbefehlshaber der österreichischen Flotte, zu der er selbst einmal gehört hatte, die ihn nicht glauben läßt an Maximilian's Tod. Gab es doch in Oesterreich noch vor zwanzig, dreißig Jahre alte Leute, welche ungläubig lächelten, wenn man ihnen sagte, Kaiser Josef sei todt. Er ist nicht todt, sagten diese alten Thomasjünger, welche sich nun einmal nicht mit dem Glauben befreunden konnten, daß das, was groß und gut ist, auch sterben könne. Er lebt nur in dunkler Verborgenheit, sagten sie, er wird wiederkommen, um zu vollenden, was er angefangen, um seinen Völkern wieder Vater zu sein. Jedes Volk hat so seine Männer, die es in naiver Weise unsterblich macht. Noch gibt es Gegenden in Rußland, in denen man an Peters des Großen Tod nicht glaubt. Im Lager von Chalons sagte eines Tages ein alter Invalide aus der ersten Kaiserära zu dem Verfasser dieses Werkes: „Sie reden auch von Napoleon III? Sie halten auch an diesem Wahne der leichtgläubigen, kurzsichtigen Menge? Ich sage Ihnen, es gibt keinen Napoleon III., weil es keinen Napoleon I. gibt! Es gibt nur einen Napoleon, meinen Kaiser, den Sieger in hundert Schlachten von Arcole bis Moskau, meinen Kaiser, der nicht sterben kann, ehe er seine Sendung erfüllt, Frankreich groß gemacht hat über alle Nationen, ehe er den dunklen Fleck weggewaschen hat, welchen die Wiener Verträge in den Ruhmesmantel Frankreichs gebrannt haben. Und da kann man noch sagen, er sei todt! Leichtgläubige Leute! Er lebt, er wartet nur auf den rechten Augenblick, um sich wieder an die Spitze seiner Armee zu stellen, um das linke Rheinufer wegzunehmen! Bald werden unsere Armeen, von Chalons aufbrechend, wieder kämpfen im Osten und im Norden, und der, so sie führen wird, der, so sie, wenn auch nur im Geiste, mit seiner Liebe und Sorgfalt umspinnen wird, ist er — ist Napoleon! Freilich hatte er von Helena bis Chalons eine weitere Strecke zu gehen, als von Elba nach Paris. Er brauchte von Helena bis Chalons so

viele Jahre, als er von Elba nach Paris Tage gebraucht! Aber er ist gekommen und nun ist Alles gut!“

Der alte Invalide hielt Napoleon I. und den Mann, der da unter den Klängen des Partant pour la Syrie, von hundert Generalen umgeben, durch das Lager von Chalons sprengte, für ein und dieselbe Person und verhöhnte die ganze übrige Welt, welche nicht seines Glaubens war, wegen ihrer Leichtgläubigkeit und Kurzsichtigkeit.

Der alte Seemann, der in Triest der Landung der Kaiserin Charlotte beiwohnt, repräsentirt eine ähnliche Classe von Leuten.

Wie er jetzt fest überzeugt ist, Erzherzog Max lebe noch, so hatte er früher die fixe Idee, die ihm Niemand auszureden vermochte, Max sei hinwiederum eigentlich Niemand Anderer als der Admiral Erzherzog Friedrich, unter welchem er gedient hatte.

In der That hatte das Leben der beiden Prinzen manche Aehnlichkeit.

War das Leben des Prinzen Friedrich, der eben so jung in's Grab sinken mußte wie Max, auch kein so abenteuerlich bewegtes, wie das des transatlantischen Kaisers, der, ehe ihm die Sphynx an der Seine die mexikanische Dornenkrone in die Schläfen gedrückt hat, auch de facto österreichischer Admiral war, so finden sich doch zwischen den beiden Admiralen aus dem Hause Habsburg-Lothringen manche interessante Berührungspunkte.

Beiden gemein war die Vorliebe für das Seewesen, beide waren für das Gedeihen der österreichischen Marine begeistert und erwarben sich um dieselbe große Verdienste.

Friedrich freilich, der genau zwanzig Jahre vor Max starb (1847) und fast dasselbe Alter erreichte wie Max, war glücklicher als dieser Letztere. Denn während Max durch seine Thätigkeit die für die österreichische Flotte so ruhmreichen Tage von Helgoland und Lissa nur anbahnte, war Friedrich mit dabei, als die österreichische Flotte in ernste Action trat.

Beide Prinzen haben einen Theil ihres Lebens im ehemaligen lombardisch-venetianischen Königreiche zugebracht — Max in Mailand als Generalgouverneur, Friedrich in Venedig als Viceadmiral; beide bildeten sich durch weite Seereisen, die sie schon in früher Jugend unternahmen, beide auch machten über diese Reisen Aufzeichnungen, beide waren schriftstellerisch thätig.

Die Werke des Kaisers von Mexiko sind bekannt, da das tra-

gische Schicksal des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hat; die Aufzeichnungen Friedrich's sind Manuscript geblieben und zerfallen in vier Abtheilungen, welche die Titel führen: Journal meiner Seereise im Sommer 1839; Journal meines Aufenthaltes im Orient vom 1. Januar bis 5. August 1840; der Feldzug in Syrien; Journal meiner Reise mit der Fregatte „Bellona" nach Portugal, England und Holland im Jahre 1842.

So weit in's Detail, geht mitunter die Aehnlichkeit in den beiderseitigen Lebensläufen, daß die beiden Admirale einen und denselben Lehrer hatten. Der gegenwärtige Feldzeugmeister Hauslab hat als Hauptmann im Jahre 1834 den Erzherzog Friedrich, und als Oberst in der Mitte der Vierzigerjahre den Erzherzog Max in den militärischen Wissenschaften unterrichtet.

Es verlohnt sich, einen Blick auf das Leben jenes erzherzoglichen Seemannes zu werfen, welcher der Vorgänger des „Admirals" Max war; kann doch die österreichische Flotte die Tage von Saida und Saint Jean d'Acre, welche die Glanzpunkte in Friedrich's Leben bilden, den ruhmreichen Tagen von Helgoland und Lissa an die Seite stellen.

Friedrich war der dritte Sohn des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, aus der Ehe mit Henriette von Nassau. Im Jahre 1821 geboren, wählte er schon als vierzehnjähriger Jüngling aus freiem Antriebe den Seemannsberuf. Als sein Bruder Albrecht — der nachmalige Sieger von Custozza — seinem Namen, den er in die Matrikel der Wiener Universität eintrug, das Motto: perseverantia rerum victrix beifügte, schrieb Friedrich unter dieses Motto seinen Namenszug und das classische Citat: saevis tranquillus in undis — ein Beweis, daß ihn auch in der Lecture am meisten Bilder und Vergleiche interessirten, die dem Seeleben entlehnt waren.

Die erste Seereise unternahm der Prinz im Sommer 1837 auf der „Medea"; es war das mehr ein Vergnügungsausflug, dessen Ziel Neapel war, wohin sich vor einem halben Jahre des Prinzen Schwester Maria Theresia vermält hatte; doch sah er bei dieser Gelegenheit auch Messina, Palermo und Malta. Eine ernstere Bedeutung hatte schon die zweite Reise, die er im Sommer des darauffolgenden Jahres auf der Fregatte „Guerriera" unternahm, und die ihn von Venedig um die italienische Halbinsel herum nach Livorno, Genua, Toulon, Algier und den hyerischen Inseln führte. Der Maire der Hauptstadt der letzterwähnten Inseln hielt eine merkwürdige Ansprache an den

Prinzen, die folgendermaßen lautete: „Prinz, nicht sowohl wegen des wohlwollenden Empfanges, den die Söhne unseres Königs in Ihrem guten Deutschland gefunden, als vielmehr wegen des Ruhmes Ihres Vaters, jenes loyalen und würdigen Gegners Napoleon's, bringen wir Ihnen die Huldigungen unserer Stadt dar. Noch ein anderes Gefühl beseelt uns in Ihrer Nähe. In zwei berühmten Epochen unserer Geschichte, unter Franz I. und Ludwig XIV., wurden diese Inseln, denen man damals den Namen der österreichischen Inseln gab, diese Stadt und ihr Gebiet von den Waffen Oesterreichs respectirt, und von den commandirenden Generalen Ihrer damals siegreichen Armeen, Andreas Doria und dem Prinzen de Ligne, von den vom Kriege unzertrennlichen Unfällen bewahrt. Sie sehen sonach, daß sich in unserer Bewillkommnung Dank und Volkssympathie mischt, und daß es mit wahrer Aufrichtigkeit geschieht, wenn wir nach unserem Nationalrufe: es lebe Frankreich, den Ruf ertönen lassen: es lebe Oesterreich!"

Mit neunzehn Jahren finden wir den Prinzen auf der Corvette „Carolina" als Marine-Divisionscommandeur in Lissa. Auf der „Carolina" machte er im Sommer 1839 die Reise nach Griechenland, die er auf siebenundzwanzig Foliobogen beschrieben hat. Von Interesse ist in diesem Reisejournal folgende Stelle, die auf die bekanntlich seitdem von England aufgegebenen jonischen Inseln Bezug hat: „Die Bewohner der jonischen Inseln, vorzüglich der vornehmere Theil, sind mit den Engländern sehr unzufrieden, ohne gegründete Ursache dazu zu haben; sie zahlen fast gar keine directen Steuern, die indirecten sind gering und durchaus nicht lästig; sie genießen in ihrer Person und in ihrem Handel all' den Schutz, den irgend ein englischer Unterthan hat. Anstatt daß die englische Regierung von den Inseln irgend welchen reellen Geldnutzen hätte, zahlt sie noch darauf. Die jonischen Inseln zahlen z. B. zur Erhaltung der Truppen, die auf ihnen stationirt sind, dreißigtausend Pfund jährlich, was bei weitem nicht hinreichend ist. Die Hauptursache der Unzufriedenheit liegt im natürlichen Charakter der Griechen und in ihrer Abneigung gegen jeden Fremden, überdies wohl auch in dem schroffen und abstoßenden Wesen der Engländer."

Von Corfu segelte der Erzherzog über Zante nach Athen, wo er der Grundsteinlegung zum neuen Universitätsgebäude beiwohnte. Wie gründlich er sich bei jeder Gelegenheit zu instruiren liebte, geht zum Beispiel daraus hervor, daß er sich bei einem Ausfluge nach dem Canal

von Salamis den Hergang der berühmten Seeschlacht von Salamis durch Herrn von Prokesch, der damals als österreichischer Minister in Athen fungirte und des Prinzen Cicerone war, aus dem Herodot vorlesen ließ.

Aus Griechenland zurückgekehrt, fand er in Triest den Befehl des Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Hardegg vor — die Flotte unterstand damals dem Wiener Hofkriegsrathe — das Commando der Fregatte „Guerriera" zu übernehmen und sich mit derselben unverzüglich nach Smyrna zu begeben, um daselbst das Geschwader des Admirals Bandiera zu verstärken.

Im Orient bereiteten sich damals ernste Ereignisse vor. Rußland hatte ein Beispiel scheinbarer Mäßigung gegeben, indem es vor zehn Jahren mit der Türkei den Frieden von Adrianopel schloß. Die türkische Armee war damals so vollständig geschlagen worden, daß ihre Retirade von Adrianopel gegen Constantinopel einer wilden Flucht glich, die nur ein Seitenstück in der modernen Kriegsgeschichte hat — den ungeordneten Rückzug der österreichischen Armee auf Wien nach der Katastrophe von Königgrätz. Der preußische General Müffling, der den Frieden von Adrianopel vermittelte, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten haarsträubende Dinge über die Deroute des türkischen Heeres.

Es lag damals in der Hand des russischen Kaisers, sich zum Executor des Testamentes Peters des Großen zu machen, Diebitsch auf Constantinopel marschiren zu lassen, und dem Türkenreiche in Europa ein Ende zu bereiten.

Die Krise, in welcher sich dieses letztere nach dem Friedensschlusse befand, glaubte Mehmed Ali, der Pascha von Egypten, benützen zu können, um im Trüben zu fischen. Der Mann, der noch vor dreißig Jahren hinter einem Ladenpulte Cairo's gestanden, trug sich, seit er die Elle mit dem Säbel vertauscht hatte, mit dem kühnen Plane, den Sultan schachmatt zu machen und aus seiner Ohnmacht Capital zu schlagen. Er machte dem Sultan plötzlich das Ansinnen, sich in Asien abrunden zu dürfen. Das Paschalik von Syrien gefiel ihm so, daß er verlangte, der Sultan möge ihn in Belohnung der Dienste, die er ihm im russischen Kriege und gegen den griechischen Aufstand geleistet, mit demselben belehnen. Der schlaue Vasall wollte dann, mit einem Fuße in Afrika, mit dem andern in Asien, gleichsam auf der Lauer stehen, bis die Türkei zusammenfiel und er als natürlicher Erbe des Großherrn auftreten konnte.

Der letztere durchschaute den geriebenen Vasallen, der ihm so furchtbar erschien, daß er es vorzog, sich dem Todfeinde, der ihn vor Kurzem überwunden, in die Arme zu werfen, als sich den übermüthigen Unterthan über den Kopf wachsen zu lassen.

Nikolaus, dem es zur höchsten Genugthuung gereichen mußte, vom Sultan zur Hilfeleistung angegangen zu werden, zögerte keinen Augenblicke, zum Schutze des letzteren gegen Ibrahim Pascha, den Neffen Mehemed Ali's, der mit einer Armee in Syrien eingebrochen war und die türkische Armee geschlagen hatte, ein russisches Armeecorps in Marsch zu setzen.

Die Welt kaum durch den Frieden von Adrianopel und die Beendigung des griechischen Kampfes beruhigt, war mit einem Male wieder alarmirt und schien sich in ein großes Lager verwandeln zu wollen, denn weder England, noch Frankreich, noch auch Oesterreich konnte dulden, daß sich der Czar zum alleinigen Beschützer der Türkei aufwerfe und in Constantinopel etablire. Indessen gelang es damals den Bemühungen Metternich's den Weltfrieden zu erhalten. Er bewog den Sultan, sich mit Mehemed Ali zu vereinbaren, die russische Intervention wurde dadurch gegenstandslos und die Westmächte gaben sich zur Ruhe. Nicht so Mehemed Ali, der den mit dem Sultan abgeschlossenen Frieden nicht ernst nahm und die erste Gelegenheit benützte, um von Neuem loszuschlagen. Er beanspruchte die volle Souveränität über Egypten und die erbliche Paschawürde in Syrien und fand an Frankreich einen Verbündeten, der seine Prätensionen unterstützte. Rußland hielt sich diesmal merkwürdiger Weise zurück und schloß sich zuletzt sogar den Großmächten an, die in London zu einer Reihe von Conferenzen zusammengetreten waren, um für die Integrität der Türkei das Gewicht ihrer Rathschläge und nöthigenfalls auch ihrer materiellen Macht in die Wagschale zu werfen.

In der Türkei war mittlerweile der Sultan Mahmud gestorben und Abdul Azis hatte den Thron bestiegen und den Hattischerif von Gülhane erlassen, in welchem er den Unterthanen, Ehre, Leben und Vermögen verbürgte, eine regelmäßige und öffentliche Justiz versprach, die Steuern gleichmäßig vertheilte, die Verkäuflichkeit und Verpachtung der Aemter abschaffte und allen Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens Gleichheit vor dem Gesetze garantirte. Durch diesen Hattischerif trat die Türkei in die Reihe der civilisirten, europäischen Staaten.

Es dauerte indessen nahezu ein Jahr, ehe die Alliirten in der

Levante in Action traten, und der Erzherzog vertrieb sich inzwischen die Zeit in der Rhede von Smyrna, in welcher die österreichische Escadre unter Admiral Bandiera ankerte, auf die mannigfaltigste Art. Nachdem er den Besuch des Prinzen von Joinville und des Generals Heß erhalten hatte — Heß kam von Constantinopel, wo er dem Sultan Namens des Kaisers Ferdinand zu seiner Thronbesteigung beglückwünscht hatte — machte er einen Ausflug nach Griechenland, wo er das Schlachtfeld von Marathon besuchte, und zwar wieder mit dem Buche in der Hand, wie er dies schon bei Salamis gethan. War hier Herodot sein Führer gewesen, so dienten bei Marathon die Werke Finley's und Leake's zur Orientirung. Von Griechenland ging der Prinz nach Constantinopel und das Diarium über diese Reise enthält manches Interessante. Da fesselt sofort die Schilderung, die er von dem Sultan entwirft, der ihn im Palast von Tschiragan empfängt.

„Der Sultan," erzählt der Prinz, „stand vor einem Canapée und ließ mich in einem großen Armsessel zu seiner Linken Platz nehmen. Er hat eine kleine, unansehnliche Gestalt, eine blasse, magere Miene, er ist nicht hübsch, aber geistvoll und nicht unangenehm. Er hat ein anständiges, ungezwungenes Benehmen. Er war in Uniform, der rothe Kragen mit Brillanten gestickt, auf dem Haupte den gewöhnlichen Feß mit einem hübschen Reiger und auf den Schultern einen leichten blauen Mantel. Er äußerte seine Freude, mich bei sich zu sehen; die Fragen, welche er an mich stellte, waren einfach, passend und vernünftig. Sie bezogen sich auf meinen Aufenthalt in Constantinopel und die Reise hierher, auf das Befinden unseres Kaisers und meines Vaters, auf Smyrna, ob ich mit seinen dortigen Behörden zufrieden sei und dergleichen mehr. Reschid Pascha, der Minister des Auswärtigen, ein kleiner Mann, mit geistreicher und gutmüthiger Physiognomie, der vollkommen geläufig französisch spricht, machte den Dolmetsch."

Der Prinz hatte für Alles ein sehr scharfes Auge. Als man ihm ein türkisches Linienschiff zeigte, drückte er seine Verwunderung darüber aus, daß die ganze Bemannung, inclusive der Schildwache, den Dienst bloßfüßig versehe; dabei will ihm, als er in der Schusterwerkstätte, die sich auf dem Schiffe befindet, hört, daß ein Paar Schuhe nur vier Monate zu dauern habe, diese kurze Dauer der Schuhe umsoweniger einleuchten, als eben Alles barfuß einhergeht, die Schuhe von den Soldaten also wenig abgenützt werden.

Das Narrenhaus von Constantinopel schildert der Prinz wie

folgt: „In einem ziemlich großen Hofe sieht man durch die Fenster zu ebener Erde diese Unglücklichen mit großen, schweren Ketten am Halse wie wilde Thiere befestigt, elend und in Lumpen gehüllt — ein schauder? voller Anblick und entsetzlicher Geruch. Als wenn man der Menschheit Hohn sprechen wollte, sind gegenüber, ganz in der Nähe, in einem, wie es scheint, dazugehörigen Hause, in Schoppen wirklich wilde Thiere: eine Löwin, ein Wolf, Bären, Füchse u. s. w. ebenfalls an Ketten gebunden, aber besser daran, als diese Menschen, denn sie können doch herumgehen und bewohnen größere und luftigere Räume."

Nachdem der Prinz Scutary, Brusa, Nicäa und Nicomedia besucht hatte, kehrte er, vom Sultan reich beschenkt — unter den Geschenken befand sich ein mit Gold montirter und am Griffe mit Brillanten besetzter Säbel und eine Kaffeetasse (!) — nach Smyrna zurück, sich unterwegs mit der Lecture von Xenophon's „Rückzug der Zehntausend", unterhaltend.

Mittlerweile hatten sich die in London conferirenden Mächte dahin geeinigt, Mehemed Ali ein Ultimatum zu stellen, demzufolge er die erbliche Herrschaft über Egypten erhalten, zugleich aber die Oberhoheit des Sultan's anerkennen sollte. Der südliche Theil von Syrien wurde ihm gleichfalls auf Lebenszeit zugesprochen, dagegen sollte er gehalten sein, die nördlichen Paschaliks dieser Provinz, dann Arabien und Candia herauszugeben, und die treulos zu sich herübergelockte Flotte dem Großherrn wieder auszuliefern.

Für den Fall, daß Mehemed Ali diese ihm von der Londoner Conferenz gestellten Bedingungen nicht annähme, sollten ihn die Flotten Englands und Oesterreichs zu dieser Annahme zwingen. Omer-Bey — der nachmals so berühmt gewordene Omer Pascha, der damals bei dem türkischen General Selim Pascha als Generalsstabchef fungirte — hatte schon für diesen äußersten Fall eine Art Operationsplan entworfen. Bei Dschounie an der syrischen Küste sollte die Landung bewerkstelligt werden; man rechnete dabei auf die Bergvölker des Libanon, die Mehemed Ali's Generale durch Steuern, Frohndienste und Naturallieferungen so bedrückt hatte, daß sie in den Verbündeten sicher ihre Befreier begrüßen würden.

Die Admirale Stopford und Bandiera übergaben das Ultimatum in Alexandria. Der Erzherzog befand sich mit seinem Schiffe bei der Escadre, welche mit der diplomatischen Mission betraut war; er wurde „unwohl," als ihn Mehemed Ali zum Diner einlud.

Mehemed Ali zögerte, sich auf Frankreich stützend, auf die Propositionen der Londoner Conferenz einzugehen, und ließ den türkischen Abgeordneten Refaat Bey mit der ganzen Pfortencommission und den beiden Admiralen unverrichteter Dinge sich einschiffen.

Nunmehr öffneten die Admirale, die ihnen mit Vorbedacht für diesen Fall der Ablehnung des Ultimatums zugekommenen Instruktionen und beschlossen, nach dem Wortlaute derselben den Kampf an der syrischen Küste zu eröffnen, und zunächst die vor Beirut ankernde Flotte, welche die Landungstruppen führte, an sich heranzuziehen.

Diese Flotte bestand aus sechs englischen Linienschiffen unter dem Commodore Napier — demselben, der in Portugal gegen Dom Miguel operirt hatte — aus dem Rest der türkischen Flotte, der dem Sultan nach dem Verrathe des Kapudan Pascha übrig geblieben war, und vom Contreadmiral Walker befehligt wurde, und aus der österreichischen Corvette „Lipsia."

Am 9. September 1840 lief die alliirte Flotte von der Rhede von Beirut aus; sie hatte 6000 Türken an Bord, die nebst 1500 englischen Marinesoldaten ein Lager zwischen Dschounie, wo wirklich nach Omers Plan die Landung bewerkstelligt wurde, und dem Hundsflusse bezogen, vor dessen Mündung der speciell unter Napiers Befehlen stehende Erzherzog mit seiner „Guerriera" als Wächter aufgestellt wurde. Interessant ist, daß die Engländer damals dieselbe Unbehilflichkeit entwickelten, die fünfzehn Jahre später ihr erstes Auftreten im Krimmkriege charakterisirte. Sie hatten nicht einmal eine Specialkarte von Syrien, und der Erzherzog mußte mit einer Karte von Berghaus aushelfen.

Nachdem Beirut ganz überflüssiger Weise beschoßen worden war, beorderte Admiral Stopford Napier, Saida zu nehmen. Die Expedition gegen Saida bestand aus dem englischen Linienschiff „Thunderer," der österreichischen Fregatte „Guerriera," den englischen Dampfern „Cyclops," „Gorgon" und „Stromboli," der englischen Brigg „Wasp" und vier türkischen Corvetten. Nach mehrstündiger Beschießung, während welcher die türkischen Truppen ihre Landung bewerkstelligten, debarkirten zwei Colonnen, eine englische und eine österreichische, um unter dem Befehl des englischen Commandeurs Mansell vom Schiffe „Wasp" das Südcastell zu stürmen. Der Prinz schildert die Affaire in folgender Weise:

„Cadet Chinca mit der österreichischen Fahne, die er aus der Schaluppe mitnahm, zog voran, ihm folgte das Detachement der 30

österreichischen Matrosen mit ihrem Commandanten, Schiffsfähnrich Pöltl an der Spitze und erstieg unaufhaltsam die steile Höhe des Ufers. Den Oesterreichern folgten unmittelbar die Engländer unter allgemeinem Hurrah- und Vivatrufen. Von der „Guerriera“ konnten wir dies Alles deutlich sehen, und jeden einzelnen Mann unterscheiden. Da bei dem Eindringen in die Stadt das Kleingewehrfeuer zunahm, und heftiger Widerstand von Seite der Vertheidiger zu vermuthen war, so ließ ich sogleich ein zweites Detachement von 40 Mann unter dem Schiffsfähnrich Dembowsky auf der Fregatte in Bereitschaft setzen, mit welchem ich selbst in Begleitung des Obersten von Lebzeltern unverzüglich zu landen gedachte, zu welchem Ende ich das Boot, welches den schwerverwundeten Matrosen Bagotti an Bord brachte, zurückbehielt, und auch noch ein Boot der türkischen Corvette holen ließ. Das Schiffscommando aber übergab ich einstweilen dem Corvettencapitän Marinovich. In diesem Augenblick kam der Commandeur Mansell zur Fregatte, dem ich mein Vorhaben mittheilte. Er bedeutete mir, daß es noch nicht Zeit sei, mit der Verstärkung, auf welche er sehr rechne, nachzurücken. Ich hielt also noch inne. Einige Minuten darauf bestieg ich mit dem Obersten von Lebzeltern meine Jolle, um dem Commodore Napier zu folgen, der sich eben dahin begab. Ich landete und verfügte mich dahin, wo unsere und die englischen Truppen auf der Höhe am Eingange in die Gasse Posto gefaßt hatten. Hier verlangte Mansell ein zweites Detachement, indem er beisetzte, daß er auf diese Verstärkung um so mehr rechne, da er nicht genug Worte finden kann, um die Bravour unserer Leute zu loben, welche gleich anfangs den Feind mit solcher Entschlossenheit angriffen. Ich sandte gleich darnach, und es wurde mir auch durch Corvettencapitän Marinovich unverweilt zugesendet. Ungeachtet des aus einigen Häusern am Ufer unterhaltenen feindlichen Gewehrfeuers landeten sie ohne Anstand und Zeitverlust. Nachdem dieses zweite Detachement, vereint mit einer Abtheilung Engländer, in dem großen und sehr solid gebauten Hause unseres Viceconsuls Cattafago am Eingange der Stadt als Reserve und Deckung eines allenfallsigen Rückzuges aufgestellt wurde, drang ich an der Spitze meines ersten Detachement und einiger Engländer gegen das Bergcastell vor, welches ich erstieg und wohin bald auch eine andere Abtheilung Engländer kam, die von der Nordseite in die Stadt eingedrungen war. Um sechs Uhr waren wir im Besitze der Stadt. Die noch in den Häusern befindlich gewesenen Araber kamen nach und nach zum Vorschein, andere

wurden in den Straßen angegriffen. Von den 2000 Mann, aus denen die Besatzung bestanden haben mochte, wurden 1500 gefangen genommen. Des Feindes Verlust an Todten und Verwundeten war sehr bedeutend.“

Napier erließ nach der Einnahme von Saida, die dem Erzherzoge das Theresienkreuz eintrug, an diesen ein Schreiben, in welchem er der Tapferkeit der Officiere wie der Mannschaft der Guerriera alles Lob zollte.

Die Alliirten, die 60000 Egypter in Syrien zu bekämpfen hatten, beschloßen nun in einem Kriegsrathe, Jean d'Acre zu belagern, da eine Depesche von Lord Palmerston eingetroffen war, welche die Commandeure anwies, den Franzosen um jeden Preis zuvorzukommen, da diese ein in egyptische Uniformen gestecktes Corps in die stark befestigte Seestadt werfen wollten. Und wieder war es der Erzherzog, der den Engländern mit einem Plane der Festung aushalf, ohne ihn hätte der Kriegsrath nicht einmal gewußt, wie die letztere aussah.

Am 2. November 1840 stellten sich 21 Schiffe, welche 956 Kanonen und an Landungstruppen 3000 Türken, 1500 Engländer und 200 Oesterreicher an Bord hatten, vor Jean d'Acre auf. Die Engländer hatten 7 Linienschiffe und 4 Fregatten mit zusammen 774, die Oesterreicher 3 Fregatten mit zusammen 110, die Türken das Admiralschiff mit 72 Kanonen in der Gefechtslinie. Nach einem fürchterlichen Bombardement wurde die Festung mit stürmender Hand genommen und der Erzherzog war der Erste, der die Wälle erstieg und auf denselben die österreichische Fahne aufpflanzte.

An seiner Seite focht der Matrose, den wir eben der Landung der Kaiserin Charlotte beiwohnen gesehen haben. Er holte sich bei dieser Gelegenheit ehrenvolle Wunden, die ihn unfähig machten, weiter zu dienen. Auch des Erzherzogs kriegerische Laufbahn schloß mit der Einnahme von Jean d'Acre, denn in Frankreich brach das kriegs- und rheinlustige Ministerium Thiers zusammen und Mehemed Ali, von Frankreich im Stiche gelassen, fügte sich den Stipulationen der Londoner Conferenz. Der Erzherzog kehrte heim, und wurde in Triest von seinem Bruder Albrecht, der damals als Brigadier in Graz stand, begrüßt, und in Wien vom Kaiser Ferdinand selbst im Hofburgtheater auf eine Art geehrt, die damals außerordentliches Aufsehen machte. Der Kaiser nahm ihn nämlich bei der einen, den Prinzen Carl, des jugend-

lichen Helden greisen Vater, bei der andern Hand und trat mit beiden an die Logenbrüstung vor, während sich das volle Haus wie ein Mann erhob und der Gruppe zujubelte.

X.

Napoleon in Salzburg.

Berezowsky's Attentat hat einen tiefen Eindruck auf Napoleon gemacht. Es wiederholte sich der psychologische Proceß, zu welchen das Attentat Orsini's im Winter 1858 die erste Veranlassung gegeben hatte; die fatalistische Richtung, welcher der Kaiser huldigte, gab seiner Politik oft Impulse geheimnißvoller, räthselhafter Art; aus dem Attentate Orsini's hatte er instinktmäßig den Schluß gezogen, daß ein Losschlagen Frankreichs gegen Oesterreich zur Befreiung Italiens zeitgemäß wäre und darnach seine Politik eingerichtet. Ohne Orsini's Bomben wäre das berühmte Wort: „Frei bis zur Adria," entweder nie, oder viel später, oder wesentlich modificirt gesprochen worden. Jetzt zeigte ihm das Attentat Berezowsky's recht augenfällig, wie unpopulär ihn das Zusammengehen Frankreichs und Rußlands machen müßte, und wie ihn Orsini's Bomben gegen Oesterreich in's Feld getrieben hatten, so war Berezowsky's Pistole jetzt Veranlassung einer wärmeren Annäherung an Oesterreich. Von allen Fragen, welche die Welt bewegten, hatte keine die gewaltigen Dimensionen der orientalischen und in dieser standen Napoleon zwei Wege offen: der eine führte zur Schwächung, der andere zur Kräftigung der Türkei; Rußland wandelte den ersteren und Napoleon hatte in den letzten Jahren die Miene angenommen, als ob er Rußland auf demselben Gesellschaft leisten wollte; Oesterreich ging den zweiten Weg und begegnete auf demselben den Anschauungen Englands. Diesen Weg an Seite Oesterreichs und Englands betreten, bedeutete so viel als dem precären Zustande von zwischen Krieg und Frieden, in welchem der Orient sich Dank den russischen Wühlereien befand, zu Gunsten eines dauernden, gesicherten Friedens ein Ende zu machen. Denn wenn Oesterreich, Frankreich und England einig waren, die orientalische Frage nicht aufkommen zu lassen, dann gab es keine solche Frage.

Bis zum Attentate Berezowsky hatte Napoleon geschwankt. Wie Herkules am Scheidewege hatte er unschlüssig zwischen der österreichischen und russiischen Auffassung der orientalischen Frage, zwischen Frieden und Krieg gestanden. Da beleuchtete ihm der Schuß des Polen grell die Situation und gab den Ausschlag *). Alexander mußte unverrichteter Dinge, verstimmt und übellaunig Paris verlassen, und sein Unmuth richtete sich eben so sehr gegen Napolon als gegen seinen Kanzler Gortschakow, der zu der Reise getrieben hatte, und dessen Stellung durch das Mißlingen der Pläne, die an dieselbe geknüpft worden waren, wesentlich erschüttert worden war, so daß sich schon Gerüchte geltend machten, er würde seinen Platz räumen. Es mußte den Stachel im Herzen Alexanders noch schärfen, als die Annäherung Napoleons an Oesterreich bald nach dem Pariser Besuche greifbare Formen annahm, als das Bestreben des Kaisers der Franzosen, seine Politik mit derjenigen Oesterreichs in Einklang zu bringen, sich in dem Verlangen gipfelte, mit dem Kaiser von Oesterreich und dessen Ministern zusammen zu kommen. Wohl wurden die Avancen, welche Napoleon in dieser Beziehung Oesterreich machte, verschleiert, indem man nur von einer Condolenzvisite sprach, zu welcher die Katastrophe von Querétaro den Anlaß bot. Aber, da die Dinge einmal in's Rollen gekommen waren, lag es alsbald auf der Hand, daß Napoleon auch dann mit dem Kaiser von Oesterreich zusammengekommen wäre, wenn er nicht das lebhafte Verlangen gefühlt hätte, diesem des entsetzlichen Familienunglücks wegen, das ihn betroffen, persönlich sein Beileid zu bezeugen.

Salzburg ist in lebhafter Bewegung und die Wogen der Debatte gehen hoch. Man munkelt von einer französisch österreichischen Allianz, die im Zuge sei, und während ihr der Eine eine friedliche Bedeutung beilegt, sieht der Andere schon die ganze Welt in Waffen. Er weist zur Begründung seiner Anschauung auf die Zusammenkunft von Gastein hin, der ja in kurzer Zeit auch der blutigste aller Kriege gefolgt sei. Endlich macht sich noch eine Ansicht geltend, die viel für sich hat — der

---

*) Das Attentat Orsini hatte mit dem Attentate Berezowsky auch insoferne eine gewisse Aehnlichkeit, als sich auch, während es stattfand, ein Souverän — wenn auch einer minorum gentium — in der Nähe Napoleons befand. Napoleon fuhr damals mit dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg und sagte noch zu ihm, als sie die Brücke Heinrichs IV. passirten: „Wie kam ein Pfaffe dazu, einen König zu erdolchen?" Einige Minuten später stieg der Herzog aus dem Wagen und eine Viertelstunde später explodirten Orsini's Bomben.

Kaiser Napoleon, heißt es, kommt vornehmlich darum nach Salzburg um sich vom Kaiser von Oesterreich die irdischen Ueberreste des zweiten Napoleon zu erbitten.

Es waren gerade fünfunddreißig Jahre her, seit das traurige Leben des jungen, nach Oesterreich verschlagenen Napoleoniden in Schönbrunn in demselben Zimmer erloschen war, das einst in seinen glänzendsten Tagen sein Vater bewohnt hatte.

Als dreijähriges Kind hatte der nachmalige Herzog von Reichstadt die Tuilerien verlassen müssen; er hat sich auf das heftigste gesträubt, sich an den Draperien festgehalten und war immer auf den Worten beharrt: „Ich will nicht aus dem Palast gehen!“ Als man ihn fortschleppte, rief er weinend: „Ich sehe wohl, daß ich nicht mehr König bin — ich habe keine Pagen!“ Die Pagen lagen ihm überhaupt sehr im Kopfe, denn als er einige Zeit darauf einmal zu Füßen seines Großvaters, des Kaisers Franz, spielte, fragte er plötzlich: „Nicht wahr, Großpapa, als ich in Paris war, hatte ich Pagen und war König von Rom? Was ist das: König von Rom? Warum bin ich nicht mehr König von Rom?“

Der Großvater hätte ihm Antwort geben können auf die naive Frage, aber der Großvater schwieg*).

---

*) Als die Kaiserin Marie Luise im Jahre 1814, noch ehe sie Herzogin von Parma wurde, das Schloß Schönbrunn bewohnte, spielte eines Tages der als Herzog von Reichstadt gestorbene König von Rom an einem Schreibtische, an dem sein Vater, der Kaiser Napoleon, im Jahre 1809 oft gearbeitet hatte. Das lebhafte Kind schlug mit dem Stimmhammer eines im Zimmer stehenden Fortepianos stark auf eine in der Mitte des Schreibtisches hervorspringende Ecke auf und sogleich öffnete sich eine verborgene Schublade, in der sich verschiedene von Napoleon eigenhändig niedergeschriebene Notizen befanden, unter anderm das Brouillon zu der Erklärung: „Ich kenne keinen Kaiser von Oesterreich mehr, nur Prinzen von Lothringen, rebellische Großofficiere der Krone Frankreichs.“ Allerdings hatte Franz Stephan, der Gemal Maria Theresia's, ehe er römischer Kaiser wurde, im Monat Mai 1729 als Herzog von Lothringen knieend durch den Regenten Philipp von Orleans die Belehnung über sein Herzogthum erhalten.

Wenig bekannt ist, daß sich unter den Gegenständen des Nachlasses, welche Napoleon in seinem letzten Willen als Erbschaft für seinen Sohn, den Herzog von Reichstadt, den er aber immer noch als König von Rom zu bezeichnen pflegte, besonders bestimmt hatte, auch ein schönes, etwas colossales Schachbrett befand. Die Felder des zum Auseinandernehmen eingerichteten Brettes waren mit sehr edlen, weißen und schwarzen wohlriechenden Hölzern ausgelegt und im richtigen Verhältniß zu den Figuren, die wohl noch viermal so groß waren als die, welche gewöhnlich im Brauch sind. Die letzteren zeigten Abbildungen von den Gegenständen,

Das arme Kind von Frankreich, das sogar seinen Namen verlernen mußte! Als eines Tages ein deutscher Prinz, den der Kaiser Franz zur Hoftafel geladen hatte, die Unvorsichtigkeit beging, den nicht weit von seinem Großvater sitzenden Prinzen mit Napoleon anzureden, rief die Kaiserin rasch dazwischen: „Er heißt nicht Napoleon, er heißt Franzl!" Und der Kaiser ersuchte den Gast dringend, in Gegenwart des Prinzen niemals von Dingen zu reden, die den Letzteren nichts angingen. Es wäre nicht gut, meinte der Kaiser, wenn der Prinz andere Dinge zu hören bekäme, als welche ihm seine Gouverneure einprägten. Diese hatten ihm aber beigebracht, daß sein Vater wegen böser Dinge, die er begangen habe, zeitlebens gefangen gesetzt worden und daß es ihm ebenso ergehen würde, wenn er es seinem Vater nachmachen wollte.

Bekannt sind die Worte, mit denen der Kaiser Franz seinen Enkel der Obhut Metternich's anvertraut hatte. Sie lauteten: „Ich wünsche, daß der Herzog von Reichstadt das Andenken seines Vaters ehre, daß er dessen große Eigenschaften sich zum Muster nehme, und daß er dessen Fehler erkennen lerne, um sie zu vermeiden, und vor ihrem verderblichen Einfluß sich zu wahren. Sprechen Sie zu dem Prinzen, was seinen Vater betrifft, wie Sie wünschen würden, daß man von Ihnen zu Ihrem

---

die sie vorzustellen hatten. Die Thürme wurden von Elephanten getragen, die Springer sprengten auf Vollblutpferden als geharnischte Ritter auf der Wahlstatt umher, die Läufer erschienen in zierlichen, fast glänzenden Staatskleidern als Gesandte oder Staatsboten, ein Heinrich IV. und ein Friedrich der Große, eine Kaiserin Katharina und eine Königin Elisabeth waren nach dem Leben abgebildet und die Bauern in das Costüme französischer und deutscher Landleute gehüllt. Alle diese Figuren waren aus ciselirtem Elfenbein angefertigt. Viel merkwürdiger als die feine und geschmackvolle Einrichtung dieses Schachspiels ist aber seine Geschichte. Im letzten Act seines Herrscher- und Feldherrnlebens, in der Schlacht von Waterloo, sah Napoleon einen gefangenen englischen Gardecapitän an sich vorübertragen, den man schwer verwundet auf dem Schlachtfelde aufgehoben hatte. „Wie heißt dieser Engländer?" fragte der Kaiser. — „Elphinstone!" lautete die Antwort. Da sagte Napoleon: „Das ist ein Name, der einen guten Klang hat und ich befehle, daß dieser Gefangene in das Lazareth meiner Garde gebracht und dort mit der größten Sorgfalt behandelt werde. Sie" — hier winkte er einem Officier von der Sanitätstruppe — „werden den Capitän begleiten und mir Rapport von seinem Zustande erstatten." Eben hatte der Verwundete über brennenden Durst geklagt, der Kaiser ließ seinen silbernen Feldbecher mit einem leichten, zu seinem eigenen Gebrauche dienenden Weine füllen und dem der Erschöpfung nahen Gefangenen reichen. Als die Familie Elphinstone später von der großmüthigen Art und Weise, mit der ihr Sohn und Bruder vom Kaiser behandelt worden war, Nachricht erhielt, beschloß sie demselben einen Beweis ihrer Aner-

eigenen Sohne spräche. Lehren Sie ihn das Andenken seines Vaters ehren, aber verhehlen Sie ihm nicht die Wahrheit."

Metternich hatte auch redlich seinem erlauchten Zöglinge beigebracht, daß sein Vater maßlosen Ehrgeiz und unersättliche Herrschsucht besessen, daß der Mißbrauch seiner guten Eigenschaften und der Einfluß seiner Fehler ihn gestürzt; er hatte dem armen Kinde Frankreichs sonnenklar bewiesen, wie sich sein Vater zu ungerechten Maßnahmen, zu Gewaltthätigkeiten und leidenschaftlichen Unternehmungen habe fortreißen lassen. Es ist viel Unrecht gethan worden an dem armen Knaben, der solches anhören mußte und dessen Herz bei alledem bei seinem geschmähten Vater und in dem schönen Frankreich war, da ihn doch die Mutter aufgegeben. Wenn er trotz alledem stolz sagte: „Ich werde mich des Ruhmes meines Vaters nicht unwürdig machen," so erinnert dies schöne Motto unwillkürlich an das des edlen Prinzen, der sein Ende im fernen Mexiko fand und der ausgerufen: „Ich will mich meiner großen Ahnen würdig zeigen."

Der Herzog von Braunschweig ging in Wien eines Tages an der Schwimmschule vorüber, die sich in der Nähe des Augartens befand.

---

kennung und Dankbarkeit zu geben. Da sie in den öffentlichen Blättern gelesen hatte, daß das Schachspiel zu dem täglichen Zeitvertreibe Napoleon's auf St. Helena gehörte, so ließ sie ihm das oben erwähnte Schachspiel überreichen. Als es auf der Insel ankam, nahm Sir Hudson Lowe mit großem Unwillen wahr, daß sowohl auf dem Schachbrett wie auf den Figuren vielfach das N und die kaiserliche Krone angebracht war. Diese Anspielung auf einen für immer verschwundenen Titel erschien dem Gouverneur als ein Dementi der Bestimmungen, welche seine Regierung für den Gefangenen, in dem sie keinen ehemaligen Kaiser, sondern nur den General Bonaparte erblickte, getroffen hatte. Das Geschenk wurde daher der Gegenstand einer sehr unerquicklichen Correspondenz mit Longwood. Endlich überschickte es der Gouverneur durch einen Officier und zwei Mann der Garnison, welche die Kiste trugen, dem Grafen Bertrand. Napoleon war sehr erfreut über dieses Geschenk, nicht wegen der Schönheit und des Kunstwerthes desselben, sondern weil ihn, der so unendlich viel Undank erfahren hatte, das Gefühl erhob, welches die Familie Elphinstone bei dieser zarten Aufmerksamkeit geleitet hatte. Er betrachtete daher mit großem Wohlgefallen und nicht ohne Rührung die Worte, welche mit elfenbeinernen Buchstaben auf dem Kästchen angebracht waren, das die Figuren enthielt und die lauteten: „Dem erlauchten Gefangenen von St. Helena die dankbare Familie Elphinstone." Napoleon sagte, nachdem er lange vor sich hingesehen hatte: „Diese Anerkennung hat sich nicht der Feldherr, nicht der Kaiser, sondern der Mensch — mein Herz verdient, darum berührt sie auch dasselbe auf eine mich erquickende und erhebende Weise. Solche Ereignisse liegen jetzt seltener auf meinem Lebenswege, von dem alle Freuden verschwunden sind."

Da erblickte er auf schwankem Brette zwei junge Leute, welche in adamitischem Costume einander gegenüber standen und mit Florets fochten. Der Eine von ihnen war Dom Miguel, der portugiesische Prätendent, der Andere der Herzog von Reichstadt. Als sich dieser aus dem Wasser, in welches ihn ein Floretstoß Miguel's geschleudert, herausgearbeitet hatte, trat der Herzog auf ihn zu, gab sich zu erkennen und unterhielt sich eine Weile mit ihm. Aber das Gespräch war kaum angebahnt, als schon der Gouverneur des Herzogs von Reichstadt, der Fürst Dietrichstein, bei der Hand war, und sich in die improvisirte Unterhaltung mischte. Dem Prinzen kam dies Dazwischentreten sichtlich ungelegen, denn er sagte, als Dietrichstein der Gruppe für einen Augenblick den Rücken kehrte, ziemlich mißmuthig zum Herzog von Braunschweig: „Sie sehen, Vetter, Fürst Dietrichstein ist mein Schatten, er kann auf die schönste Geliebte nicht eifersüchtiger sein, als auf mich!“ Ob ein Umgang mit jungen Leuten vom Schlage Dom Miguel's, der bekanntlich kaum schreiben konnte, vortheilhaft für den Sohn Napoleon's sein konnte, das mag dahingestellt bleiben. Vielleicht führte ihn dieser Gefährte auf jene Bahnen, die er selbst gar zu gerne wandelte. Die schöne Henriette, die schon in den Tagen des Wiener Congresses eine Rolle gespielt und die Dom Miguel später, als sie schon sehr gelitten, hatte heiraten wollen, ist ein Beleg dafür. Vielleicht hatte Dom Miguel seinen guten Antheil an dem Zustandekommen jener Beziehungen des Sohnes Napoleon's zu einer renommirten Tänzerin, die Wien vor sechsunddreißig Jahren so viel zu sprechen gaben. Nahm es doch Metternich selbst, in dessen Hände der Kaiser Franz die Erziehung des Prinzen gelegt, mit Liebesaffairen von Haus aus nicht gar zu genau. — Kotzebue hatte ja den Grundgedanken zu den „Beiden Klingsberg“ gewissen Verhältnissen entnommen, in welchen Metternich Vater und Sohn im Anfang dieses Jahrhunderts eine Rolle spielten.

Eines Tages trat die Versuchung in ernster Gestalt an den Sohn Napoleon's heran. Napoleone Camerata kam incognito nach Wien und verstand es, hinter dem Rücken der Hüter des Prinzen sich diesem zu nähern. Sie haranguirte ihn mit flammenden Worten und glaubte ihn bereits für ihre Idee gewonnen zu haben, als er, aus tiefem Brüten auffahrend, ausrief: „Nein — nein! nicht als Abenteurer will ich mich in Frankreich einschleichen! Nur wenn man mich dahin ruft, werde ich kommen!“

Vielleicht bewahrte ihn ein glücklicher Instinct davon, nach Frankreich zurückzukehren, wo ihn möglicher Weise auch ein Ham erwartet hätte, wohin man ihn vielleicht nur locken wollte, um ihn für immer unschädlich zu machen. Hier war es, wo Metternich als wahrer Freund des Prinzen in Action trat, und ihm einen wirklichen Liebesdienst leistete. Denn als die Bonapartisten in den Staatskanzler drangen, den Herzog von Reichstadt freizugeben, damit er an den Grenzen Frankreichs erscheinen könnte, wo seine Gegenwart und der zauberische Name Napoleon mit Einem Schlage den gebrechlichen Bau des orleanistischen Regimes niederwerfen würden, fragte Metternich: „Welche Bürgschaft wird der Herzog von Reichstadt für seine Zukunft haben?“ — „Die Liebe und der Muth der Franzosen werden ihn umgeben und einen Wall um ihn bilden!“ lautete die Antwort. — „Nicht doch,“ fertigte Metternich die Abgeordneten ab, „nach sechs Monaten schon würde er sich umgeben sehen von trotzigen Anforderungen des Ehrgeizes und der Zudringlichkeit, von Neid, Haß und Verschwörungen; er würde sich am Rande eines Abgrundes befinden. Ich habe Ihnen schon gesagt, der Kaiser hält zu fest an seinen Grundsätzen und an den Pflichten für seine Völker, ebenso wie an dem Glück seines Enkels, um jemals Vorschlägen solcher Art Gehör zu geben. Uebrigens täuschen Sie sich völlig über den Ausgang Ihres Unternehmens — denn ohne Bonaparte Bonapartismus machen, ist eine durchaus falsche Idee.“

Der Mann, der heute in Salzburg zu Besuch beim Kaiser von Oesterreich ist, um, wie Viele glauben, diesem seine Theilnahme wegen des erschütternden Unglückfalles, der ihn in seiner Familie betroffen, zu bezeigen und nebenbei von ihm die Asche des zweiten Napoleon's zu reclamiren, ist der lebendige Beleg dafür, wie sehr sich Metternich irrte, wenn er meinte, daß der erste Napoleon so sehr die Incarnation des Bonapartismus gewesen sei, daß ohne ihn kein Bonapartismus zu machen sei.

Der Gast des Kaisers von Oesterreich hat seit achtzehn Jahren mit leidlichem Glücke und Geschicke Bonapartismus gemacht und welch ein ungeheurer Unterschied liegt zwischen heute und dem Tage, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren hinter dem Gitterfenster von Ham stand und an den Schatten des Kaisers, dessen Leiche eben in Paris einzog, folgende rührende Worte richtete:

„Majestät! Sie kehren in Ihre Hauptstadt zurück und das zahlreich versammelte Volk begrüßt Ihre Rückkehr; aber ich, aus der Tiefe

meines Gefängnisses, kann nur einen Strahl der Sonne bemerken, die Ihrem Begräbnisse leuchtet. Zürnen Sie nicht Ihrer Familie, daß sie nicht gegenwärtig ist, Sie zu empfangen; Ihre Verbannung und Ihr Unglück haben mit dem Leben aufgehört — das unsrige dauert immer fort! Sie sind auf einem Felsen gestorben, fern von dem Vaterlande und den Ihrigen, die Hand eines Sohnes hat nicht Ihre Augen geschlossen. Heute noch wird kein Verwandter Ihren Leichenzug führen. Montholon, der Sie am meisten unter Ihren ergebenen Gefährten liebte, hat Ihnen die Dienste eines Sohnes erwiesen; er ist Ihrem Gedanken, Ihrem letzten Willen treu geblieben; er hat mir Ihre letzten Worte hinterbracht, er ist mit mir im Gefängnisse. Ein französisches Schiff, von einem edlen jungen Manne geführt, forderte Ihre Asche. Vergebens suchten Sie auf dem Verdeck den Einen oder den Andern der Ihrigen. Ihre Familie war nicht dabei. Als das Schiff am französischen Gestade landete, empfand man einen elektrischen Schlag. Sie erhoben sich in Ihrem Sarge. Einen Augenblick nur öffneten sich Ihre Augen. Die dreifarbige Fahne wehte auf dem Ufer, aber Ihr Adler war nicht zu sehen. Wie vordem, so drängte sich das Volk auf Ihrem Durchzuge. Es begrüßt Sie mit seinem Zurufe, als ob Sie lebendig wären. Allein die großen Tageshelden, obgleich sie sich vor Ihnen beugen, sagen leise: „Gott, weckt ihn nicht auf!“ — Sie sahen endlich jene Franzosen wieder, die Sie so sehr liebten. Sie sind in das Frankreich gekommen, das Sie so groß gemacht haben, allein der Fremdling hat in demselben Spuren zurückgelassen, welche durch alle Prachtzüge bei Ihrer Rückkehr nicht ausgelöscht werden können. Seht jene junge Armee — es sind die Söhne Ihrer Helden; sie verehren Sie, denn Sie sind der Ruhm. Jeder sagt ihnen: kreuzet die Arme. Majestät, das Volk ist der gute Stoff, welcher unser schönes Land bedeckt; aber jene Männer, die Sie so hoch stellten, und die so klein, ach so niedrig waren, Majestät, sehnen sich nicht nach Ihnen; sie haben Ihr Evangelium verleugnet, Ihre Gedanken, Ihren Ruhm, Ihr Blut; als ich mit ihnen von Ihrer Angelegenheit sprach, sagten sie mir: wir begreifen Sie nicht! — Aber laßt sie reden, laßt sie handeln, was liegt dem steigenden Wagen daran, welches die Sandkörner sind, die unter die Räder fallen. Vergeblich sagen diese Leute, daß Sie nur eine Lichterscheinung gewesen, die keine Spur zurückläßt; vergeblich leugnen sie Ihren bürgerlichen Ruhm — sie werden uns unser Erbtheil nicht rauben! Majestät, der heutige Tag ist für mich und für Frankreich ein großer Tag. Aus Ihrem prachtvollen Zuge haben Sie,

gewisse Ehrenbezeigungen verachtend, einen Augenblick Ihren Blick auf meine dunkle Wohnung zu richten geruht, und an die Liebkosungen sich erinnernd, womit Sie meine Kindheit überschütteten, sagten Sie mir: Du leidest für mich, mein Freund — ich bin mit Dir zufrieden!"

Der Kaiser hat seit dem Tage, an welchem sein Neffe in Ham die eben citirten Worte an ihn gerichtet, öfter Gelegenheit gehabt, mit ihm zufrieden zu sein, und auch heute wäre er sicherlich mit ihm zufrieden, wenn er den geheimen Gedanken kennen würde, der ihn nach Salzburg geführt.

Der Kaiser hat einmal auf St. Helena gesagt: in fünfzig Jahren ist Europa entweder eine Republik oder cosakisch. Der Neffe des Kaisers liebt die Republiken nicht, das hat er gezeigt, als er drei derselben unterhöhlen half, die römische, die französische und die mexikanische. Aber perhorrescirt er auch die erste Alternative, mag er nichts von Republiken in Europa hören, so soll doch auch die zweite Alternative nicht zur Wahrheit werden. Cosakisch soll Europa nicht werden. Um dieses zu verhindern, ist Louis Napoleon wohl zumeist nach Salzburg gekommen. Dem russischen Uebermuthe, der sich immer die Miene gibt, als ob er bezüglich des Orients Krieg und Frieden in den Falten seiner Toga trüge, soll ein für allemal ein Damm gesetzt werden, Rußland soll aufhören, eine stete Beunruhigung für das civilisirte Europa zu sein.

Aber die Anstrebung eines Zusammengehens mit Oesterreich in der orientalischen Frage ist nicht das einzige Motiv, das Napoleon nach Salzburg geführt hat.

Der Volksinstinkt geht zuweilen seine eigenen sonderbaren Wege. Während er beispielsweise in diesem Falle dem Kaiser der Franzosen die Absicht unterschiebt, wegen der Uebertragung der Asche des Königs von Rom nach Frankreich zu unterhandeln, beschäftigt den Kaiser in der That in Salzburg der König von Rom — aber der lebende.

Napoleon hat von österreichischer Seite Winke erhalten, daß sich in Italien etwas vorbereite, wobei der italienische Ministerpräsident Rattazzi die Hände im Spiele habe.

Der Kaiser, der Rattazzi bis dahin für seine willfährige Creatur gehalten, forschte weiter und kam dahinter, daß Rattazzi ein falsches Spiel treibe und mit Garibaldi unter einer Decke stecke. Garibaldi aber durfte in Italien nicht aufkommen, das war fest beschlossene Sache beim Kaiser und wenn dieser in Salzburg seinen

Entschluß erklärte, im Vereine mit Oesterreich an der Erhaltung des Statusquo im Orient zu arbeiten, so ließ er auch durchblicken, daß der Statusquo auch in Italien erhalten werden müsse und daß der leiseste Versuch, ihn stören zu wollen, die französischen Regimenter nach Rom zurückführen würde, wo ihnen eine doppelte Mission zufiele: Die, den Papst im Vollgenusse seiner weltlichen Gewalt zu schützen und die andere, Italien zu verhindern, in einem möglichen Conflikte im Orient die Partei der Gegner Frankreichs und Oesterreichs zu verstärken.

Ob der alte Kaiser mit der Politik seines Neffen dem Papste gegenüber auch zufrieden wäre — wer vermag darüber zu entscheiden? Eine Person hat die römische Politik des Kaisers jedenfalls in seiner Familie zufriedengestellt — diese eine Person ist die Kaiserin. Diese strahlt in Salzburg vor Glück und Zufriedenheit, weil sie es durchgesetzt, daß der Papst König bleiben soll in Rom.

Welche Wandlungen mußte Napoleon durchmachen, ehe er sich zu der römischen Politik bekannte, die seiner frommen Gemalin so wohl gefiel!

Der Domherr an der Laterankirche in Rom, Louis Napoleon Bonaparte — als Nachfolger der allerchristlichsten Könige führt der gegenwärtige Kaiser der Franzosen diesen Titel, den unter allen französischen Monarchen Louis Philipp allein zurückgewiesen hatte, vielleicht weil ihm um die jährlichen viertausend Louisd'or leid war, welche die gekrönten Domherren der Laterankirche, von Heinrich IV. angefangen, nach Rom fließen ließen — hat ja schon als Jüngling von dreiundzwanzig Jahren die weltliche Papstgewalt mit den Waffen in der Hand bekämpft . . . . im Jahre 1831 hat er genau dieselbe Rolle im Römischen gespielt, welche später Garibaldi daselbst spielte.

Kurz vor dem Ausbruche der Revolution von 1831 sah man ihn mit der italienischen Tricolore in der Hand die Straßen von Rom durchreiten. Als er mit seinem älteren Bruder Napoleon, der mit einer Tochter des Exkönigs von Spanien, Josef Bonaparte vermält war, bei Nacht und Nebel verschwand, um im Lager der Aufständischen wieder aufzutauchen, ließ er folgenden Brief an seine Mutter zurück: „Ihre Liebe wird Sie in den Stand setzen, uns zu verstehen. Wir müssen die Verpflichtungen halten, die wir übernommen haben, und der Name, den wir tragen, nöthigt uns, den unglücklichen Völkern, die uns um Beistand anrufen, zu Hilfe zu eilen. Rechtfertigen Sie mich in den Augen meiner Schwägerin, welche mich ohne Zweifel tadeln

wird, ihren Mann mitgeführt zu haben; es thut demselben leid, jemals in die Nothwendigkeit versetzt worden zu sein, nur eine einzige That seines Lebens vor ihr zu verbergen."

Dieser Brief Napoleons datirte von Florenz, denn dahin hatte die römische Polizei den Prinzen bei Nacht und Nebel abgeschoben, da sie ihn, sowie den ältesten Sohn Jerome's, der kaum siebzehn Jahre alt war, im Verdachte hatte, bei dem Attentate Lupi betheiligt zu sein. Wenige Tage nämlich, nachdem der Camaldulenser-Mönch Mauro Capellari zum Papste gewählt worden war, hatten auf dem Platze Colonna, in der Nähe der antoninischen Säule, zehn bis fünfzehn junge Leute unter der Führung eines gewissen Lupi auf eine vorbeimarschirende Abtheilung Soldaten Pistolenschüsse abgefeuert; die Soldaten gaben ein Generaldecharge und trieben die Insurgenten in die Flucht. Als der Papst von dem Rencontre hörte, sagte er prophetisch: „Das ist die Revolution", ohne eine Ahnung davon zu haben, daß die Unabhängigkeitserklärung Bologna's bereits unterwegs sei. In dieser Erklärung schleuderte Bologna dem päpstlichen Regimente die herbsten Anklagen in's Gesicht. Die allgemeine Rechtlosigkeit bei Zuständen, wo jede Anordnung eines Cardinals in der Ausführung gefälscht, das bürgerliche Recht durch das canonische gekreuzt, eine und dieselbe Sache fünfzigmal und immer anders entschieden wurde, bis der Proceßführende ganz ausgesogen war, wurde in schlagender Weise constatirt. Es wurde der übliche Unterschleif, die Verwendung kaum eines Drittels der eingehenden Steuern zu Landeszwecken betont, während die übrigen zwei Drittheile 72 Cardinälen zu gut kamen.

Für den Sohn Jerome's trat die württembergische Regierung in einer an die päpstliche Curie gerichteten Note, auf den Rechtstitel der Verwandtschaft des Prinzen mit dem württembergischen Hofe hin, kräftigst ein und er durfte in Rom bleiben. Am 2. Februar 1831 hatten die Kanonen der Engelsburg der Ewigen Stadt verkündet, daß die katholische Christenheit wieder einen Papst habe — drei Wochen später stand dieser Papst auf dem Punkte, aus Rom zu fliehen, und es so dem Herzoge von Modena nachzumachen, der, nachdem er in der Nacht des 3. Februar das Haus des Hutfabrikanten Menotti, in welchem sich bewaffnete Verschworene versammelt, hatte stürmen lassen, mit seinen Schätzen, seinen Soldaten, dem gefangenen Menotti und

dem Henker, den er durch seinen Expreßboten aus dem nahen Reggio berufen, nach Mantua geflohen war.

Schon hatte der päpstliche Majordomus Alles zur Abreise des Papstes nach Civitavechia vorbereitet, als der österreichische Gesandte Graf Lützow im Vatican erschien, um Gregor XVI. in Kenntniß zu setzen, daß die Oesterreicher in Modena und im Kirchenstaate interveniren würden — allen Protesten Frankreichs zum Trotze.

Der Papst hatte eben einen Brief von Louis Napoleon Bonaparte erhalten, der folgendermaßen lautete:

„Man will, wie mir scheint, und zwar in bestimmter Weise, die Scheidung der weltlichen Herrschaft von der geistlichen. Allein man liebt Eure Heiligkeit und allgemein glaubt man, daß Eure Heiligkeit bereit sein würde, mit all' Ihren Schätzen, mit den Schweizern, mit dem Vatican in Rom zu bleiben und für die weltlichen Angelegenheiten sich eine provisorische Regierung bilden zu lassen. Ich kann versichern, daß ich fast alle jungen Leute, selbst die weniger gemäßigten, habe sagen hören, wenn Gregor XVI. auf das Weltliche verzichten wollte, würden sie ihn anbeten und selber die festen Stützen einer Religion werden, die, durch einen großen Papst gereinigt, zur Grundlage das freisinnigste Buch hat, das überhaupt existirt: das göttliche Evangelium!“

Mit heiterer Miene erschien der Papst, nachdem er den österreichischen Gesandten empfangen hatte, im Collegium der Cardinäle und nachdem er dem Cardinal Rohan den Hut, den Erzbischöfen von Gnesen und Posen die canonische Investitur zuerkannt und sechs Bischöfe für Mexiko ernannt hatte, forderte er den Majordomus auf, die Reisewagen in die Remisen des Quirinals zu bringen, da er in Rom bleiben und den Quirinal beziehen wolle. Die Cardinäle verwunderten sich über die Sinnesänderung des Papstes, zu welcher vierundzwanzig Stunden später ein Proclam aller Welt den Schlüssel in die Hand gab, in welchem Gregor dem Volke ankündigte, daß die Oesterreicher, „diese auserlesenen Schaaren der Tapferen, demnächst in den Kirchenstaat einrücken würden, um über die Verworfenheit der Rebellen zu triumphiren, welche mit tempelschänderischen, bewaffneten Händen Verheerung und Jammer in das Levitenlager zu tragen sich erfrecht.“ Die Proclamation, mit welcher die Oesterreicher in den Kirchenstaat einrückten, garantirte eine allge-

meine Amnestie, von welcher nur der österreichische Exgeneral Zuchi, die Generale Armandi, Sercognani, Grabinsky und die beiden Bonaparte ausgeschlossen waren, welche gleichzeitig aus Toscana ausgewiesen wurden, während eine österreichische Note an die Schweiz das Ansinnen stellte, den Aufenthalt der beiden Prinzen bei sich nicht zu dulden, die mittlerweile zu dem Insurgentencorps abgegangen waren, das die Festung Civita-Castellana berannte. In dieser Festung commandirte Capitän Crispi, der in Rom Louis Napoleon's Lehrer in der Taktik gewesen war, die Artillerie. Crispi sprach sich zu seiner Umgebung sehr anerkennend über die von seinem Schüler geleiteten Belagerungsarbeiten aus. Vor Civita-Castellana empfing Louis Napoleon zuerst Stölting, einen Freund seiner Familie, den die Mutter an ihn abgeschickt, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; dann Armandi, der ihm die vom päpstlichen General Rovinetti erlassene Proclamation brachte, welcher zufolge Louis Philippe den Papst seines Schutzes versicherte. Armandi beschwor den Prinzen, das Lager der Insurgenten zu verlassen, um dem Könige der Franzosen den Vorwand zur Intervention zu benehmen. Armandi glaubte, Louis Philippe würde sich minder energisch der weltlichen Gewalt des Papstes annehmen, sobald sich im italienischen Lager kein Bonaparte befinde, Napoleon erkannte das Triftige der Vorstellungen, verließ mit seinem Bruder die Reihen der Insurgenten, sah in Forli den Letzteren in seinen Armen sterben und vereinigte sich in Foligno mit seiner Mutter, begleitete diese nach Ancona und entkam von da, als Bedienter verkleidet, nach England. Kein garibaldischer Freischärler hat je mehr Strapazen und Mühseligkeiten ausgestanden, als Napoleon im Jahre 1831, wo er auf Steinhäufen an offener Heerstraße schlief und stündlich in Gefahr war, von den Oesterreichern gefangen und erschossen zu werden.

Achtzehn Jahre später schickt der Gegner des Papstes Gregor den General Oudinot ab, um den Papst Pius IX. zu halten, und wieder achtzehn Jahre später erklärte er zu Salzburg seinen bestimmten Entschluß, die weltliche Gewalt des Papstes gegen jeden Angriff schirmen zu wollen. . . Napoleon hat eben dem frommen Sinne seiner Gemalin eine Concession nach der anderen gemacht und jene Partei, von welcher die Pariser, als sie erfuhren, daß sie an der Kaiserin eine energische Beschützerin habe, sagten: le parti d'Eugenie n'est pas le parti de

genie (die Partei Eugenie's ist nicht die Partei des Genie's), scheint ganz und gar das Oberwasser zu haben. Hat doch die Kaiserin vor einigen Jahren dem Papste schreiben dürfen:

„So lange ich lebe und Kaiserin der Franzosen bin und so lange die französische Armee an der Fahnenehre festhält, wird Rom nicht aufhören, das Haupt der katholischen Welt zu sein.“

Freilich war der Widerstand, den Eugenie bei ihrem Gemal gefunden haben mochte, kein allzugroßer. Napoleon hatte sich eben sehr verändert, seit er Kaiser der Franzosen geworden war und verleugnete seine antirömischen Antecedentien so vollständig, daß er eines Tages, als sein Vetter, der Prinz Napoleon, lebhafter als je in ihn drang, den Papst fallen zu lassen, zu dem Dränger sagte: „Ich sage Ihnen, ich fühle Frankreich täglich zweimal den Puls, aber ich habe nicht gefunden, daß dieses Land den Papst aus Rom verjagt wissen will!“

Bekannt ist auch Napoleon's Ausspruch: Le pape doit être maître chez soi, was so viel heißt, als: Der Papst muß König sein in Rom.

Bezeichnender als Alles ist aber wohl die Aeußerung, die Napoleon vor Jahren that, als man ihm von den Schwierigkeiten der römischen Frage sprach: „wenn es keinen Papst gäbe, müßte ich einen erfinden und womöglich noch einen Gegenpapst in Ancona aufstellen, der es mir erlaubte, auch dort festen Fuß zu fassen!“

Man wird sich wohl auch noch des Briefes erinnern, der im Jahre 1862 durch alle Zeitungen lief und in welchem der kleine Prinz Napoleon sein ganzes Leben, sein Gut und Blut dem Papste zur Verfügung stellte. Die Kaiserin hatte den Brief dem Kinde von Frankreich in die Feder dictirt und er trug ihm einen vom Papste geweihten kostbaren Rosenkranz und ein Legendenbuch mit kunstvollen Heiligenbildern ein, auf dessen Titelblattrückseite der Papst eigenhändig folgenden Spruch Salomoni's geschrieben hatte:

„Höre, mein Sohn, die Lehre Deines Vaters und setze nicht hintan die Ermahnungen Deiner Mutter!“

Interessant ist es, in dem Augenblick, wo Napoleon nach Salzburg gekommen ist, um den österreichischen Staatsmännern anzukündigen, daß er seine Politik in Italien wie im Orient auf gleiche Linie mit der

Politik Oesterreichs setzen und in Italien der Septemberconvention um jeden Preis zur Geltung verhelfen wolle, sobald die Revolution Miene machen sollte, über diese Convention hinwegvoltigiren zu wollen, sich der Unterredung zu erinnern, welche Pepoli im Sommer 1864 mit dem Kaiser hatte.

„Ich will wohl einen Schritt thun," sagte der Kaiser damals zu Pepoli, „aber unter der Bedingung, daß Ihr Euch ausschließlich auf die gemäßigte Partei stützt!" — „Es gibt keine gemäßigte Partei!" wendete Pepoli ein. „Schafft eine!" bemerkte der Kaiser. „Nichts ist leichter als dies. Enthebt die päpstliche Regierung der Drohung mit einer Invasion, verbürgt deren Bestand durch eine ernstliche Verpflichtung, und Ihr habt den ganzen Clerus gewonnen. Erklärt, daß Ihr Oesterreich nicht angreifen wollt, und Ihr habt die Aristokratie und den Handel für Euch, welche eine Politik nicht annehmen können, die zum europäischen Kriege und zum allgemeinen Umsturz führt. Das ist die gemäßigte Partei, mit der Ihr regieren würdet. Um diesen Preis würde ich die Verpflichtung übernehmen, Rom in zwei Jahren zu räumen!"

Auf dieser Grundlage kam die Convention zu Stande; wer den französischen Schachzügen, welche derselben vorangingen, mit Aufmerksamkeit folgte, hat manche pikante Pointe eingeheimst. Man erinnere sich nur der Zeit, wo Menabrea italienischer Gesandter in Paris war, Sartiges von Turin nach Rom versetzt wurde, Goyan dem General Montebello Platz machte und Merode und Montebello einander in den Haaren lagen — welche Fülle pikanter Züge liefern jene Tage! Wenn Menabrea in Napoleon dringt, dahin zu wirken, daß dem Exkönig von Neapel der Aufenthalt in Rom verwehrt werde und Napoleon ihn mit den Worten abfertigt: „Lassen wir doch den Papst Gastfreundschaft üben an wen er mag — wer bürgt uns dafür — Ihnen wie mir, daß wir nicht auch noch einmal in die Lage kommen, von dieser Gastfreundschaft Nutzen ziehen zu müssen?" — so ist diese Antwort in ihrer Art gewiß eben so merkwürdig, als die Replik charakteristisch ist, die Sartiges dem König von Italien bei der Abschiedsaudienz auf des Letzteren ironische Bemerkung: „Sie nehmen unsere Sympathien mit!" ertheilte: „Ich weiß das, denn ich lasse keine zurück!" Sartiges war bekanntlich in Rom weit mehr am Platze als in Turin.

Daß Madame Montebello eine Correspondentin der Kaiserin

war, ist keiner der mindest charakteristischen Züge aus der Zeit, die der Septemberconvention voranging.

Als der Kaiser den päpstlich gesinnten General Goyon von Rom abberief und durch den nicht weniger römisch gesinnten Montebello ersetzte, sagte er lächelnd zum Nuntius, auf Madame Montebello anspielend, die noch päpstlicher gesinnt war als ihr Gemal: „Ich hoffe, Sie sind mit mir zufrieden; ich habe Ihnen statt eines Goyon deren zwei gegeben!“

So gut päpstlich Montebello auch gesinnt war — Einer, der damals neben Antonelli den größten Einfluß in Rom hatte, konnte sich mit ihm nicht vertragen. Der römische Kriegsminister Monsignor Merode war Montebello nicht gut und als dieser eines Tages nach Paris berufen wurde, glaubte Merode sicher zu sein, daß er nicht wiederkehren würde. Er sagte daher mit einem Anfluge von Hohn zu dem General: „Vous êtes donc rappelé!“ (Sie sind also zurückberufen!) — „Non,“ bemerkte Montebello trocken, „je suis appellé!“ (Nein, ich bin nur berufen!) — „Eh bien,“ entgegnete Merode, „vous trouverez l'r à Paris!“ („Wohlan, Sie werden das r, das aus dem appeler ein rappeler macht, in Paris vorfinden.)

Sarkastisch, wie er immer ist, verhielt sich auch der Prinz Napoleon den franco-römischen Experimenten des Kaisers gegenüber. Die Gemalin Montebello's huldigte, nachdem die ausgeschnittenen Kleider schon von der Mode verurtheilt worden waren, noch immer der veralteten Mode und liebte es, ihre weißen Schultern der Welt zu zeigen. Darauf anspielend sagte der Prinz, als Madame Montebello nach Rom ging:

„Jetzt endlich kann der Papst sagen, daß ihm der Kaiser die nackte Wahrheit schicke!*)„

---

*) Ob sich Napoleon wohl in Salzburg an seinen ersten Besuch in Oesterreich erinnerte, der vor genau vierzig Jahren stattgefunden hatte? Wenn man nämlich von dem kriegerischen Besuche absieht, den Napoleon im Jahre 1859 Oesterreich abstattete, so war er als friedlicher Gast in seinem ganzen Leben nur zweimal in Oesterreich: 1867 in Salzburg und 1827 in Marienbad. In diesem Jahre erbat sich der Exkönig von Holland, der als Graf von St. Leu in Florenz lebte, den neunzehnjährigen Sohn von seiner Gemalin, von der er längst vollkommen geschieden lebte. Vater und Sohn reisten nach dem böhmischen Bade-

XI.

Licht und Schatten.

Der Reichskanzler in Reichenberg und der Kaiser in Paris. — Die fünfundzwanzig Bischöfe und der Genfer Friedenscongreß.

Es mögen ungefähr fünfzig Jahre her sein, da stiegen die Friedland-Reichenberger Straße zwei Wanderer herab.

Es ist das eine merkwürdige Straße; Heerzüge sind dieselben zu verschiedenen Zeiten auf- und niedergestiegen, glänzende Cavalcaden haben sich in den Tagen des großen Friedländer's auf derselben bewegt. Wenn damals des stolzen Albrecht von Waldstein's Pagen, die Falken auf dem Arme, die Höhen hinansprengten, welche jetzt ein Mauthschranken nach dem andern sperrt, so sei hier jetzt nur ein kleines Genrebildchen aus einer jüngeren Vergangenheit vor dem Leser aufgerollt, welches für sich allein genügen würde, dem Straßenzuge ein modernes Interesse zu vindiciren.

Der eine der zwei Wanderer, die wir in's Auge gefaßt haben, zog neben einem Manne daher, der durch das Schieben eines Karrens gewissermaßen Lastthierstelle vertrat. Der ärmlich gekleidete Mann hatte den Schiebkarren gemiethet, um auf demselben seine geringe, kaum hundert Gulden werthe Krämerwaare auf den Reichenberger Markt zu bringen. Die Waaren bestanden aus Westenstoffen, Tuchausschnitten, und Aehnlichem. Der Krämer selbst war noch vor einigen Monaten Tuchmachergeselle in Reichenberg gewesen. Als solcher hatte er Kleinigkeiten gekauft, um sie seinen Mitgesellen wieder mit einem kleinen Gewinne zu verkaufen. Zwei, drei Kreuzer Gewinn dünkten dem anspruchs-

---

orte Marienbad und machten von da einen Abstecher nach Baiern, wo damals an der böhmischen Grenze große Cavalleriemanöver stattfanden, und nach Eger, wo der jetzige Kaiser der Franzosen den Scharfrichter Huß kennen lernte, denselben, der auch mit Göthe im Briefwechsel stand, wie Grüner in seinem Briefwechsel mit Göthe constatirt. Huß war ein passionirter Münzen- und Raritätensammler und trat zuletzt seine Sammlungen an den Fürsten Metternich ab, der ihm dafür, neben der Custosstelle, ein namhaftes Jahrgeld aussetzte.

losen Gesellen ein gutes Geschäft. So hatte er sich in Jahresfrist ein kleines Capital erspart, mit welchem er einen fliegenden Krämerwaarenhandel etablirte. In dem Augenblicke, wo wir den Krämer in's Auge fassen, kommt ein bepackter Wagen von Kratzau heraufgefahren, holt den Schiebkarren und den neben diesem einherschreitenden Krämer ein, und eine Frau, welche mit einem Waarenvorrathe nach Reichenberg fährt, der jenen des Fußwanderers hundertmal an Werth übersteigt, beugt sich unter dem leinernen Wagendache hervor und ruft dem Wanderer gutmüthig zu:

„Herr Liebig, Sie müssen doch recht müde sein — kommen Sie her und setzen Sie sich ein wenig mit herauf!“

Und der Krämer nimmt die Einladung dankbar an, und fährt unter der Leinwanddecke nach Reichenberg, nachdem er sich von seinem Reisegenossen verabschiedet. Dieser trägt die Uniform eines Artilleristen. Der bis über das Knie reichende hohe Stiefel umspannt blank gewichst den Fuß, der rehfarbene Frack und der Sturmhut in Corsikanerform mit dem aus gelben Wulst aufsteigendem schwarzen Federbusch vervollständigen das Costüme des rüstigen Fußwanderers, der mit Urlaub bei seinen Eltern in Kratzau gewesen.

Ob sich wohl heute noch einer der beiden Fußwanderer des gemeinschaftlich zurückgelegten Weges erinnern würde? Der Eine ist ihn noch kürzlich mit Extrapost gefahren, um seine alten Eltern in Kratzau zu besuchen. Er trug die Uniform eines österreichischen Feldmarschalllieutenants und neben ihm saß sein Sohn, der auch bereits kaiserlicher Artilleriehauptmann war. Aus dem gemeinen Kanonier war ein geadelter Artilleriegeneral geworden, der sich auf den Schlachtfeldern einen glänzenden Namen errungen.

Der Krämer aber, der sich damals glücklich geschätzt, auf einen fremden Wagen mit aufsitzen zu können, ist ein Rothschild geworden. In der Fabriksstadt, nach welcher er damals zu Fuße gewandert, steht jetzt ein förmliches Fabriksviertel, welches seine weltbekannte Firma trägt. Sein Vermögen wird heute auf zwanzig Millionen geschätzt und er hat auch in Wien eine Reihe großer Zinshäuser aus dem Boden gestampft. Sein Name wiederhallt als der des Reichenberger Fabrikanten par excellence durch das ganze Reich.

Reichenberg und Liebig sind zwei Namen, von denen man einen ohne den anderen nicht gut denken kann. Beide wuchsen neben-, mit- und durch einander empor, beide arbeiteten sich in kurzer Zeit von

Pike auf in die Höhe. Wenn man sich auf das Reichenberg von vor fünfzig Jahren erinnert, so frägt man sich, ob das, was sich heute in wahrer Großstadtart da vor uns ausdehnt, wenn man vom Neustädter Markt gegen den Bahnhof hin in's Thal schaut, das alte, kleine Reichenberg der voreisenbahnlichen Zeit sei?

Dieses stattliche Neu-Reichenberg mit seinen malerisch aufsteigenden schiefergedeckten Häusern ist ein Produkt der letzten zwanzig Jahre. Seltsam aber nicht uninteressant contrastiren mit diesen Neubauten die uralten Holzgiebelhäuser, die sich noch auf dem Ringplatze und in der böhmischen Straße vorfinden und an die Hauspetrefakte des alten Hamburg erinnern. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man auf der einen Straßenseite die „Union" massiv und stattlich in die Höhe ragen sieht, während sich ihr gegenüber ein sich unter der Last des Alters beugender, schiefer, morscher Holzbarrakenbau mühsam auf seinen vom Zahne der Zeit benagten Fundamenten aufrecht erhält. Diese alten, verwitterten, verschnörkelten Hütten scheinen mit ihren kleinen Fensteraugen auszulugen nach dem alten gelb und grün angestrichenen Rumpelkasten, welcher noch vor zehn Jahren unter dem euphemistischen Namen „Stellwagen" auf dem holperigen Pflaster dahinknirschte. Diese Häuser und diese vorsündfluthlichen Fuhrwerke ergänzten sich gegenseitig und ließen als Dritten im Bunde höchstens noch die müde hin- und herflackernde Oel-Laternenflamme an den Straßenecken gelten.

Jetzt ist das Alles anders, jetzt bildet sich die nordböhmische Fabriksstadt mit jedem Tage mehr zu einer Großstadt aus; jetzt muß man die Stellwagen mit der Laterne suchen — noch einige Jahre und sie werden ganz von der nach allen Seiten ausgreifenden Locomotive zermalmt sein. Jetzt strahlt Gaslicht in Reichenberg's ausgedehnten Gassen, lange Häuserzeilen, glänzende Auslagen und Cafés beleuchtend. Und trotz der Verluste, die der Krieg gebracht, hebt sich der Wohlstand Reichenberg's täglich, wenn man daselbst auch nicht so über Nacht reich werden kann, wie es die Leute in den Glasindustriebezirken, in Morchenstern, Wiesenthal, Gablonz täglich werden.

Diese Bezirke schwimmen, ein österreichisches Californien, seit Jahr und Tag in Geld. Arbeiter, die sonst mit genauer Noth drei Gulden wöchentlich verdienten, stehen sich jetzt auf zwanzig und mehr Gulden; Leute, die noch vor fünf, sechs Jahren simple Buchhalter waren, sind jetzt Viertelmillionäre. Aber mit dem Gelde kam auch der Uebermuth und der Bruder S p a r e r ist eine seltene Erscheinung unter der leicht

verdienenden Arbeiterbevölkerung. Der Bruder Verthuer schwimmt obenauf und man erzählt sich haarsträubende Dinge von dem Leichtsinne der Glasarbeiter. Es kam vor, daß einer eine Fünfguldennote anzündete, um bei der Flamme einen Silbersechser zu suchen, der ihm entfallen war. In einer Schänke bei Josefsthal hatten Arbeiter die Nacht durch gespielt und als sie sich am Morgen erhoben, fanden sich unter dem Tische sieben Fünfguldennoten, zu denen sich Niemand bekannte. Endlich theilten sich die Leute darein, gaben aber drei Fünfguldennoten dem Wirthe als Trinkgeld. In Schaaren ergießen sich die Priesterinnen der Venus vulgivaga über dieses böhmische Californien und mit ihnen kommt die Pest moderner Uebel, die bisher in diesen Gegenden eine unbekannte Erscheinung gewesen. Wenn sich die Mode, die jetzt mit diesen Glaskleinwaaren cokettirt, erst wieder anderen Artikeln zuwendet, wird in diesen Glasindustriebezirken ein Proletariat erstehen, dessen Rückschlag auch das nahe Reichenberg empfinden dürfte. Schon jetzt ist der Bedarf und Export kein so colossaler mehr, wie noch vor einem Jahre, wo man mit tausend Procent Gewinn arbeitete. Die Arbeiter freilich empfinden zur Stunde das Fallen des Geschäftes noch nicht, aber die Entrepreneurs werden sie es bald genug fühlen lassen. Dann werden den Webstühlen Reichenberg's die abgewirthschafteten, verwöhnten Glasarbeiter, die mit ihrem Pfunde nicht hauszuhalten verstanden, zuströmen.

Heute ist dieses Reichenberg in festlicher Bewegung; seine Häuser sind mit Fahnen und Festons geschmückt, seine Bewohner füllen die zum Bahnhofe führenden Straßen und erwarten die Ankunft des Begründers der neuesten Aera Oesterreichs, der die Industriestadt besuchen will, die ihn in den böhmischen Landtag abgeordnet hat.

Der Reichskanzler hat in dem Liebig'schen Schlosse Smirschitz übernachtet und dann auf dem Wege nach Reichenberg den Herrensitz Kleinskal gestreift, wo ihm selbst die czechische Bevölkerung Huldigungen bereitete. Kleinskal wurde im Kriege von 1866 genannt, als an der Spitze der preußischen Colonnen Generalstabsofficiere einzogen, die man daselbst ganz gut kannte. Vor Jahr und Tag waren nämlich ein paar Herren in Kleinskal erschienen, welche vorgaben, die Herrschaft, die damals noch den fünfunddreißig Erben des vor mehreren Jahren verstorbenen Besitzers Römisch gehörte, kaufen zu wollen. Sie besichtigten Alles eingehend und brachen schließlich die Verhandlungen ab, da sie sagten, daß ihnen der Kaufschilling zu hoch gegriffen

scheine. Diese Kauflustigen entpuppten sich später als preußische Generalstabsoffiziere, und als die guten Kleinskaler sie an der Tête der preußischen Bataillone reiten sahen, ging ihnen ein gewaltiges Licht auf.

Oppenheimer's besitzen die Herrschaft, die in früheren Jahrhunderten den Wartenbergern gehörte, erst seit dem Jahre 1866. Albrecht von Waldstein, der große Friedländer, war der letzte Besitzer von Kleinskal aus dem Hause der Wartenberg. Nach seiner Ermordung gab es Kaiser Ferdinand II. an den Grafen Desfours, welcher der kaiserlichen Kammer baares Geld geliehen hatte. Beim Hause Desfours blieb es bis zum Jahre 1802, wo es ein kunstsinniger Mann, Namens Römisch, kaufte.

Römisch schuf auf Kleinskal eine Art Pantheon, das er mit einem Naturparke umgab. Ueber die Idee, die ihm dabei vorschwebte, geben seine eigenen Worte am besten Aufklärung. „Seit meiner Jugend," schrieb er, „war es mein Vorsatz, die Namen der Unsterblichen, welche mir die Geschichte vorzugsweise ehrwürdig gemacht, Verfasser von Schriften, die auf meine Bildung den wichtigsten Einfluß genommen, Ideen und Wahrheiten, welche die Leitsterne meines Lebens wurden, so wie die Namen derer, welche meinem Herzen theuer waren, in bleibender Erinnerung um mich zu vereinen, wenn die Vorsehung dem Reste meines Lebens ein stilles Sorgenfrei zugedacht haben sollte."

Das Pantheon, jetzt freilich ein Bild des Verfalles, umfaßt in stundenweiter Ausdehnung eine Fülle von Gedenktafeln, Säulen, Pyramiden, Inschriften, denen überall herrliche Punkte zur Folie dienen.

Hier werden Monarchen gefeiert — Josef II., Maria Theresia, Karl IV., Rudolf von Habsburg, und auch die vaterländischen Größen dieser Gattung: Ottokar II., Libussa, Georg von Podiebrad fehlen nicht. Dort gilt die Huldigung berühmten Feldherren und Helden, den Siegern von Aspern und Leipzig, dem Helden von Szigeth, Sternberg, dem Besieger der Tartaren, den Tiroler Vorkämpfern Hofer und Speckbacher; Hutten, dem Vorkämpfer der Freiheit, ist ein Naturaltar errichtet; die Ritter vom Geiste: Shakespeare, „Vater" Göthe, Schiller, Herder, Klopstock sind im Pantheon gleichfalls vertreten; nicht einmal Denis (Sined) ist vergessen und Braga, dem Gott der Gesänge bei den alten Deutschen, ist ein gothischer, felsüberragter Opferaltar gewidmet. In einer Felsenhöhle kann man des Barden Ossian gedenken, denn die Wände der Höhle sind mit Stellen aus Ossian

bedeckt. „Eitel sind die Freuden des Lebens, Menschengeschlechter fallen wie Blätter", kann man da lesen; und hat Ossian's Schmerzensschrei uns melancholisch gemacht, so können wir uns bei Cervantes, Rabelais, Lucian und Sterne wieder erholen, und über die Stelle: „Zum erstenmal', ohn daß er schnarcht, schläft hie nach Würden eingesargt, Schlemmens fleißig, Fastens faul, Gargantua Großmaul", aus Rabelai's Roman: „Gargantua Großmaul", lachen. Auch der alte Denkstein, der aus dem Jahre 1436 herrührt und die Aufschrift enthält: „Uf diesem Sitz saß Hanns Ritz", vermag uns ein Lächeln zu entlocken. Ernster stimmen uns wieder die Denktafeln, die an Drake, Penn, Fellenborg, Thaer erinnern. Selbst bescheidenere Dienste anerkennt das Pantheon. Dem Volksfreunde Berchtold, dem Matrosen Kerher aus Quiberon, der 1820 zweimal sein Leben an die Rettung einer Mutter und ihres Kindes setzte, der Hauptmannswitwe Babitschek, die sich im Jahre 1813 der Pflege der Kranken und Verwundeten widmete und dabei zu Grunde ging, sind Gedenksteine gewidmet. An großen, lebenverschönernden oder fördernden Ideen ist der Gastfreundschaft, der Freundschaft, der Vaterlandsliebe, der Begeisterung, des Jugendunterrichtes weihevoll gedacht. Nicht einmal die „gekränkten Manen unerkannter und verkannter Verdienste" sind vergessen: eine Felswand mit einer Inschrift bietet ihnen eine heitere Sühne.

Es wäre Schade, wenn das Pantheon, das sich jetzt verwahrlost präsentirt, nicht wieder in Stand gesetzt würde. Die Gegend, in welcher die beiden Skal liegen, ist eine der schönsten in Böhmen; man braucht dabei gar nicht einmal so weit zu gehen wie Balbin, der einen Zeugen citirt, der Europa, Asien und Afrika durchreist und nichts den berühmten Gegenden Egyptens so Aehnliches gefunden haben will wie die Vesten Großskal, Kleinskal und Trosky. Kleinskal mag im zehnten Jahrhundert erbaut worden sein. Eine in einen Felsen eingehauene Jahreszahl (1282) deutet darauf hin, daß die große Schlacht zwischen Böhmen und Sachsen, von welcher der Gesang „Benesch Herschmanow" in der Königinhofer Handschrift spricht, hier geschlagen worden sei. Im Jahre 1447 zerstörten Schlesier und Lausitzer die Burg, die jedenfalls älter ist als die naheliegenden Burgruinen Friedstein, Zbiroh, Waldstein, Rohosetz, Großskal und Rothstein.

Inmitten des herrlichen Naturpantheons, das wir dem Leser in

seinen Grundzügen vor Augen gestellt haben, nimmt der Reichskanzler das Diner ein, und als ihn darauf die mit Kränzen geschmückte Locomotive nach Reichenberg bringt, bereitet ihm diese Stadt einen Empfang, wie er nicht herzlicher und stürmischer gedacht werden kann.

Der glänzende Empfang gilt dem Manne der neuesten Aera, dem es gelungen ist, dem zwanzigjährigen Bruderzwist ein Ende zu machen und die westliche Hälfte des Kaiserreiches mit der östlichen zu versöhnen.

Es ist der Einzug eines gefeierten Volksmannes, den der Reichskanzler in der volkreichen Industriestadt hält, er fährt durch ein Spalier von Tausenden, die ihn mit Hochrufen und Hüteschwenken begrüßen und ihm in ihren Zurufen zu erkennen geben, daß sie zufrieden sind mit dem Werke nationalen Ausgleiches, das er geschaffen, und daß sie sich von ihm hoffnungsfreudig des Beharrens auf der eingeschlagenen Bahn freiheitlichen Fortschrittes versehen.

Und wenige Tage, nachdem eine der ersten Industriestädte der Monarchie dem Manne der neuesten Aera ihre Sympathien in so unverkennbarer Weise zu erkennen gegeben hat, empfängt Paris den Kaiser von Oesterreich mit demonstrativer Freudigkeit und läßt es ihn überall wahrnehmen, wie hoch es die Thatsache anschlägt, daß er Frieden gemacht mit seinem Volke. Der warme herzliche Empfang, der Franz Josef allenthalben zu Theil wird, wo er sich zeigt, contrastirt erfreulich mit der dumpfen, stummen Neugierde, mit welcher man das Auftreten des Czaren aller Reussen begleitet, mit der mühsam hinter die Maske lächelnder Freundlichkeit zurückgedrängten Abneigung, die man für einen anderen Monarchen empfand, dessen große Siege die Empfindlichkeit der Franzosen wachgerufen hatten, welche die Sicherheit ihres Landes durch diese Siege bedroht und gefährdet glaubten.

Und als sich der Kaiser von Oesterreich im Stadthause offen zu den modernen Ideen bekannte und von der Verbrüderung der Völker sprach, jubelte ihm vollends Alles zu, weil Alles fühlte, daß das Zusammenhalten Frankreichs und Oesterreichs in der orientalischen Frage eine Garantie sei, daß dem aggressiven Vorgehen einer uncivilisirten Macht, die ihre Vorposten gerne weiter nach dem Westen und Süden vorgeschoben hätte, Halt geboten werde.

War doch kurz zuvor, ehe der Kaiser von Oesterreich in Paris erschienen war, die merkwürdige Unterredung bekannt geworden, welche

der Czar aller Reussen in Livadia mit dem Großvezier Fuad Pascha gehabt hätte, der gekommen war, ihn Namens des Sultans zu begrüßen.

Der Czar Alexander hatte gegen Fuad den Ton angeschlagen, mit dem sein Vater vor dreißig Jahren die Warschauer eingeschüchtert hatte.

Als Nikolaus im Jahre 1834 zum ersten Male nach dem Aufstande von 1830—1831 die Gemeinderathsdeputation von Warschau empfing, sagte er zu ihr:

„Ich weiß, meine Herren, daß Sie mit mir haben sprechen wollen; ich kenne sogar den Inhalt Ihrer Rede, und um Ihnen eine Lüge zu ersparen, wünsche ich nicht, daß sie gehalten wird. Ja, meine Herren, eine Lüge; denn ich weiß, daß Ihre Empfindungen andere sind, als Sie mich glauben machen wollen! Und wie könnte ich Ihnen Glauben schenken, da Sie doch dieselbe Sprache am Vorabend der Revolution im Munde führten? Der Kaiser Alexander, der für Sie mehr gethan hat, als ein Kaiser von Rußland hätte thun sollen, der Sie mit Wohlthaten überschüttet, der Sie mehr als seine eigenen Unterthanen begünstigt, der Sie zur blühendsten und glücklichsten Nation gemacht hat, ist mit dem schwärzesten Undank belohnt worden. Sie haben niemals mit der vortheilhaftesten Stellung sich begnügen können und zuletzt mit eigener Hand Ihr Glück zerstört. Ich sage Ihnen hier die Wahrheit, um keinen Zweifel über unsere gegenseitige Stellung übrig zu lassen, und damit Sie wissen, woran Sie sich zu halten haben, denn ich sehe und spreche Sie das erste Mal seit den Unruhen. Wenn Sie hartnäckig dabei beharren, Ihre Träume von gesonderter Nationalität, von einem unabhängigen Polen und allen jenen Chimären zu unterhalten, so können Sie sich nur in ein großes Unglück stürzen. Ich habe hier die Citadelle erbauen lassen, und ich erkläre Ihnen, daß ich bei dem geringsten Aufstande die Stadt bombardiren und Warschau zerstören lassen werde. Rechnen Sie nicht auf die Fremden, denn ehe diese da sind, habe ich die Stadt zusammengeschossen und gewiß werde ich sie nicht wieder aufbauen. Es ist mir peinlich, so zu Ihnen zu sprechen; es ist einem Herrscher überhaupt schmerzlich, so zu seinen Unterthanen zu sprechen, aber ich sage es Ihnen zu Ihrem eigenen Besten. Ich weiß recht wohl, daß Verbindungen mit dem Auslande bestehen, daß

man schlechte Schriften hierherschickt und die Geister zu verwirren sucht; aber die beste Polizei von der Welt kann bei einer Grenze, die so wie die polnische beschaffen ist, heimliche Verbindungen nicht verhindern. Sie selbst müssen Polizei sein und das Böse verhindern. Inmitten der Unruhen, welche Europa aufregen und aller jener Lehren, welche das Gebäude der Gesellschaft erschüttern, bleibt nur allein Rußland stark und unberührt. Glauben Sie mir, meine Herren, es ist ein wahres Glück, diesem Lande anzugehören, und sich seines Schutzes zu erfreuen. Wenn Sie sich gut aufführen, wenn Sie allen Ihren Pflichten nachkommen, wird sich meine väterliche Sorgfalt auf Sie Alle erstrecken und trotz Allem, was geschehen ist, wird meine Regierung stets auf Ihr Wohl bedacht sein. Vergessen Sie nicht, was ich gesagt habe!"

Die Scene, welche sich in Livadia zwischen dem Sohne des Czaren Nikolaus und dem Vezier des Sultans Abdul Azis im September 1867 abgespielt hatte und die so viele Aehnlichkeit mit derjenigen hatte, die wir so eben geschildert, war folgende.

Der Czar eröffnete das Gespräch mit dem hohen Ausdrucke seiner Befriedigung darüber, daß der Sultan zu der Mission einen seiner einflußreichsten Staatsmänner ausgewählt habe. „Wahrscheinlich", fuhr der Kaiser fort, „sind Sie ermächtigt, mit mir direkt über die Angelegenheiten Ihres Landes zu verhandeln?" — „Nein, Majestät," erwiderte der Minister, „mein gnädiger Herr und Fürst hat mich nur beauftragt, den Gefühlen der Freundschaft und Hochachtung Ausdruck zu geben, die er persönlich für Euere Majestät hegt." — „Ich bin dem Sultan sehr dankbar dafür und von denselben Gefühlen gegen ihn beseelt; gerade deshalb will ich Ihnen meine Gedanken über die augenblickliche Situation mittheilen, durch deren Annahme Seine Majestät der Sultan seinem Reiche Frieden und Ruhe garantiren würde." — „Ich bin bereit zu hören, Majestät," lautete Fuad Pascha's Antwort, „aber nur als einfacher Privatmann, da meine officielle Sendung beendet ist, nachdem ich Euerer Majestät Alles gesagt habe, wozu ich autorisirt war." — „Gleichviel," meinte der Kaiser, „in welcher Eigenschaft Sie mir zuhören, Sie werden es dem Sultan wieder erzählen und das genügt. Ich hoffe, der Sultan sowie die erlauchte Pforte sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie in mir einen durchaus uninteressirten Freund besitzen. Sie müssen überzeugt sein, daß es stets der Zweck meiner Politik war, die Integrität des ottomanischen Reiches zu er=

halten und die Interessen seiner christlichen Bevölkerung, deren natürlicher Beschützer ich bin, mit denen der ottomanischen Regierung in Einklang zu bringen. Was ich Ihnen also mittheilen werde, ist mir lediglich durch die Freundschaft, die ich für Ihren Souverän hege, durch das Interesse eingegeben, welches ich daran habe, die türkische Herrschaft in Europa zu conserviren. Denn wohl gemerkt, ich bin aus Princip conservativ. Sie haben da diese unglückselige Candia-Affaire. Sie haben dort so viel Blut vergossen; seien Sie endlich edelmüthig; Sie müssen die Insel an Griechenland abtreten. Das Reich ist groß genug, um ein solches Opfer nicht einmal zu merken und Europa wird Ihnen dankbar dafür sein, daß Sie dem Weltfrieden eine Bürgschaft gaben." — „Euere Majestät mögen mir die Bemerkung erlauben," warf Fuad Pascha ein, „daß mit der Abtretung Candia's die türkische Regierung in sehr verderbliche Bahnen einlenken würde. Die anderen Inseln des Archipels würden dem Beispiele Creta's folgen, Epirus und Thessalien, wo schon jetzt einige der Pforte feindliche Kundgebungen vorgekommen sind, würden sich ebenfalls losreißen wollen und wer kann sagen, wohin uns die logischen Folgen eines solchen Actes führen müßten!" — „Nein," beharrte der Kaiser, „ist diese Angelegenheit einmal zur allgemeinen Zufriedenheit geordnet, so können Sie auf meinen Beistand rechnen, wenigstens innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit, und gewiß sein, daß ich in dem Falle nichts geschehen lassen würde, was den Interessen des ottomanischen Reiches zuwiderliefe. Bemühen Sie sich also nach Ihrer Rückkehr den Sultan von der Unerläßlichkeit der Abtretung Candia's zu überzeugen; sagen Sie ihm, daß dies ein Rathschlag ist, den ich Seiner Majestät ertheile." — „Das wird mir rein unmöglich sein, Majestät, denn so viel ich weiß, wird weder der Sultan noch seine Regierung jemals derartigen Vorschlägen Gehör geben." — „Wiederholen Sie jedenfalls Seiner Majestät dem Sultan, was ich Ihnen gesagt habe und fordern Sie ihn auf, in die Idee, die ich Ihnen auseinander gesetzt habe, einzugehen. Halten Sie ihm auch vor, daß es besser sei, einen Nachbar zum Freunde zu haben, als Freunde, die am anderen Ende der Welt sind und, obschon sie sich zu Euren Vertheidigern um jeden Preis aufwerfen, in Wahrheit doch nichts thun, als der Politik jenes Erstgenannten die Schleppe tragen. Sagen Sie auch dem Sultan, daß dieser Nachbar, wie conservativ er auch ist, so lange man seine Rathschläge befolgt, doch

in einem gegebenen Augenblicke aufhören könnte, es zu sein, und daß Ihr alsdann mit allen Kräften, die er zu seiner Verfügung hat, zu rechnen haben würdet!"

* * *

Zu derselben Zeit, wo man in und außerhalb Oesterreichs dem Staatsmanne und dem Monarchen sympathisch zujubelt, welche ihre rühmliche Aufgabe darein gesetzt haben, dem unerquicklichen Zustande von zwischen Krieg und Frieden, in welchem sich ein großes Reich seit Jahrzehenden befand, ein Ende zu machen, arbeiten an verschiedenen Punkten Elemente daran, den Frieden der Welt sowie den inneren Frieden Oesterreichs von Neuem in Frage zu stellen, Elemente, welche, um ihr Werk desto sicherer fördern zu können, die verführerische Friedensetikette vornehmen.

Da tagt in Genf der sogenannte Friedenscongreß, der statt des Friedens, den er auf sein Schild geschrieben, Zank, Hader und Krieg in seinem Schooße birgt.

Wir erleben das Schauspiel, Garibaldi in Genf als Gast unter dem Dache James Fazy's zu sehen — eingeholt und feierlich begrüßt von Fazy an der Grenze des Genfer Gebietes: Diese Thatsache charakterisirt am besten die eigentliche Tendenz des Genfer Congresses und zeigt, gegen wen dieser Congreß eigentlich seine Spitze richtet.

Garibaldi und Fazy sind beide geschworne Feinde Napoleon's und demonstriren in Genf gegen ihn. Wie sehr Garibaldi Ursache hat, Napoleon zu hassen, das weiß die ganze Welt — viel weniger oder fast gar nicht bekannt ist aber die Ursache des Hasses, den James Fazy unauslöschlich im Herzen gegen Napoleon trägt.

Der Grund dieses Hasses wurzelt in einer Unterredung, welche James Fazy im Februar 1849, sechs Wochen nach der Erwählung Louis Napoleon Bonapartes zum Präsidenten der französischen Republik, mit Napoleon hatte.

Der ehemalige Präsident der Schweizer Republik und nunmehrige Vicepräsident des Genfer Friedenscongresses — Friedenscongreß mit demselben Rechte genannt, mit welchem lucus seine Abstammung a non lucendo herleitet — war Ende Januar 1848 nach Paris ge-

kommen, um sich zu überzeugen, was die Demokraten von Louis Napoleon zu erwarten hätten.

Die Scene zwischen den beiden Präsidenten entwickelte sich in folgender Weise:

„Der Zweck meines Besuches ist," leitete James Fazy die Unterredung ein, die wir einem glaubwürdigen Gewährsmanne nacherzählen, „Sie, mein Prinz, um einige Andeutungen über die auswärtige Politik zu bitten, welche Sie zu befolgen gesonnen sind."

„Meine Minister berathen eben darüber!" erwiderte Napoleon ausweichend.

„Ihre Minister können noch lange berathen! Die Ereignisse werden deswegen nicht minder schnell ihren Gang fortsetzen! Der Krieg wird bald unvermeidlich ausbrechen, und wir beabsichtigen Schweizerfreischaaren den Piemontesen zu Hilfe zu schicken. Wir möchten daher gern wissen, ob und in welchem Maße die Republik für die Befreiung Italiens mitwirken werde?"

„Wie ich Ihnen schon bemerkte, sind meine Minister in der Berathung über die äußere Politik begriffen. So lange sie keinen bestimmten Entschluß gefaßt, kann auch ich Ihnen keinen Aufschluß geben!"

„Sie glauben also an Ihr Ministerium?"

„Meine Minister sind redliche Leute!"

„Diese redlichen Leute werden nichts für Italien thun; ist das auch Herr Präsident, Ihre Politik?"

„So lange die Conferenz in Brüssel über die italienische Angelegenheit dauert, kann überhaupt unsererseits von Krieg nicht die Rede sein!"

„Wie Sie aus der Geschichte aller Conferenzen wissen, sind sie nichts als der Faden, woran man eine Angelegenheit weiter spinnt und in die Länge zieht! Schlägt Oesterreich nicht eben jetzt der Conferenz ein Schnippchen, indem es, während sein Gesandter noch in Brüssel am grünen Tische Federn schneidet und Bleifedern spitzt, die Sardinier durch Radetzky niedertreten läßt? Ich erlaube mir daher, Prinz, Sie nochmals zu fragen, auf welchen Beistand kann Italien von Seite Frankreichs rechnen?"

„Bei dem mißlichen Stande unserer Finanzen können wir uns nicht leicht in einen Krieg einlassen!"

„Wenn sonst kein Hinderniß einer bewaffneten Intervention in Italien entgegensteht, können die Finanzen ein Land, das so viele Hilfs-

quellen wie Frankreich hat, nicht hindern, eine nationale Politik zu verfolgen. Ich meinerseits mache mich anheischig, Ihnen fünf bis sechs verschiedene Finanzpläne vorzulegen, die sofort Frankreich die nöthigen Mittel an die Hand gäben, den Bedürfnissen eines Krieges zu genügen, und aus seinen Verlegenheiten herauszukommen!"

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir den einen oder den anderen dieser Pläne mittheilen wollten, damit ich ihn mit dem Finanzminister in Erwägung zöge."

„Ich brauche nicht mehr als vierundzwanzig Stunden, um Ihnen einen solchen Plan vorzulegen, und wenn Sie mir erlauben, morgen um dieselbe Zeit Sie wieder zu besuchen, werde ich die Ehre haben, mit Ihnen darüber zu sprechen!"

„Ich werde Sie mit vielem Vergnügen empfangen!"

Am folgenden Tage kam Fazy zum Präsidenten, und es entspann sich folgender Dialog zwischen ihm und dem Kammerherrn Louis Napoleon's:

„Ist der Prinz zu Hause?" frug Fazy.

„Nein, mein Herr!"

„Sie irren sich! Der Prinz muß zu Hause sein, er hat mir für diese Stunde eine Audienz zugesagt!"

„Der Prinz ist wohl zu Hause, aber er empfängt Niemanden. Ich habe Befehl, Niemanden, ohne Ausnahme, zuzulassen."

„Das ist nicht möglich — der Prinz hat mir, wie ich Ihnen sage, eine Audienz zugesagt, übergeben Sie ihm meine Karte, und er wird mich empfangen!"

Der Kammerherr ging, kam aber bald wieder mit der Karte zurück, und sagte:

„Der Prinz bedauert sehr, Sie nicht empfangen zu können!"

„Sagen Sie dem Prinzen," rief Fazy wüthend, „daß er seine eigene Würde in mir herabsetzt, denn auch ich war Präsident einer Republik, und bin jetzt noch Präsident eines Cantons der Schweiz!"

Als Louis Napoleon diese Worte hinterbracht wurden, schrieb er an Fazy einen Brief, worin er ihn versicherte, daß er nur in Folge eines Mißverständnisses nicht empfangen wurde, und ihn bat, ihn morgen wieder zu besuchen.

Wiewohl Fazy nicht recht begreifen konnte, wie nach Uebersendung seiner Karte noch ein Mißverständniß über seine Person habe

obwalten können, ließ er sich dennoch herbei, anderen Tages Louis Napoleon abermals zu besuchen.

Ehe jedoch Fazy mit seinem Finanzplan herausrücken konnte, sagte ihm der Präsident, daß er mit den Ministern und den bedeutendsten Notabilitäten der Nationalversammlung über die Sache gesprochen, und sie alle der Meinung seien, die Republik könne sich in keinen Krieg einlassen.

Fazy nahm zornig seinen Hut, und empfahl sich mit den Worten, er werde es den unterdrückten Völkern Europa's sagen, daß ihnen die französische Republik ihre Versprechungen nicht halten wolle.

* * *

Mit den Friedensaposteln von Genf concurriren im Mittelpunkte Oesterreichs selbst Männer, die sich gern Friedensapostel nennen hören, in der Bemühung die Gemüther nicht zur Ruhe kommen zu lassen, die Leidenschaften in steter Aufwühlung, den leidigen Zustand von „zwischen Krieg und Frieden" in Permanenz zu erhalten.

Aber den „Fünfundzwanzig" gibt das folgende kaiserliche Handschreiben eine Abfertigung, auf welche sie nicht gefaßt waren.

„Lieber Cardinal Fürsterzbischof Rauscher!

Die von den Erzbischöfen und Bischöfen, welche Sie in den letzten Tagen des September 1867 zu einer Conferenz in Wien versammelt hatten, an Mich gerichtete und Mir nach meinem Hoflager in Ischl zugeschickte Adresse mittelte Ich Meinem verantwortlichen Ministerium zu. Ich würdige gerne den oberhirtlichen Eifer und die wohlmeinenden Absichten, welche es den versammelten Bischöfen als Gewissenspflicht erscheinen lassen mochten, neuerlich, gleichwie in den Jahren 1849 und 1861 für die Wahrung der Rechte und Interessen der katholischen Kirche mit einer feierlichen Erklärung einzustehen; allein ich muß es beklagen, daß die Bischöfe, anstatt wie ich es gewünscht hätte, die ernsten Bestrebungen der Regierung in den einschlagenden wichtigen Fragen zu unterstützen und deren so dringende Lösung im Geiste der Versöhnung und des Entgegenkommens zu fördern, es vorzogen, durch Vorlage und Veröffentlichung einer die Gemüther tieferregenden Adresse jene Aufgabe zu erschweren, in einem Zeitpunkte, in welchem, wie die Bischöfe selbst treffend bemerken, uns

die Eintracht so sehr noth thut und es dringend geboten ist, die Anlässe zu Zwiespalt und Beschwerden nicht zu mehren. Ich vertraue, daß die Erzbischöfe und Bischöfe sich versichert halten, wie Ich allzeit die Kirche zu schirmen und zu schützen weiß; daß sie aber auch der Pflichten eingedenk sein werden, die Ich als constitutioneller Regent zu erfüllen habe.

Wien den 15. Oktober 1867.

Franz Josef m. p."

XII.

Intrigue gegen Intrigue.

Die neueste Aera in Oesterreich hatte so viel Aehnlichkeit mit der josefinischen Zeit, daß Donnerkeil sich mit Vorliebe in die Schilderung der letzteren versenkte und in kurzer Zeit mit der die josefinische Aera glorificirenden Brochure fertig war, die ihm nach Pater Giesebrecht's Andeutungen als Empfehlungsbrief in Kreuth dienen sollte.

Donnerkeil war, wie wir wissen, noch nicht im Reinen mit sich, inwieweit er sich Giesebrecht's Zumuthungen gegenüber entgegenkommend verhalten sollte. Aber ein innerer Instinkt sagte ihm, daß er mit der Arbeit, der er sich für jeden Fall unterzogen, keinen Schlag in's Wasser führe, daß sie vielmehr dazu dienen würde, ihn in seinem Fortkommen zu unterstützen. Da nun überdies, wie wir eben angedeutet, die Berührungspunkte zwischen der Gegenwart und der Zeit, die seiner Monographie zur Grundlage diente, so augenfälliger Natur waren, daß wer die Geschichte des Josefinismus schrieb, fast die Geschichte der heutigen Neugestaltung Oesterreichs zu schreiben vermeinte, so mußte es einen eigenen Reiz für einen aufgeweckten Kopf haben, sich mit der josefinischen Zeit zu befassen.

Heute wie unter Kaiser Josef ein Ringen der Geister sich von allen Banden frei zu machen, heute wie damals ein Monarch, der die Toleranz in Glaubenssachen und die Befreiung des geistigen Lebens zur Wahrheit zu machen strebt, der bemüht ist, der Kirche zu geben,

was der Kirche gehört und dem Staate, was des Staates ist, ohne ein Uebergreifen der kirchlichen Gewalt in weltliche Angelegenheiten zu dulden.

Unter Kaiser Josef freilich äußerte sich der Proceß der Emancipation des staatlichen Lebens von dem geistlichen Einflusse in turbulenterer Weise, indem der Kaiser die Dinge an der Wurzel faßte und den Geistlichen zu Gunsten des Staates das nahm, was ihnen einen so dominirenden Einfluß gegeben hatte: das Geld.

Es ist unglaublich, wenn man liest, was für Schätze gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den Kirchen und Klöstern, deren Schließung und Aufhebung Kaiser Josef angeordnet hatte, vergraben lagen. In der Benediktinerabtei Kladrau wurde beispielsweise drei Monate inventarisirt, und als Resultat dieser Arbeit stellte sich ein wahrhaft immenser Reichthum dar, der auf das vorhundertjährige Stiftsleben ein grelles Schlaglicht wirft.

An Grundbesitz fand sich die Herrschaft Kladrau mit 22 Ortschaften, 7 Maiereien, 6 Mühlen, und 4000 Joch Waldungen; das Gut Tschemin mit 13 Ortschaften, 5 Maiereien und 2 Mühlen, dann das Gut Purstitz mit 3 Ortschaften und 3 Maierhöfen. Dieses Gutsgebiet umfaßte drei bedeutende Städte. An Geld- und Werthpapieren ergab sich die Summe von 265,000 Gulden, da die Kasse 81,000 Gulden in Barem enthielt und sonst an Activcapitalien 177,334 Gulden ausstehen hatte. In der Pretiosenkammer lagen 26 äbtliche Brustkreuze nebst Ketten und Ringen, dann Tafelsilber im Werthe von 25,000 Gulden. Das Kirchensilber wog fünf Centner; Kelche von Gold lagen bis zum Gewichte von vierthalb Pfund das Stück in den Schatzkammern. Kelche, Monstranzen, Pontificalkreuze, äbtliche Stäbe waren in Massen vorhanden, alle mit guten Steinen, Email und Perlen besetzt. Die Kirchenparamente, darunter nicht weniger als 136 kostbare Meßgewänder und zehn Infeln, hatten einen Werth von 44,500 Gulden. Dreihundert Eimer Wein füllten die Keller, die Möbel allein waren auf 31,000 Gulden geschätzt. Und das Alles im Jahre 1785, wo ein Gulden soviel galt, wie jetzt ein Doppeldukaten! Die Körnerfrüchte, das Grünfutter, Stroh, Nutzvieh, Eisen, Blech, Glas, Malz, Kupfer und Zinn, die Pferde, Schafe und der Maststall, die ganze Kirchenwäsche und die werthvolle Bibliothek blieben ganz außer Anschlag und Rechnung. So kann man sagen, daß in einem Stifte Millionen vergraben waren, die mit einem Schlage dem Staate zugänglich gemacht

wurden — welch einen Reichthum repräsentirte das, wenn man bedenkt, daß in einer einzigen Stadt, in der Hauptstadt Böhmens, von hundert öffentlichen Kirchen und Klöstern nur vierzig unangetastet blieben! Ein eigenthümliches Leben entwickelte sich in jenen Tagen der Klösterschließung in den Straßen Prags, dieser so klosterreichen Stadt. Man sah Leute mit weingefüllten Gefäßen dahineilen, denn der Klosterwein geringerer Qualität kam, so oft ein Kloster geschlossen wurde — ein Ereigniß, das sich fast allwochentlich wiederholte — zur Veräußerung an minder bemittelte Leute, während der feinere Wein in die Keller der Adeligen und reicheren Bürger wanderte. Eine förmliche Völker- und Aemterwanderung stellte die Dinge auf den Kopf, kehrte das Unterste zum Obersten. Die Prager Grundbücher wurden in das auf dem Kleinseitnerring gelegene Profeßhaus der Jesuiten, die Archive in das Benediktinerkloster zu St. Niklas übertragen. Auf dem Hradschin standen die Wohnungen der Barnabiterinnen leer, die Zellen der Ursulinerinnen vom Hradschin und der Benediktinerinnen zu St. Georg waren von ihren Bewohnerinnen verlassen und im ehemaligen Ursulinerkloster war das Artilleriecorps einquartiert worden. Einen Theil des Artillerieparkes hatte Kaiser Josef in das Schloß selbst verlegt. Er wollte seinen Unterthanen nicht unnöthige Lasten auflegen. „Warum soll ich eine neue Kaserne bauen?“ ließ sich der menschenfreundliche Kaiser vernehmen, „mein Schloß ist groß und ich brauche nur einen geringen Theil davon, wenn ich in Prag bin.“ Und das schöne Wort stimmte zu der ganzen Einfachheit seines Wesens. Man konnte in Prag zwanzig Particuliers finden, die weit besser eingerichtet waren, als der Kaiser. Den einzigen Schmuck seines Schlafzimmers bildete das Bild seines Vaters, das seinem Bette gegenüberhing. Außerdem befand sich nur noch ein Schreibpult in dem Zimmer. Die einzige Zierde des Audienzsaales bestand in einem rothsammtenen Ueberzuge mit goldenen Borten, der den Tisch bedeckte, an welchem der Kaiser zu stehen pflegte. So sparsam war der Kaiser, daß er, als er bei den Festen, die er dem Bischof von Osnabrück zu Ehren im spanischen Saale gab, die fensterlose Seite des Monstresaales der Symmetrie wegen mit Fenstern so täuschend hatte ausmalen lassen, daß man wirkliche Fenster und eine prächtige Aussicht vor sich zu haben glaubte, zur Erhöhung der Täuschung an den gemalten Fenstern wirkliche Vorhänge von — rosenfarbener Leinwand anbringen ließ.

Die Kirche zum heiligen Rochus und die Capelle Maria Ein-

siedeln, die von Werkstücken drei Stockwerke hoch und so eigenthümlich gebaut war, daß das untere Stockwerk im Thale, die oberen aber auf dem Berge lagen, waren gleichfalls gesperrt. In den Jesuitengebäuden der Kleinseite war das Appellationsgericht und das Gubernium untergebracht worden, während man aus dem Dominikanerkloster eine Kaserne gemacht hatte. Die Kirche St. Maria Magdalena war aufgehoben, das Nonnenkloster zum heiligen Josef vermiethet. Die den Heiligen: Prokop, Peter, Paul, Ignaz und Michael gewidmeten Keinseitner Capellen waren geschlossen. Auf der Altstadt walteten die Jesuiten nicht mehr in dem festungsartigen und eine selbstständige Häuserinsel darstellenden Seminargebäude. Die Klarissinnen bei St. Agnes und die Dominikanerinnen bei St. Anna, die Serviten und die Karmeliter bei St. Galli waren aus den Räumen, in denen sie sich durch Jahrzehende, zum Theil sogar durch Jahrhunderte bewegt, ausgewandert, die Seminarien der Prämonstratenser und Cistercienser hatten ihre Pforten geschlossen, an die Stelle des in's Clementinum übertragenen Seminars St. Adalbert war eine Kaserne getreten. In dem aufgelassenen Kloster der Paulaner wurden die durch die Aufhebung der übrigen Kirchen und Klöster überflüssig gewordenen Sachen aufbewahrt, bis man den Licitationstermin anordnete, um die Gegenstände mitunter zu wahren Spottpreisen unter die Kauflustigen wandern zu lassen. Die Zahl der so zur Veräußerung kommenden Sachen war so groß, daß die Tandelmärkte und Verkaufsbuden Prags mit gemalten, geschnitzten, in Gold und Silber gekleideten Heiligen angefüllt waren.

Auf der Neustadt war das schöne Jesuitenkloster auf dem Viehmarkte in ein Militärspital umgewandelt worden. Die Klöster der Domherren vom Grabe Christi mit der Kirche Peter und Paul, der Augustiner mit der Kirche des heiligen Wenzeslaus, der regulirten Domherren auf dem Karlshof mit der Mariä-Himmelfahrtskirche, der Trinitarier mit der Dreifaltigkeitskirche, der Hyberner zu St. Ambrosius, der Cölestinerinnen bei der Heinrichskirche waren aufgehoben und die früheren Bewohner der Klosterzellen über das ganze Land zerstreut. Glücklich derjenige, der Verwandtschaft hatte und in den Verband einer Familie eintreten konnte! Der Mehrzahl wurde diese Wohlthat nicht zu Theil, und da erlebte denn so mancher, auf die magere Pension von 150 oder 200 Gulden angewiesen, nicht selten harte Tage, da sich immer Leute fanden, die sich kein Gewissen daraus machten, die schwierige Lage der nun auf ihre eigenen Füße gestellten Exmönche aus-

zubeuten, die in ihrem früheren Verbande nur wenig Gelegenheit gefunden hatten, sich Kenntnisse in der Wirthschaftsökonomie zu erwerben. Niemand aber stand sich bei dieser Umwälzung besser, als die Speisewirthe der Stadt. Diese sahen ihre Locale mit einer ausgiebigen Zahl von Kostgängern angefüllt, welche früher in diesem oder jenem Kloster gewohnt gewesen waren, zu fester Stunde ohne weitere Sorge ihren gedeckten Tisch zu finden. Am schwersten fanden sich die ehemaligen Klosterfrauen in die plötzliche Veränderung. Die, so nicht in anderen Klöstern unterkamen, mußten sich auf Grund der schmalen Pension von 150 Gulden zu einem selbstständigen Leben entschließen. Sie übertrugen dann das gewohnte Leben ihrer Zelle in ihren neuen Wirkungskreis. Möglichst streng ihren Gelübden nachlebend, gewährten sie dem öffentlichen Leben nur jene Concessionen, welche unumgänglich nothwendig waren, um mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens abzurechnen. Die meisten richteten ihre einfachen Wohnungen ganz nach Art der Zellen ein, die man ihnen genommen hatte. Sie stellten ihr Bett, ihren Hausaltar, ihre Bilder so, wie diese Dinge in der Zelle geordnet gewesen, und ließen auch von ihren gewohnten Andachtsübungen nicht ab. Nicht selten thaten sich mehrere Nonnen zusammen, um gemeinschaftlich nach gewohnter Weise in einer Art freien, ungezwungenen Verbandes zu leben, der dann alles Charakteristische des früheren Klosterlebens an sich hatte.

Um die Aehnlichkeit zwischen der neuesten Aera und der josefinischen Zeit frappant bis in's letzte Detail zu machen, so bewegten damals dieselben Sorgen die Beamtenwelt, welche sie heute erfüllen. Die Reformen Kaiser Josef's machten jede bis dahin unerschütterlich gewesene Stellung unsicher, und kein Beamter wußte, ob er morgen noch fungiren, ob seine Stellung nicht im unaufhaltsamen Strome der Reformen untergegangen sein würde — ganz wie heute.

Ueber diese, den heutigen so homogenen Leiden der damaligen Beamtenwelt gibt eine Broschüre drastischen Aufschluß, die heute zu den seltensten Schriften gehört, und der josefinischen Preßfreiheit ihren Ursprung verdankt.

Wir lassen die betreffende Stelle, welche im höchsten Grade charakteristisch für die josefinische Aera ist, hier wortgetreu folgen. Die Scene ist ein glänzender Gesellschaftsball, bei welchem alle Stände vertreten sind.

Die Flügelthüren öffnen sich — schildert der Autor, der das josefinische Oesterreich des Jahres 1786 mit photographischer Treue

malt — um einer Dame vom Adel den Eintritt zu vermitteln, welcher ein ganzes Heer von Bedienten folgte. Es ist nämlich zur Manie geworden, so viele Lakaien als möglich zu Nachtretern zu haben, und keine Dame vom Stande würde sich zu Fuße auf die Gasse wagen, wenn ihr nicht wenigstens drei Bediente zur Sauvegarde dienten. Einen Bedienten hinter sich zu haben, gilt als ein Zeichen bedauernswerther Armseligkeit. Die Bedienten bilden mit ihren riesigen Tressenhüten und bunten Costümen eine eigenthümliche Staffage der Vorsäle, und geberden sich mitunter so anmaßlich, daß bürgerliche Gäste, welche ohne Gefolge erscheinen, sich nur mit Anstrengung durch das maskenballartige Gewühl Bahn zu brechen vermögen. Der Ball selbst ist kein Maskenball, obwohl man sich beim Anblick so mancher Gruppe zu der Muthmaßung veranlaßt sehen konnte, daß man es hier mit einer Maskerade zu thun habe. Schon ist nämlich die Mode, sich zu schminken, von den Damen, welche ihr allgemein huldigen, auch auf das starke Geschlecht übergegangen, und die wenigsten Männergesichter haben ihre ursprüngliche Farbe bewahrt. Bei den meisten wetteifern die Wangen mit den scharlachrothen Westen, die in der Mode sind, und mit ihren handbreiten Goldborduren einen kostbaren Kleiderluxus bilden. Die Toiletten der Frauen weisen die bunteste Abwechslung. Der moderne Anzug in seiner höchsten Potenz hat eine wahre Carrikatur altväterischen Glanzes zur Nachbarin. Die neue Mode gipfelt sich in den riesigen Hüten, welche so beschaffen sind, daß eine sich eines solchen Modehutes rühmende Dame eine Thür, von der nur ein Flügel offen ist, nicht zu passiren vermag. Bezüglich der Farben der einzelnen Toilettestücke ist man nicht sehr wählerisch, und frägt nicht viel darnach, ob eines zum andern paßt. Es ist keine Seltenheit, auf einem schwefelgelben Rock ein dunkles Amazonenkleid, oder auf brennendrothem Untergrunde eine grasgrüne Tunika zu sehen.

Die Gesellschaft besteht aus weit über tausend Personen, und bewegt sich in heiterer Stimmung durch die glänzend erleuchteten Säle. Während die Tanzlustigen dem Vergnügen huldigen, drängen sich die Anhänger materielleren Genusses um das Buffet, welches seine Herrlichkeiten jedem gratis darbietet, der einmal das Entréegeld bezahlt hat. Unter den Personen, welche das Buffet aufmerksamer im Auge halten als den Tanzsaal, kann man eine Gruppe junger Leute bemerken, welche dem Beamtenstande angehören. In diesem Kreise ist das Generaltax- und Expeditionsamt, die Cameralgüteradministration, das Bankal, das

Zoll-, Tranksteuer- und Salzamt ebenso vertreten wie die Centralbuchhalterei, wie das Regalamt, das Leih- und Bücherrevisionsamt.

So fröhlich sich auch der Zirkel geberdet, auf der Stirne des Herrn Klöpl vom Bücherrevisionsamte schwebt doch eine düstere Wolke, welche der dampfende Inhalt der Punschgläser nicht wegzuzaubern vermag.

Herr Spurlein vom Zoll-, Tranksteuer- und Salzamte gewahrt die böse Linie auf Klöpl's Antlitz und ruft munter:

„Unseren Freund Klöpl verfolgt die Sorge, daß der Kaiser die Censur ganz aufheben könnte, bis in den Ballsaal! Es wäre aber auch ein Unglück, mit dreißig Jahren quiescirt zu werden!"

„Es kann sich nicht halten!" sagt Klöpl melancholisch. „Aber was nützt es uns, wenn es später anders wird! Wir werden dabei alt, ohne zu avanciren. Wenn man zu der Erkenntniß gekommen sein wird, daß es ohne eine straffe Censur doch nicht geht, werden wir armen Opfer der Neuerungen pensionsfähig sein. Muß es einem rechtschaffenen Censurbeamten nicht schwindlig zu Muthe werden, wenn er sieht, was jetzt Alles gedruckt werden darf? Da sitzt er, mit dem Rothstift in der Hand, und möchte über die Seiten hinfahren wie der Sturmwind — aber vor ihm liegt die kaiserliche Instruction, nach welcher mit der größten Liberalität vorgegangen werden soll! Nicht einmal Angriffe, welche der Person des Kaisers selbst gelten, sollen gestrichen werden! Da verliert man jeden Maßstab und wird an seinem Berufe irre!"

„Es ist wahr," stimmt Spurlein in einem Tone ein, der zur Genüge zeigt, daß es ihm nur darum zu thun sei, den melancholischen Censurbeamten zu foppen, „es ist wahr — man zweifelt an dem Fortbestande der Censur, wenn man sieht, wie die Bücher wie Pilze aus der Erde schießen. Jetzt hat die Gerli'sche Buchhandlung Monatliche Beiträge zur Bildung und Unterhaltung des Bürgers und Landmannes angekündigt! Welche eitle Fortschritte! Als ob der Landmann Bildung brauchte! Und die Schönfeld'sche Buchhandlung will sogar ein Adreßbuch herausgeben — vielleicht ist es möglich, daß da bei einer Adresse ein Titel oder ein Orden übersehen wird — das fällt dann auf die Censur, welche unter gegenwärtigen Umständen dem Adreßbuche das Imprimatur nicht entziehen darf, wie sie es früher gewiß gethan hätte, wo es ihr ein Leichtes war, das Erscheinen eines Buches durch ein

dictatorisches non admittitur, oder durch ein ästhetisch-kritisches typum non meretur zu verhindern."

„Das ist Alles nichts, meine Herren," ereifert sich der in seiner Existenzfrage durch die hereinbrechende Preßfreiheit bedrohte Censurbeamte; „aber was soll man dazu sagen, wenn man jetzt in eine Buchhandlung tritt, und der Buchhändler zeigt triumphirend Werke, welche man sich früher kaum ergo schedam kommen lassen durfte! Nicht genug daran — aber die Mangold'sche Buchhandlung hat sogar eine Bücherabtheilung Pasquill-Literatur überschrieben! Pasquill-Literatur, da hört doch Alles auf!"

„Sie dauern mich, lieber Freund! das so zähneknirschend ansehen und schweigen zu müssen!"

„Ich glaube, Sie wollen mich reizen?" ruft Klöpl indignirt. „Sie pochen wohl auf die neue Mautordnung, welche der Kaiser erließ? Weil kein ausländischer Tabak in's Land darf und eine ganze Reihe anderer Waaren in's Hauptzollamt muß, um da erst versteuert zu werden, so meinen Sie, Ihre goldene Zeit sei gekommen, und es gehe nichts über einen Zollbeamten?"

„Aber, meine Herren, warum streiten Sie sich so bitter an einem so heiteren Orte?" mischte sich jetzt verweisend der Calkulator Knirschlein von der Bankadministration in's Gespräch. „Sehen Sie mich an! Mache ich ein Leichenbittergesicht, weil es heißt, daß die Banknoten eingezogen werden sollen?"

„Wie? was sagen Sie da?" tönte es ringsum! „Die Banknoten sollen eingezogen werden — ist das gewiß?"

„Thatsache ist, daß ein Mann Audienz beim Kaiser nahm und ihm eine täuschend nachgemachte Banknote eigenen Fabrikates zeigte. Der Kaiser soll durch den Vorfall sehr frappirt gewesen sein und dem Banknotenfälscher den Rath gegeben haben, sein Talent auf ehrlichem Wege geltend zu machen. Man will sogar weiter wissen, daß der Kaiser dem geschickten Manne eine Anstellung gegeben habe. Auf diesen Vorfall, der in's Licht gestellt, wie leicht das Papiergeld Fälschungen ausgesetzt sei, durch welche tausend unschuldige Leute arm werden können, gründet sich nun die Sage, daß das ganze Papiergeld abgeschafft werden soll. Bewahrheitet sich das Märchen, so theile ich mit unserem Freunde Klöpl ein gleiches Schicksal — man wird mich quiesciren! Ein Los, welches Sie, lieber Kramer, nicht zu fürchten haben, denn die Leihämter stehen wie alle Humanitätsanstalten hoch in des Kaisers Gunst!"

„Jetzt haben wir uns genug mit den ernsten Seiten des Lebens beschäftigt,“ meinte Kramer, der Leihamtsbeamte; „ich glaube, es ist Zeit, daß wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr dem Vergnügen zuwenden und uns für die Sorgen, die uns Alle mehr oder weniger drücken, entschädigen, indem wir uns über sorgenlose Leute lustig machen! Da sehen Sie — der Zufall begünstigt uns! Dort segelt Graf Khin, der junge Cavalier, der nichts genießen kann, was nicht direkt aus Frankreich gekommen! Jedes seiner Toilettestücke wird aus Paris verschrieben, ja seine Wäsche wird sogar in Paris gewaschen. Schmutzig wandert sie zur Seine — rein wie die Jungfrau von Orleans kehrt sie zur Donau oder Elbe wieder, je nachdem sich der Graf eben gerade auf seinen ungarischen oder böhmischen Herrschaften aufhält. Jüngst war er untröstlich, weil er keinen Kutscher finden konnte, der nicht wenigstens französisch verstand. Einige Schlauköpfe, welche einem eben vacirenden Kutscher zu einer Anstellung verhelfen wollten, kamen auf den Gedanken dem Kutscher zu rathen, von der Schwachheit des Grafen Nutzen zu ziehen, und sich als einen der französischen Sprache Kundigen vorzustellen. Ein Oui, Monsieur ward dem Burschen bald eingeprägt, und er wurde angewiesen, sich darauf zu beschränken, nichts als oui, Monsieur zu sagen. Letzthin fährt der Graf aus, und das Unglück will es, daß sich sein Kutscher in einen Knäuel fremder Wagen so verwickelt, daß er sein Gespann nicht herausbringen kann. Der Graf überschüttet den Burschen mit einem Hagel von Schimpfworten, welche derselbe mit dem stereotypen oui, Monsieur beantwortet. Je wilder der Graf wird, desto gelassener wiederholt der Kutscher sein oui, Monsieur. Da ging dem Grafen ein Licht auf und der Kutscher ist heute wieder ein vacirender Kutscher.“

Indem wir mit dieser heiteren Episode unseren zeitgemäßen Auszug aus der die josefinische Aera behandelnden Brochure schließen, kehren wir zu unserem alten Bekannten Donnerkeil zurück.

Auf diesen hatte der fortgesetzte Verkehr mit Delphine Boldenhangen sichtlich veredelnd gewirkt und es war nicht anders als ob sie ihm das Gute, das er ihr in Garotta erwiesen, als er sie durch seine Worte von der dunklen Bahn der Verzweiflung hinweggerissen, in ihrer Art vergelten sollte. Er war als frivoler Genußmensch nach Garotta gekommen und hatte die Worte, die Delphinen's Leben eine veränderte Richtung geben sollten, ohne tieferes Nachdenken hingeworfen, blos in einer Anwandlung von Gutmüthigkeit, um eine Verstörte auf-

zurichten. Als er aber sah, daß der Same, den er leicht hinausgestreut, auf guten Boden gefallen, dachte er weiter über die Sache nach und fand zum ersten Male in seinem Leben Geschmack daran, sich in eine Materie zu vertiefen, sich für einen praktischen Gegenstand vorerst zu interessiren, und Ahnungen eines würdigen Wirkungskreises, den er sich auf einem demjenigen ähnlichen Gebiete, auf das er Delphine aufmerksam gemacht, schaffen könnte, beschlichen ihn. In demselben Maße, als sich ihm das Bewußtsein der Nichtigkeit oder Verwerflichkeit seiner bisherigen Bestrebungen aufdrängte, als er auf sein früheres Leben wie auf eine Kette loser Spielereien, ohne einen anderen Zweck als den des persönlichen Kitzels, eines flüchtigen, vielleicht mit etwas persönlichem Nimbus umgebenen Amusements zurücksah, begann es ihm einzuleuchten, daß das Heil nur in der energischen Concentration auf einen Stoff liegen könne, daß es besser und ehrenvoller sei, etwas ganz und mit Ernst zu sein, als sich in hundert müßige Atome zu zersplittern. Er hatte jetzt einen festen Hintergedanken, wenn er sich mit dem ehrgeizigen Plane trug, Carrière zu machen. Er wollte sich einem bestimmten praktischen Fache widmen, für das er sich durch den persönlichen und schriftlichen Verkehr mit Delphine immer mehr erwärmt fühlte. Er sagte sich, daß dicht darneben, wo er ein Terrain für Frauenthätigkeit gesehen, auf das er in Garotta Delphinen hingewiesen, ein Boden sei, der auch die ernste Thätigkeit des Mannes herausfordere und überdies die Eignung habe, diese Thätigkeit zu lohnen.

Die Gefängnißfrage gehörte zu den vom wissenschaftlichen Standpunkte am lebhaftesten ventilirten Zeitfragen und bot einen Boden, auf welchem ein ernstes und aufrichtiges Manneswirken wohl mit der Zeit zur Geltung und Anerkennung gelangen konnte. Ueberall ertönte auf diesem Gebiete der Ruf nach Reform, hier kämpfte die Partei, welche für die gemeinsame Haft einstand, mit der neuen Schule, die die Einzelhaft auf ihr Panier schrieb, und unter den Vorkämpfern für die Einzelhaft waren schon wieder dissentirende Meinungen über die Ausdehnung und Verschärfung der Einzelhaft im Schwange. Hier sah man die Gefangenanstalten für bloße Straforte ohne höhere Intention an, dort wollte man sie als Besserungsstationen aufgefaßt, behandelt und eingerichtet wissen. Diese Ansicht ließ das Individuum, jene nur die Ziffer gelten, ja es machten sich schon Stimmen geltend, welche die Haft überhaupt auf ein Minimum reduzirt sehen wollten, theils aus ökonomischen Gründen, weil sie den Staat nur ungern die Rolle eines

langjährigen Ernährers des Verbrechers spielen sahen, theils aus humanitären Rücksichten, weil sie die lange Einkerkerung nicht mehr als zu der Größe der Uebelthat im geraden Verhältnisse stehend zu betrachten vermochten.

Hier also galt es, an der Lösung von Lebensfragen der Gesellschaft sich zu betheiligen, da doch die Art der Behandlung und Unschädlichmachung der gefallenen Glieder der Gesellschaft auf das Wohl und Wehe dieser letzteren großen Einfluß hatte.

Donnerkeil fühlte sich von dem Ernste der Aufgabe angeweht und er beschloß, sich derselben mit Energie hinzugeben.

Er begann damit, daß er sich für einen complicirten Proceß, in welchem zwanzig Complizen vier Jahre lang die Langmuth der Richter durch allerlei Finten auf die Probe gestellt hatten, in allen seinen Consequenzen interessirte. Und hier nun kam er zu Resultaten, die seine Aufmerksamkeit in hohem Grade spannten und ihn nur noch entschiedener an die Sache fesselten, der er sich mit vollem Ernste zu eigen geben wollte.

Es setzte ihn in Erstaunen, wenn er erwog, welche Auslagen eine Gaunerbande dem Staate zu verursachen im Stande war. Ein Verbrecher, vier Jahre in Untersuchungshaft gehalten, kam dem Staate auf dreihundert Gulden zu stehen. Da nun in dem Processe, dem Donnerkeil seine Aufmerksamkeit zugewendet, die Zahl der Complizen zwanzig betrug, so erforderte die ganze Untersuchung einen Aufwand von fast sechstausend Gulden, von welcher Summe bei der notorischen Armuth der Inquisiten natürlich auch nicht ein Kreuzer hereinkam. Und das war nur die Untersuchung! Nun folgt die wirkliche Strafzeit, welche bei den Rädelsführern wenigstens noch einmal so lang bemessen werden muß, als die Zeit betrug, die sie in der Untersuchungshaft zugebracht.

Es schwindelte Donnerkeil, als er zu dem Schlusse kam, daß die bloße Unschädlichmachung eines Gaunerklubbs für eine Zeit von annähernd zehn Jahren mindestens fünfzehntausend Gulden an direktem Verpflegsaufwande kostete. Wie viele ähnliche Gaunergesellschaften machten aber das Gemeinwesen unsicher, um Summen zu verschlingen, die dem Allgemeinen entgingen und die unproduktivste Verwendung fanden!

Donnerkeil fühlte sich durch die Probleme, die sich ihm hier aufdrängten, so lebhaft angeregt, daß er sich mit voller Lust in dieselben vertiefte.

Während Donnerkeil so nach zwei Seiten hin — hier in seinem Interesse, dort, wenigstens vorläufig, scheinbar im Interesse Giesebrecht's — ernsten Studien oblag, erhielt er einen Brief von Delphine, die ihm den Tod ihres Vaters anzeigte und dann fortfuhr:

„Ich sagte Ihnen, als Sie mich in Schloißnig besuchten, daß eine sehr nahestehende Person die Hauptrolle in einer peinlichen Angelegenheit spiele, deren Details ich Ihnen nicht vorenthalten kann, wenn ich die Ihre werden soll. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich von der Sache eingehender sprechen muß, und ich erbitte mir nur die Vergünstigung, keinen Namen nennen zu müssen. Sie werden mich auch so verstehen. Hören Sie denn. In Hamburg lebte vor Jahren ein reicher Kaufmann, der das Opfer eines unheilbaren Uebels wurde, welches die Aerzte eine Vergrößerung des Gehirns nannten. Dem Anscheine nach noch ganz wohl und von Gesundheit strotzend, war der arme Mann geistig bereits zerrüttet. Den Leuten, mit denen er verkehrte, fiel plötzlich auf, daß er Alles potenzirte. Er konnte nur ungeheuere Summen denken, Alles, was er kaufte, verlangte er in immensen Quantitäten. Die Frau des Kaufmannes hatte keine Ahnung von dem Zustande ihres Mannes, da sie harmlos in einem Seebade der Umgegend ihrer Erholung oblag. Inzwischen war der Kranke ganz allein auf sich angewiesen. In seiner nächsten Umgebung befand sich ein Comptoirdiener, der sich seines besonderen Vertrauens erfreute. Dieser machte sich nun die Krankheit seines Herrn zu Nutzen. Der Letztere soll in den ersten vierzehn Tagen seiner Krankheit bei Wechslern Werthpapiere für namhafte Summen angekauft haben; die Papiere waren weder in seinen Büchern eingetragen, noch fanden sie sich jemals wieder vor. Ich will keinen Verdacht aussprechen, wohin sie gekommen sind. Nur bezüglich eines Papieres ist es eine traurige Gewißheit, was mit ihm geschehen. Da war es die unglückliche Frau des Comptoirdieners, welche wider Willen die Mitwisserin des Geheimnisses wurde. Sie hatte über einen Gegenstand schleunige Rücksprache mit ihrem Gatten zu pflegen, und suchte ihn auf dem Comptoir seines Principals auf. Da — in dem Augenblicke, wo sie in das Vorzimmer eintrat — sah sie ihren Mann ein Papier aus der Tasche des Oberrockes des Principals herausgreifen. Der Letztere schlief im Zimmer in einer Divanecke, der Rock hing an einem Nagel. Die unglückliche Frau sah, wie ihr Mann hastig das entwendete Papier zu sich steckte und sich dann ängstlich umsah, um sich zu überzeugen, ob der Principal noch

schlafe. Daß seine Frau an der halbgeöffneten Thür stand, davon hatte der Comptoirdiener keine Ahnung. Die Frau war in der Fassung, in welcher sie sich jetzt befand, auch nicht im Stande, weiter zu treten, um mit ihrem Manne zu sprechen. Verwirrt, bestürzt, schlich sie sich fort, und der erschaute Vorfall beschäftigte sie unausgesetzt. Einige Tage darauf zeigt ihr der Mann ein Papier, welches er, Dank seiner Sparsamkeit, wie er sagte, anzukaufen im Stande gewesen. Es war ein werthvolles Staatslos — seine Frau erkannte in dem zusammengefalteten Lose dasselbe Papier, welches sie ihren Mann hatte entwenden sehen. Ihre Gemüthsverfassung läßt sich nicht beschreiben. Sie konnte es nicht über sich bringen, ihrem Manne zu sagen, was sie gesehen, sie verwand das unselige Geheimniß, um fortan das traurigste Leben zu führen. Aeußerlich freilich gestaltete sich dieses Leben freundlich, ja glänzend. Das Los wurde mit einem bedeutenden Treffer gezogen; der Comptoirdiener verließ seinen Dienstposten, nachdem sein Principal schon lange in einer Irrenanstalt untergebracht worden. Er fing ein selbstständiges Geschäft an, das ihn bald reich und geachtet machte. Seine unglückliche Frau starb an gebrochenem Herzen, ohne ihm verrathen zu haben, daß sie um die Quelle seines Reichthums wisse. Nur in das Ohr der Tochter legte sie das traurige Geheimniß, damit der Seele dieser Tochter allen Frieden nehmend. Dieser war es eine unsägliche Pein, an dem väterlichen Reichthum, der aus einer so unlauteren Quelle floß, theilnehmen zu müssen, ohne zu wissen, in welchen Verhältnissen die Familie jenes Mannes lebe, dessen Geisteszerrüttung ihr Vater auf eine so illegale Art mißbraucht. Anfangs war das Streben der Tochter darauf gerichtet, die Spur der Familie aufzufinden, die durch ihren Vater zu Schaden gekommen war, denn diese Familie hatte längst Hamburg verlassen, und da sie keinen weiteren Familienzusammenhang in letzterer Stadt hatte, so wußte man daselbst nicht einmal, wohin sie sich gewendet. Endlich kam das Mädchen der Familie auf die Spur, aber es erfuhr zugleich, daß dieselbe in nahezu mißlichen Verhältnissen lebe. Diese Entdeckung vermehrte die Scrupeln der Unglücklichen, und sie entschloß sich endlich nach hartem Kampfe, vor ihren Vater hinzutreten, ihm zu sagen, daß sie um das Geheimniß wisse, das den Wohlstand ihres Hauses begründet hatte, während es den der geschädigten Familie unterhöhlt hatte, ihn aufzufordern, sein Unrecht an den in Armuth Gerathenen gutzumachen. Aber ehe sie den gefaßten Entschluß ausführen konnte, brach der väterliche Wohlstand gleichfalls

zusammen. Was hätte es gefruchtet, wenn sie den eben vom harten Schlage des Vermögensverlustes betroffenen Vater durch die Enthüllung, daß sie in die dunkelste Partie seines Lebens eingeweiht sei, vollends niedergedrückt und gedemüthigt hätte? Sie nahm sich daher unter so wesentlich veränderten Verhältnissen vor, ihrem Vater gegenüber auch weiterhin ihr Geheimniß zu bewahren, nach wie vor zu schweigen, und so weit es ihr nur immer möglich war, an der Ausgleichung des durch ihren Vater der verarmten Familie seines ehemaligen Principals zugefügten Schaden zu arbeiten. Der Himmel schien sie in diesem Bemühen unterstützen zu wollen, denn sie machte in ihrem neuen, von Hamburg sehr entfernten Aufenthaltsorte, in welchem ihr als Kaufmann zu Grunde gegangener Vater eine bescheidene bürgerliche Nahrung angefangen hatte, die Bekanntschaft eines reichen, edelgesinnten Engländers, der ihr seine Hand anbot, die sie auch unter der Bedingung annahm, daß es ihr gestattet sei, an dem Erwerbe ihres zukünftigen Gatten in gewisser Beziehung theilzunehmen. Sie wollte ihm die Bücher und die Correspondenz führen, der Gehalt, den sie für diese Mühewaltung erhalten würde, sollte nach ihrer Idee der Familie zufließen, der ihr Vater vor Jahren nahegetreten war. Da schickte der Himmel dem schwergeprüften Mädchen eine neue Heimsuchung — ihren Bräutigam ereilte der Tod und sie stand wieder auf dem alten Flecke. Als sie sah, daß sich alle ihre Anstrengungen, das Unrecht des Vaters wenigstens halbwegs gutzumachen, fruchtlos erwiesen, gab sie sich zuerst trauriger Verzweiflung hin. Aufgerüttelt aus dieser Verzweiflung durch eine wohlthätige Hand, versuchte sie es, eine neue Bahn der Entsühnung zu wandeln, indem sie in das Schicksal unglücklicher Familien wohlthätig und nach bester Kraft eingriff. Sie mußte sich, um ihrer neuen Laufbahn gerecht zu werden, von ihrem Vater trennen, und bei dieser Trennung ließ sie ihn ahnen, daß sie um das traurige Familiengeheimniß wisse. Kurze Zeit, ehe ihr Vater starb, erfuhr sie zu ihrer unbeschreiblichen Freude, daß in den Vermögensverhältnissen der Familie, die durch ihren Vater zu Schaden gekommen, eine Wandlung zum Besseren eingetreten sei, da ihr eine nicht unbedeutende Erbschaft von überseeischen Verwandten zugeflossen war. Jetzt hatte die Unglückliche die Ruhe und das Gleichgewicht der Seele, den Frieden des Herzens wieder gefunden. Die Vergangenheit kann ihr fortan ein abgeschlossenes Buch sein."

„Dies Ihnen zu sagen," fuhr Delphine in ihrem Briefe fort,

„ehe ich die Ihrige würde, fühlte ich mich verpflichtet. Ich bin ernst mit mir zu Rathe gegangen und habe es möglich gefunden Ihnen zu gehören in Lust und Leid, der Sie eines Tages so ernst und tief auf mich eingewirkt und daran gearbeitet haben, mir die innere Zufriedenheit zu geben. Aber Sie mußten Alles erfahren, und der Tod meines Vaters hat mir das Geständniß erleichtert. Ich brauchte jetzt keine Rücksicht auf eine mir nahestehende Person zu nehmen und konnte mit unbedingter, rücksichtsloser Offenheit aussprechen, was mir Ihnen gegenüber noch schwer auf dem Herzen lag. Sie üben einen neuen Act der Großmuth an mir, indem Sie mir erlauben, so verblümt über eine Sache, die mich schwer drückte, zu Ihnen zu sprechen, indem Sie es mir erlassen, deutlicher zu sprechen, Namen zu nennen. Ich danke Ihnen für diese Großmuth im vorhinein eben so lebhaft, wie ich es damals that, als mir Ihre Worte, auf dem Wege von Garotta nach Amalfi, den Blick in ein neues Leben erschlossen!"

„Ich scheue mich nicht, es auszusprechen," schloß Delphine den Brief, „daß ich oft, viel und lebhaft und immer von einem Gefühle des Dankes beseelt, an Sie denke. Das Wort, welches Sie auf dem Wege von Garotta nach Amalfi zu mir gesprochen haben, ist auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Ich müßte undankbar sein, könnte ich es Ihnen je vergessen, daß Sie damals mein guter Genius gewesen. Ich fühlte mich, seit ich Schloißnig betreten hatte, nicht mehr unglücklich. Ich hatte etwas, was mein Leben ausfüllte und suchte zu vergessen, was ich nicht ändern konnte. Auch blieb mir nur wenig Zeit zu müßigem Grübeln und Nachdenken. Sie glauben nicht, wie viel man zu thun hat, wenn man es Ernst nimmt mit seiner Sache. Hier gilt es, ihr Anhänger, Freunde, Gönner, Beschützer zu werben, dort für die zu sorgen, die man gelehrt hat, zu sich emporzublicken wie zu einer Vorsehung. Ich habe in Schloißnig eine große Familie, die einzig auf mich und Genovefa angewiesen ist und fast wird es mir bange, wenn ich daran denke, daß ich diese Familie vielleicht bald werde verlassen, die Sorge für dieselbe ganz an Genovefa werde abtreten müssen. Ich betrachte mich als die natürliche Vormünderin der verwahrlosten Jugend, die ich in meinen Schutz genommen habe und ich habe vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu schaffen, wenn ich den armen Kindern Unterkunftsorte bereiten will, in denen Leib und Seele gedeihen sollen. Welche Anstrengungen erfordert es oft, Jemanden dahin zu stimmen, daß er ein Kind, welches eben erst das Gefängniß verlassen hat,

in seine Familie aufnimmt? Welche Vorurtheile müssen da bekämpft, welche Abneigung muß ausgerottet werden, ehe man sich mit dem Gedanken befreundet, daß nicht Alles, was aus dem Gefängnisse herauskommt, auch schon gänzlich verderbt sein müsse! Aber ich habe auch meine Freude an den Erfolgen! Meine Schützlinge machen meinen Empfehlungen keine Schande, halten sich brav, und die, welche sie in ihre Familienkreise aufgenommen haben, tragen sich mit der Genugthuung, Menschen, die sonst unrettbar verloren gewesen wären, zu nützlichen und ehrenhaften Gliedern der Gesellschaft gemacht zu haben."

Der Brief, der Delphinen's Charakter in seiner ganzen anspruchslosen Liebenswürdigkeit zeigte, war ein Sporn für Donnerkeil, seine Verbindung mit Delphinen nur noch energischer zu betreiben. Er dachte wieder lebhafter an die Brochure, die ihm den Weg nach Kreuth bahnen sollte und brachte mit derselben in seinen Gedanken den Mann in Verbindung, dessen er sich so oft bedient hatte, wenn er auf der Leiter des Erfolges eine Stufe höher klimmen wollte.

Er hatte sich um Nathan Flaschl nicht bekümmert, seit er ihm in Görz den Abschied gegeben. Jetzt, wo Pater Giesebrecht offenbar feindselige Plane gegen den Grafen von Kreuth verfolgte, bei deren Ausführung er auf seinen alten Verbündeten Donnerkeil rechnete, konnte dieser, sobald er entschlossen war, sich zu keiner dem Grafen nachtheiligen Intrigue gebrauchen zu lassen, Flaschl ganz gut benützen, um zu sondiren, wo hinaus Giesebrecht eigentlich wollte.

Er beschloß Flaschl aufzusuchen und stieß in der Ausführung seines Vorhabens auf die schöne Salome, die ihn mit einem trübseligen Gesichte empfing, das zu ihrem heiteren Temperamente durchaus nicht paßte.

„Was seh' ich!" rief er. „Die muntere Salome traurig —"

„Nicht blos traurig," fiel ihm Salome in's Wort. „Sagen Sie in Verzweiflung, und Sie sind der Wahrheit ziemlich nahe gekommen!"

„Ei — was muß ich hören und sehen!" verwunderte sich Donnerkeil. „Salome, die ewig Heitere, in Verzweiflung! Wahrhaftig! Sie macht ein trübseliges Gesicht und läßt den Kopf und den Muth sinken! Was ist mit Ihnen vorgegangen, Salome? Hat Sie Flaschl's ewiger Trübsinn angesteckt? Sind Sie unter die Unzufriedenen gegangen, um mit Ihrem Manne ein Unglücksduett singen zu können? Arme Salome, wie leid thäte es mir um Sie, Sie waren so glücklich in Ihrem Frohsinn!"

„Geben Sie mir meinen Mann wieder und Sie sollen die alte Salome in mir sehen!“

„Die frühere Salome, wollen Sie sagen!“ fiel Donnerkeil Salome galant in's Wort. „Aber was ist mit Ihrem Manne geschehen? Bin ich der Hüter Ihres Mannes, daß Sie ihn von mir verlangen? Oder muthen Sie mir eine solche Anziehungskraft zu, daß Sie glauben, er würde Sie nur verlassen, um zu mir zu kommen? Wo ist Ihr Mann?“

„Oben sitzt er im vierten Stock unter dem Dache — bald aber wird er im Irrenhause sein und Sie haben ihn auf dem Gewissen!“

„Ich?“

„Ja, Sie! denn Sie haben ihn in die Wissenschaften eingeführt, haben ihm Dinge in den Kopf gesetzt, die nicht für ihn paßten und ihn umsonst verwirrten. Sie haben ihn zu gelehrten Congressen geführt, so daß er zuletzt selbst zu glauben anfing, er sei ein Stück von einem Gelehrten. Und als die Sache im besten Zuge schien, zogen Sie sich zurück und ließen Flaschl im Stich!“

„Ich bin etwas ernster geworden, liebe Salome!“

„Mein Mann ist aber halb närrisch darüber geworden! Seit er von der Wissenschaft genippt, widerten ihn seine früheren Geschäfte an und es dünkte ihm unmöglich, zu denselben zurückzukehren. Die Leute hatten so viel von ihm gelesen und gehört, sie hielten ihn für einen Gelehrten — wie sollte er wieder Handel treiben und Osterwein ausschenken? Ueberdem hatte er Geschmack gefunden an dem Wanderleben und so beschloß er denn, die Sache auf seine eigene Faust fortzusetzen, nachdem Sie sich von ihm zurückgezogen. Man sprach damals eben von einer Zusammenkunft der Turner und Flaschl beschloß, den Congreß der Turner zu besuchen!“

„Doch nicht als Turner?“ fiel Donnerkeil der Erzählerin lachend in's Wort.

Salome bejahte stumm, denn zu antworten vermochte sie doch nicht. Donnerkeil's Lachen hatte auch ihren Humor wieder geweckt und angesteckt durch seine Heiterkeit brach sie in ein lustiges Lachen aus, so daß beide einander eine geraume Weile gegenüber standen, ohne ihre muthwillige Laune zügeln zu können.

Endlich sagte Donnerkeil:

„Es hat etwas unwiderstehlich Komisches sich Flaschl als Turner zu denken!“

„Es war aber noch komischer, ihn als Turner zu sehen!“ bemerkte Salome schalkhaft.

„Er hat doch nicht in Ihrem Zimmer eine Turnanstalt eröffnet?“

„Das nicht — wohl aber eine Turnschule! Er turnte den ganzen Tag, schaffte sich alle einschlagenden Werke an, und war auf dem besten Wege, ein Gymnastiker zu werden, als ihm die Lust zur Fortsetzung der Sache plötzlich verging. Wie athmete ich auf, als die Turnwerkzeuge verschwanden. Aber bald sollte ich inne werden, daß er das Eine nur fahren gelassen, um sich auf etwas anders zu werfen. Er hatte gelesen, daß die Criminalisten- und Gefängnißreformatoren zu einem Congresse zusammenzukommen beabsichtigten, und daß Sie, bester Herr Doctor, auch dabei sein würden. Die Sache ging ihm im Kopfe herum und der Criminalistencongreß war fortan sein einziges Schlagwort. Die Idee, auch dahin zu gehen, setzte sich in ihm fest. Er wollte Ihnen zeigen, daß er auf dem Pfade der Wissenschaft auch ohne Ihre Beihilfe fortzukommen vermöge — er wollte auch Gefängnißstudien machen und so gleichsam Ihr Rival werden. Er ließ sich nicht halten und reiste ab; vor seiner Abfahrt hatte er aber Worte fallen gelassen, die mich für seine Sicherheit besorgt machten. Er hatte von einem außerordentlichen, originellen Wege gesprochen, den er bei seinen Gefängnißstudien zu gehen beabsichtigte. Er hatte hingeworfen, daß er einen Trumpf ausspielen wolle, der allein schon die Aufmerksamkeit der Welt auf ihn lenken müsse. Nicht von Außen wolle er die Gefängnisse studiren, sondern im Innern derselben sein Hauptquartier aufschlagen, und so, ein Autodidakt seines Faches, zu großen Zielen gelangen!“

„Er ging doch nicht mit dem Gedanken um, sich freiwillig einsperren zu lassen?“ warf Donnerkeil lachend hin.

„Ich vermuthete eine ähnliche Absicht bei ihm und nahm mir vor, ihm zu folgen!“ fuhr Salome in ihrer Erzählung fort. „Ich kam aber zu spät an, um ihn in der Ausführung seines excentrischen Streiches hindern zu können. Er war bereits eingesperrt.“

„Also wirklich — eingesperrt — und wie hat er das angefangen?“

„Er hat seinen Paß gefälscht, indem er sich durch eine Radirung um einige Jahre jünger machte und sich ein blondes Haar zusprach. Man kam der Radirung gleich bei der Präsentirung des Passes auf die Spur und nahm Flaschl in Haft, da er sein Vergehen keinen Augenblick leugnete. Jetzt hatte er sein Ziel erreicht und konnte mit Muße Gefängnißstudien machen. Sie werden begreifen, bester Herr Doc-

tor, daß ich die Haft meines Gatten nach Möglichkeit abzukürzen suchte. Es gelang mir seine Freilassung zu erwirken, aber kaum hatte ich ihn wieder heil nach Hause gebracht, so verfiel er auf neue Ungereimtheiten. Er wollte einen Verein der Taubenzüchter begründen und betreibt selbst die Taubenzucht im Großen. Da sitzt er denn den ganzen Tag droben unter dem Dache, läßt seine Tauben fliegen, pfeift sie wieder heim und hat für nichts Sinn und Auge, was nicht mit seiner neuen Marotte im Zusammenhange steht!"

„Kann ich Flaschl nicht als Taubenzüchter sehen?" fragte Donnerkeil lachend.

„Warum nicht, wenn Sie mir auf das Dach folgen wollen!"

„Lassen Sie mich aber so Aufstellung nehmen, daß er meine Gegenwart nicht ahnt, und stellen Sie ihn dann über sein Gebahren zur Rede!"

Donnerkeil begab sich mit Salome auf die Zinnen des Hauses. Salome wies ihm auf dem Dachboden einen Platz an, auf welchem man für Flaschl unsichtbar war, und näherte sich diesem mit den Worten:

„Sag' mir, Nathan, wann wirst Du endlich wieder vernünftig werden und Dich mit etwas Ernstem beschäftigen?"

Flaschl sah sein Weib mit einem unsagbar wehmüthigen Ausdrucke an und sagte:

„Ich wollte, ich könnte Dir einen Gefallen thun, Salome, und wieder der Alte werden. Aber jetzt ist es zu spät zur Umkehr. Ich bin einmal in die Wissenschaft hineingerathen, und da muß ich nun wohl oder übel mitgehen durch Dick und Dünn."

Salome blickte in das Jammerantlitz ihres Mannes, und fühlte sich sofort wieder von der harmlosen Heiterkeit, welche den Grundfaden ihres Temperamentes bildete, angewandelt. Das Unglück ihres Mannes rührte sie nie, sondern stimmte sie unwillkürlich zum Lachen.

„Du scheinst nicht sonderlich erbaut von Deinen wissenschaftlichen Studien!" bemerkte Salome in einem, der wehmüthigen Stimmung ihres Gatten gegenüber ganz ungerechtfertigt scheinenden munteren Tone: „Warum wählst Du Dir doch nicht lieber Gegenstände die Dich erfreuen? Die Wissenschaft hat ja ein ungeheures Gebiet — Dich aber scheint sie, wo Du sie auch fassen mögest, immer nur noch unglücklicher zu machen, als Du es ohnehin schon bist! Du warst nur bereits zweimal auf Reisen, aber von beiden wissenschaftlichen Exkur-

sionen, der linguistischen wie der criminalistischen, bist Du mit einer Jammermiene heimgekehrt, die schmerzhafter war, als ich sie je früher bei Dir wahrnahm. Und Du hast doch schon genug Herbes mitgemacht. Du hast Dir eine Frau aus einem Caffeesalon genommen—"

Salome hielt inne, um ihren Mann mit einem schalkhaft lächelnden Blicke zu fixiren.

Flaschl seufzte aus schmerzhaft beklommener Brust und rief:

„Was hat das gegen mein jetziges Unglück zu bedeuten!"

„Das tröstet mich!" rief Salome heiter. „Bisher habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich Dein Hauptunglück sei — jetzt hast Du die Last von mir genommen! Ich kann mich wieder, durch keine Gewissensscrupeln gedrückt, ungetrübtem Frohsinn hingeben."

„Während ich blutige Thränen weine!" ergänzte Flaschl vorwurfsvoll. „So sind die Weiber!"

„Wie soll ich an Deinem gegenwärtigen Jammer theilnehmen, wenn ich nicht einmal die Ursache desselben genau kenne!" warf Salome ein. „Was macht Dich denn jetzt so unglücklich?"

Flaschl beschrieb mit der Hand einen Bogen und seufzte:

„Das Alles, was Du hier siehst!"

„Du betreibst das also nicht aus innerem Beruf und Drang?" fragte Salome verwundert.

Flaschl schüttelte melancholisch den Kopf und flüsterte:

„Ich wollte, ich hätte zu Ostern noch einen Weinschank wie ehedem, und wäre im Uebrigen noch Zubringer wie ehedem — besser ist es, von der Hand in den Mund, als so zu leben, wie ich jetzt lebe!"

Es lag ein Ton wahrhaften Schmerzes in Flaschl's Klage, der selbst die muthwillige Salome ernster stimmte.

„Warum hast Du dann Deine früheren Geschäfte aufgegeben?" fragte sie theilnehmend.

„Daran ist dieser Donnerkeil schuld, der mir hat erwiesen so manchen Dienst, und zugewandt so manchen Verdienst. Wie hätte ich es ihm abschlagen können, als er zu mir kam und mich bat, mit ihm nach Görz zu fahren zum Linguistencongreß? Dazu kam, daß er mich bestrickte mit Reisevorschüssen und schönen Taggeldern — aber wie hart hab' ich sie verdienen müssen, diese Diäten! Wenn man mir von mich nicht unterscheiden kann und doch soll führen linguistische Sitzungsprotokolle! Ich denke immer noch mit Schaudern daran, wie ich mit Schimpf und Spott abgefahren bin vom Linguistencongreß!"

„Die Lection hätte Dir doch genügen und die Lust benehmen sollen von weiteren wissenschaftlichen Ausflügen!“ lachte Salome.

„Was wollt' ich thun, wenn ich einmal gefangen war? Ist es nicht in Spiegels lithographirter Correspondenz gestanden, daß der Nathan Flaschl beim linguistischen Congreß war als selbstständiger Gelehrter? Donnerkeil hat, so lang der linguistische Congreß dauerte, alltäglich einen Brief abgefertigt an die lithographirte Correspondenz, in welchem er von nichts Anderem sprach, als von den beiden Linguisten Donnerkeil und Flaschl, und besonders von des Letzterem Fiasco auf dem Congresse. Wie konnte ich nun zurückkehren zu meinen alten Geschäften, nachdem die ganze Welt wußte, daß ich ein gewaltiger Linguist geworden bin und betreten habe die wissenschaftliche Laufbahn? Wenn ich meinen alten Bekannten begegnete, so wich ich ihnen aus, denn ich schämte mich und meinte, sie müßten es mir aus dem Gesichte herauslesen, daß ich nur Humbug getrieben. Einmal mit einem Fuß im Unglück und in der Wissenschaft, schloß ich die Augen und tappte weiter. Aber ich darf nicht zu viel daran denken, sonst erfaßt mich ein Schwindel! Doch hatte ich einmal A gesucht, da mußke das B nachkommen. Als emeritirtem Linguisten war es mir ganz unmöglich, geldbedürftigen Leuten kleine Anlehen zu vermitteln und Osterwein auszuschänken, wie ich dies in guten, alten Zeiten gethan!“

„Armer Mann!“ rief Salome, welche anfing, für ihren Gatten wirkliches Mitleid zu empfinden. „Ist das, was Du jetzt treibst, nicht vielleicht wieder eine Vorbereitung zu einem neuen Congresse?“

„Allerdings!“ stöhnte Flaschl, tief aufseufzend. „Ich mache Vorstudien für den nächsten Congreß deutscher Landwirthe!“

„Welche Rolle wirst Du da wieder spielen, mein armer Nathan!“ ließ sich Salome theilnehmend verlauten.

„Ich wollte anfänglich als Bienenzüchter auftreten, aber die Bienenzucht ist gar zu umständlich. Da muß man Tage lang stehen und warten, bis der Schwarm ausfliegt. Und wenn er ausgeflogen ist, welche Arbeit hat man dann mit dem Einfangen! Die Mittel, welche die alten Bücher, die sich über die Bienenzucht auslassen, als probat anpreisen, um den Schwarm wieder in den Bienenstock zurückzulocken, wollen nicht verfangen. Man mag den ausfliegenden Schwarm noch so eindringlich mit Wasser besprengen, man mag mit der großen Glocke noch so lebhaft läuten, um der Königin die Spur zur Heimkehr zu zeigen, es fruchtet Alles nichts, und man muß auf den Bäumen her-

umkriechen und sich zerstechen lassen, will man den Schwarm nicht verloren gehen sehen! Da wandte ich mich doch lieber der Taubenzucht zu."

Salome lachte.

„Du lachst, während ich mich über die Tauben halbtodt härme?" warf Flaschl vorwurfsvoll ein.

„Auch die sanften Tauben ärgern Dich?"

„Sie werden mich, wie ich fürchte, von Neuem in's Criminal bringen."

„Wie wäre das möglich? Es kann doch nichts Harmloseres geben als Tauben und den Umgang mit Tauben!"

„Das wohl! Aber ein echter Taubenenthusiast begnügt sich nicht mit seinen Tauben — er setzt einen Ehrgeiz darein, sich fremde Tauben zu annexiren!"

„Du hast doch nicht im Sinne, fremde Tauben zu stehlen?"

„Ich werde es wohl thun müssen! Unser Nachbar hat ein Paar prachtvoller Kropftauben, die er um keinen Preis hergeben will. Ich habe ihm schon die glänzendsten Anerbietungen gemacht, welche aber alle an seinem steinharten Gemüthe abprallten. Nun bleibt mir nichts übrig, als mich, auf welche Art immer, der Tauben zu bemächtigen, die ich der landwirthschaftlichen Ausstellung, welche mit dem Congresse verbunden sein wird, als seltene Species verehren will!"

„Du hast doch schon sattsam erfahren, daß Collisionen mit der Justiz ihre gefährlichen Seiten haben!" lachte Salome, welche ganz wieder in das gewohnte Geleise ihrer guten Laune eingelenkt hatte.

„Laß mich Dir begreiflich machen, daß das Stehlen von Tauben nichts Schimpfliches sei! Der echte Taubenzüchter beurkundet sich vielmehr vornehmlich durch das Gelüste nach fremden Tauben, und nichts ist gewöhnlicher unter Taubenzüchtern, als daß einer dem andern insgeheim die erzielten Prachtexemplare wegkapert!"

„Da Dir die Tauben gar so viele Sorgen machen, will ich trachten, daß Dir der Nachbar die Kropftauben friedlich abtritt!"

„Wie willst Du das anfangen?" rief Flaschl wie neu belebt. „Mit dem Wegfall dieser gefährlichen Taubenfrage würde allerdings mein Unglücksbarometer etwas fallen, obzwar mir das Unglück so brüderlich zugethan scheint, daß ich ein freies Aufathmen gar nicht mehr zu erhoffen wage!"

„Die Tauben wenigstens nehme ich auf mich!" tröstete Salome den Zaghaften. „Ich werde mit dem Nachbar eine Bekanntschaft an-

knüpfen, ihn zu uns laden und ihm nichts anderes vorsetzen als Tauben!"

„Als Tauben?" entsetzte sich Flaschl.

„Verlaß Dich auf mich!" rief Salome zuversichtlich. „Er wird die Tauben nur dreimal hinter einander zu essen brauchen, um einen gründlichen Widerwillen gegen Alles zu erhalten, was wie eine Taube aussieht."

Flaschl schien sich einen Augenblick, fortgerissen von der sicheren Zuversicht Salome's, anderen Gedanken hingeben zu wollen; aber es war nur ein flüchtiges Aufflackern einer besseren Stimmung, bald hüllte sich sein Antlitz wieder in die Trauerfarbe der Melancholie, und mit der Miene eines Hoffnungslosen seufzte er:

„Da ist mir der Anis ausgegangen!"

„Der Anis?" verwunderte sich Salome.

Flaschl warf ihr einen geringschätzigen Blick zu, indem er lebhaft ausrief:

„Wie schrecklich sind doch die Leute, die nichts von der Behandlung der Tauben verstehen! Hast Du denn nicht bemerkt, daß das Weibchen den Schlag verlassen hat? Wir müssen diesen nun mit Anis bestreichen, damit der Geruch das gute Thierchen wieder zurücklocke!"

Während Flaschl mit überlegener Miene seine Gattin über die Bedeutung der Anisfrage für die Taubenzucht aufgeklärt hatte, war Donnerkeil aus seinem Verstecke hervorgekommen, und stand plötzlich zu Flaschl's größter Ueberraschung vor dem Taubenzüchter.

„Lassen Sie die Tauben — Tauben sein, Flaschl," redete Donnerkeil den Taubenzüchter an, „und kommen Sie mit mir!"

„Haben Sie eine neue wissenschaftliche Mission für mich, Herr Donnerkeil?" erkundigte sich Flaschl, seinen Posten unter dem Dache verlassend.

„Eine Mission?" dehnte Donnerkeil. „Es könnte sich leicht eine finden — vorläufig aber," und Donnerkeil wandte sich mit seinen Worten an Salome, „will ich Ihrem Manne nur den Kopf zurechtsetzen."

„Was sagen Sie, Herr Doctor?" bemühte sich Flaschl zu erfahren, was Donnerkeil Salome zugeflüstert.

„Kommen Sie nur, Sie sollen in meiner Wohnung mehr erfahren!" fertigte Donnerkeil den Neugierigen ab und empfahl sich dann von Salome mit der Tröstung: „Ich hoffe, es wird mir gelingen,

aus Ihrem Manne wieder einen nüchternen, praktischen Menschen zu machen, der reellen Geschäften nachgeht!"

„Sie sind sehr sanguinisch, Herr Doctor!" meinte Salome lächelnd.

„Flaschl," sagte Donnerkeil auf dem Wege nach seiner Wohnung zu seinem Begleiter, „ich werde Sie vielleicht noch einmal verwenden, aber die Rolle, die ich Ihnen jetzt zutheilen würde, erfordert, daß Sie sich dann von allen Allotriis, wie Sie sie in der letzten Zeit zum Verdruße Ihrer Frau getrieben haben, losmachen und ein gesetzter, ernster Mann werden. Noblesse oblige, lieber Flaschl, merken Sie sich das. Und ich habe im Plane, Sie zu einem noblen Manne zu machen, Sie als liberalen Schriftsteller auftreten zu lassen, Sie mit einem freisinnigen Werke, das Sie geschrieben haben, zu einem Cavalier zu schicken, der gleichfalls der freisinnigen Richtung huldigt!"

„Ich habe längst gewußt, daß Sie ein liberaler Schriftsteller sind, Herr Doctor!" sagte Flaschl lächelnd.

Donnerkeil stutzte.

„Wie kommen Sie darauf?" rief er lebhaft, den Andern mit einem durchdringenden Blicke ansehend. „Wer hat Ihnen gesagt, daß ich ein liberaler Schriftsteller sei?"

„Der Herr, der mich einige Mal besucht hat!" entgegnete Flaschl mit geheimnißvoller Miene.

„Was für ein Herr?" forschte Donnerkeil.

„Ich kann ihn weder nennen, noch Ihnen seinen Charakter angeben!" entgegnete Flaschl. „Aber Eines ist mir an ihm aufgefallen, er scheint Geistlicher zu sein, nach dem ausrasirten Streifen auf seinem Kopfe zu schließen. Und auch sein ganzes übriges Auftreten paßt dazu.

Donnerkeil dachte an Giesebrecht.

„Ist der Mann, von dem Sie sprechen, nicht ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, wohlgeformt, kräftig gebaut und dabei doch schlank, von vornehmer Haltung, ausdrucksvollen Gesichtszügen?"

„Was Sie da sagen, paßt so ziemlich auf den Unbekannten, der mich einige Mal besucht hat, um —"

„Um" — drängte Donnerkeil. „Warum stocken Sie? Um —"

„Um mich zu feindseligem Vorgehen gegen Sie aufzureizen!" ergänzte Flaschl den angefangenen Satz, nachdem er eine Weile mit sich gekämpft hatte. „Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? Warum sollte ich nicht offen gegen Sie sein? Ich hätte mich doch nie herbei-

gelassen, etwas gegen Sie zu unternehmen, dem Fremden, der etwas gegen Sie im Schilde führt, die Hand zu bieten. Er glaubt, ich liebte das Geld so, daß ich keines zu verschmähen im Stande wäre, woher es auch käme; er hat das ziemlich deutlich durchblicken lassen, als er mich ködern wollte — aber er hat sich geirrt — gegen Sie thue ich nichts, und wenn es noch so viel eintrüge. Sie waren immer freundlich gegen mich, haben mir viel zugewandt, haben mich aus meiner Niedrigkeit zu einer gewissen Stellung und Bedeutung emporgehoben — nein, nein, gegen Sie unternehme ich nichts, und wenn man mir tausendmal sagte, daß Sie Salome nachgestellt!"

„Das hat Ihnen jener Mann gesagt?" murmelte Donnerkeil erröthend.

„Ja, er hat sich — wie man zu sagen pflegt — kein Blatt vor den Mund genommen! Er hat mich rund heraus gefragt, ob ich wisse, daß ein sogenannter liberaler Schriftsteller, solch ein Vergötterer der neuen Aera, wie er sich geringschätzig ausdrückte, meiner Frau den Hof mache und nur auf den Augenblick warte, wo es ihm die Civilehe, die man eben in der Hexenküche des Parlamentarismus zurechtbraut, ermöglichen würde, meine Frau, die sich dann von mir scheiden lassen würde, zu heiraten."

„Was antworteten Sie?" forschte Donnerkeil in athemloser Spannung.

„Nichts — so gut wie nichts — ich sagte nicht so und nicht so — da rückte er denn weiter mit der Farbe heraus und meinte, er wolle mir die Mittel an die Hand geben, mich zu rächen. Ich möge meine Frau, die doch nicht zu mir paßt, verabschieden und in geharnischter Weise gegen den Mann, der mir die Frau zu verführen gesucht, auftreten. Er wolle, wenn ich zustimmte, die Sache in die Hand nehmen, so daß ich weiter nichts dabei zu thun hätte, als Geld zu nehmen. Er gaukelte mir Summen vor, daß mir schwindlig zu Muthe wurde, er sprach von drei, viertausend Gulden, auf die es ihm nicht ankäme, da es gälte, die letzten Tendenzen der liberalen Schreier bloszulegen, den liberalen Phrasenhelden und Concordatsstürmern die Maske vom Gesichte zu reißen, und sie der Welt in ihrer wahren Gestalt, in ihrer ganzen egoistischen Hohlheit vorzuführen."

„Und Sie — was sagten Sie?"

„Ich sagte wieder nicht so und nicht so — ich wollte mir die Sache überlegen — ich bat ihn wiederzukommen."

„Ist er wiedergekommen?“

„Noch nicht! Wären Sie nicht zu mir gekommen, hätte ich Sie wahrscheinlich aufgesucht, um Sie von der Intrigue in Kenntniß zu setzen, die man offenbar gegen Sie spinnt! Ich glaubte, Ihnen das schuldig zu sein, denn Sie waren immer gut gegen mich und ich habe durch Sie manches schöne Stück Geld verdient! Sie verrathe ich nicht — Sie nicht — selbst wenn Sie Salome wirklich geliebt hätten!“

„Ich danke Ihnen, Flaschl!“ sagte Donnerkeil mit einer gewissen Rührung im Tone. „Es soll Ihr Schade nicht sein, daß Sie aufrichtig und anhänglich gegen mich waren! Das Geld, das Ihnen der Fremde vorgaukelte, sollen Sie von mir wirklich erhalten — wenn nicht auf einmal, so nach und nach. Es soll Sie in den Stand setzen, ein bürgerliches Gewerbe in größerem Maßstabe zu ergreifen.“

„Sagten Sie mir nicht, daß ich liberaler Schriftsteller werden sollte?“ fiel Flaschl Donnerkeil in die Rede.

„Dabei bleibt es, ja mein Plan hat durch Ihre Eröffnung sogar an Consistenz gewonnen. Aber, wie ich Ihnen bereits andeutete — noblesse oblige — wenn Sie als liberaler Schriftsteller vor der Welt debutirt haben, müssen Sie mit Würde vom Schauplatze der Oeffentlichkeit abzutreten wissen. Ich werde Sie mit dem Nöthigen ausstatten, damit Sie ein Geschäft, das Sie früher in kleinem Maßstabe betrieben haben, jetzt in größerem Umfange wieder aufnehmen können. Es sind der Geldbedürftigen so viele — wenn ich ein Capital von einigen Tausend Gulden in Ihre Hände lege, können Sie sich als Particulier durch Vermittlung kleiner Darleihegeschäfte ganz gut fortbringen.“

„Ich will es versuchen!“ hauchte Flaschl hin. „Was soll ich aber in der nächsten Zukunft machen?“

„Als Verfasser dieser Broschüre, die bis auf den Umschlag gedruckt ist, in Schloß Kreuth auftreten und sich dem Grafen von Kreuth als einen der literarischen Champione der neuesten Aera in Oesterreich vorstellen!“ sagte Donnerkeil, die Schrift, welche die josefinische Aera glorificirte, in Flaschl's Hände legend.

Dieser betrachtete sie und bemerkte:

„Der Umschlag wird meinen Namen nennen?“

„Nathan Flaschl ist der Verfasser der freisinnigen Broschüre,“ bejahte der Doctor.

„Wird es mir mit dieser neuen Excursion nicht ähnlich ergehen, wie mit dem linguistischen Experimente?“ suchte sich Flaschl, von

bösen Ahnungen beschlichen, zu vergewissern. „Werde ich nicht auch von Schloß Kreuth mit Schimpf und Schande abziehen?"

„Ich kann Ihnen noch nicht sagen, wie sich in Kreuth die Dinge entwickeln werden," tröstete Donnerkeil den Mißtrauischen, „aber Eines kann ich Ihnen versprechen: es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie sich noch einmal meiner Führung anvertrauen. Ich werde Sie genau instruiren, wie Sie in Kreuth aufzutreten haben. Wenn ich dann selbst dort erscheine, dürfen Sie sich durch nichts verblüffen lassen. Ich werde Ihnen dort schon das, was Sie zu sagen haben, wenn ich mich in die Handlung mischen werde, in den Mund legen, so daß Sie in keine Verlegenheit kommen sollen."

„Also Sie werden auch nach Kreuth kommen?" dehnte Flaschl mit einem bankerotten Gesichte. „Jetzt bin ich sicher, das wird nicht gut für mich enden, das wird gerade so werden wie auf dem Linguistencongreß, wo Ihr Auftreten auch verhängnißvoll für mich wurde!"

„Fassen Sie Muth, Flaschl, wenn Sie sich jetzt auch ängstigen, so werden Sie doch der sein, der zuletzt lachen wird!" schloß Donnerkeil die Unterredung, aus welcher er die Ueberzeugung geschöpft hatte, daß Giesebrecht ihm, während er ihn auf der einen Seite in seinem und seiner Partei Interesse auszunützen suchte, auf der anderen Seite eine Falle legen wollte. Während er der Reaction in Kreuth als Spion und Agent provocateur dienen sollte, wollte ihn dieselbe Reaction als abschreckendes Beispiel benützen und als Popanz an den Pranger stellen. Denn er konnte nicht zweifeln, daß der Mann, welcher Flaschl gegen ihn aufzuhetzen gesucht, Giesebrecht gewesen sei, dem er nun, Dank der Offenheit Flaschl's, einen Strich durch die Rechnung machen wollte.

Während Flaschl nach Kreuth pilgerte, um dort, mit der Donnerkeil'schen Broschüre in der Hand, seine Dienste der liberalen Sache anzubieten, flog Donnerkeil gegen Schloißnig, und war daselbst kaum angekommen, als von Schloißnig auch schon ein Brief Delphinens nach Kreuth ging.

Delphine zeigte in diesem Schreiben ihrem Beschützer die bevorstehende Vermälung mit dem Doctor Donnerkeil an, und fügte bei, daß eine eigenthümliche Verkettung von Umständen ihren Bräutigam veranlasse, selbst nach Kreuth zu eilen, um sich dem Herrn Grafen vorzustellen, gegen den die reactionäre Partei eine Intrigue angesponnen, deren Fäden Donnerkeil glücklicherweise in der Hand habe.

Flaschl war kaum drei, vier Tage in Kreuth, wo ihn der Graf mit gewohnter Liberalität als Gast aufgenommen hatte, als Delphinen's Brief ankam, und diesem Briefe nahezu auf dem Fuße folgte Donnerkeil, den der Graf, obwohl er ihn nie zuvor gesehen hatte, doch wie einen guten, alten Bekannten aufnahm, da ihn der Brief Delphinen's, auf die er sehr viel hielt, sattsam empfohlen hatte.

„Ich gratulire Ihnen zu der Verbindung mit Delphinen!" sagte der Graf in herzlichem Tone zu seinem neuesten Gaste, indem er ihm mit Wärme die Hand drückte. „Sie bekommen ein edles, hochherziges Mädchen nicht gewöhnlichen Schlages zur Frau. Sie werden mir erlauben, auch mein kleines Schärflein zu der Aussteuer meines Schützlings beizutragen, der bei Ihnen gewiß gut aufgehoben sein wird. Ihr Name ist kein fremder für mich, ich habe von Ihren wissenschaftlichen Bestrebungen Notiz genommen, ehe ich noch ahnen konnte, daß Sie sich der lieben, kleinen Delphine bemächtigen werden. Mir entgeht nicht leicht ein aufstrebendes Talent, und so habe ich denn auch mit Vergnügen wahrgenommen, daß Sie sich in letzterer Zeit mit Beharrlichkeit einer ernsten Richtung zugewendet haben. Vielleicht wird es mir in meinem neuen Wirkungskreise möglich sein, etwas beizutragen, die Augen einflußreicher Persönlichkeiten auf Sie zu lenken, und Ihnen so eine Stellung anzubahnen, die Ihrem Streben entsprechen würde. Ich weiß nicht ob Ihnen bereits bekannt ist, daß Seine Majestät die Gnade gehabt haben, mich in das Herrenhaus zu berufen, eine Auszeichnung, die ich um so höher würdige, als gleichzeitig eine vielgeprüfte Persönlichkeit, die mir in der letzten Zeit nahe gestanden hat, eine hervorragende Stellung im Ministerium erhalten hat. Der verdiente Schriftsteller Romuald Bardeleben, der seine Gesinnungstüchtigkeit in den Tagen der ärgsten Reaction aufrecht zu erhalten gewußt hat, und dem seit Jahr und Tag Schloß Kreuth ein Asyl gewesen ist, hat endlich den Wirkungskreis gefunden, der es ihm ermöglichen wird, seine freisinnigen Ideen, die zwanzig Jahre lang einen Märtyrer aus ihm machten, zu Thaten ausmünzen zu können."

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, Ihnen zu Ihrer Berufung in's Herrenhaus Glück zu wünschen und Ihnen zugleich für die wohlwollenden Gesinnungen, die Sie mir und meiner Braut gegenüber an den Tag zu legen die Güte hatten, meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Es freut mich jetzt doppelt, daß ich durch Zufall in die Lage versetzt wurde, Ihnen einen kleinen Dienst leisten zu können. Der Zweck meines

Besuches ist eigentlich gewesen, Sie vor einem Menschen zu warnen, der sich, von der reactionären Partei vorgeschoben, an Sie herandrängen dürfte — wenn er dies nicht schon gethan hat — um Sie auf Schritt und Tritt zu beobachten, und so vielleicht hinter das oder jenes zu kommen, was die liberale Partei in der nächsten Zeit zu unternehmen beabsichtigt."

„Delphine hat mir hierüber eine geheimnißvolle Andeutung gemacht, als sie mir Ihren Besuch in Aussicht stellte, und seltsamer Weise wurde ich vor einigen Tagen durch einen Besuch überrascht, den ich, ich weiß nicht warum und mit welchem Rechte, mit der mir von Delphine angedeuteten Angelegenheit in Zusammenhang bringe. Es hat sich mir nämlich ein Mann vorgestellt, der angibt, gehört zu haben, daß ich die Gründung eines großen, liberalen Blattes beabsichtige, und der als Parteigenosse die Mitarbeiterschaft an diesem Zukunftsblatte anstrebt. Nun habe ich mich in der That längere Zeit mit dem Plane getragen, in Verbindung mit Bardeleben ein Organ der unabhängigen, freisinnigen Adelspartei zu gründen. Jetzt freilich hat meine Berufung in das Herrenhaus und Bardeleben's Eintritt in den Staatsdienst den Plan vorläufig in den Hintergrund gedrängt. Der Mann nun, von dem ich vorhin sprach, hat sich bei mir mit einer recht gutgeschriebenen, die josefinische Aera verherrlichenden Broschüre eingeführt, und scheint mir auch seine Persönlichkeit etwas seltsamer, ich möchte fast sagen, komischer Natur zu sein und nicht ganz zu seinem interessanten Werke zu passen, so ist das doch Nebensache, und ich denke fort und fort darüber nach, wie unsere Partei aus dem Talente des so drollig aussehenden Mannes Nutzen ziehen könnte."

„Wie heißt der Verfasser der den Josefinismus in Oesterreich behandelnden Broschüre?" fragte Donnerkeil lebhaft.

„Flaschl, Nathan Flaschl!" gab der Graf lächelnd zurück. Ein Name, so spaßhaft wie die Erscheinung des Verfassers spaßhaft und drastisch ist!"

„Flaschl ist der Mann, vor dem ich Sie warnen will, Herr Graf!" bemerkte Donnerkeil kaltblütig. „Er ist mir also bereits zuvorgekommen! Wo ist er? Kann ich ihn nicht sprechen — in Ihrer Gegenwart sprechen, Herr Graf?"

„Das wird keiner Schwierigkeit unterliegen! Flaschl lebt als mein Gast im Schlosse — ich werde ihn zu mir bitten lassen, wenn Sie es wünschen!"

„Ich bitte darum, Herr Graf!" sagte Donnerkeil ernst. „Sie werden seltsame Dinge hören! Die Broschüre, deren Autor Flaschl zu sein vorgibt, ist von mir!"

„Von Ihnen?" verwunderte sich der Graf. „Wie kommt Flaschl dazu, sich für den Autor derselben auszugeben?"

„Meine wissenschaftlichen Bestrebungen nöthigten mich, sehr oft von Wien abwesend zu sein," entgegnete Donnerkeil. „Ich pflegte dann immer Flaschl als denjenigen aufzustellen, der in Wien meine Interessen nach der geschäftlichen Seite hin wahrnahm. Ich kannte Flaschl seit Jahren als einen verläßlichen Menschen, er hatte mir oft Geld zu mäßigen Procenten vermittelt und meine Aufträge immer pünktlich besorgt!"

„Der vorgebliche liberale Schriftsteller ist also ein ganz gewöhnlicher Zubringer?" warf der Graf ein.

Donnerkeil zuckte mit den Achseln und fuhr fort:

„Als ich das letzte Mal Wien verlassen mußte, legte ich meine Broschüre über den Josefinismus, die ich anonym erscheinen lassen wollte, damit sie durch sich selbst wirke, in Flaschl's Hände. Er sollte während meiner Abwesenheit den Druck derselben besorgen und seine Intervention dem Drucker gegenüber sollte vollends allen Muthmaßungen über den Verfasser, die nicht ausgeblieben wären, wenn ich die Sache persönlich in die Hand genommen hätte, die Spitze abbrechen. In die Zeit dieser meiner Abwesenheit von Wien fallen nun die geheimen Machinationen und Manipulationen einer Partei, mit deren Früchten wir es in diesem Augenblicke zu thun haben. Die feudale und clerikale Reaction hatte es auf mich abgesehen, und wollte die Broschüre, die zu so merkwürdigen Parallelen zwischen der josefinischen und der neuesten Aera Oesterreichs führte, zum Ausgangspunkte ihrer Operationen gegen mich wählen, der ich ihr längst ein Dorn im Auge war. In mir sollte der Liberalismus der leichtgläubigen thörichten Menge denunzirt und so discreditirt werden. Man wollte Flaschl anfänglich veranlassen, die Broschüre unter meinem Namen drucken zu lassen und gleichzeitig mit der Anklage gegen mich vor die Oeffentlichkeit zu treten, daß ich es auf die Verführung seiner Frau abgesehen habe und nur darum eine gegen das Concordat gerichtete Haltung verfolge, um, wenn erst die Civilehe eingeführt sei, seine Frau zu heiraten."

„Wer hat in diesem Sinne mit Flaschl unterhandelt?" fragte der Graf gespannt.

„Pater Giesebrecht selbst, der an der Spitze der Concordatsverfechter steht und der ganzen feudalen und clerikalen Opposition gegen die Neugestaltung der Dinge in Oesterreich seinen Athem einhaucht!“

Ein Ah der Ueberraschung entschlüpfte dem Grafen.

„Wir Beide wissen,“ fuhr Donnerkeil fort, „wer hinter Giesebrecht steht, wer die Intrigue, die der Pater leitete, mit eingefädelt hat. Der Zusammenhang zwischen dem einflußreichen Priester und dem nicht weniger einflußreichen Hofrathe Weißenstark ist ein öffentliches Geheimniß, so wie auch Niemand daran zweifelt, daß der Sieg der liberalen Sache in Oesterreich nicht gesichert ist, so lange der Hofrath noch in Aktivität ist und von seiner sicheren, unnahbaren Stellung aus den Minenkrieg gegen die neuen Institutionen führt. Vielleicht gibt uns aber gerade die Intrigue, welche die beiden Parteigänger der Reaction insgeheim gegen mich angesponnen haben und hinter die ich durch eine glückliche Verkettung von Umständen kam, die längstersehnte Gelegenheit, die Beiden unschädlich zu machen.“

„Wem diese Unschädlichmachung gelänge, der hätte ein verdienstvolles Werk gethan, das ihm die liberale Partei nie vergessen würde!“ rief der Graf lebhaft.

„Ich habe den besten Willen das schwere Werk zu vollbringen!“ bemerkte Donnerkeil mit einem feinen Lächeln. „Ich hoffe, hier auch das dazu erforderliche Material zu finden. Aber da kommt schon Flaschl — erlauben Sie mir, Herr Graf, ihn in’s Gebet zu nehmen — ich werde nur einige wenige Fragen an ihn stellen, die Ihnen die Lage vollends klar machen sollen!“

Flaschl war so verstört, als er Donnerkeil erblickte, daß es ihm Mühe kostete, sich auf dem Sessel niederzulassen, den ihm der Graf anbot.

„Es überrascht Sie wohl, Herr Flaschl, mich hier zu sehen!“ wandte sich Donnerkeil an den Verblüfften. „Ja, ja, die Comödie, die Sie hier gespielt haben, geht zu Ende und Sie können Ihre peinliche Lage nur dadurch erträglicher machen, wenn Sie die volle Wahrheit sagen. Dann wollen wir vielleicht Nachsicht gegen Sie üben, da Sie doch nur das Werkzeug sind. Die eigentlich bewegende Kraft, die Sie hinter den Coulissen zur Action gegen mich veranlassen wollte — war es nicht ein Geistlicher?“

„Ich glaube!“ stammelte Flaschl.

Donnerkeil richtete das Auge, das er bisher in bedeutsamer Weise auf Flaschl geheftet gehalten, auf den Grafen und sagte mit einem triumphirenden Lächeln:

„Da sehen Sie, Herr Graf!“

„Hat der Mann, denn Sie für einen Geistlichen halten, Sie nicht dahin zu stimmen gesucht, mich eines geheimen Einverständnisses mit Ihrer Frau öffentlich zu beschuldigen und so einen Scandal zu provociren, der mich moralisch todt machen sollte?“

Diesmal bedurfte es nicht einmal des bedeutsamen Blickes Donnerkeils, um Flaschl die Antwort auf die jetzt an ihn gestellte Frage auf die Zunge zu legen — wenn Flaschl diese Frage bejahte, so sagte er nur die volle Wahrheit und so war denn auch der Ton ein zuversichtlicher, mit dem Flaschl jetzt erwiderte:

„Ich kann's nicht leugnen, — es war so, wie Sie sagen, der Mann, der Sie und Salome zu verdächtigen suchte, bot mir eine große Summe Geldes, wenn ich mich in der von ihm mir angedeuteten Richtung gegen Sie brauchen ließe!“

„Sie aber wiesen, so sehr Sie sonst das Geld lieben, den schmählichen Antrag mit Entrüstung zurück!“ fiel Donnerkeil Flaschl in die Rede. „Das spricht in dieser ganzen Sache, die Ihnen sonst nicht sehr zur Ehre gereicht, zu Ihrem Vortheil und entlastet Sie einigermaßen. Die edle Regung, die Sie dem Versucher gegenüber empfanden, wird zu Ihrem Anwalte und entwaffnet mich. Kommen wir zum Schluße. Nachdem Sie sich nicht herbeilassen wollten, offensiv gegen mich vorzugehen, hat Ihnen der Versucher angesonnen, meine Anwesenheit von Wien zu benützen, Ihren Namen auf das Titelblatt der Broschüre zu setzen und sich als Verfasser derselben dem Herrn Grafen von Kreuth zu präsentiren — ist es nicht so?“

„Ich kann nicht widersprechen!“ stotterte Flaschl, indem er sich der von Donnerkeil erhaltenen Instruction erinnerte, das zu sagen, was ihm dieser in den Mund legen würde.

„Und hier sollten Sie auslugen,“ fuhr Donnerkeil fort, „beobachten, wer aus- und einginge, auszuforschen suchen, wie man im Schlosse Kreuth die Dinge ansähe, ob man guten Muthes sei, welche Besorgnisse man hege, welche Abwehr man den Schachzügen der Gegner entgegenzusetzen denke, war's nicht so?“

Flaschl hauchte ein leises Ja hin.

„Da haben Sie's, Herr Graf!“ wandte sich Donnerkeil sieg-

haft zum Grafen. „Ist es nicht ein Glück, daß ich der Intrigue auf die Spur gekommen bin? Ging auch auf Ihrem Schlosse nichts vor, was die Gegner nicht hätten sehen dürfen, so ist es doch nichts Angenehmes, von Spionen umgeben zu sein, die geneigt sind, Mücken zu Elephanten aufzublähen. Hat nicht ein Diplomat gesagt: geben Sie mir nur zwei Worte von der Hand eines Menschen, den ich verderben will, und ich bringe ihn mit Hilfe dieser zwei Worte an den Galgen? Wenn man eine erkleckliche Dosis Bosheit zu Hilfe nimmt, kann man aus den kleinsten Dingen Waffen und Anklagen gegen Jemanden schmieden."

„Ich danke Ihnen, Herr Donnerkeil, daß Sie mich von so gefährlicher und unlauterer Umgebung befreit haben!" sagte der Graf, dem Doctor die Hand reichend.

„Ich will mein Werk jetzt auch noch krönen!" sagte Donnerkeil. „Ich werde Alles daran setzen, daß die Urheber der Intrigue über die Klinge springen! Diesen Menschen, der seine Schuld sattsam abgebüßt hat, indem er hier Blut schwitzte, überlassen Sie mir, Herr Graf — ich will Sie von seinem Anblick befreien!"

„Wie bin ich wieder dagestanden?" jammerte Flaschl, als er in Begleitung Donnerkeil's das Schloß verließ. „Was muß der Graf von mir denken? Er muß mich für den größten Spitzbuben von der Welt halten und eigentlich bin ich doch gerade in dieser Sache honett vorgegangen, da ich Ihre Feinde abfahren ließ, statt mich von ihnen bestechen zu lassen. Mein einziges Verbrechen war, daß ich mich von Ihnen beschwatzen ließ, als liberaler Schriftsteller in Kreuth aufzutreten — wie theuer habe ich das büßen müssen! Das ging noch über die Blamage auf dem Linguistencongresse! Aber es soll auch das letztemal gewesen sein, daß ich Ihnen nachgab! Ich lasse mich in nichts mehr ein, ich werde diesen ewigen Aufregungen den Rücken kehren und, unbekümmert darum, was die Leute über mich sagen mögen, unbekümmert um meine wissenschaftliche, politische und literarische Carrière, zu meinen kleinen Verhältnissen und Geschäften zurückkehren; es wird mir eine lange nicht empfundene Wonne sein, wieder einmal ruhig leben zu können!"

„Das höre ich gern, Flaschl!" lachte Donnerkeil. „Bleiben Sie bei dieser Anschauung, kehren Sie zu Ihrem Stillleben zurück, ich werde Sie demselben nicht wieder entreißen. Ich werde Sie, meinem Versprechen gemäß, mit einer Summe ausstatten, die Sie in den Stand setzen soll, sorgenlos Ihrem bürgerlichen Erwerbe nachgehen zu können."

„Wirklich?“ jubelte Flaschl und ein Schimmer wirklicher Freude leuchtete in seinen Zügen auf. „Ich kann gehen? Sie brauchen mich nicht mehr? Ich muß keine gelehrte oder politische Rolle mehr spielen? Ich gehöre wieder mir selbst an — mir und Salome!“

„Ihnen und Salomen, der Sie ein heiteres Gesicht zeigen mögen!“ wiederholte Donnerkeil, indem er Flaschl entließ, um sich nunmehr ausschließlich mit Giesebrecht zu beschäftigen.

Diesem hatten die letzten Monate wenig Rosen gebracht.

Das kaiserliche Handschreiben, welches die fünfundzwanzig Bischöfe in die Schranken gewiesen, war wie ertödtender Mehlthau auf seine Hoffnungen gefallen. Dazu kam, daß der Ausgleich mit Ungarn feste Formen angenommen hatte, an denen sich nicht mehr rütteln ließ, seit kein Zweifel darüber obwaltete, daß der Wiener Reichsrath demselben zustimmen würde. Selbst in Croatien, wo er die Hebel im antiunionistischen Sinne angesetzt hatte, war nichts mehr zu machen, und der von seiner Reise längst wieder zurückgekehrte Stovanicevic regte an der Spitze der ungarnfreundlichen Partei kräftig die Hände, um die Union zur That werden zu lassen, und wurde in seinen Bemühungen durch seine Frau unterstützt, auf welche mittlerweile adelige Damen, die zur liberalen Partei gehörten und der Consolidirung der verfassungsmäßigen Zustände in jeder Richtung das Wort redeten, Einfluß genommen hatten, so daß sie entgegengesetzten Einflüsterungen ihr Ohr verschloß.

Daß der günstige Fortgang, welchen die gegen das Concordat anstürmenden Verhandlungen des Wiener Abgeordnetenhauses in liberaler Richtung nahmen, nicht geeignet war, die Stimmung Giesebrechts zu verbessern, wird der freundliche Leser, der die lichtscheuen Bestrebungen des Paters kennt, leicht begreifen. Dazu kam noch, daß Giesebrecht in diesen Tagen schwerer Prüfung, die über ihn hereingebrochen waren, einen Alliirten verlor, der bisher treu zu ihm gehalten hatte.

Die Gräfin von Hermannsburg hatte dem Unbehagen, das sie darüber empfand, daß der Pater den Pilgerzug nach Moskau in Scene gesetzt, kräftigen Ausdruck gegeben. Das blaue Blut, das in ihren Adern rollte, empörte sich gegen die Illoyalität des Schrittes, den Giesebrecht von seinem Standpunkte aus für opportun gehalten hatte. Ihm waren eben alle Mittel recht, die zum Zwecke führten, die den Umsturz der Neugestaltung der Dinge in Oesterreich herbeiführen konnten; sie aber hatte doch zu viel von den Traditionen des Adels in

sich aufgenommen, als daß sie ein Vorgehen hätte billigen können, das einer moralischen Huldigung einem fremden Souverän gegenüber gleichsah. Sie sah in dem Zuge nach Rußland eine gegen den angestammten Souverän gerichtete Demonstration, an welcher sie, getreu dem noblesse oblige, das sie als die oberste Richtschnur ihres Handelns ansah, nicht einmal durch eine nachträgliche Billigung irgend welchen moralischen Antheil nehmen mochte. Indem sie diesen Standpunkt mit Festigkeit Giesebrecht gegenüber vertrat und ihm Vorwürfe machte, entspann sich eine gereizte Correspondenz zwischen beiden, die endlich zum Bruche führte. Die Gräfin erklärte, daß sie fortan ihren eigenen Weg gehen wolle, da die Richtung, die ihr bisheriger Verbündeter eingeschlagen, zur Compromittirung der Anschauungen und Interessen führe, an denen sie und ihre Standesgenossen bisher stets ritterlich festgehalten. Wenn sie die Bollwerke des alten Oesterreich aufrecht erhalten sehen wollten, ließ sie sich in ihrem Scheidebriefe an Giesebrecht vernehmen, so perhorrescirten sie doch alle illoyalen Wege.

So standen die Sachen, als Donnerkeil plötzlich vor Giesebrecht erschien, der ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit begrüßte, da er der Meinung war, daß er von Kreuth komme und vielleicht interessante Enthüllungen mitbringe, nachdem er dort das Terrain sondirt.

Aus dieser Illusion riß ihn Donnerkeil jedoch sofort in unsanfter Weise, indem er sagte:

„Ich komme nur, um Ihnen zu sagen, daß Kreuth für Sie und Ihre Partei ein verlorener Posten ist!"

„Für meine Partei?" dehnte Giesebrecht betreten. „Seit wann ist meine Partei nicht auch die Ihre?"

„Seit Sie den geheimen Feldzug gegen mich eröffnet haben, der mir ein Königgrätz bereiten sollte!"

„Ich verstehe Sie nicht!" murmelte Giesebrecht verlegen.

„Vielleicht werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß mir Flaschl verrathen hat, was Sie ihm angesonnen haben gegen mich zu unternehmen."

Giesebrecht wechselte die Farbe.

„Flaschl muß mich mißverstanden haben," stammelte er.

„Er hat Sie so gut verstanden, wie ich Sie verstanden habe, sobald mir seine Eröffnungen die Situation klar gemacht haben!" fertigte Donnerkeil den Pater mit einem frostigen Lächeln ab. „Ihr geheimer Plan war, einen combinirten Feldzug gegen mich zu unternehmen,

während Sie mich doch noch gleichzeitig als Spion benützen wollten. Sie machten mich zum liberalen Schriftsteller, um mich als solchen durch die Anklage, zu der Sie Flaschl verleiten wollten, tödtlich zu treffen und ein für allemal unmöglich zu machen. Aber das Gewebe ist mir noch rechtzeitig klar geworden und ich kehrte den Spieß um. Ich orientirte den Grafen von Kreuth über die Intrigue, die Sie mit meiner Beihilfe gegen ihn in Scene setzen wollten. Ich versicherte mich zugleich Flaschl's, der gegen Sie auftreten, der gegen Sie zeugen wird. Sie kommen nun selbst in das Granatenfeuer, in das Sie mich jagen wollten, und während der entscheidende Kampf um das Sein oder Nichtsein des Concordates im Herrenhause geführt werden wird, werde ich der Residenz eine Geschichte erzählen, was Sie und Ihr Genosse, ein gewisser Hofrath, unternommen haben, um den Concordatsstürmern den Boden unter den Füßen wegzuziehen."

„Sie werden doch nicht Steine in den Brunnen werfen, aus dem Sie getrunken haben?" murmelte Giesebrecht verstört, indem er sich in der neuen Situation, die der Abfall Donnerkeils geschaffen, zurechtzufinden suchte.

„Pah, — ich komme hier gar nicht in Betracht!" entgegnete Donnerkeil. „So wenig es Ihnen eigentlich um meine Person zu thun war, als Sie Flaschl gegen mich haranguirten und mich in Kreuth exponirten, so wenig darf ich in diesem wichtigen Augenblick an mich denken. Sie wollten Ihrer Sache dienen, diese Sache retten, indem Sie mich preisgaben. Ich will jetzt auch, ohne auf meine oder Ihre oder eine dritte Person zu achten, der Sache allein zu Leibe gehen. Indem ich mit meinen picanten Enthüllungen im entscheidenden Augenblick, wo der Kampf wegen des Concordates hochgeht, hervortrete, bringe ich Ihrer Sache einen tödtlichen Schlag bei — das genügt mir!"

„Wollen Sie nicht mit sich paktiren lassen?" fragte Giesebrecht nach kurzem Nachdenken, das ihm gezeigt hatte, daß er gegen seinen zum Aeußersten entschlossenen Gegner sehr im Nachtheile sei, kleinlaut.

„Warum nicht? wenn Ihnen nur die Basis convenirt, auf welcher ich zu unterhandeln bereit wäre!" warf Donnerkeil nonchalant hin.

„Diese Basis?" forschte Giesebrecht gespannt.

„Der Hofrath Weißenstark nimmt seinen Abschied und Sie ziehen sich für die Dauer eines Jahres von jener Thätigkeit zurück, die Sie so erfolgreich geübt haben. Ich will Ihnen sogar noch eine weitere Concession machen. Es sei Ihnen vergönnt, Ihre bisherige

Thätigkeit außerhalb Oesterreichs, z. B. in Rom, wo man Männer Ihrer Art bald brauchen wird, wenn man mit Oesterreich wird unterhandeln wollen, fortzusetzen. Nach einem Jahre sind Sie wieder frei und können thun was Sie wollen. Was sagen Sie zu meinem Vorschlage? Ich halte ihn vierundzwanzig Stunden als Ultimatum aufrecht!"

„Ich werde Ihnen morgen Bescheid sagen!" sagte Giesebrecht tonlos, während sich Donnerkeil erhob und empfahl.

XIII.

Weihnachten 1867.

Es ist Weihnachten — Weihnachten 1867.

Frau Wurzbacher geht in einem neuen, prächtigen Sammtpelz zur Kirche, in einem Sammtpelz, der zu den neuen, großen Errungenschaften Oesterreichs in einer Art drastischer Wechselbeziehung steht. Hätte der Wiener Reichsrath den Ausgleich mit Ungarn nicht angenommen, wären die Staatsgrundgesetze nicht sanctionirt, die das Concordat an der Wurzel fassenden Schul- und Ehegesetze vom cisleithanischen Parlamente nicht votirt worden, so hätte auch Frau Petronilla Wurzbacher keinen Sammtpelz bekommen. Das kann man mit Sicherheit behaupten, wenn man sich die mehrjährige Geschichte dieses Sammtpelzes vergegenwärtigt.

Die Genesis dieses Pelzes greift nemlich bis in die Wurzbacher'schen Flitterwochen zurück. Das Pärchen hatte eben geheiratet, Frau Wurzbacher brauchte einen neuen Mantel und Wurzbacher sagte in überwallender Zärtlichkeit:

„Behilf Dir nur das eine Jahr noch, mein liebes Kind, die Jahreszeit ist schon zu weit vorgerückt, um etwas Neues zu schaffen. Auf's Jahr sollst Du dagegen ein Prachtstück erhalten. Keinen gewöhnlichen Mantel will ich Dir dann schaffen, Du sollst einen Sammtpelz erhalten!"

„Einen Sammtpelz!" jubelte Frau Wurzbacher und wußte sich vor Glück kaum zu fassen. „Einen Sammtpelz wie die Großhändlerin X. und die Hofräthin Y. Dieses Glück — wie wird man mich beneiden."

Frau Wurzbacher schwelgte den ganzen Winter über in süßen Pelzhoffnungen. Es genirte sie nicht mehr ihren alten fadenscheinigen Mantel anzuziehen, sie tröstete sich mit dem Gedanken: auf's Jahr wird das ganz anders sein! Sie faßte alle auf der Promenade auftauchenden Pelze in's Auge, studirte ihre Formen und Schnitte und entschied sich bald für diese, bald für jene Façon.

Es ward Frühling, Sommer, Herbst und wieder Winter.

Angesicht's des ersten Schnee's wagte es Frau Wurzbacher auf den versprochenen Pelz zurückzukommen. Es geschah dies mit Zagen, da sie fürchtete, Wurzbacher durch eine unzarte Mahnung zu verletzen.

Wurzbacher lächelte ganz verbindlich und meinte nur:

„Du sollst den Sammtpelz haben, mein liebes Kind, sobald Du Dich erst für eine Farbe entschieden hast. Du mußt mir sagen, wie der Pelz beschaffen sein soll, ob dunkelroth, blau, grün, violett, schwarz oder giftroth!“

An die Farbe hatte Frau Wurzbacher bisher nicht gedacht und um diese festzustellen, waren neue Sammtpelzstudien nöthig. So oft Frau Wurzbacher von einer Promenade nach Hause kam und meinte: „Ich glaube, ein blauer oder grüner oder violetter Sammt würde mir sehr gut stehen,“ zog Wurzbacher ein sehr bedenkliches Gesicht und meinte:

„Das mußt Du Dir sehr genau überlegen, mein Kind! Einen Sammtpelz läßt man nicht so geschwind machen wie ein Orleanskleid! Ich wäre der Ansicht, ein schwarzer Pelz wäre der praktischeste und dauerhafteste; aber damit will ich Dir nichts vorschreiben! Du bekommst den Sammtpelz und kannst ganz frei wählen! Nur übereile Dich nicht! Ob Du den Sammtpelz schon heuer oder erst im nächsten Jahre erhältst, darauf kommt es nicht an. Ein so theures Stück kauft man nicht für ein Jahr, sondern für eine halbe Ewigkeit — und dann macht man den Kindern noch Kleider und Jacken daraus!“

Während man über die Farbe des Zukunftsmantels lebhaft debattirte und angestrengt deliberirte, verging der Winter und als die Frühlingswinde herangeweht kamen, sagte Wurzbacher höchlichst befriedigt zu seiner Lebensgefährtin:

„Siehst Du, mein liebes Kind, wie gut es war, daß Du Dir den Sammtpelz für's nächste Jahr aufgespart hast! Jetzt hättest Du ihn doch dem Kürschner zur Aufbewahrung über den Sommer geben müssen und wir hätten unnöthige Spesen. Auf's Jahr wird Dich der

Pelz doppelt freuen, weil er dann nicht blos ganz wie neu, sondern wirklich ganz neu sein wird."

Frau Wurzbacher sah das Richtige dieser Bemerkungen umsomehr ein, als es schon März war, und setzte nun ihre Sammthoffnungen auf den nächsten Herbst. Aber dieser sollte ein neues Sammtrennen mit Hindernissen bringen. Frau Wurzbacher brachte die Pelzfrage kaum zur ersten Vorbesprechung, als Wurzbacher schon bedenklich äußerte:

„Aber hast Du auch bedacht, mein Kind, daß es höchst verschiedenartige Sammtpelze gibt? Da hast Du zunächst die Sammtpelze, welche so genannt werden, weil gar kein Pelz an ihnen ist, wie lucus a non lucendo. Willst Du einen solchen einfachen Sammtburnus haben oder einen eigentlichen Sammtpelz? Und angenommen nun, Du entscheidest Dich für eine Pelzverbrämung, so entsteht die weitere Frage, wie dieselbe beschaffen sein soll? Willst Du einen Pelzkragen haben, oder soll der ganze Ueberwurf pelzverbrämt sein, oder soll sich der Pelz blos auf die Aermel beschränken? Das Alles wäre genau zu überlegen!"

Sobald man aber wieder im Ueberlegen darin war, kamen tausend neue Fragen zur Erörterung. Welchen Pelz sollte man nehmen? Iltis, Marder, wilde Katzen oder was sonst? Zugleich erinnerte man sich, daß Frau Wurzbacher vom Hause eine Pelzboa mitgebracht habe. Die Pelzboa's waren aus der Mode, vielleicht ließ sich der jetzt müssig im Kasten verrostende Pelz für den Zukunftspelz benützen!

Unter solchen Discussionen wurde es neuerdings Frühling und die Pelzfrage wurde Angesichts der sich entfaltenden Knospen für heuer ad acta gelegt.

Aber kaum wurde es October, so zog Frau Wurzbacher ihren fadenscheinigen Mantel, den sie noch immer trug, weil sie alle Jahre hoffte, der Sammt würde ihm die definitive Quiescirung vermitteln, aus der Almer heraus, entrollte ihn vor den Augen ihres Gatten und sagte, diesmal mit einer gewissen Gereiztheit:

„Aber jetzt wird es doch hoffentlich zum Sammt kommen?"

„Gewiß, mein Kind!" replicirte Wurzbacher kleinlaut.

„Nun, es ist auch hohe Zeit! Ich kann mich ja in diesem Mantel nicht auf der Gasse zeigen!"

„Also schaffen wir den Sammt an! Aber wie gedenkst Du es zu machen? Willst Du den Ueberwurf fertig kaufen? Oder willst Du ihn machen lassen? Wenn dies letztere, willst Du den Stoff selbst beischaffen?"

Da stand Frau Wurzbacher wieder rathlos — eine neue Preisfrage war aufgeworfen. Zuerst wurden alle Läden abgegangen, dann häusliche Kostenüberschläge gemacht, und endlich herausgebracht, daß es doch am zweckmäßigsten sei, den Sammtpelz zu Hause machen zu lassen.

„Aber hast Du auch bedacht, meine Liebe,“ warf Wurzbacher ein, „daß die Schneider nicht immer das zarteste Gewissen haben? Der Sammt hat immer etwas Verlockendes, so daß der Schneider leicht auf den Gedanken kommen könnte, sich von Deinem Sammt auch eine Sammtweste machen zu lassen. Man hat Beispiele! Nun aber ist der Sammt so theuer, daß man ihn nicht kauft, um Schneidern Präsente damit zu machen! Ja und apropos, was für eine Qualität willst Du nehmen? Es gibt Sammte zu drei, vier, fünf Gulden die Elle, französische Sammte zu zwanzig Gulden die Elle — das Alles muß noch reiflicher erwogen werden!“

Kurz — Frau Wurzbacher blieb auch heuer sammtlos. Doch sei es zu ihrem Ruhme gesagt, sie verlor auch diesmal die Fassung nicht und tröstete sich mit dem nächsten Winter, wenn die Watta durch das auseinanderfallende Seidenfutter des alten Mantels hindurchzuschimmern begann.

„Heuer sollst Du Deinen Sammtpelz bekommen!“ ergriff Wurzbacher im nächsten Herbste aus freien Stücken die Initiative, um der Frau das Mahnwort abzuschneiden, das ihr schon auf der Zunge schwebte. „Du weißt, ich will eine kleine Reise nach Wien machen und bei der Gelegenheit werde ich Dir in Wien den Sammt besorgen, dort bekommt man natürlich schönere und billigere Waare und hat zugleich eine reichere Auswahl!“

Frau Wurzbacher war ganz selig. Freilich nahm ihr Entzücken mit dem vorschreitenden Winter immer mehr ab, da Wurzbacher sein Reiseproject von einer Woche zur andern, von einem Monate zum andern verschob. Bald war es zu kalt, bald gab es zu viel Schnee, so daß man leicht auf der Bahn sitzen bleiben konnte. Jetzt wollte er dem Wiener Kothe, dann wieder dem Wiener Winde aus dem Wege gehen. Später wollte er schon warten, bis eine auf dem Repertoir des Hofoperntheaters stehende neue epochemachende Oper vom Stapel lief, um von dem Wiener Theaterleben das Möglichste zu profitiren. So wurde es Januar, Februar und als die Reise endlich in Scene ging, kam man des bereits durch's Fenster hereinlugenden Märzes wegen überein, den Sammteinkauf vom Wiener Repertoire zu streichen, weil es eine gewagte

Sache wäre, den Sammt den Sommer über unbenützt liegen zu lassen. Wurzbacher wußte so viel von der sommerlichen Vorliebe der Motten für unbenützt liegende Sammte zu erzählen, daß Frau Wurzbacher sich gefangen gab, aber zugleich kategorisch ausrief:

„Ich sehe schon, auf die Art komme ich zu keinem Sammtpelze. Du lassest mich mein ganzes Leben lang in diesem alten Mantel ausgehen! Das geht nicht so fort! Du mußt es mir schriftlich geben, daß Du mir auf's Jahr einen Sammtpelz schaffst!“

„Sei kein Närrchen! Der Sammt lauft Dir nicht davon! Das nächste Jahr bringt neue Moden und Du wirst noch froh sein, dann freie Hand zu haben! Ich habe da überhaupt einen köstlichen Gedanken! Ein Sammtpelz kostet an hundert Gulden — die verschmerzt man nicht so leicht! Wie wäre es also, wenn wir den Sammtpelz an eine Art Glücksspiel knüpften? Ich kaufe ein Salmlos — die Salmlose sind sehr beliebt — machen wir nun, wie zu erwarten steht, einen Treffer, so erhältst Du Deinen Pelz!“

„Abgemacht!“ rief Frau Wurzbacher, die sich an jeden Strohhalm anklammerte. „Aber unter der einen Bedingung, daß ich das Salmlos aufbewahre und mich aus dem Treffer, wie groß oder klein er auch immer sein möge, bezahlt mache!“

„Einverstanden!“

Das Salmlos wurde gekauft und Frau Wurzbacher überantwortet, welche die Ziehungen mit fieberhafter Spannung verfolgte. Das Los wurde bald gezogen und Frau Wurzbacher stürzte freudestrahlend in das Arbeitszimmer des Gatten.

„Gewonnen!“ jubelte sie, auf die Ziehungsliste zeigend.

„Was Du sagst!“ rief Wurzbacher.

„Der Sammtpelz ist mein!“

„Haben wir den Haupttreffer gemacht?“ frug Wurzbacher gespannt.

„Nein — aber —“

„Wir haben also doch wenigstens einen großen Nebentreffer gemacht?“

„Nein — aber —“

„Vierhundert Gulden haben wir doch gewonnen?“

„Nein — wird sind mit dem geringsten Treffer, mit sechzig Gulden, gezogen worden! Aber was thut das — wir sind doch gezogen

und die sechzig Gulden sind mein — ich werde etwas dazu geben und der Sammtpelz ist fertig!"

Wurzbacher konnte nichts dagegen einwenden und sagte großmüthig:

„Warte nur noch ab, bis . . ."

„Bis sich Cisleithanien und Transleithanien geeinigt haben?" fiel Frau Wurzbacher dem Gatten boshaft in die Rede. „Da könnte ich vielleicht noch einmal so lang warten, als ich schon gewartet habe!"

„Ich will Dir beweisen, daß Du mit Deinem Mißtrauen gegen die Neugestaltung der Dinge in Oesterreich auf dem Holzwege bist!" rief Wurzbacher eifrig. „Du sollst noch heuer Deinen Pelz erhalten, wenn Du ihn von der Einigung der beiden Reichshälften abhängig machen willst! Und zwar kannst Du Dir den Salmtreffer lassen, ich zahle den Sammtpelz ganz an dem Tage, wo unsere Verfassung und der Ausgleich sanctionirt werden!"

„Top — es gilt!" lachte Frau Wurzbacher. „Der Ausgleich soll Dir theuer zu stehen kommen, Cisleithanier! Du hoffst wohl, daß er sich bis zum Frühling verziehen wird?"

Wenn dies wirklich der geheime Gedanke Wurzbacher's war, so hatte er sich diesmal bitter getäuscht. Als Frau Wurzbacher sah, daß der Wiener Reichsrath den Ausgleich im Sturme votirte, traf sie im Stillen Anstalten, den Sammtpelz zum Weihnachtsfeste, für welches die Publication der Verfassungs- und Ausgleichsgesetze in Aussicht gestellt wurde, fertig in's Haus zu bekommen. Und als die Zeitung die betreffenden Gesetze zu Weihnachten wirklich brachte, überreichte Frau Wurzbacher die betreffende Nummer dem Gatten, angethan mit einem pompösen Sammtpelze.

„Da hast Du den Ausgleich," sagte sie pathetisch, „jetzt zahle!"

Wurzbacher machte gute Miene zum bösen Spiele. Glücklicherweise hatten ihn einige Ereignisse, die sein Familienleben berührt hatten, in gute Laune versetzt. Seine Schwiegermutter hatte sein Haus verlassen, um zu einem Bruder auf's Land zu ziehen, der seine Frau verloren hatte und eine verläßliche Person zur Beaufsichtigung seiner Kinder brauchte. Sein Stiefbruder Woprschalek hatte seine Stellung in Böhmen mit einer Hofmeisterstelle bei einem russischen Fürsten vertauscht und Wurzbacher fühlte sich daher sicher, daß ihm der russificirte Czeche nicht sobald wieder irgendwie zur Last fallen würde. Zum Ueberflusse war kurz vor Weihnachten auch noch ein Brief von Magde-

burg eingelaufen, in welchem sich dieser angelegentlich nach Trudchen erkundigte, seinen friedlichen Besuch für den nächsten Sommer in Aussicht stellte und die Mittheilung einfließen ließ, daß er sich als Architekt in Berlin zu etabliren gedenke.

„Im nächsten Sommer wird Trudchen fünfzehn Jahre alt," hatte Wurzbacher zu seiner Frau gesagt, als er ihr Magdeburgs Brief einhändigte, „gib Acht, daß sie Dir der Preuße nicht wegkapert! Sie wäre nicht die erste Oesterreicherin, die in Folge des letzten Krieges nach Preußen hinein heiratete!"

„Du bist ein Narr mit Deinem imaginären preußischen Schwiegersohn!" lachte Frau Wurzbacher.

„Nun — wir werden ja sehen!" beschied sie Wurzbacher.

Nachdem er am Weihnachtstage seine Frau, die zum ersten Male ihren Sammtpelz zur Schau trug und darauf bestand, daß zur Feier der Enthüllung desselben Wurzbacher mit ihr zur Kirche gehen müsse, abgeladen hatte, segelte er nach dem Weinhause, wo er sich mit seinen Collegen Greisler, Schnirch und Schrittel ein Rendezvous gegeben hatte, um die Sanctionirung der Verfassungs- und Ausgleichsgesetze feierlich zu begehen und auf das glückliche Zustandekommen eines parlamentarischen Ministeriums, das eben in der Bildung begriffen war, anzustoßen.

Seit Beust Reichskanzler geworden war hatte man Wurzbacher in keiner so guten Stimmung gesehen wie heute, wo das finis coronat opus auf der Tagesordnung stand.

„Erinnern Sie sich noch, meine Herren," sagte er strahlenden Gesichtes zu seinen Collegen, „wie wir vor elf Monaten hier saßen und uns so recht innig freuten, daß Er, der den Karren so gründlich verfahren hatte, endlich gegangen worden war? Damals wagten wir kaum zu hoffen, daß wir binnen Jahresfrist auf einen grünen Zweig kommen würden!"

„Damals dominirte noch im böhmischen Landhause, an dem wir auf dem Wege vom Bureau zum Weinhause vorbeikamen, die czechische Majorität!" sagte Schnirch. „Die Herren haben ihre Zeit versäumt — wer weiß, ob wir heute dastünden, wo wir glücklicher Weise stehen, wenn sie in den Reichsrath gewählt und fünf und dreißig der Ihrigen in denselben entsandt hätten, wie es damals in ihrer Macht stand. Die können auch von sich sagen: was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück. Der Ausgleich, die Verfassung, das Mini-

sterium sogar wären andere, als sie heute sind, wenn die Herren, welche damals noch die Majorität im böhmischen Landtage gehabt, nicht eigensinnig gesagt hätten: wir thun nicht mit!"

„Freuen wir uns, daß es so gekommen ist!" rief Greisler. „Nach den aufregenden Debatten der beiden Parlamente, die wir hinter uns haben, wird das Stillleben der Landtage, wenn sie erst wieder einmal in siebzehn Auflagen beisammen sein werden, förmlich wohlthuend wirken. Da werden wir doch wieder einmal gemüthliche Verhandlungen zu lesen bekommen, über Gesetzentwürfe zum Schutze der Vögel und mäusefeindlichen Thiere, über Dienstboten-, Mauth- und Armengesetze!"

„Ich erinnere mich noch mit Vergnügen auf die humoristische Scene, die sich im vorigen Jahre im Landtagssaale in der Journalistenloge abspielte!" nahm Schrittel das Wort. „Ein Wiener Blatt wurde während der Landtagssaison durch zwei Correspondenten bedient — durch einen einheimischen und durch einen eigens von Wien nach Prag beorderten, von dessen Existenz und Mission die Herren in der czechischen Journalistenloge keine Ahnung hatten, so daß ihnen nur der Einheimische als Vertreter des in czechischen Kreisen ganz besonders verhaßten Wiener Blattes galt. Während der von den Czechen nach der Debatte über die Universitätssprachenfrage arrangirten Straßenskandale befand sich der einheimische Correspondent in der deutschen Journalistenloge und sprach dort über die Logenbrüstung weg mit einem Collegen von der Feder in der czechischen Journalistenloge. Dem zugewanderten Correspondenten des Wiener Blattes, der sich auf der Straße befand, wurde mittlerweile der Hut vor dem Landtagssaale eingetrieben. Wuthentbrannt ging er hin und schilderte in einem fulminanten Leitartikel die Details vor dem Sitzungsgebäude, schilderte, wie seinem neuen Wiener Cylinder vom czechischen Pöbel mitgespielt worden. Der Leitartikel kommt nach Prag, übt seine Wirkung, und eine dieser Wirkungen besteht darin, daß der czechische Journalist, mit welchem der einheimische Correspondent während der Straßenauftritte gesprochen, in die deutsche Journalistenloge hineinstürzt und, den Leitartikel in der Hand, folgende Interpellation an den Einheimischen richtet, den er für den Verfasser des die von czechischer Seite in Scene gesetzten Straßenskandale geißelnden Aufsatzes hält: „Herr, wie können Sie schreiben, daß man Ihnen auf dem Fünfkirchenplatze den Hut eingedrückt hat? Sie waren ja gar nicht in der Straße, Sie waren hier in der Loge — habe ich nicht selbst mit Ihnen gesprochen?

Aber so seid Ihr, Ihr Deutschen, wo Ihr uns Czechen etwas Schlimmes nachsagen könnt, thut Ihr's mit Wonne, wenn es auch nicht wahr ist!" Sprach's, stürzte hinaus und ließ den Einheimischen, der an dem von seinem Wiener Collegen verbrochenen Artikel unschuldig war wie ein neugebornes Kind, und ihn noch gar nicht gelesen hatte, im höchsten Grade verblüfft zurück."

Während Alle lachten, sagte Wurzbacher:

„Wir dürften leicht noch stürmischere Scenen erleben, als jene waren, zu welchen dies Geschichtchen eine pikante Arabeske bildet, wenn erst wieder der böhmische Landtag beisammen sein wird. Aber was auch kommen mag, es wird doch nur mehr die Bedeutung eines Sturmes im Wasserglase haben, nachdem im Großen und Ganzen Ordnung gemacht ist! Lassen Sie uns die Gläser heben auf diese neue Ordnung der Dinge, die heute unwiderruflich besiegelt worden, und welcher die bevorstehende Bildung eines freisinnigen, parlamentarischen Ministeriums und der Sturz des unseligen Concordates bald eine erhöhte Weihe geben wird! Lassen Sie uns ein Hoch ausbringen auf die Krönung der neuesten Aera Oesterreichs!

Die Gläser der Vier klangen hell in einander, als sie anstießen auf das verjüngte, auf das freie Oesterreich!

XIV.

Das Ende.

Giesebrecht hatte zähneknirschend das Ultimatum Donnerkeil's angenommen, um Enthüllungen zu vermeiden, die ihm und seiner Partei gerade im gegenwärtigen Augenblicke höchst ungelegen gekommen wären. Während sich das Herrenhaus zu der großen Debatte rüstete, die über den Bestand des Concordates entscheiden sollte, trat er seine Römerfahrt an. Sein Trost war, daß er die Sache, der er momentan nicht dienen konnte, in guten Händen zurückließ. Der Hofrath von Weißenstark konnte sich, seit er in den Ruhestand getreten war, derselben weit rücksichtsloser annehmen als früher. In Verbindung mit der Gräfin von Hermannsburg leistete er Unglaubliches im Sammeln von Unterschriften für die Aufrechterhaltung des Concordates, im An-

werben päpstlicher Zuaven, im Sammeln von Peterspfennigen. Wo Damen an Kirchenthüren die Sammelbüchse den Kirchenbesuchern unter die Nase halten, damit sie ihr Scherflein für den Papst hineinlegen, da ist die Gräfin sicher dabei.

Donnerkeil hatte sich durch die Unschädlichmachung der beiden Parteigänger der Reaction in einem Zeitpunkte, wo sie die Sache des freiheitlichen Fortschrittes hätten am meisten beeinträchtigen können, bei dem Grafen von Kreuth einen Stein im Brette erobert. Kreuth wird ihn nicht mehr fallen lassen, den Bräutigam Delphinen's vielmehr in jeder Art poussiren. Es läßt sich erwarten, daß Donnerkeil der Sache, der er jetzt dient, treuer anhängen wird, als jener, für die er in den Anfängen seiner Laufbahn insgeheim wirkte. Er hat die dunkle Partie seines Lebens hinter sich und das Problematische in seinem Wesen hoffentlich für immer abgestreift.

Flaschl leiht gegen mäßige Zinsen und zeigt seither seiner Frau ein heitereres Gesicht, wenngleich er in der letzten Zeit den Kummer erleben mußte, daß die Schuldhaft aufgehoben wurde.

Der Adamit ist in der Untersuchungshaft gestorben, ohne nach dem gelobten Lande Amerika, auf das er sein Auge mit der Beharrlichkeit eines Monomanen gerichtet gehalten, gekommen zu sein. Scheberle hatte sich, nachdem er aus dem Criminal entsprungen war, vagabundirend außerhalb Wiens umhergetrieben, bis es ihm gelang, sich wieder mit Haselhorst, der sich bekanntlich rechtzeitig salvirt hatte, zu vereinigen. Nachdem die Beiden das zusammengegaunerte Geld verthan hatten, machten sie in den Spelunken Prags, wohin sie verschlagen worden waren, die Bekanntschaft Tesareks und associirten sich mit demselben, der große Localkenntnisse hatte, um die Gegend um Prag auf gemeinschaftliche Rechnung unsicher zu machen. Sie erwählten sich eine Todtenkammer auf dem weißen Berge, die sich an eine einsam stehende Kirche anlehnte und seit Langem nicht mehr in Benützung stand, zum Depositorium und zugleich zum nächtlichen Zusammenkunftsorte. Die Leute, welche oft in später Nachtstunde die Todtenkammer matt erleuchtet sahen, versicherten, daß es dort spuke, bis in einer Nacht zufällig ein altes Weib an der Todtenkammer vorbeikam und bemerkte, wie ein Paar Kerle mit berußten Gesichtern Lasten in dieselbe schleppten. Das Weib begab sich in den nächsten Ort, allarmirte dort den Gendarmerieposten und man kam noch in derselben Nacht dem Geheimnisse der Todtenkammer

auf die Spur und konnte die drei Gauner in flagranti abfassen, so daß sie nunmehr ihrer Verurtheilung entgegensehen.

Der Feldwebel Barak hat als Belohnung für die Bravour, die er im Feldzuge an den Tag gelegt, das ersehnte goldene Portepée erhalten, das ihm als glänzende Fata Morgana vorgeschwebt hatte, als er seinem Oheim durchgegangen war, um Soldat zu werden. Er ist ein gern gesehener Gast in Preinhalters Hause, da ihm die Eheleute, denen er den letzten Gruß ihres Sohnes überbracht, sehr zugethan sind. Noch lieber aber sieht Petronilla sein öfteres Kommen und es dürfte gar nicht überraschen, wenn der junge, zum halben Krüppel geschossene Lieutenant auf Halbsold eines Tages mit Charakter quittirte, und in das Geschäft des Großhändlers Preinhalter als Buchhalter oder Correspondent einträte, um im Genuß einer gesicherten Existenz um die Hand der Nichte Preinhalter's anzuhalten, die sich der Werbung gegenüber kaum abwehrend verhalten dürfte.

Nicht so glücklich wie diese Liebe ist jene, welche die arme Fanny im Herzen trägt. Sie und ihre Mutter wurden kürzlich durch die Nachricht in Aufregung versetzt, daß Berezowsky aus dem Bagno entsprungen sei.

Und nun haben wir nur noch von dem Reinsten und Edelsten der Menschen, mit denen wir im Verlaufe unserer Erzählung in Berührung gekommen sind, kurzen Abschied zu nehmen. Romuald Bardeleben, der unbeugsame Charakter, dessen Leben bis dahin, wo wir ihn kennen gelernt haben und wo ihm ein besserer Stern aufzugehen begann, ein heldenhaftes Märthyrerthum gewesen, steht in den ersten Reihen derer, welche dem unbehaglichen Zustande von „Zwischen Krieg und Frieden,“ der auf Oesterreich's innerem Leben lastete, dadurch für immer ein Ende zu machen bemüht sind, daß sie das letzte Bollwerk der Reaction, das letzte Wahrzeichen einer unglücklichen, unheimlichen Zeit, das wie ein düsteres Zwinguri in die lichtere Gegenwart hineinragt, aus dem Wege zu räumen suchen. Wenn man dereinst die Namen derer nennen wird, welche muthvoll mit scharfen, geistigen Waffen gegen das Concordat anstürmten, wird Romuald Bardeleben's Name ehrenvoll mit genannt werden.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des dritten Bandes.

Druck von R. v. Waldheim.